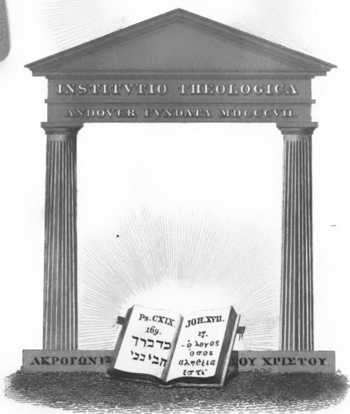
FRANKREICHS RELIGIONS- UND BÜRGERKRIEGE IM...

August Leverecht Herrmann




יהוה
INSTITVTIO THEOLOGICA
ANDOVER FVNDATA MDCCCVII
Ps. CXIX. 169.
כדברך
הבינני
JOH. XVII. 17.
ὁ λογος ὁ σος αληθεια εστι.
ΑΚΡΟΓΩΝΙ
ΟΥ ΧΡΙΣΤΟΥ.

Niedner 711

Frankreichs

Religions- und Bürgerkriege

im sechzehnten Jahrhundert.

Frankreichs

Religions- und Bürgerkriege

im sechzehnten Jahrhunderte

dargestellt

von

August Leberecht Herrmann,

Professor der Geschichte am Königl. Sächs. adel. Cadettencorps in Dresden.

Leipzig, 1828.

Verlag von Leopold Voß.

Seiner Excellenz

dem Herrn Generallieutenant der Cavalerie

Karl Friedrich Wilhelm von Gersdorff,

Sr. Königl. Majestät von Sachsen General=Adjutanten, Commandanten des adeligen Cadettencorps, Groß=Kreuz des St. Heinrichs=Ordens, Groß=Kreuz des weißen Falken=Ordens, Groß=Officier der Ehrenlegion rc. rc.

hochachtungsvoll gewidmet.

Ew. Excellenz

Einen sprechenden Beweis meiner Verehrung zu geben, war schon längst ein Bedürfniß meines Herzens, daher ergreife ich die Gelegenheit Ihnen, dem wissenschaftliche Bestrebungen weder fremd noch gleichgültig sind, gegenwärtiges Werk, das Erzeugniß einer mehrjährigen Arbeit, ehrfurchtsvoll zu überreichen.

Was Ew. Excellenz dem Vaterlande mit schaffendem, ordnendem Geiste im Dienste der Waffen geleistet, ist bekannt; was Sie demselben jetzt noch leisten durch die weise Leitung einer, immer schöner empor blühenden Anstalt, ehrt auch das Ausland und erkennen segnend alle Eltern und Familien, welche so glücklich sind ihre Angehörigen unter der Obhut von Ew. Excellenz zu wissen; was aber vielleicht weniger bekannt seyn dürfte und im Stillen doch so herrliche Früchte trägt, ist die freudige Bereitwilligkeit und Liebe, womit Sie alle Mitarbeitende für ihren Beruf

zu begeistern wissen, die biedere Offenheit, mit welcher Sie theilnehmend jedem in besondern Fällen die Hand bieten. Ja! es giebt Augenblicke, wo das tröstende Wort des Freundes die Stimme eines Engels wird, darum werde auch ich mich Ew. Excellenz ewig verpflichtet fühlen, und mit dankbaren Gesinnungen mich stets nennen

Ew. Excellenz

unterthänigsten Diener

August Leberecht Herrmann.

Dresden am 1sten Januar 1828.

Vorrede.

Eine unerfreuliche Zeit wird in vorliegendem Werke geschildert, die Ränke eines verdorbenen Hofes, die Parteiungen rebellischer Vasallen, die blutigen Kämpfe zwischen Hugenotten und Papisten machen den immerwährenden Stoff dieser Geschichte aus. War es der Mühe werth, denselben genau zu beleuchten und zu erörtern, verdienten diese Könige und Fürsten der Nachwelt mit Ausführlichkeit genannt zu werden? Wer die Geschichte nur als eine Zeit kürzende Anekdotensammlung betrachtet, oder die Annalen derselben blos zur Hand nimmt, um erbauliche Beispiele einer nie befleckten, nie strauchelnden Tugend darin zu suchen, dem dürfte unser Unternehmen allerdings unnütz, ja selbst tadelnswerth erscheinen. Allein bieten nicht schon im gemeinen Leben die Schicksale berüchtigter oder verirrter Menschen oft lehrreichere Betrachtungen dar, als die Muster eines niemals angefochtenen Lebens? spricht nicht in den kleinen Anfängen der allmälig wachsenden und zunehmenden Lasterhaftigkeit die Mahnung, auch in Kleinigkeiten streng zu seyn und vor dem ersten Schritte zum Bösen zu zittern, am lautesten und deutlichsten zu uns? In dieser Hinsicht nun enthält der, von uns behandelte,

Zeitraum, des Belehrenden, Warnenden und Ermunternden mehr als irgend eine andere glücklichere und erfreulichere Periode. Frankreichs dritter Heinrich zeigt, daß auch Könige die ewig gleichen Gesetze der Sittlichkeit nicht ungestraft von sich werfen; er machte einen Bund mit der Gewalt und dem Mord, und hatte dadurch die Zähne des Drachen gesäet, aus welchen eine gewappnete Schaar hervorsproßte, die das Eisen gegen ihn selbst kehrte. Die ränkesüchtige Medicis hoffte durch Falschheit und Verrath glückliche Tage zu schauen, und erntete Haß und Verachtung in ihrem einsamen, freudenlosen Alter; das stolze Haus der Guisen streckte die Hand aus nach der Krone seines Königs und ging unter, als es zu triumphiren meinte; Feuer und Schwert rief der unduldsame Clerus hervor gegen anders Denkende, die er Ketzer nannte, und sah das Vaterland in den Flammen des schrecklichsten aller Bürgerkriege beinahe aufgehen, seinen Zweck aber erreichte er doch nicht, denn die Lehre der evangelischen Christen rettete sich auch in Frankreich durch alle Verfolgungen glücklich hindurch. Coligny, der edle treffliche Mann, war doch der erste, der von Waffengewalt in der Sache des Glaubens sprach, und durchs Schwert kam er um in der Nacht des blutigen Bartholomäusfestes; der weise und tugendhafte Hopital rieth stets, doch immer vergebens, zur Mäßigung, zog sich endlich von einem undankbaren Amte zurück, starb aber geachtet und geehrt von allen Parteien. Oft waren die schwer bedrängten Protestanten am Rande des Verderbens, doch wenn ihr Untergang gewiß schien, rettete sie eine unerwartete Veränderung, und sie erhielten zuletzt den Lohn ihrer treuen Beharrlichkeit; gleich einer Sonne tritt endlich der treffliche Heinrich IV.

hervor, Glück und Ruhe über die hart Bedrängten zurück zu führen. Ja erhebend und tröstend erscheint dann diese grauenvolle Zeit, wenn man in ihr recht sichtlich bestätigt findet, daß Gott das Böse zwar geschehen aber nicht obsiegen, den Gerechten zwar versuchen, aber nicht untergehen läßt. In unsern Tagen aber gerade scheint ein Blick auf diesen Theil der Geschichte besonders empfehlenswerth. Streitfragen, die seit hunderten von Jahren nicht mehr berührt wurden, veranlassen jetzt neuen Hader; die Duldung, mit welcher der Katholik bisher friedlich neben dem Protestanten wohnte, weicht hier und da einer traurigen Verfolgungs- oder Bekehrungssucht; die Eintracht, welche alle Christen als Glaubensbrüder umfing, hat sich an manchen Orten in störende Zwietracht verkehrt. Wenn das 19te Jahrhundert Zeuge wäre von dem Drucke, den Verfolgungen und schmählichen Thaten, welche uns das 16te berichtet, würde es nicht auch, wie jenes, dieselben Uebel zu erdulden haben? Wie in einen Spiegel sollen wir schauen in das Leben anderer und eine Regel für uns daraus bilden, und gerade das Frankreich der letzten Hälfte des 16ten Jahrhunderts kann uns lehrreich seyn, darum unternahmen wir dessen Geschichte. Wahrheit und Unparteilichkeit waren uns dabei unverbrüchliche Gesetze; die glaubwürdigsten Quellen sind benutzt, Schilderungen von Ergötzlichkeiten und selbst Kleidertrachten, in so fern sie Sitten und Zeitgeist näher bestimmen, sind nicht verschmäht worden; der Leser unserer Darstellungen sollte gleichsam in jener Zeit einheimisch werden, mit den damaligen Menschen leben, ihre innern Triebfedern kennen lernen, und so zu sagen ein lebendes Zeit- und Sittengemälde an sich vorübergehen sehen, weshalb ihm

aber auch das Schreckliche und Schauderhafte, in seiner ganzen Ausführlichkeit, nicht erspart werden konnte. Das war das Ziel, welches uns bei unseren Bemühungen vorschwebte. Kenner und Freunde der Geschichte mögen beurtheilen, in wie weit wir uns demselben genähert haben.

Dresden im Januar 1828.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichniß.

Seite.

Seite.

Seite.

* *

Einleitung.

Allgemeiner Ueberblick von Deutschland, Italien, Spanien, den Niederlanden und Frankreich in der Mitte des 16ten Jahrhunderts.

Dreißig Jahre waren seit dem Anfange der Reformation verflossen, als zwei wichtige Ereignisse dem Fortgange derselben ein plötzliches Ende zu drohen schienen. Der Kaiser Karl V. besiegte den 24. April 1547 die Genossen des schmalkaldischen Bundes in der Schlacht bei Mühlberg gänzlich, und den 31. März desselben Jahres starb Franz I., König von Frankreich, sein beharrlichster Feind und Widersacher. Nun endlich glaubte der Beherrscher Spaniens, Deutschlands, Italiens und der Niederlande am Ziele seiner Wünsche zu seyn und dem weitern Umsichgreifen der unerwünschten Reformation Einhalt thun zu können. Denn mächtig wirkte dieselbe, wie auf die kirchlichen, so auch auf die politischen Verhältnisse ein. Sachsen, Brandenburg, ein Theil der Pfalz, Braunschweig, Hessen, Mecklenburg, Würtemberg, Baden, Pommern, so wie die meisten, sehr reichen und mächtigen Reichsstädte, traten der neuen Lehre bei; die Klöster wurden aufgehoben, die Güter der Geistlichkeit eingezogen, und bald erblühte aus unzähligen Schulen und vielen Universitäten ein Geist des Strebens und Forschens, welchen keine äußere Gewalt mehr in Fesseln schlagen konnte.

Dieses neue, geistige Leben, insonderheit aber die tiefe, mit ritterlichem Muthe gepaarte Klugheit des Sächsischen Herzogs Moriz ließen die Entwürfe Karls V. in Deutschland scheitern, und die Denk- und Glaubens-

freiheit war der Preis jener kräftigen Regungen. Herrlich und mannichfaltig entwickelte sich bald eine vielseitige Nationalbildung unter den Deutschen; die wiederbelebte classische Literatur zerstreute die bisherige Dunkelheit; mit edler Freundschaft schlossen sich die bessern Köpfe an einander an, empfingen und gaben neue Ansichten und Entdeckungen, munterten sich zu einem gemeinsamen Weiterstreben auf, und so wandelten alle Wissenschaften Hand in Hand, ertheilten einander Licht und Wärme, und durch diesen herrlichen Verein ward, von der Mitte bis zum Ende des 16ten Jahrhunderts, so Großes und Unglaubliches bewirkt.

Dieser regsame Geist ergriff selbst die Jugend. Mit heißer Wißbegierde strömten die Jünglinge auf den Universitäten zu den neuen Lehrern, welche nicht selten als wandernde Gelehrte anlangten und Vorlesungen hielten, denn alle wollten jetzt Poeten werden, d. i. alte Literatur studiren, zum größten Aerger der scholastischen magistrorum liberalium artium, denn die trockne, spitzfindige und kleinliche Philosophie der Scholastik verlor von dieser Zeit an alles Ansehen.

In politischer Hinsicht brachte die Reformation eine große Spannung zwischen dem Kaiser und den Fürsten, welche sich dem neuen Lehrbegriffe angeschlossen hatten, hervor. Zwar weigerten sie sich keinesweges, ihn als ihr Oberhaupt anzuerkennen und ihm, erforderlichen Falls, den schuldigen Beistand zu leisten, aber sie wachten mit mißtrauischer Vorsicht über ihre, mühsam erkämpften und ungern zugestandnen, Freiheiten. Ruhig lebten indeß Katholiken und Protestanten als friedliche Bürger neben einander, so lange man sich der rohen Gewalt gegen Vorstellungen, die dem Gebiete des Geistes angehören, enthielt; ein thränenvoller Krieg durchtobte Deutschland 30 Jahre lang, als man dieses heilige Menschenrecht verletzte, und nach tiefen Wunden, nach schmerzlichen Verlusten aller Art, mußten die katholischen Fürsten ihren protestantischen Unterthanen wieder zuge=

stehen, was sie ihnen nie hätten streitig machen sollen, die Freiheit der Religion und des Glaubens.

Italien hatte um die Mitte des 16ten Jahrhunderts fast alles politische Ansehen verloren. Sicilien, Neapel und Mailand waren dem spanischen Scepter unterworfen; Venedig zog sich hinter den Wall seines frühern Ruhms zurück, und verbarg seine zunehmende Schwäche unter einem klugen Neutralitätssysteme. Der Kirchenstaat, ehemals stark durch den frommen Glauben der Welt, unterlag jetzt dem jedesmal Stärkeren, und die übrigen zahlreichen Herzog- und Fürstenthümer von geringem Umfange, wie Ferrara, Mantua, Parma, Modena, Piacenza u. m. a., waren in der Wagschale der Politik von gar keinem Gewichte.

Dagegen suchten die Italiener durch die eifrige Betreibung der Künste und Wissenschaften Entschädigung für sich und Achtung im Auslande. Die classischen Studien, in ruhigern Zeiten begonnen, hatten in Italien so tiefe Wurzel geschlagen, daß auch die nachfolgenden Kriegsstürme nicht vermochten, dieselben zu vertilgen; die vielen kleinen Höfe waren eben so viele Freistätten der Musen, und sogar unter dem Getümmel des Krieges entstanden neue Universitäten, wie in Messina 1548, in Mailand 1565, in Parma 1606; den höchsten Ruhm aber behaupteten Padua und Pisa; im Jahre 1564 zählte man auf ersterer Universität allein 200 Deutsche, welche sich dort befanden, um die Rechte zu studiren. Mehrere Päpste hörten, selbst unter dem härtesten Drucke der Umstände, nicht auf, den Wissenschaften zu huldigen. Während Clemens VII. (er regierte von 1524 bis 1534) von einem kaiserlichen Heere in der Engelsburg eingeschlossen wurde, empfahl er dem Cardinal Hippolytus von Medici über 300 Dichter und Gelehrte, welche dieser, während der Gefangenschaft des heiligen Vaters, unterstützte und versorgte. Gregor XIII. (von 1573 bis 1585) verbesserte den Julianischen Calender, gründete Schulen zur Bildung für Gelehrte,

woraus Georg Amira hervorging, der die erste syrische Grammatik schrieb, und Ferrari, welcher das erste syrische Wörterbuch verfaßte. Sixtus V. (von 1585 bis 1590) verschönerte Rom, erbaute ein großes Hospital an der Tiber, vergrößerte den vaticanischen Palast und verlegte die Bibliothek aus dem Lateran in denselben, womit er eine Druckerei verband; er vollendete die Ausgabe der Schriften des heiligen Ambrosius, veranstaltete eine Ausgabe der Bibelübersetzung der 70 Dolmetscher, so wie die einer Vulgata, auch ließ er arabische Lettern mit dazu gehörigen Pressen verfertigen. Viele Zweige der Wissenschaften fanden eine besonders sorgfältige Pflege. Guiccardini, Davila, Bentivoglio, Machiavelli zeichneten sich aus auf dem Felde der Geschichte; Ariosto und Torquato Tasso sangen ihre unsterblichen Gedichte; Uebersetzungen der Classiker bereicherten die italienische Sprache, und Physik, Mathematik und Astronomie wurden nicht vergessen, denn Tartaglio entdeckte, vor dem Jahre 1575, die kubischen Gleichungen, della Porta erfand die Camera obscura, und Gallilei erweiterte die Sternkunde. Nur das Studium der Theologie machte keine Fortschritte, weil die Päpste hierin jede Forschung streng untersagten. Dagegen bildeten sich philosophische Sekten, welche, bei dem äußern Scheine der Rechtgläubigkeit, einen wilden Unglauben und wirklichen Atheismus lehrten. Wie Petrus Pomponatius, unter dem stillen Beifalle des Papstes Leo X. und des Cardinals Bembo; ferner der Cardinal Gonzaga Contarenus, Paul Jovius, Bernhardin Telesius und Jul. Cäs. Vanini. Für die Bildung der italienischen Sprache endlich vereinigten sich Gesellschaften unter dem Namen Academien, die zum Theil freilich in Abgeschmacktheiten und Ungereimtheiten ausarteten, welches schon aus den Namen erhellt, die sie sich beilegten; z. B. zu Perugia gab es eine Academie, deren Mitglieder sich insensati, die Unsinnigen, nannten, eine andere zu Spoleto, ottusi, die Stumpfen, noch eine andere,

unisoni, die Eintönigen u. s. w. Nur eine hat sich ein bleibendes Verdienst erworben, sie hieß **crusca**, d. i. Klein, welche den florentinischen Dialekt zur Schriftsprache erhob durch Abfassung eines Wörterbuchs, das 1612 vollendet ward.

Die wichtige Stellung, welche Spanien in der Politik einnahm, mußte der Nation ein kräftiges Selbstgefühl geben. Es war das mächtigste Reich; in hundert blühenden Städten regte sich der Handel; die spanischen Flotten bedeckten alle Meere, der spanische Soldat herrschte in allen Ländern, die spanische Sprache redete der Hofmann, so wie der Gelehrte und der Geschäftsmann. Dieses alles gab dem Spanier das frohe Kraftgefühl, welches der Beförderung der Wissenschaften so ersprießlich ist. Auch blieb dieses nicht ohne alle Wirkung, obschon die Könige nichts zur Belebung des wissenschaftlichen Strebens thaten. Karl **V.** sagte wohl einst: „Ich kann in einer Stunde 20 Granden, aber in 20 Jahren nicht einen Gelehrten oder Dichter machen," dabei ließ er es aber auch bewenden. Philipp **II.**, in großen Ideen erzogen und an äußere Pracht gewöhnt, war thätig genug, Denkmäler einer äußern Größe zu hinterlassen. Während seiner Regierung erbaute er 30 Citadellen, 64 feste Plätze, 9 Häfen, 25 Zeughäuser, nebst vielen Palästen und Manufakturgebäuden. Allein seine finstere Unduldsamkeit in der Religion und die geschärfte Inquisition schüchterten eine freie Entwickelung des Denkens ein, und in religiöser Hinsicht sind die Spanier nie zu freiern Ansichten gelangt. In andern Theilen der Gelehrsamkeit machten sie, vermöge ihres regen Selbstgefühls, glückliche Fortschritte. Die enge Verbindung mit Italien wirkte auf ihre Dichtkunst; die classische Literatur fand Eingang; in Luis Vives trat Spaniens Baco auf um 1540. Er bestritt den zeitherigen falschen Geschmack, spottete über die herrschende Seichtigkeit und Unwissenheit und zeigte seinen Landsleuten eine richtigere Art zu studiren. Die orientalischen

Sprachen, so wie die römische und griechische, fanden ihre Verehrer; Cervantes bildete die Nationalliteratur im Roman, in der Satyre und im Drama, Lope de Vega im Lustspiele, Argensola im fließenden Style; den Krieg mit den Mauren beschrieb Diego de Mendoza, die Eroberung von Mexico Antonio de Solis, eine allgemeine Chronik von Spanien verfaßte Philipp's II. Historiograph, Ambrosio Morales. Der historische Styl erhielt eine classische Vollendung, viele spanische Gelehrte wurden in die Niederlande, nach Frankreich und unter der Königin Maria Regierung auch nach England berufen.

Die vielen Kriege jedoch, welche Spanien entvölkerten und drückende Auflagen nöthig machten, hatten zuletzt auch auf die Wissenschaften einen nachtheiligen Einfluß. Seit 1568 ward der Verfall derselben immer sichtbarer und nahm unter den folgenden Regierungen zu. Die Spanier beruhigten sich mit ihrer vergangenen Größe, verachteten ihre Nachbarn, von welchen sie jetzt hätten lernen können, und so ging jene schöne Zeit fast spurlos für die Nachkommen dahin.

Ueber England hatte Heinrich VIII. mit eisernem Scepter geherrscht. Dennoch fehlte es ihm nicht an einem gewissen Sinne für die Wissenschaften. Reich durch die hinterlassenen Schätze seines Vaters, that er viel für Gelehrte und Gelehrsamkeit. Er selbst war in der scholastischen Theologie wohl erfahren, schrieb gegen Luther de septem sacramentis, verfaßte ein Buch für die Jugend, de instituenda pube, machte Verse in seiner Sprache und dichtete noch in seinem spätern Alter Sonnette. Sein Beispiel wirkte auf Hof und Land; wer zu jenem gehörte oder sich zu dem Stande der Gebildeten rechnete, machte ebenfalls Sonnette. Die Universitäten Cambridge und Oxford wurden von Heinrich VIII. besonders begünstigt; er schickte seinen Secretair, Leland, alle Kirchen- und Klosterbibliotheken zu durchsuchen; steuerte auch nach Kräften dem Unfuge von

Marktschreiern und Quacksalbern. Von großem Einflusse war hierbei Heinrichs Günstling, der Cardinal Wolsey, durch seine Gelehrsamkeit und seine Reichthümer. Auch in England würde durch die Reformation die Fackel der Aufklärung heller entzündet worden seyn, hätte sich Heinrich VIII. nicht zum Oberhaupte der Kirche aufgeworfen und seinen Despotismus auch auf die Denkfreiheit übergetragen. Die allzuschnelle Aufhebung der Klöster war für England anfangs nachtheilig; sie enthielten nämlich die einzigen Schul- und Erziehungsanstalten, die man nicht so schnell ersetzen konnte, auch mangelte es an geschickten Lehrern.

Unter der kurzen Regierung Eduard's VI. geschah nichts Wesentliches für die Wissenschaften, und die blutige Regierung der Königin Maria bewirkte einen gänzlichen Stillstand derselben. Wider ihren Willen jedoch trug sie zur Verbreitung des Lichtes bei. Ihre grausamen Verfolgungen scheuchten eine Menge ihrer Unterthanen nach Dänemark, Deutschland und den Niederlanden, von wo sie, nach Mariens Tode, mit neuen Ideen und Kenntnissen bereichert, zurückkehrten, welche sie ihren Landsleuten mittheilten.

Elisabeth bestieg den brittischen Thron 1558, und war die gebildetste, wohl auch gelehrteste Fürstin ihres Jahrhunderts. Eine unter schwerem Drucke verlebte Jugend hatte sie den ernstern Studien zugewendet und ihrem Geiste eine männliche Reife gegeben, weshalb auch die Wissenschaften eine mächtige Stütze in ihr fanden. Da sie Lateinisch und Griechisch verstand und sich gern darüber unterhielt, so lernte es der ganze Hof. Ihre Liebe zur Mythologie brachte einen allegorisirenden Geschmack in alle Feste und Lustbarkeiten. Der Mittelstand widmete sich vornehmlich den Studien, durch welche er Beförderung und Auszeichnung fand; Poesie und Theater erhielten eine neue Gestalt durch das geniale Triumvirat von Spenser, Shakspeare und Waller; reges Leben kam in die Schifffahrt, hauptsächlich durch die Kriege gegen

Spanien, damals die größte Seemacht. Kühne Seefahrer traten auf, wie Drake, Hawkins und Howard; Entdeckungsreisen zu Land und Meer erweiterten den Blick der Nation und eröffneten der kaufmännischen Speculation ein weites Feld. Reges Streben in den Wissenschaften, in dem Handel, in den bürgerlichen Gewerben und im Kriegs- und Seewesen sind die charakteristischen Züge der Geschichte Englands in der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts.

Die Niederländer, in dieser Zeit sehr beachtungswerth, hatten an Karl V. zwar einen strengen Herren, allein sie liebten ihn dennoch, weil er in ihrer Mitte geboren war, und es ihrem Gefühle schmeichelte, von dem glänzendsten Monarchen beherrscht zu werden. So lange er sie regierte, nahm daher ihr Wohlstand zu. Handel und Schifffahrt beschäftigten viele tausend fleißige Hände in den blühenden Städten, weckten und übten den Geist auf vielfältige Weise, weshalb auch die Niederländer mehr, als irgend ein anderes Volk, für die Kirchenreformation vorbereitet waren. Kein Wunder also, daß dieselbe hier unglaublich schnelle Fortschritte machte. Dieß aber war auch der Grund, warum Philipp's II. ganzer Unwille auf diesem Lande lastete. Alba's Grausamkeit und die Androhung der Inquisition brachten endlich eine offenbare Empörung zu Wege. Lang und hart war der Kampf der Unterdrückten gegen ihre Tyrannen, aber viele schlummernde Kräfte wurden auch durch denselben geweckt, insonderheit erblühten die Wissenschaften mitten unter dem Getöse der Waffen. Erasmus glänzte schon früher in allen Theilen der Gelehrsamkeit, Regner Rädin war der erste Ethymologist der lateinischen Sprache, um 1535, und die Schule zu Gröningen erhielt durch ihn einen ausgebreiteten Ruf. Jacob von Horn, Ceratinus genannt, machte ein griechisches Wörterbuch und eine Abhandlung über die Aussprache des Griechischen bekannt, und Fullonius, aus dem Haag, schrieb

lateinische Lustspiele, um 1540, so wie denn die lateinische Poesie überhaupt in dieser Stadt mit besonderem Fleiße betrieben ward. Unter den Stürmen des Krieges wurden vier neue Universitäten in den Niederlanden errichtet, Franekker 1585, Gröningen 1614, Utrecht 1636 und Geldern 1648. Fast alle Zweige der Gelehrsamkeit wurden wenigstens von einigen, durch Kenntnisse ausgezeichneten, Männern betrieben. Um d e Botanik z B. machte sich Dodonäus von Mecheln verdient durch die Abfassung seines Kräuterbuchs, um 1550; für die Anatomie bewies sich Andreas Vesalius, der Leibarzt Karls V., thätig. Zwar hatte der Kaiser den Theologen die Frage vorgelegt: „ob es nicht auf jeden Fall gottlos sey, einen menschlichen Körper zu zergliedern?" Doch scheint Vesalius alle Bedenklichkeiten beseitigt zu haben, denn als eine große Seltenheit der Zeit übersendete er der medicinischen Facultät zu Basel ein vollständiges Menschengerippe zum Geschenke. Der Rechtsgelehrte Viglius von Zuychen van Aytta verfaßte um 1570 für Philipp II. eine Criminalverordnung mit so seltener Weisheit und Gelindigkeit, daß die Niederländer dieselbe, auch nach ihrer Trennung von Spanien, beibehielten. Wessel Gansfort, von Gröningen, ein eifriger Verehrer theologischer Studien, erbat sich vom Papste Sixtus IV., statt aller angetragenen Pfründen, eine hebräisch-griechische Bibel aus dem Vatican. Bis auf die neuesten Zeiten sind gefeierte Namen, Hugo Grotius, Torrentius, Merula u. a. Mit welchem Erfolge auch die Malerkunst von den Niederländern betrieben ward, bezeichnet eine lange Reihe hochberühmter Namen, eines Rubens, Tenier, van Dyk, Snyder, Seger u. v. a. Lange blühten die niederländischen Universitäten, wovon Utrecht die berühmteste war, und trugen zur Veredlung des Nationalgeistes bei. Gründlichkeit und Fleiß zeichneten Lehrer und Lernende rühmlichst aus; besonders war eine stille Sittlichkeit, entfernt von Renomisterei und Raufsucht, auf diesen Universitäten bemerkbar, und reich-

liche Unterstützungen setzten auch den Unbemittelten in Stand, den Wissenschaften obzuliegen.

Frankreich hatte unter den Regierungen von Karl VIII., Ludwig XII. und Franz I. seine Kräfte durch vergebliche Angriffe auf Italien erschöpft. Letzterer besonders bot seine ganze Regierung hindurch List und Gewalt auf, dieses Ziel zu erreichen, mußte aber dennoch ruhmlos vom Kampfplatze weichen. Ganz anders verhielt es sich in der folgenden Zeit. Nur einen einzigen, ebenfalls unglücklichen, Versuch machte Heinrich II. auf Italien, dann waren Frankreichs Kämpfe gegen England und vorzüglich gegen Deutschland gerichtet, bis die ausbrechenden innern Religions- und Bürgerkriege jedes Unternehmen nach Außen unmöglich machten, indem sie über 30 Jahre hindurch Frankreich verheerten und selbiges an den Rand des Verderbens führten.

So unglücklich indessen die frühern Kriege auch größtentheils für Frankreich gewesen waren, so ging es doch immer ungeschmälert an Ländergehalt aus denselben hervor. Sechzehn Provinzen machten fortwährend das eigentliche Frankreich aus. Das kleine Königreich Navarra, wovon Ferdinand I., König von Spanien, seit 1512 einen großen Theil an sich gerissen hatte, bestand zwar noch als ein selbstständiges Reich, allein dessen Beherrscher und Prinzen, mit dem französischen Regentenhause verwandt, waren von demselben auch stets sehr abhängig. Lothringen, in dieser Zeit noch ein deutsches Lehen, ward von seinen eigenen Herzogen regiert. Durch die beiden Söhne des Herzogs Friedrich, Eidam von Isabella, Tochter Karls des Kühnen, entstanden zwei Linien, wovon Anton die Hauptlinie, Claudius aber eine Nebenlinie stiftete. Des Herzogs Renatus von Lothringen' zweiter Sohn, Claudius von Guise, geboren um 1496, ließ sich zuerst in Frankreich nieder und vermählte sich 1513 mit Antoinette von Bourbon. Um seine vorzüglichen Eigenschaften und seine kühne Tapferkeit zu belohnen, ward die ihm gehörige Grafschaft Guise

zum Herzogthume und zur Pairie erhoben, 1527, und er ward der Gründer des mächtigen Hauses Guise, dessen Sprößlinge auf die nachmaligen Begebenheiten in Frankreich einen so bedeutenden Einfluß bekamen. Bei seinem Tode, 1550, hinterließ er 6 Söhne und 5 Töchter; der älteste Sohn, Franz von Guise, vermehrte den Glanz seines Hauses am meisten.

Das Kriegswesen veränderte sich in Frankreich durch die häufigen Kriege mannichfaltig. Die Gensdarmerie, jenes Palladium der französischen Heere, verfiel unter Heinrich II., und noch mehr in den Bürgerkriegen [1]. Unter Karl IX. wurden die Bogenschützen (archers), welchen Namen sie noch führten, obgleich sie sich des Bogens nicht mehr bedienten, zu einem eigenen Corps leichter Reiterei verbunden und waren nicht mehr, wie sonst, mit der Gendarmerie vereinigt. Sie wurden immer aus dem Adel gewählt. Zu diesen gesellte man Carabiniers, deren Name von dem spanischen Worte cara, das Gesicht, und dem lateinischen bini, je zwei, also doppelgesichtig, herkommen soll, wegen ihrer Art bald fliehend bald angreifend zu fechten. Sie waren mit einem Schießgewehre (escopette) von 3½ Fuß, einer Pistole und einer Sturmhaube versehen. Sie bildeten stets den linken Flügel der leichten Reiterei, rückten einzeln gegen den Feind vor, feuerten ihre Gewehre ab und zogen sich dann hinter die Schlachtreihen zurück, um sich wieder zu ordnen. Ihre Hauptbestimmung war, das Gefecht zu beginnen und den Rückzug zu decken [2].

Garnisonen gab es früher nur in den Grenzstädten, die Bürgerkriege machten, daß man deren auch in die Städte des Innern legte. Heinrich II. theilte die Infanterie zuerst in Regimenter ein, da sie vorher nur aus Compagnien oder Banden bestand, und hielt eine ste-

[1] Daniel, de la milice françoise. T. I. L. IV. p. 229.
[2] l. c. p. 234.

hende Infanterie von 42000 Mann [1]. Eine weiße Schärpe war seit undenklichen Zeiten das Abzeichen der französischen Krieger. Nur Karl **IX.** gab denselben rothe, entweder um sie von den Hugenotten zu unterscheiden, deren Farbe ebenfalls die weiße war, oder um den Spaniern, seinen Verbündeten, zu gleichen, welche rothe Binden trugen. Desgleichen wurden unter demselben Könige, statt der früher üblichen weißen Mäntel, rothe eingeführt. Die Hauptfahne (**la cornette blanche**) war ebenfalls weiß, wehte immer zur Seite des Feldherrn, und ihre Bewegung vor- oder rückwärts zeigte den Gang der Schlacht an. Die Artillerie kam in den Bürgerkriegen ebenfalls sehr in Verfall, weil die Gelder zu ihrer Erhaltung und Anschaffung mangelten; deshalb bediente man sich derselben nur bei Belagerungen, selten in den Schlachten [2].

Die gewöhnlichen Strafen der Gensdarmen waren Einziehung des Gehaltes, Verlust der Pferde und des Zeuges, Entschädigung des Beraubten, welche, wenn sie der Gensdarm nicht leisten konnte, der Capitain tragen mußte. Unter Franz **I.** aber und unter Heinrich **II.** ward Plünderung ohne Unterschied mit dem Strange bestraft. Wer sich ohne Livree betreffen ließ, erlitt Cassation; auf schimpfliche Flucht erfolgte Todesstrafe; für Gotteslästerung wurde der Schuldige die beiden ersten Male 6 Stunden an den Pranger (**carcan**) gestellt, das dritte Mal sollte ihm die Zunge mit einem glühenden Eisen durchstochen werden [3]. Wer zum Feinde überging, ward im Bildnisse geviertheilt, im Betretungsfalle aber gehenkt. Desertion in die Heimath bestrafte man durch Ablieferung an den Profos und nach Umständen; Diebstahl und Kirchenraub mit dem Tode, Betrug im Spiele das erste Mal durch Stäupung mit der Peitsche,

---

[1] **Daniel, de la mil. fr. T. I. L. IX. p. 331 seq.**

[2] **Daniel, de la mil. fr. T. I. L. VI. p. 450.**

[3] **Daniel. T. II. L. XIII. p. 582.**

das zweite Mal, nebst dieser, durch 10jährige Verbannung und Abschneidung der Ohren. Ueber Schlägereien und Händel entschied der Commandant nach den Umständen. Auf seinem Zuge nach Deutschland ließ Heinrich II. durch Coligny, den Generalobersten der Infanterie, eine so strenge Disciplin ausüben, daß es hieß, man fände an den Straßen mehr gehenkte Soldaten an den Aesten der Bäume, als Vögel auf denselben. Die Bürgerkriege aber lösten die Disciplin beinahe gänzlich auf.

Für die Beförderung der Wissenschaften geschah weder etwas Wesentliches von Heinrich II., der ritterliche Spiele über alles liebte, noch weit weniger unter seinen drei Nachfolgern. Jedoch hatte Franz I. den Geist für dieselben so geweckt, daß sie, auch ohne Zuthun der Regenten, nicht ganz in Verfall geriethen. Dieses galt jedoch nicht von der Theologie und Philosophie. In ersterer führte die Sorbonne (von ihrem Stifter, Robert von Sorbon aus der Champagne, welcher um 1250 in Paris ein Seminar für junge Weltgeistliche gründete, benannt; allmälig gelangte dieses Institut zu dem Ansehen und der Gewalt einer theologischen Facultät) eine tyrannische Herrschaft, und über die Philosophie waltete, wie überall, das aristotelisch-scholastische System. Desto eifriger aber ward Philologie, Rechtsgelehrsamkeit und Arzeneikunde betrieben, welches eine Menge berühmter Namen beweisen, wie Budäus, die Stephanus, Casaubonus, Salmasius, die Aerzte Johann von Gorris, Duret, Fäsius, und die Rechtsgelehrten Balduinus, Brissonius, Gothofredus u. v. a.

Das Studium der classischen Literatur blieb nicht ohne Einfluß auf die französische Sprache. Schon hatte Marat eine eigene Dichterschule geschaffen, welche, bis auf Malesherbes, in Ansehen blieb. Zu einem seltenen Ruhme aber gelangte Peter Ronsard (er starb 1585), der jedoch durch eine sklavische und geschmacklose Nachahmung der Alten der französischen Sprache Formen und Wörter aufzwingen wollte, welche ihrem Geiste gänzlich wi-

derstreben. Nicht leicht ist ein Dichter so gefeiert worden, wie Ronsard. Heinrich **II.**, Franz **II.**, Karl **IX.** und Heinrich **III.** überschütteten ihn sämmtlich mit Ehren. Karl **IX.** machte selbst Verse zu seinem Lobe: Maria Stuart beschenkte ihn mit einem Silberzeuge (buffet), 2000 Kronen (écus) an Werth; es befand sich darunter ein Gefäß in Gestalt eines Rosenstocks, wobei der Parnaß angebracht war, nebst dem Pegasus, mit der Inschrift: à Ronsard l'Apollon de la source des Muses; und der Magistrat von Toulouse verehrte ihm eine Minerva von massivem Silber. Er war der Erfinder des französischen Epithalamium, wovon er das erste bei der Vermählung des Herrn von Vendome mit Johanna d'Albret von Navarra verfertigte [1]. Auch in den übrigen Dichtungsarten versuchte er sich; seine Franziade, ein episches Gedicht, ist ein Beispiel von Plattheit und Geschmacklosigkeit. In der Dichterwelt übte er eine Art von Tyrannei aus, und war der Stifter des sogenannten Siebengestirns (la pleïade françoise), wozu, nebst ihm, Jodelle, Baïf, Remi Belleau, Daurat, du Bellay und Pontus de Thyard gehörten, welche alle in Ronsardischer Manier dichteten [2]. Ein Nebenbuhler Ron=

---

[1] Brantôme, vies des hommes illustres. T. III.

[2] Als Probe des damaligen freien Tons in der Poesie mögen nachfolgende Gedichte dienen.

In einem Sonnet heißt es:

„Je voudrois être Ixion et Tantale
Dessus la roue et dans les eaux là bas;
Et nu à nu presser entre mes bras
Cette beauté qui les Anges égale.

In einer Elegie fordert der Dichter den Maler auf, die Dame seines Herzens zu malen:

„Peins son nombril ainsi qu'un petit centre
Le fond duquel paroisse plus vermeil
Qu'un bel oeillet, favori du soleil.
Qu' attens-tu plus? Portray-moy l'autre chose,
Qui est si belle et que dire je n'ose,
Et dont l'espoir impatient me poind;
Mais je te pry ne me l'ombrage point,

sard's war Guillaume du Bartos, aus Auch in Gascogne (er lebte von 1544 bis 1590). Sein Hauptgedicht hieß: la semaine de la creation du monde, worin er die Sonne den Herzog der Lichter (le duc des chandelles), die Winde die Postillone des Aeolus, den Donner die Trommel der Götter nennt. Dieses Gedicht gefiel so sehr, daß es in 6 Jahren dreißig Auflagen erhielt und unzählige Male übersetzt, commentirt und nachgeahmt ward. So leicht war es damals, ein berühmter Dichter zu werden!

Philipp Desportes, Vorleser Heinrichs III., wagte es zuerst, diese Manier zu verlassen und einen eigenen Weg einzuschlagen, wobei er sich hauptsächlich nach den italienischen Dichtern richtete. Sein Gedicht, Rodomont genannt, fand so rauschenden Beifall, daß ihm Karl IX. ein Geschenk von 8000 Kronen (écus) machte, und für ein Sonnet verlieh ihm der Admiral Joyeuse eine Abtei, welche jährlich 30,000 Livres eintrug. Seine Poesien sollen ihm allmälig eine Rente von 10,000 Kronen verschafft haben, und gleichwohl sagte Heinrich III., als er etwas nachlässig gekleidet vor ihm erschien: ich werde Eure Pension erhöhen [1].

Zur Charakteristik dieses Zeitalters gehört ferner Franz Rabelais, welcher bis 1553 lebte. Nach einigen war er der Sohn eines Gastwirths, nach andern eines Apothekers. Für den Klosterstand bestimmt, ward er Capuziner, entfloh aber, wegen eines Liebeshandels, aus dem Kloster. Durch Vergünstigung des Papstes Clemens VII. trat er in den Orden der Benedictiner.

Si ce n'estoit d'un voil fait de Soye,
Clair et subtil âfin qu'on l'entre voye.
Ses cuisses soient comme faites au tour
A pleine chair, rondes tout à l'entour,
Ainsi qu'un Terme arrondi d'artifice
Qui soutient ferme un royal edifice.

[1] Brantôme, vies des hommes illustres. T. I. art. Desportes.

Auch diesen verließ er bald wieder, studirte in Montpellier Medicin, promovirte daselbst 1531 und ward als Professor angestellt. Bei einer Sendung nach Paris für die Universität empfahl er sich dem damaligen Canzler Duprat durch seine Sprachkenntnisse, erlangte, was er suchte, und galt so sehr für den Beschützer der Universität Montpellier, daß in der Folge die jungen Aerzte, welche daselbst promovirten, jedesmal mit dem Mantel Rabelais bekleidet wurden. Dieser ging nachmals als praktizirender Arzt nach Lyon, begleitete hierauf den Erzbischof, Johann du Ballay, nach Rom, ward daselbst den Cardinälen und dem Papste persönlich bekannt, dem er durch seinen Witz und seine Possen so wohl gefiel, daß er ihm Verzeihung für seine Abtrünnigkeit ertheilte und, da Rabelais zum geistlichen Stande zurückkehren wollte, zum Domherrn und Pfarrer zu Meudon machte, um 1545. Hier war es, wo er seine berühmte Satyre schrieb: **la vie horrifique du grand Gargantua père de Pantagruel**, worin er den bittersten Spott gegen die Mönche ergoß in so anstößigen Allegorien, daß dieses Buch vom Parlamente und der Sorbonne verboten ward, welches dessen Ruf aber nur noch mehr verbreitete. Auch über die latinisirende Sprache der pariser Studenten machte er sich lustig in einem Dialoge, wovon ein Bruchstück unten stehen mag [1].

Von einem entschiedenen Einflusse auf die französische Prosa war Amyot durch die Uebersetzung des Plu-

---

[1] Mon amy dont viens tu à ceste heure? L'escholier luy respondit: de l'alme inclyte et celebre academie que l'on vocite Lutece. Et à quoy passez vous le tems vous aultres Messieurs estudians au dict Paris? Respondit l'escholier: nous transfretons la sequane au dilucule et crepuscule; nous deambulons par les campites et quadrivies de l'urbe; nous despumons la verbocination Latiale et comme verisimiles amorabons captons la benivolence de l'omnijuge, omniforme et omnigene sexe feminin certaines diecules. e. c. t. [1]

---

[1] Desessart, siècles littéraires de la France.

tarch in seine Muttersprache. Die Geschichte seiner Jugend ist abenteuerlich. Er war gebürtig aus Melun, der Sohn eines Krämers oder Fleischers. Aus Furcht vor einer Züchtigung entfloh er aus dem elterlichen Hause. Ein Soldat fand ihn, nahm ihn hinter sich auf sein Pferd und brachte ihn ins Hospital zu Orleans. Er entwich von da ebenfalls, ging nach Paris und bettelte in den Straßen. Einer Dame fiel er auf, sie nahm ihn in ihr Haus, um ihre Kinder in die Schule zu begleiten. Amyot benutzte dieses sich zu unterrichten, ward in der Schule aufgenommen und widmete sich den Studien mit der größten Auszeichnung. Hierauf ward er Erzieher bei einem Edelmanne in Berry. Auf einer Reise kam der König Heinrich **II.** zu demselben, Amyot machte ein griechisches Gedicht, welches seine Zöglinge dem Könige überreichten. Der nachmalige Kanzler Hospital war im Gefolge des Königs; er fand, daß der Verfasser Auszeichnung verdiene, und rieth Heinrich **II.**, ihn zum Lehrer der Prinzen zu machen, welches auch geschah. Nach Andern ward er zuerst der geistreichen Margaretha, Schwester Franz **I.**, bekannt, erhielt eine Anstellung als Professor zu Bourges und sodann seine weitere Beförderung.

Nicht geringer war der Einfluß, welchen Michael de Montaigne auf Bildung und Sprache hatte durch sein unsterbliches Werk, die Versuche (les essays), in welchem er seine Beobachtungen über den Menschen niederlegte.

Belustigungen durch theatralische Vorstellungen hatten in Frankreich schon früher stattgefunden. Es waren dieß die sogenannten Mysterien, welche von den Passionsbrüdern aufgeführt wurden, darum so benannt, weil sie die Leidensgeschichte Christi zu ihren Aufführungen wählten, oder wohl auch Legenden und biblische Geschichten, wobei der Teufel jedesmal eine Hauptrolle hatte, und als ein gemeiner Possenreißer erschien. Später folgten die Moralitäten, Vorstellungen, die einen

moralischen Zweck hatten, wo die Tugend, die Wohlthätigkeit u. s. w. als Personen vorkamen. Junge Leute von guten Familien, die sich den Namen der Söhne ohne Sorgen (les enfans sans souci) beilegten, wurden durch diese Vorstellungen die Nebenbuhler der Passionsbrüder, seit der Regierung Karl's VI. (er starb 1422). Eine solche Vorstellung bestand aus drei Abschnitten, nämlich einer Posse (une sottie), einer Moralität und wiederum aus einer Posse (une farce). Diese Vorstellungen hatten an dem Hofe Franz I. wenig Beifall; der vorherrschende kriegerische Geist bei den Vornehmen, nebst dem Streben nach classischer Bildung gestatteten es nicht, daher blieb dieses mehr eine Belustigung des gemeinen Volks. Unter Heinrich II. geschah hierin ein entscheidender Schritt. Etienne Jodelle, er lebte von 1532 bis 1573, war der Begründer des französischen Trauerspiels. Er trennte dasselbe von dem Lustspiele, theilte es in Akte und Auftritte und befolgte dabei die aristotelische Regel der drei Einheiten des Ortes, der Zeit und der Handlung [1]. Er verfaßte zwei Trauerspiele, Cleopatra und Dido, sodann ein Lustspiel, der Abt Eugen. Die erste Aufführung der Cleopatra fand statt in der Schule (collège) zu Rheims, in Gegenwart Heinrich's II. und seines ganzen Hofes. Aus Neid und Eifersucht wollten die Passionsbrüder die Aufführung nicht übernehmen, daher spielte Jodelle, der ein blühendes, angenehmes Aeußere hatte, die Rolle der Cleopatra selbst; seine Freunde aber, wie de la Peruse, Remibellau u. a. besetzten die übrigen Rollen. Der Beifall war rauschend. Der König schenkte dem Verfasser 500 Kronen (écus) und ließ ihm überdieß, auf die Etymologie des Wortes Tragödie (von τράγος, der Bock, und ᾠδή, der Gesang, das Lied), anspielend,

[1] Wie unbefugt man dem Aristoteles diese Dreiheit zuschreibt, hat Aug. Schlegel gezeigt in s. Vorlesungen über dramat. Kunst und Literatur. Th. 2. S. 80 ff.

einen, mit Epheu bekränzten, Bock, welchem man Bart und Hörner vergoldet hatte, zustellen [1]. Jene Stücke sind übrigens, nach dem jetzigen Zeitgeschmacke, langweilig und schleppend, allein durch sie ward doch eine neue Bahn gebrochen, und bis auf Corneille und Racine hatten die Franzosen nichts Besseres.

Für die bildenden Künste that Heinrich **II.** nichts, weit mehr dagegen seine Gemahlin, Catharina von Medicis. Sie besaß die Kunstliebhaberei ihrer Familie. Johann Gougeon fertigte ihr einen künstlichen Springbrunnen, **la fontaine des nymphes** genannt. Johann Cousin, bekannt als Maler und Architekt, machte sich berühmt durch seine Glasmalerei in der Kirche zu St. Gervais, in Paris. Seine Oelgemälde zu **Bois de Vincennes** erwarben ihm die Ehre des ersten Historienmalers in der französischen Kunstgeschichte. Von Breuil, einem Franzosen, und Ruggieri, einem Italiener, wurden zu Fontainebleau 27 Gemälde, die Fabel des Hercules darstellend, ausgeführt. Martin Fremine aber verdunkelte alle seine Zeitgenossen durch sein Deckengemälde in demselben Schlosse. In der Bronzegießerei beschäftigte Catharina von Medicis die Künstler Vignola und le Bon, um italienische Meisterwerke zu copiren; Michel Angelo verfertigte eine herrliche Statue von Heinrich **II.**

Uebrigens hatte die zunehmende Sittenlosigkeit in Frankreich auf die Dichtkunst und die bildenden Künste den traurigsten Einfluß. Es bildete sich eine verächtliche Dichterschule priapejscher Dichtungen. Am Hofe gab es einen silbernen Becher mit den unanständigsten Bildwerken, der den Damen zum Trinken herumgereicht wurde. Ein Günstling Catharinens, Ra-

---

[1] Brantôme, vies des hom. illust. T. II. Desessart, siècl. lit. de la Fr. Le Gendre, les moeurs et les coutumes des François p. 185.

mens Adjacetti aus Florenz, besaß eine ungeheure Sammlung der unzüchtigsten Gemälde, welche er ohne Rückhalt zur Ansicht mittheilte; der Herzog Ludwig von Orleans hatte ein Cabinet von den Bildnissen aller derjenigen Damen, mit welchen er in vertraulichen Verbindungen gewesen war, und unter Heinrich **III.** beschenkte ein Edelmann eine Dame mit einem Kupferwerke, worin 32 Hofdamen nach der Natur abgebildet waren, in Stellungen, welche die Schamhaftigkeit erröthen machten. Ueberhaupt vermochte die hohe Kunst der Italiener nicht, die Franzosen zu begeistern. Ihre Arbeiten blieben kleinlich und trocken, die Zeichnung war incorrekt, die Farbengebung kraftlos und ohne Harmonie, es fehlte ihnen die edle Phantasie, welche das Ideale zu erfassen und zu versinnlichen verstanden hätte [1].

Die Lehren der Reformation, welche in Deutschland, England und den Niederlanden so große Veränderungen hervorbrachten, drangen auch in Frankreich, trotz alles Widerstrebens der Könige, mächtig ein. Die classischen Studien hatten hier, wie auch anderwärts, den Weg gebahnt, der Clerus war durch seine Unwissenheit, seine schlechte Amtsführung und Sittenlosigkeit verächtlich geworden, wozu die Verdorbenheit des römischen Hofes selbst das Beispiel gab. Der sehnliche, oft ausgesprochene Wunsch, durch ein allgemeines Concilium in Frankreich den Unordnungen zu steuern und die Mißbräuche abzustellen, ward von den Päpsten und der höhern Geistlichkeit nie beachtet, und dessen Erfüllung geflissentlich unterdrückt. Hierzu kam der Reiz der Neuheit, für das französische Volk ein mächtigerer Sporn als für jedes andere, auch zeichneten sich die protestantischen Geistlichen durch Gelehrsamkeit, Sittlichkeit und eine feurige Beredsamkeit aus, und gründeten ihre Lehren auf die Aussprüche der Bi-

[1] Fiorillo, Geschichte der zeichnenden Künste. T. III. p. 110.

bel ganz allein, welches ihnen eine unwiderlegliche Beweiskraft gab. Die Standhaftigkeit endlich und der freudige Muth, womit die Verfolgten gewöhnlich Mißhandlungen und selbst den Tod ertrugen, verschafften dem Protestantismus in allen Ständen Anhänger Vom Hofe herab bis in die kleinsten Städte und Dörfer gab es Freunde der neuen Lehre. Der Hofstaat der Schwester Franz I., Margarethe von Valois, war, wie man behauptete, ganz calvinistisch, der von Franz I., von Heinrich II. zur Hälfte, und unter Franz II. und seinen Nachfolgern rechnete man, daß der sechste Theil der Bevölkerung Frankreichs dieser Lehre anhing [1].

Fassen wir, zum klaren, übersichtlichen Verständnisse des Folgenden, das bisher Gesagte noch einmal unter einen Gesichtspunkt. Die Reformation weckte, zu Anfange des 16ten Jahrhunderts, Europa aus seinem langen Geistesschlummer. Von Italien aus verbreitete sich das Licht der Wissenschaften über alle Länder; unter harten Kämpfen rückte die Kirchenverbesserung fort, siegreich in Deutschland, Dänemark, Schweden, England und den Niederlanden; in Italien und Spanien fand sie gar keinen, in Frankreich nur einen theilweisen Eingang, wofür aber in diesen Ländern ein wilder Unglaube die höhern Stände und die Aufgeklärteren beherrschte, und den gemeinen Haufen stürzte ein herzloser Ceremoniendienst in grobe Sinnlichkeit und Lasterhaftigkeit. Frankreich behauptete, ungeachtet seiner vielen unglücklichen Kriege, dennoch einen ehrenvollen Platz in der Reihe der mächtigern Staaten; früher war Italien das immerwährende Ziel seiner Bestrebungen, später richtete es seine Waffen gegen die deutschen Kaiser, bis endlich die Schwäche seiner Könige, die wachsende Sittenlosigkeit und endliche Verworfen-

---

[1] Le Gendre, nouvelle hist. de France. T. II. p. 671. Oeuvres de Voltaire. T. XVIII. c. 138. p. 231—232.

heit des Hofes einen Theil der Nation mit ergriffen, dem andern aber die Waffen zum Bürgerkriege in die Hand gaben, Fanatismus und Empörung sich verschwisterten und jene grauenvollen Religions- und Bürgerkriege entzündeten, deren Gang wir nun von dem ersten Entstehen an bis zum endlichen Erlöschen beschreiben wollen.

Heinrich II.

Erstes Capitel.

Heinrich II. besteigt den Thron; sein und seiner Gemahlin, Catharina von Medicis, Charakter; wichtige Veränderungen am Hofe und im Staate; die Guisen.

1547

Im Gefühle des herannahenden Todes beschied Franz **I.** seinen von drei Söhnen allein übrig gebliebenen Nachfolger, Heinrich, an sein Lager; segnend legte er ihm die Hände aufs Haupt und richtete zwei Bitten an ihn: seinem Volke die drückenden Auflagen zu erleichtern und seinen treuen, durch erprobte Redlichkeit bewährten Diener, den Admiral Annebaut, zu ehren. Er fügte noch zwei Ermahnungen hinzu: den seit sechs Jahren vom Hofe und von den Geschäften entfernten Connetable Montmorency nicht zurückzuberufen und sich vor den Guisen zu hüten. „Dieses Geschlecht, sprach er mit prophetischem Geiste, taugt nichts; handelst du gegen meinen Rath, so werden sie dich bis aufs Wamms, dein Volk aber bis aufs Hemde entkleiden [1].“ Bald darauf starb Franz **I.**, den 31. März 1547, und sein Sohn ward zu seinem Nachfolger ausgerufen unter dem Namen Heinrich **II.**

So wie einst sein Vater unter den freudigsten Erwartungen des Adels und des Volks als König begrüßt ward, so flogen auch jetzt Heinrich **II.** Aller Herzen entgegen. Wie jener, bestieg auch er den Thron in der

[1] Mon fils, j'ai bien apperçu et connois pour vrai que la Race ne vaut rien, et que, si vous faites le contraire, ils vous mettront en pourpoint et votre peuple en chemise. Hist. de Thou traduite avec des notes. T. I. L. III. p. 237 la note.

1547
schönsten Blüthe seines Alters, denn er zählte nur 28 Jahre. Die Sanftmuth seiner Züge, die Lebhaftigkeit seiner Augen, die heitre Stirn, die männlich braune Farbe seines Gesichts, nebst dem schwarzen Haare, so wie die Gewandtheit und der Anstand seines wohlgebauten, mittelgroßen Körpers, verbunden mit allen ritterlichen Fertigkeiten im Lanzenspiel und in der Reitkunst, erwarben ihm, so wie ehemals seinem Vater, die Gunst der Vornehmen und Geringen. Jene hofften unter dieser neuen Regierung durch Kriegsruhm, diese durch Ruhe und Frieden glücklich zu werden [1], denn Proben seines Muthes hatte er schon in den frühern Kriegen abgelegt, und Freigebigkeit und Milde bewies er täglich.

Allein bei diesen äußern Vorzügen gebrach ihm ein innerer, ohne welchen ein Fürst weder groß noch beglückend für sein Volk seyn kann, Festigkeit des Charakters, und dadurch vornehmlich ging keine jener schönen Erwartungen in Erfüllung, darum trieben, von dieser Zeit an, List, Betrug und Intrigue ihr ränkevolles Spiel an dem Hofe der Könige von Frankreich.

Als Heinrich noch ein zarter Jüngling war, beklagte sich einst sein Vater gegen seine vertraute Freundin, Diana von Poitiers, daß es seinem Sohne so sehr an Lebhaftigkeit fehle. Sie erbot sich, ihm selbige durch die Liebe zu verleihen, und hielt Wort, wenigstens in Betreff des Mittels. Durch die Künste einer feinen Koketterie gelang es ihr, dem jungen Prinzen eine glühende Leidenschaft für sie einzuflößen, welche, ungeschwächt, bis an seinen Tod fortdauerte, und Diana zählte damals bereits über 40 Jahre [2]. Allerdings gehörte sie zu den seltenen Schönheiten, welche ihre Reize mit in das höhere Alter hinüber nehmen [3], und besaß überdieß eine erkünstelte Mäßigung und eine Geschmeidigkeit, sich dem Wil-

---

[1] Mezerai, hist. de France. T. II. L. IV. p. 601.
[2] Le Gendre, nouvelle hist. de Fr. T. II. p. 653.
[3] Brantôme, femmes illustres.

1547

len anderer anzufügen, wodurch sie den jungen Heinrich bald blindlings leitete, auch wußte sie sich in seiner Gunst durch einen glühenden Religionseifer und einen entschiedenen Haß gegen die Ketzer zu befestigen [1]. Aus der angesehenen Familie der Grafen von Saint-Vallier, im Dauphiné, entsprossen, war sie jung mit dem Großmarschall der Normandie, Louis von Brezé, vermählt worden. Als dieser in die Verschwörung des Connetable von Bourbon verwickelt und zum Tode verurtheilt ward, erhielt Diana seine Begnadigung von Franz I. für den Preis ihrer Reize, ward zur Herzogin von Valentinois ernannt und übte stets einen verderblichen Einfluß über ihren königlichen Anbeter. Heinrich II. bedeckte die Portale seiner Schlösser und Paläste mit den Abzeichen der Göttin Diana, um seiner Geliebten, auch sinnbildlich, seine Huldigungen darzubringen.

Diese Verbindung dauerte unverändert fort, auch nach seiner Vermählung mit Catharina von Medicis, der Tochter von Lorento von Medicis, Herzog von Urbino, und Magdalene von Boulogne, welche ihren Ursprung von Gottfried von Bouillon ableitete. Diese Heirath zwischen einer kleinen Fürstenfamilie und einem der glänzendsten Königshäuser war das Werk des Papstes Clemens VII., Catharinens Oheim. Es sollte dadurch die Erwerbung Maylands, das Ziel der heißesten Wünsche von Franz I., erleichtert werden, und darum nur billigte sie derselbe.

Catharina hatte erst ihr 14tes Jahr zurückgelegt, als sie 1533 mit Heinrich, dem zweiten Sohne Franz I., vermählt ward. Sie war schön und besaß viel Anmuth in ihrem Benehmen. Die Weiße ihrer Haut, die Zierlichkeit ihrer Hände, nebst dem niedlichen Fuße, auf dessen geschmackvolle Bekleidung sie eine besondere Sorgfalt verwendete, erwarben ihr den Beifall des üppigen fran-

---

[1] Daniel, hist. de Fr. T. VIII. p. 255.

1547
zösischen Hofes [1]. Hiermit verband sie alle, in Italien damals so ausgebildeten, Talente der Geselligkeit. Sie liebte Tanz und Musik, hatte große Fertigkeit in theatralischen Darstellungen, und verstand ergötzliche Feste zu ersinnen und anzuordnen. Oft begleitete sie den König Franz auf die Jagd und führte das Gewehr gleich dem geübtesten Schützen. Mit ihrem Gemahl spielte sie Ball, und unter den Damen des Hofes glänzte sie durch ihre Geschicklichkeit in Seide zu sticken. Die französische Sprache redete sie mit Fertigkeit und bediente sich derselben selbst mit ihren Landsleuten, um sich bei den Franzosen zu empfehlen. Dennoch liebte sie ihr Gemahl nur wenig [2], auch blieb ihre Ehe 10 Jahre kinderlos, und mehr als einmal war die Rede von einer Scheidung, wovon sie nur die Gunst ihres Schwiegervaters rettete. Endlich gelang es den fortgesetzten Bemühungen ihres Leibarztes, Fernel, die Unregelmäßigkeiten ihrer weiblichen Natur zu beseitigen, und die folgenden 10 Jahre ihrer Ehe gab sie ihrem Gemahle auch eben so viele Kinder.

Nur kurz ist das Verzeichniß der mehr angenehmen als nützlichen Eigenschaften dieser Königin, ohne Ende fast das ihrer Fehler und Vergehungen. Italien, das Land der Tyrannei unter 100 kleinen Tyrannen, hatte sie erzogen und seinen Unterricht an ihr, der 14jährigen Jungfrau, vollendet. Das Beispiel eines Papst Alexander's VI. und der Borgia war nicht verloren gegangen; Machiavell widmete sein Buch ihrem Vater, Catharina wurde nicht müde, es zu lesen, und ihre Söhne, Karl IX. und Heinrich III., schöpften ihre Grundsätze aus demselben [3]. Eine unbegränzte Herrschbegierde war die Haupttriebfeder bei ihren Handlungen, diese zu befriedi-

---

[1] Brantôme, les vies des Dames illustres, discours II.
[2] Le Gendre, nouv. hist. de Fr. T. II. p. 673.
[3] Brizart, du massacre de la St. Barthélemi, preuves du discours historique. c. V. p. 56.

1547

gen ergriff sie unbedenklich jedes Mittel. Großer Ideen und Entwürfe unfähig, war eine schleichende, auf krummen Wegen wandelnde List ihre fortwährende Taktik. Nach dem Grundsatze: „trenne, um zu herrschen," streute sie stets Zwietracht unter die Parteien, um sie alle zugleich zu betrügen. Ohne Festigkeit des Charakters schwankte sie unstät von einem Entwurfe zum andern, und nur immer den Verhältnissen lauschend, verwarf sie leicht, was sie kaum begonnen. Dabei war sie dem finstersten Aberglauben ergeben. Ein zahlloses Heer von Sterndeutern, Kartenschlägern, Wahrsagern und Lügenpropheten überschwemmte Frankreich in ihrer Zeit Mit gläubiger Andacht horchte sie ihren Gaukeleien' und ließ sich in den wichtigsten Angelegenheiten durch sie bestimmen. Die meisten höhern Stellen in der Geistlichkeit, der Regierung und dem Kriegswesen wurden mit Italienern besetzt, gefällige Creaturen ihrer Gebieterin, welche Sittenverderbniß verbreiteten. Fluchbringend, nicht blos für ihr Haus, sondern für das gesammte französische Volk, war die planmäßige Vernichtung aller Sittlichkeit, weil sie, die Nerven jeder kräftigen Natur schwächend, desto unumschränkter zu regieren hoffte. Wohin sie auch ging, umgaben sie zwei bis dreihundert der schönsten Mädchen [1], welche Hofdamen hießen, und wenigstens zweimal so viel Hofleute in ihren Netzen hinter sich herzogen. Wie groß auch das Kriegselend im Lande seyn mochte, die Lustbarkeiten des Hofes wurden darum keinen Augenblick eingestellt, und die üppigsten Feste ergetzten dessen Ausgelassenheit [2]. Bei einem Banket, das einst Catharina gab, warteten bei Tische die Damen in Grün als Männer verkleidet, mit offner Brust und lang herabfallenden Haaren, auf. Die Kosten dieses Festes betrugen über 100,000 Livres. Mit dem Alter von 14 Jahren pflegte die Königin ihre Damen anzu=

[1] Brantôme, Dames illustres p. 353.
[2] Mezerai, abrégé. T. V. p. 137.

1547
nehmen, wobei Schönheit ein Haupterforderniß war. Die Kunst der Buhlerei wurde hier methodisch gelehrt, und gegen die äußerste Ungebundenheit verschloß Catharina die Augen. Die Liebschaften ihres Gemahls begünstigte sie selbst, war die Vertraute von Diana von Poitiers, und als ihre Söhne heranwuchsen, sah sie ihren Ausschweifungen nach. In dieser Schule ward Gabriele von Estrée, ihre eigene Tochter, Margarethe von Valois, bei welcher der Unterricht nicht verloren ging, und Maria Stuart, die nachmalige unglückliche Königin von Schottland, gebildet. Daher schrieb Johanna von Albret, die Mutter Heinrich's **IV.**, von Blois aus über diesen Hof: „Nein, so groß ich mir auch die Verderbniß des Hofes gedacht hatte, so geht sie doch weit über meine Vorstellung! Hier werben nicht die Männer um die Frauen, sondern die Frauen um die Männer." Was aber die späteste Nachwelt mit Abscheu gegen diese Medicis erfüllen muß, ist ihr, fast satanisches, Bestreben, ihre Kinder von Jugend auf vorsetzlich zu verderben, und ihre Herzen allen sanftern und edlern Gefühlen zu verschließen. Nicht leicht fand eine Hinrichtung statt, welcher nicht Catharina mit ihren Damen und Kindern beigewohnt hätte, um ihre Blicke an der Angst und Qual der armen Schlachtopfer zu weiden [1]. Der wilde und ungestüme Karl (**IX.**) durfte sich schon frühzeitig ergetzen, Thiere zu martern und ihr Blut unter vielfältigen Qualen fließen zu lassen; der weichliche Heinrich (**III.**) aber ward sehr bald in den geheimen und unnatürlichen Wollüsten eingeweiht, worin Italien eine schauderhafte Meisterschaft erlangt hatte. Um ihr Werk würdig zu vollenden, übergab Catharina die fernere Erziehung ihrer Söhne dem Florentiner Gondi de Retz, einem Menschen, der sich durch seine Nichtswürdigkeit zum Marschall von Frankreich empor geschmeichelt hatte. Er lehrte seine Zöglinge, ihrer ungebändigten Wuth in fürchterlichen

---

[1] Mezerai. T. V. p. 21.

1547
Schwüren und Gotteslästerungen Luft zu machen und allen Leidenschaften ohne Zügel zu fröhnen [1]. Als sie heranwuchsen, wählten sie, unter Begünstigung ihrer Mutter, ihre Maitressen aus der üppigen Schaar der Hofdamen. Die schöne Rieux de Chateauneuf lebte vor aller Welt Augen mit Heinrich, damals Herzog von Anjou, in der vertraulichsten Verbindung; die Damen Apelle, Fosseuse, Montigny, Rebours, die junge Griechin, machten sich wechselseitig und mit Erfolg den Besitz des jüngern Prinzen, des Herzogs von Alençon, streitig [2], und Maria Touchet, die anerkannte Geliebte Karl's, befand sich ebenfalls in dem Gefolge der Königin. Zu einer großen Berühmtheit endlich gelangte die schöne Sauves, gewöhnlich die Circe des Hofes genannt. Auch sie war Hofdame und leistete der Königin die wichtigsten Dienste; sie umstrickte unter andern das Herz des jungen Königs von Navarra (nachmals Heinrich IV.) und leitete, wie ein Feldherr, den Angriff und die Vertheidigung der jungen Damen des Hofes.

Comödianten und Possenreißer (bouffon), durch den Erzbischof von Lyon, den Cardinal Ludwig von Este und Ferrara, aus Italien herbeigerufen, trugen durch ihre schlüpfrigen, einen niedrigen Sinnenkitzel bezweckenden Vorstellungen nicht wenig zur Vernichtung der Sittlichkeit bei. Das Parlament verbot dieselben vergebens, denn durch die Begünstigung des Hofes dauerten sie ungestört fort [3]. Die Astrologie, oder wie man es damals nannte, die Magie, fand bei Catharina Glauben und Unterstützung. Sie selbst trug ein mit mystischen Zeichen bemaltes Corset, als einen Talisman gegen persönliche Verletzungen [4], und bei der Geburt eines jeden ihrer Kinder suchte sie dessen künftiges Schicksal zu erfor-

[1] Thuanus. T. III. p. 316.
[2] Anecdotes des reines. T. V. p. 199, 249 — 255.
[3] Journal de Henri III., an. 1577. T. I. p. 202. Mezerai. T. V. p. 230. année 1577.
[4] Anecdotes des reines. T. IV. p. 416 seq.

1547 schen. Von großem Einflusse war bei dieser Königin ein gewisser Astrolog, Come Ruggieri aus Florenz, ein abgefeimter Bösewicht, des Meuchelmordes und der Giftmischerei schuldig. Er gab vor, Wachsbilder fertigen zu können, durch deren Schmelzung Liebe erweckt oder auch der Tod verursacht werden könne. Er ward einmal auf die Galeeren geschickt, Catharina aber befreite ihn wieder und gab ihm eine Abtei. Er lebte bis zum Jahre 1615, unter Heinrich **IV.**, und erklärte vor seinem Tode, wo er 80 Jahre alt war, daß er als Atheist stürbe, weshalb sein Leichnam auf den Anger geschleift und dort eingescharrt ward [1].

Die Hazardspiele, früher dem kriegerischen Adel Frankreichs fast ganz unbekannt, fanden in dieser Zeit gleichfalls Eingang in dem Reiche. Die Spielsucht erwuchs bald zur Wuth, im Louvre selbst ward, unter Heinrich **III.**, eine Bank für Karten und Würfel errichtet, und italienische Unternehmer gewannen diesem Könige 30,000 Kronen (écus) ab [2]. Eine Lotterie wurde von Catharinen ebenfalls eingeführt. Nach damaliger Mode trug man einen Dolch im Gürtel oder Griff des Schwertes; bei den durch die Spielwuth so oft aufgeregten Gemüthern waren blutige Händel die Folge jener Mode, so wie der Gebrauch des Dolchs und Stilets allgemein wurde [3]. Für das Duell bediente man sich eines neuen, die Sache allerdings richtig bezeichnenden Ausdrucks, man nannte es d o l c h e n (daguer), denn die Secundanten schlugen sich ebenfalls, und so wurden die Duelle wahre Metzeleien [4]. Das System des Spionirens und die Gedanken und Handlungen des innern Familienlebens zu belauschen, verdankte Catharinen ebenfalls seine Entstehung, und sie

[1] Journal de Henri III. T. I. p. 68. Bayle, article Ruggieri; Anecdotes des reines. T. V. p. 244 — 246.

[2] Paulmi, vie privée des François p. 391.

[3] St. Foix, histoire de l'ordre du St. esprit. T. I. p. 199.

[4] Satyre Menippée, notes. T. II. p. 182. 183.

1547
rühmte sich, daß es keinen Edelmann von 10,000 Livres Renten in Frankreich gäbe, bei welchem sie nicht ihren Spion habe [1]. Die Vergnügungssucht des Hofes veranlaßte mancherlei neue Erfindungen. Catharinens Kammerdiener, Balthazarini, führte das Ballet und die Possencomödie (les treteaux) ein, der Ritter Octavio Rinuccini die Oper [2], René Bianchi wohlriechende Handschuh, Mutio Frangipani die Parfums [3]; italienische Köche und Castraten durften bei einem glänzenden Haushalte nicht fehlen. Italienerinnen, aus dem Gefolge der Königin, brachten den Gebrauch der Schminke auf zur Zeit Karls IX. [4], und sie selbst trug zuerst Schnürleiber von Fischbein [5], die Männer machten sich künstliche Busen, und in einem Ringstechen, drei Tage vor der Bartholomäusnacht, erschien der König, seine Brüder und die Guisen, als Amazonen verkleidet, geschminkt und mit Schönpflästerchen im Gesichte [6]. Unsittliche Bücher und Gemälde verkaufte man öffentlich [7], ja ein venetianischer Krämer bot zum Verkauf eine Erfindung aus, wodurch man die Tugend der Weiber unter Schloß und Riegel legen könne, was aber das Volk so in Wuth setzte, daß es den Verkäufer beinahe in die Seine geworfen hätte [8].

So nun griff Catharina von Medicis 30 Jahre hindurch das Gebäude der Sittlichkeit und Tugend gleichsam von allen Seiten an, und suchte es in seinen Grund-

---

[1] d'Aubigné preface de ses mémoires, p. 27. St. Foix hist. de l'ordre du St. esprit. T. I. p. 210.

[2] Bayle, art. Rinuccini.

[3] Bayle, art. Frangipani.

[4] Melanges de Paulmy, p. 286. Lettres de l'Hôpital. p. 143.

[5] Essais sur Paris. T. II. p. 265.

[6] Thuanus. T. VI. L. 52. p. 380. Mezerai. T. V. p. 229.

[7] Brantôme, Dames galantes. T. II. p. 64.

[8] Brizart. p. 136. „Un quincaillier apporta de Venise à la Foire St. Germain à Paris une douzaine de cadenats de virginité, mais il n'ôsa plus paroître.“

1547 festen zu erschüttern. Und über alle Erwartung gelang ihr das höllische Beginnen. Tugend und Redlichkeit wurden lächerliche Mährchen; ein wilder Unglaube und ein sinnloser Aberglaube beherrschten wechselsweise die Gemüther; Lüge, Meineid, Giftmischerei und Mord wurden unbedenklich von Hohen und Niedern verübt, und mehrere Jahrhunderte waren kaum vermögend, diese fast allgemeine Verderbniß wieder auszutilgen, und hieraus allein werden die Greuel erklärlich, welche in dieser Zeit so häufig geboten und immer so bereitwillig vollzogen wurden.

Uebrigens befolgte Heinrich II. keine der Lehren seines sterbenden Vaters. Kaum waren diesem die letzten Ehren erwiesen, so berief er sogleich den Connetable von Montmorency aus seiner Verbannung zurück und ertheilte ihm die oberste Leitung der Geschäfte. Der Admiral d'Annebaut aber und der Cardinal von Tournon, die vertrauten Minister von Franz I., mußten den Hof unverzüglich verlassen. Der Staatssecretair, Gilbert Bayard, wurde für einige freie Aeußerungen und Spöttereien ins Gefängniß geworfen, wo er vor Kummer starb. Nicolaus von Bossuet, Herr von Longueval, ein Liebling des verstorbenen Königs, ward angeklagt, mit dem Kaiser ein geheimes Verständniß gehabt zu haben, und entging der Verurtheilung zum Tode nur durch Aufopferung seines prächtigen Landhauses, das er dem Erzbischof, Karl von Guise, unter einem Scheinkaufe überließ. Die, bis dahin mächtige, Freundin Franz I., die Herzogin von Etampes, wurde mit Verachtung auf ihre Güter verwiesen. Die Rachsucht wählte sich jetzt frei ihre Opfer, wogegen selbst die stillste Zurückgezogenheit nicht immer schützte. Der Bischof von Macon hatte sich den Unwillen einiger Doktoren der Sorbonne zugezogen, weil er den berühmten Buchdrucker, Robert Stephan, gegen sie in Schutz genommen. Er wurde beauftragt, die Leichenrede für den verstorbenen König Franz zu halten, worin er unter andern sagte: er glaube, der ver-

1547
storbene König sey unmittelbar ins Paradies eingegangen, ohne vorher ins Fegefeuer zu kommen. Diese Aeußerung hätte ihm beinahe einen Criminalproceß zugezogen. Schon sollte er der Ketzerei angeklagt werden, als ein Scherz, bei den Franzosen oft von größerer Wirkung als die triftigsten Vernunftgründe, des Haushofmeisters de Mendoza den Bischof rettete. Dieser nämlich empfing die Ankläger und antwortete ihnen, er wisse genau, daß sich Franz I. auf allen seinen Reisen nirgends länger aufgehalten habe, als höchstens um einen Schluck zu trinken, und das selbst an den angenehmsten Orten; er sey daher überzeugt, daß derselbe dieses mit dem Fegefeuer um so mehr auf alte Weise werde gehalten haben, und gewiß verweile er nicht mehr dort, im Fall er dahin gekommen. Dieses bewog die Doktoren zum Rückzuge, und die Sache blieb ohne weitere Folgen [1].

So begann also die Regierung Heinrich's II. mit einer Strenge, die seinem Charakter fremd war, und die man allgemein der herrschsüchtigen, launenhaften Diana von Poitiers, Herzogin von Valentinois, zuschrieb. Alles zitterte vor dieser hochgebietenden Frau, und selbst der ernste, stolze Montmorency huldigte ihr, wenigstens äußerlich, und schien nur ihres Winks gewärtig.

Ganz uneingedenk des väterlichen Rathes berief Heinrich II. noch den Herzog Franz von Guise an den Hof und übertrug ihm eine überwiegende Gewalt. Zwar hatte Franz I. dessen Vater, Claudius von Guise, zum Herzoge und Pair erhoben, wegen seiner bewiesenen Tapferkeit bei Marignano 1515 und bei Fontarabia 1521, allein sein Mißtrauen gegen denselben war geweckt worden, weil er, während der Gefangenschaft des Königs, gegen die rebellischen Bauern des Elsaß 1525, durch eigenes Ansehen eine bedeutende Truppenmacht zusammengebracht hatte, durch welche er zwar die Unruhen dämpfte,

[1] Thuanus. T. I. L. III. p. 58.

1547
allein auch seine, nach Zeit und Umständen gefährliche, Macht beurkundete. Jenes Mißtrauen gegen ihn und sein Haus beruhte daher auf einem guten Grunde. Auch gestattete Franz nicht, daß er bei Hofe den Rang oder Titel eines Prinzen von Geblüt habe, und als ihn einst ein Bourbon von jemandem Prinz nennen hörte, so sagte er lächelnd zu demselben, er spreche deutsch mit französischen Worten (die Prinzen von Lothringen waren nämlich Vasallen des deutschen Kaisers). Daher lebte Claudius von Guise nachmals auf seinem Landsitze Joinville im Privatstande, wo er den 12. April 1550 starb. Er war Pair und Herzog von Guise, Graf von Aumale, Marquis von Mayenne und Elboeuf und Baron von Joinville. Von seinen sechs hinterlassenen Söhnen hatte der ältere, Franz von Guise, so wie dessen Bruder, Karl, Cardinal von Lothringen, den größten Einfluß auf Frankreichs Schicksale. Tapferkeit, Muth und Glück machten Franz von Guise zu einem ausgezeichneten Heerführer, und wenn er für jetzt seine Erhebung auch der Gunst von Diana von Poitiers verdankte, so erhielten und erhoben ihn jene Eigenschaften doch vornehmlich auf den Gipfel seiner Macht. Ein glühender Feuereifer für die katholische Religion machte ihn zum Abgotte der Geistlichkeit; die wichtigsten Aemter in der Verwaltung, eine fast unumschränkte Gewalt in der Armee wurden ihm zu Theil, allein sein Ehrgeiz war nicht gesättigt, sobald er noch eine Stufe über sich erblickte, und wollte zuletzt nur auf dem Königsthrone selbst ausruhen. Man sagt, daß Anton, König von Navarra, stehend, den Hut in der Hand, zu ihm sprach, während ihn Guise sitzend und mit bedecktem Haupte anhörte. Jedoch wußte er seinem ungemessenen Stolze eine gefällige Außenseite zu geben, und eine gehaltene Mäßigung bezeichnete, im Allgemeinen, alle seine Worte und Thaten. Haß den Protestanten und Erniedrigung den Bourbonen, welchen, nach dem Erlöschen der Valois, der Thron von Frankreich gebürte, war sein und seines Bruders, des

1547
Cardinals, Wahlspruch. Gleicher Ehrgeiz und gleiche Herrschbegierde paarte sich in diesem mit Hinterlist und Falschheit. Durch die niedrigste Kriecherei erschlich er sich zuerst die Gunst der allvermögenden Diana von Poitiers und übte dann eine eiserne Zwingherrschaft über Frankreich, denn die weltliche und geistliche Macht lag in seiner Hand. Auf seinen Befehl ward die, seit Ludwig XI. vernachlässigte, Bastille erweitert und befestigt; er war der Erfinder der Verhaftsbefehle (**lettre de cachets**), wodurch ein jeder, ohne Prozeß und Untersuchung, gefänglich eingezogen werden konnte, und von ihm besoldete Richter fanden schuldig, wen er verderben wollte. Das tridentinische Concilium und die Inquisition waren zwei Dinge, für deren Annahme und Einführung er stets eiferte, ersteres zum Wachsthume seiner Familie, letztere zur Vermehrung seiner eigenen Gewalt. Er ersann auch die Fabel einer Abstammung der Guisen von Karl dem Großen, um den Seinigen den Weg zum Throne zu ebenen [1]. Er war der wüthendste Feind und Verfolger der Protestanten aller Länder, deswegen gründete er zu Rheims ein englisches Seminar, von wo aus Priester nach England und Schottland gingen, um dort Fanatismus und Aufruhr zu predigen [2]. Eine Leibwache umgab ihn allenthalben und begleitete ihn selbst bis an den Altar. Mit theologischen Kenntnissen und einer spitzfindigen Beredsamkeit ausgerüstet, ergriff er jede Gelegenheit zu glänzen, und disputirte bei mehrern Religionsgesprächen öffentlich gegen die Protestanten. Im Laufe unserer Geschichte werden wir seiner noch oft Erwähnung thun. Ueberhaupt waren fast alle Guisen mit vorzüglichen Fähigkeiten ausgerüstet, und ein Geist belebte sie alle, ihr Ansehen zu vergrößern und den Stamm Capet zu untergraben und zu fällen, um den ihren an

---

[1] Bayle, art. Lorraine et Guise. Hist. de l'ordre du St. Esprit par St. Foix. T. I. p. 319. Mezerai. T. IV. p. 658.
[2] Hume, history of England. T. V. p. 183 seqq.

1547
dessen Stelle zu pflanzen, so wie auch dieser einst den der Corolinger ersetzt hatte.

Zweites Capitel.

Aeußere und innere Angelegenheiten; öffentlicher Zweikampf; Unruhen der Studenten zu Paris; Empörung wegen der Salzsteuer in Guyenne; Lustbarkeiten zu Lyon; doppelte Vermählung.

Noch wimmelte der Hof von Cardinälen; nicht weniger als 12 befanden sich an demselben. Allein ihre Gegenwart war den neuen Ministern unwillkommen, welche keine Beobachter ihrer Handlungen wollten, daher wurde diesen Prälaten aufgegeben, nach Rom zu gehen, theils um den Papst, Paul III., in einer günstigen Stimmung für Frankreich zu erhalten, theils um nach seinem, muthmaßlich nahen, Absterben, er stand bereits in seinem 80sten Jahre, bei einer neuen Papstwahl Frankreichs Vortheil zu befördern. Gern ergriff der Cardinal Tournon, zeitheriger Minister, diese Gelegenheit, Frankreich zu verlassen. Die Männer, welche jetzt die Angelegenheiten des Staats leiteten und die Gunst des Königs besaßen, waren der Connetable Montmorency, der Herzog Franz von Guise, dessen Bruder, der Cardinal von Lothringen, und der Marschall von St. André, welche sich aber insgesammt, Catharina von Medicis nicht ausgenommen, vor Diana von Poitiers in Demuth beugten. Noch befand sich Heinrich II. in St. Germain, wo er seine Regierung begann; der ganze Hof hatte sich neu gestaltet, alle höhere Beamte waren von ihren Stellen entfernt, nur der Canzler, Franz Olivier, behielt seine Würde, welches er seiner unbestechlichen, allgemein

1547

anerkannten Rechtschaffenheit verdankte; dennoch mußte er das Reichssiegel abgeben, welches Johann Bertrandi erhielt, der also der erste Großsiegelbewahrer von Frankreich ist.

Auf Veranlassung der Guisen befahl der König, daß forthin niemand zwei Stellen zugleich begleiten solle; dieß war gegen Montmorency gerichtet, welcher als Connetable auch die Würde des Obersthofmeisters (grand-maître de la maison du roi) besaß; diese hofften die Guisen für sich zu erhalten, nachdem sie dem Connetable entzogen wäre. Allein der König liebte denselben, wie ein Sohn, nannte ihn stets seinen Kumpan (compère), vermochte nicht, denselben zu kränken, und machte, in Bezug auf ihn, eine Ausnahme von jener Verordnung, und dieses warf den ersten Samen zur Zwietracht und zum Hasse zwischen die Guisen und Montmorency, der in der Folge verderbliche Früchte trug.

Häusliche und öffentliche Angelegenheiten nahmen jetzt die Thätigkeit des neuen Königs in Anspruch. Der Papst schickte einen Legaten, ihn zu beglückwünschen, zugleich aber auch eine Heirath zwischen Heinrich's II. natürlicher Tochter, Diana, und dem Enkel des Papstes, Horaz Farnese, in Vorschlag zu bringen. Heinrich nahm diesen Vorschlag mit Kälte auf und gab keine bestimmte Antwort. Das hohe Alter des Papstes machte die Zukunft seines Neffen ungewiß, auch fürchtete er, dem Kaiser, der siegreich gegen die protestantischen Fürsten in Deutschland kämpfte, zu mißfallen. Der Legat mußte außerdem manche Beschränkungen der päpstlichen Gewalt in Frankreich, nach den Vorrechten der gallicanischen Kirche, eingehen. Ferner bat die verwitwete Königin von Schottland, Maria von Guise, den Monarchen von Frankreich um Beistand gegen ihre rebellischen Unterthanen, unter welchen England eine Partei unterhielt. Durch den Einfluß der Guisen, Brüder der Königin von Schottland, sagte Heinrich II. den verlangten

1547 Beistand zu. Bald darauf erschienen aber auch Gesandte von England, mit der doppelten Frage, ob er die, von seinem Vater versprochenen, Gelder an England auszahlen und erlauben wolle, daß die Besatzung von Boulogne, welches noch immer in den Händen der Engländer war, ihre Befestigungen erweitern könne. Ueberdieß führten sie Beschwerde über Schottlands Königin, welche eine Vermählung zwischen ihrer Tochter Maria und dem jungen Könige von England, Eduard VI., hartnäckig verweigere, wodurch doch alle Zwistigkeiten beider Kronen am besten beizulegen wären; sie fügten endlich hinzu, Heinrich II. möge Schottland nicht unterstützen. Keiner von diesen Vorschlägen gefiel diesem, um aber für jetzt einen offenbaren Krieg zu vermeiden, antwortete er ausweichend. Die junge Maria Stuart ward inzwischen bald nach Frankreich geschickt, in ihrem 6ten Jahre, und am Hofe erzogen, damit sie dereinst mit dem Dauphin Franz vermählt werde.

Heinrich belustigte sich eben mit der Jagd und hielt sich in Chantilli, einem angenehmen Landsitze, auf, da erschienen noch Abgesandte vom Kaiser, Karl V., ihm die Nachricht seines Sieges über die Protestanten bei Mühlberg und der Gefangennehmung des Churfürsten von Sachsen zu überbringen. Zur Bekräftigung der letztern Nachricht zeigten sie einen ungeheuern Stiefel vor, welchen man dem Churfürsten nach der Schlacht ausgezogen hatte [1]. Heinrich II. folgte den Grundsätzen seines Vaters, Franz I., und gedachte ebenfalls den deutschen Kaiser zu schwächen, weshalb er alle protestantische Fürsten und die Reichsstädte durch ein erlassenes Schreiben zur standhaften Vertheidigung ihrer Freiheiten und Rechte aufmunterte und Hülfe versprach. Dem

---

[1] Thuanus. T. I. L. III. p. 61.: „per Caesaris legatum de pugna infeliciter a foederatis commissa et Saxone duce capto (rex) certior fit producta etiam inusitatae amplitudinis ocrea, quam Saxoni post pugnam detractam dicebant, ridiculo Hispanicae ostentationis exemplo.“

1547

Kaiser blieb dieses nicht verborgen, und er drückte sich in einem Briefe an seinen Gesandten in Rom über Heinrich II. so aus: „wenn sein Vater die Türken bei den Haaren in die Christenheit zog, so zieht sie der Sohn bei den Händen, den Füßen und den Haaren herein“[1].

Heinrich ließ durch den Obersten Sebastian Vogelsberg 10 Fahnen deutsche Truppen für seinen Dienst anwerben, angeblich um ihn bei seiner Krönung zu begleiten. Mit diesen begab er sich nach Flandern, hielt in mehrern Städten seinen Einzug und kam auch in die Nähe von Boulogne. Mit Entrüstung sah er, daß die Ausfälle, Plünderungen und Gewaltthätigkeiten der engl'schen Besatzung die ganze Umgegend in eine Wüstenei verwandelt hatten, und schwur beim Himmel, nicht eher zu ruhen und zu rasten, bis er diese Feinde von hier vertrieben und auch diesem Theile seines Reiches Ruhe verschafft habe. Er ließ einige Truppen zur Beobachtung der Engländer zurück und ging wieder nach St. Germain.

Hier trug sich eine Begebenheit zu, welche in die ersten Ritterzeiten zurückversetzte und den damaligen Geist des französischen Hofes und Adels bezeichnet. Zwei junge Edelleute von den ersten Familien, Namens Jarnac und Chateigneraye, früher vertraute Freunde, hatten sich unversöhnlich entzweit. Der Vater des Erstern nämlich hatte von einigen Personen erfahren, sein Sohn rühme sich eines vertrauten Umganges mit seiner Stiefmutter, welches sie von Chateigneraye vernommen hätten. Jarnac erklärte diesen für einen Lügner, eine Beleidigung, welche nur durch Blut abgewaschen werden konnte. Dieses hatte sich schon unter Franz I. ereignet, der ihnen aber die gebetene Erlaubniß zu einem Zweikampfe verweigerte. Jetzt wendeten sie sich mit der-

[1] Histoire de de Thou traduite avec des notes. T. I. L. III. p. 256. note 1.

1547 selben Bitte an Heinrich II., welcher sie bewilligte. Chateigneraye besaß die Gunst des Königs, darum war Guise sein Secundant; Montmorency nahm sich Jarnac's an und vermochte den Oberstallmeister Boisi ihm beizustehen, da er, vermöge seiner Würde, das Amt des Schiedsrichters verwaltete. In Gegenwart des Königs und des versammelten Hofes fand der Zweikampf statt. Chateigneraye trat mit Anmaßung und der Zuversicht eines gewissen Sieges auf, Jarnac war bescheiden und empfahl sich zuvor dem Schutze des Himmels. Beide Kämpfer fochten lange mit Hitze, ohne sich einen Vortheil abgewinnen zu können. Endlich aber ward Chateigneraye durch einen Hieb ins Kniegelenk zu Boden geworfen und mußte seinem Gegner, welcher, nach der allgemeinen Meinung, die bessere Sache vertheidigte, den Sieg zugestehen. Verzweiflung und Lebensüberdruß ergriff den Ueberwundenen dergestalt, daß er den Verband seiner Wunde abriß und nach wenig Tagen starb. Heinrich war über diesen traurigen Ausgang der Sache so betrübt, daß er einen feierlichen und schrecklichen Eid schwur, nie mehr einen Zweikampf zu erlauben. Das Volk hielt diesen Vorfall für eine böse Vorbedeutung der neuen Regierung, und das Ende dieses Königs schien den Volksglauben zu rechtfertigen.

Zu Fontainebleau gebar die Königin eine Prinzessin, bei welcher alle Schweizercantone Pathenstelle vertraten.

Italien, zu dessen Eroberung bereits drei französische Könige unglückliche Versuche gemacht hatten, behielt auch für Heinrich II. einen zauberischen Reiz, obgleich des Kaisers Macht jetzt fest daselbst begründet war. Nach dem unruhigen und veränderlichen Charakter der Italiener fehlte es nicht an Unzufriedenen, welche sich gern an Frankreich angeschlossen hätten, um sich der Oberherrschaft Karls V. zu entziehen. Um sich von dieser Stimmung näher zu unterrichten, vielleicht auch in der Stille Verbindungen anzuknüpfen, unternahm Hein=

1548
rich II. eine Reise nach Piemont, wozu eine Vermählung des Herzogs von Guise mit der Tochter des Herzogs von Ferrara, Herculs von Este, den Vorwand leihen mußte. Mit gastlicher Bereitwilligkeit nahm ihn der Herzog von Savoyen auf; glänzende Hoffeste und prächtige Tourniere wurden zu Ehren des königlichen Gastes veranstaltet, und die Tage verflossen diesem in Freude und Vergnügen.

Nicht ganz so vergnüglich stand es indessen in Frankreich, wo die Ruhe durch zwei Bewegungen unterbrochen ward, wovon die erste, minder wichtige, die Vorläuferin der zweiten ernsthaftern war. Jene ward veranlaßt durch die Studenten der Universität Paris gegen die Mönche der Abtei St. Germain. In der Vorstadt gleiches Namens war ein Grundstück längs der Seine, von welchem die Universität behauptete, es sey ihr vor Zeiten schon durch die Könige geschenkt worden. Die Mönche machten gleiche Ansprüche und hatten deshalb einen großen Theil davon an Privatpersonen überlassen, um Häuser darauf zu bauen, Gärten anzulegen, oder es sonst zu benutzen. Eines Tages erschienen die Studenten, bewaffnet und in ungeheurer Masse, rissen die Häuser auf dem streitigen Platze nieder, hieben die Bäume um und richteten eine fürchterliche Verheerung an. Die Sache ward dem Parlament vorgelegt, welches dem Streite durch eine genaue Grenzberichtigung ein Ende machte. Eine Rede des Oberfiscal (procureur général) Marlac gibt ein Bild von den Sitten der damals zu Paris studirenden Jugend [1]. „Wenn man von der Universität redet, heißt es unter andern, muß man gute Schüler und Studenten verstehen, welche ihre Pflicht thun, und nicht jene müßigen, nur angeblichen Schüler, von welchen jetzt die Universität wimmelt, welche eher Nichtstudenten (discholes), Renomisten (brigueurs) und Tagediebe heißen sollten; denn Tag und Nacht machen

[1] Bulaei historia Univers. Paris. T. VI. p. 418.

1548 sie nichts, treiben sich mit Degen, Schildern und gefährlichen Waffen unter großem Lärmen auf den Straßen herum, suchen Händel und Schlägereien, plündern, wen sie finden, liegen in Schenken, Wirthshäusern und auf den Ballspielplätzen umher, kleiden sich nicht wie Studenten, sondern vermummen sich in spanische Mäntel (cappes à l'espagnolle) und tragen unanständige (insolens) Kleider und geschlitzte Beinkleider (dechiquetez par les chausses), so daß man sie auf den ersten Anblick für Landläufer oder Kriegsknechte halten sollte; den Guten geben sie ein böses Beispiel und von ihnen ist gegenwärtiger Unfug ausgegangen; sie machen der Universität Schande, und der Rector, dem dieses alles zur Last fällt, sollte sie entfernen, wie auch ein guter Hausvater dahin sehen muß, sein Haus von schlechten und liederlichen Dienern zu säubern." — Das Verbot, Pistolen oder sonstige Waffen zu tragen, ward nach diesen Vorfällen erneuert.

Bedeutender war kurz darauf ein Aufstand in Guyenne, wegen der Salzsteuer (la gabelle). Auf die Nachricht davon verließ Heinrich II. sogleich Turin, und schickte den Connetable und den Herzog von Guise mit 1000 Mann Gensdarmen und 8000 Mann Infanterie, unter denen sich 4 Fahnen deutscher Lanzenknechte befanden, zur Dämpfung der Unruhen voraus.

Guyenne erzeugte einen großen Ueberfluß von Salz, welches in Magazinen aufgehäuft und für den König verkauft ward. Die Einwohner von Guyenne aber zahlten eine geringere Taxe, als andere Provinzen. Auf Antrieb der Pächter ward ihnen dieses Vorrecht genommen, und die Salzsteuer auch bei ihnen erhöht. Ein allgemeines Murren, welches bald in ungezügelte Wuth überging, war die Folge, und als die Einnehmer Strenge anwenden wollten, wurden acht derselben ermordet. Wie eine Feuersbrunst griff der Aufruhr um sich. In Kurzem waren wenigstens 20,000 Men=

schen unter den Waffen, welche erklärten, sie würden die Vorrechte ihrer Väter gegen die Gewalt mit Gewalt behaupten. Schon waren mehrere Städte und feste Schlösser in den Händen der Rebellen, kleine gegen sie abgeschickte Truppenabtheilungen wurden zerstreut, und so wälzte sich der stets wachsende Aufruhr nach Bordeaux, der Hauptstadt der Provinz. Bei Cognac fiel den Wüthenden ein Obereinnehmer der Salzsteuer in die Hände; sie ermordeten ihn unter tausend Qualen, banden sodann seinen Leichnam auf ein Bret und ließen ihn auf der Charente fortschwimmen, zur Kunde und Theilnahme für die Umgegend. Auf Bitten der Obrigkeit von Bordeaux kam Moneins, der Unterstatthalter des Königs von Navarra, der Gouverneur dieser Provinz, in die Stadt. Vergebens suchte er die wüthende Menge durch Bitten und Vorstellungen zu besänftigen, ein gewisser Guillotin widersprach ihm mit Heftigkeit, und Moneins zog sich in das feste Schloß Trompette zurück. Das erbitterte die Empörer noch mehr. Sie erstürmten das Zeughaus, ein jeder bewaffnete sich, man führte Kanonen heraus, um das Schloß zu beschießen, und die Sturmglocken riefen die Landleute der Umgegend herbei. So rückte der Haufe gegen das Schloß und verlangte, Moneins solle erscheinen. Nachdem man ihm Sicherheit seiner Person versprochen, erschien er, und wollte zurück auf das Rathhaus gehen. Doch immer neue Haufen von Bauern strömten jetzt mit fürchterlichen Drohungen herbei. Moneins warf eine goldene Kette, die er um den Hals trug, unter die Menschen, in der Hoffnung zu entwischen, wenn man sich um dieselbe raufen würde. Allein die Nächsten ließen ihn nicht aus den Augen, und da sie seine Absicht merkten, erhielt er einen Stoß mit einer Hellebarde ins Gesicht. Moneins zog den Degen, sich zu vertheidigen, aber sogleich wurde er zu Boden geworfen und in wenig Augenblicken ermordet. Ein gleiches Schicksal hatte ein

1548
Edelmann, Montlieu, sein Freund, der ihn begleitete. Beider Leichname wurden auf der Gasse fortgeschleift, lagen dann zwei Tage daselbst, den Blicken der Neugierigen ein Schauspiel, worauf man sie endlich begrub. Den Präsidenten Chossagne zwangen die Unruhstifter, ihr Anführer zu werden. Sie mußten ihm eidlich Gehorsam geloben, dennoch aber vermochte er nicht, den fürchterlichen Greueln Einhalt zu thun. Mord und Plünderung waren die einzige Beschäftigung der Meuterer. Zwanzig Einnehmer der Salzsteuer wurden ermordet, ihre Leiber bestreute man, unter Hohngelächter, mit Salz, und schleifte sie durch die Straßen der Stadt. Nach vier Tagen nur gelang es dem Präsidenten Chossagne, einige Ordnung wieder herzustellen.

Bald erscholl die Nachricht, der Connetable von Montmorency sey mit einem stark n Corps im Anzuge. Bangigkeit und Angst traten jetzt unter den Rebellen an die Stelle der ausgelassenen Wuth. Eine Gesandtschaft der Bürgerschaft ging ihm entgegen, versprach Gehorsam und Unterwürfigkeit und bat nur, die deutschen Lanzenknechte, dem Raube und der Plünderung so ergeben, nicht mit in die Stadt zu bringen. „Sie stehen so gut im Solde des Königs, als die Franzosen, erwiederte der eiserne Montmorency; auch ziemt es euch nicht, Bedingungen vorzuschreiben; eine unbedingte Unterwerfung verlange ich, und dann will ich sehen, was weiter zu thun ist; verweigert ihr mir den Einzug in die Stadt, so führe ich selbst die Schlüssel bei mir, die Thore zu öffnen, hiermit zeigte er auf seine Kanonen." Sofort rückte er mit seinen Truppen bis dicht vor die Stadt, ließ die Stadtmauer einige Klaftern breit niederreißen und maschirte durch diese Oeffnung in Bordeaux ein, den 20. August 1548 mit allen seinen Soldaten. Stummer Schrecken lagerte über der bangen Stadt. Ruhig besetzte Montmorency alle Hauptplätze, nahm alle Stadtviertel in Beschlag,

1548
pflanzte Kanonen auf und befahl die Ablieferung aller Waffen und Kriegswerkzeuge. Zwei Tage vergingen unter diesen Anstalten. Am dritten begann die Untersuchung; sie war streng und ohne Schonung, und das Endurtheil lautete: die ganze Stadt ist des Aufruhrs, der Rebellion und des Hochverraths schuldig, bezahlt 200,000 Livres, das Parlament ist auf ein Jahr suspendirt, und alle Privilegien hören auf Das Rathhaus soll geschleift, alle Glocken weggenommen werden, und die Bürgerschaft erbaut auf ihre Kosten zwei Galeeren zum Gebrauche wider sie selbst. Um den Mord Moneins zu verbüßen, mußten 100 der angesehensten Bürger dessen Leichnam mit den Nägeln ausgraben, und 120 von den Geschwornen und übrigen Bürgern, in Trauerkleidern, mit brennenden Fackeln, selbigen wieder zur Erde bestatten. Ueber 5000 Menschen waren genöthigt, den Zug zu begleiten, welcher vor dem Rathhause still hielt, wo sich jedermann auf die Knie werfen, die Barmherzigkeit des Königs erflehen und bekennen mußte, daß sie eine weit härtere Strafe verdient hätten. Hierauf folgten Hinrichtungen auf Hinrichtungen. Mehr als 100 Personen bestiegen das Blutgerüste, Guillotin ward lebendig verbrannt, Unzählige wanderten auf die Galeeren. Der, welcher zuerst die Sturmglocke angezogen hatte, wurde an dem Klöpfel derselben aufgeknüpft. Der Präsident Chossagne entging mit Mühe der Todesstrafe und mußte unter tausend Kränkungen den Hof überall begleiten. Die Glocken, mit welchen man gestürmt hatte, wurden zertrümmert oder eingeschmolzen. Den 9. November verließ Montmorency endlich die Stadt wieder; Guyenne war beruhigt, und eine starke Besatzung blieb in Bordeaux [1]. Der König milderte nachmals diese Strafe und gab Bordeaux die meisten Freiheiten zurück. Glimpflicher verfuhr der Herzog von Guise; er

---

[1] Thuanus. T. I. L. V. p. 102 sqq.

1548 durchzog die Gegenden von Saintonge, Poitou und Aunois und stellte durch eine kluge Gelindigkeit die Ruhe, so wie das Ansehen der Beamten wieder her.

Nach Beilegung dieser Bewegungen hielt Heinrich **II.** seinen Einzug in Lyon. Handel und Betriebsamkeit machten diese Stadt schon damals zu einer der blühendsten. Aus Deutschland und Italien hatten sich Kaufleute daselbst angesiedelt, welche jetzt mit den Einwohnern zugleich wetteiferten, den jungen König mit Auszeichnung zu empfangen. Ehrenpforten, Triumphbogen, Säulen und Obelisken, mit passenden Inschriften, begrüßten den Monarchen da, wo er einzog Ein prächtiges Banket wurde veranstaltet, nach dessen Beendigung man vor dem ritterlichen Heinrich ein Gladiatorengefecht, im römischen Geschmacke, aufführte. Zwölf Gladiatoren, 6 in weißen und 6 in carmoisinrothen Atlas gekleidet, traten auf. Nach mancherlei künstlichen Wendungen und Aufmärschen begannen sie ihr Gefecht. Wie ehemals die Horazier und Curiatier, drückten auch sie schon in ihren Mienen einen kriegerischen Muth aus. Bald deckten sie sich mit ihren Schildern, bald bedienten sie sich der Speere oder des Dolches und brachten so viel Wahrheit in die Vorstellung, daß mehrere Zuschauer, die Sache für Ernst nehmend, um Hülfe riefen. Das Gefecht endete nicht eher, als bis ihre künstlichen Waffen, in Stücken zerstreut, umherlagen. Es gefiel dem Könige so wohl, daß dieses Spiel 6 Tage nachher noch einmal wiederholt werden mußte. Auch eine Comödie ward aufgeführt, wo Diana mit ihrem ganzen Jagdgefolge wohl nicht fehlen durfte. Der Königin zu Ehren, welche am folgenden Tage auf der Rhone in einer Gondel anlangte, veranstaltete man ein Seetreffen, ebenfalls im römischen Geschmacke. Das eine Hauptschiff, von Farbe schwarz, weiß und roth, trug den König, das andere, grün, die Leibfarbe der Königin, nahm Catharinen auf,

1548
und nach diesen beiden Farben unterschieden sich auch die zwei fechtenden Parteien. Die Kämpfer, in römischer Tracht, gewährten durch ihre glänzenden Helme und Harnische einen herrlichen Anblick. In einem Halbmonde rückten anfangs alle Schiffe an; drei Kanonenschüsse gaben das Zeichen zum Kampfe, und sogleich mischten sich alle Fahrzeuge im hitzigen Gefecht durch einander, zogen sich zurück und ordneten sich, um den Angriff nochmals zu erneuern. Beim dritten und letzten warfen die Kämpfer Schwärmer, Raketen und sonstige Feuerwerkssachen gegen einander, bis sich endlich die grüne Farbe für überwunden erkannte [1].

Der König hielt noch ein Capitel der Ritter des St. Michaelorden, dann begab er sich nach Moulins, dem ehemaligen Wohnsitze des Connetable von Bourbon, nach dessen Abfalle es durch Confiscation zur Krone kam. Eine doppelte Vermählung zwischen Anton von Bourbon, Herzog von Vendome, und Johanne von Albret, Erbin des Königs Heinrich von Navarra (die nachmaligen Eltern von Heinrich IV.), so wie zwischen dem Herzoge Franz von Guise und Anna, Tochter des Herzogs von Ferrara, veranlaßte wiederum glänzende und geschmackvolle Feste und Belustigungen. Die Satyre unterließ nicht, sich in Epigramme zu ergießen über den unbegränzten Einfluß, welchen die Guisen und Diana über den König ausübten, wovon Untenstehendes eine Probe ist [2].

Erst im folgenden Jahre sah Frankreichs Hauptstadt den jungen Monarchen mit königlichem Pomp in ihren Mauern einziehen.

---

[1] Brantôme, hommes illustres. T. II. art. Henri II.

[2] „Sire, si vous laissez, comme Charles (le cardinal de Guise) désire,
Comme Diane fait, par trop vous gouverner,
Fondre, paistrir, mollir, refondre, retourner,
Sire, vous n'estes plus, vous n'estes plus que Cire.
Brantôme, hom. illust. art. Henri II.

Drittes Capitel.

Des Königs Einzug in Paris und Lustbarkeiten; Verbrennung der Ketzer; Verordnungen für innere Angelegenheiten; Todesfälle; Zurückgabe von Boulogne; Friede zwischen England und Frankreich.

1549 Vermöge seines Versprechens schickte Heinrich II. noch im Jahre 1548 ein Hülfscorps von 6000 Mann, worunter 3000 Deutsche, 2000 Franzosen und 1000 Reiter von verschiedenen Nationen waren, nach Schottland zur Unterstützung der verwitweten Königin gegen England. Dessé, welcher sich in frühern Kriegen ausgezeichnet hatte, befehligte dieses Corps.

Die Steuern zur Unterhaltung der Truppen, welche von den Provinzialstädten und Dörfern erhoben wurden, und wovon die Pariser Bürger frei waren, fielen manchen so schwer, daß sie ihre Heimath verließen und sich nach der Hauptstadt drängten, wo sie oft kein Unterkommen fanden. Ueberdieß errichteten gewerblose Menschen in den Vorstädten von Paris Schenken und liederliche Wirthschaften, wodurch die öffentliche Sicherheit sehr gefährdet wurde. Deswegen erließ der König ein Edikt, nach welchem er die fernere Vergrößerung der Hauptstadt untersagte, welches aber keine große Beachtung fand.

Den 2. Junius endlich, 1549, hielt Heinrich II. seinen feierlichen Einzug als König in Paris. Die Krönung der Königin war den 10. Mai zu St. Denis vorausgegangen. Umgeben von dem höchsten Adel erschien er mit einem kriegerischen Pomp. Zwei Tage später folgte die Königin, auf einer Sänfte getragen. Ein großes Tournier machte die Hauptfestlichkeit dabei aus. Sechs der Vornehmsten des Hofes waren Platzhalter (tenans); der König aber erschien zuerst unter den Ge-

genkämpfern (assaillans) und zeigte die größte Gewandtheit und Erfahrenheit. Vierzehn Tage dauerte dieses Tournier, vor dem Hofe, den fremden Gesandten und einer unzähligen Menge von Zuschauern. Den 2. Julius wohnte der König, in Begleitung aller Prinzen von Geblüt, einer Sitzung bei im Parlament (lit de justice), und am nächsten Tage führten 32 Galeeren ein Seetreffen auf der Seine auf. Oeffentliche Gebete für den neuen König, für die Seele des verstorbenen, für die Ausrottung der Ketzerei, eine Procession durch die Stadt und ein prächtiges Mahl folgten am dritten. Nach Beendigung des letztern aber und zum Beschlusse der Ergetzlichkeiten begab sich der König nach dem Palaste, welcher Tournelles heißt, um der *Verbrennung mehrerer Lutheraner zuzusehen*. Es befand sich ein ehemaliger Leibschneider (couturier) des Königs darunter. Derselbe hatte sich nicht nur mit Freimüthigkeit für den Protestantismus erklärt, sondern auch Schmähungen gegen Diana von Poitiers ausgestoßen. Muthig bestieg er den Scheiterhaufen, und als er den König am Fenster ansichtig ward, heftete er unverwandt seine Blicke auf ihn, selbst als ihn die Flammen umgaben. Heinrich ward dadurch so erschüttert, daß er sich vom Fenster zurückzog und nachmals gestand, das Bild dieses Mannes habe ihn mehrere Tage nicht ruhen lassen [1]. 1549

Ueber den Marschall von Biez und dessen Schwiegersohn, Jacques de Couci, erging jetzt ebenfalls ein strenges Gericht. Ersterer ward zu ewiger Gefangenschaft verurtheilt, weil er, unter Franz I., bei seinem Commando in der Picardie bei einem Einbruche der Engländer nicht thätig genug gewesen, letzterer aber wurde enthauptet, weil er Boulogne übergeben hatte. Nur die Guisen und die Poitiers vermochten den von Natur

[1] Histoire ecclesiast. des églises reform. de Fr. sous Henri II. L. II. p. 79. Recueil des choses mémor. s. le reg. de Henri II. p. 5.

1549 sanstmüthigen Heinrich zu jenen Verfolgungen und dieser Härte. Ein Versuch zur Wiedereroberung von Boulogne schlug fehl. Mit der Schweiz erneuerte Heinrich die Verträge seines Vaters auf seine Lebenszeit und 5 Jahre nach seinem Tode. Doch nur 9 Cantone traten bei; Bern, Basel, Schaffhausen und Zürich verweigerten den Beitritt wegen der harten Verfolgungen der Protestanten, ihrer Glaubensbrüder, in Frankreich.

Mancherlei Verordnungen, das Innere des Reichs betreffend, erschienen. Die verhaßte Salzsteuer hörte auf, dagegen wurden 200,000 Kronen zur Bestreitung der Kriegskosten erhoben. Um dem übertriebenen Luxus zu steuern, verbot ein Gesetz, bei Strafe von 1000 Kronen, oder Gefängnißstrafe bis zur Erlegung dieser Summe, das Tragen rother oder carmoisinrother seidener Kleider, welches jedoch wenig beachtet ward. Ueber die Kriegsleute, die sich Erpressungen gegen ihre Wirthe erlaubten, liefen häufige Klagen ein. Heinrich verdoppelte ihren Sold, setzte aber Todesstrafe auf jene Ungebürnisse. Wegen der Ketzer ward verordnet, die weltlichen Richter möchten zwar die Untersuchung gegen sie einleiten, nachher aber sie den Bischöfen überliefern, als welchen diese Angelegenheiten zugehörten. Zu Paris wurde deshalb die sogenannte Feuerkammer (chambre ardente) errichtet. Immer mehr suchte sich der Cardinal von Guise der Herzogin von Valentinois, Dianen von Poitiers, gefällig zu beweisen, daher gab er ihr den willkommnen Rath, alle rechtlichen Leute von festem Charakter vom Hofe zu entfernen, und ihre Creaturen an deren Stelle zu setzen. Der Parlamentspräsident Lizet, ein gelehrter Rechtskenner, mußte den Anfang machen, weil er gegen den Cardinal nicht unterwürfig genug war. Der feile und höfische Bertrandi ersetzte ihn. Der edle Canzler Olivier folgte zunächst, indem man ihn durch wiederholte Kränkungen so lange beleidigte, bis er sich zuletzt auf seine Güter zurückzog.

Margaretha, Königin von Navarra, die geistvolle

1549
Schwester Franz I. starb in diesem Jahre, wenig geliebt von der Geistlichkeit, denn sie begünstigte die Protestanten, aber hochverehrt von andern wegen ihrer wahrhaft fürstlichen Eigenschaften. Auch der Papst Paul III. starb den 10. November 1549, nach einer 15jährigen Regierung. Hinterlist, moralischer Unwerth und parteiische Schwäche für seine Verwandtschaft fallen ihm zur Last. Drei Parteien, die kaiserliche, die französische und die farnesische, kämpften bei der neuen Wahl gegen einander, welche endlich auf Julius III. fiel, einen Mann von verdorbenen Sitten. Seinen Cardinalshut nebst seinem Wappen gab er einem jungen Menschen, der sein Bedienter war, Namens Innocent, mit welchem er in einer lasterhaften Verbindung gestanden hatte und blieb. Da dessen Hauptgeschäft gewesen, den Affen seines Herrn zu füttern, so nannte man ihn nachher spottweise den Cardinal Simia. Gegen Falschmünzer, durch welche das Münzwesen in die größte Unordnung gerathen war, wurden geschärfte Edikte erlassen. Vor dem Jahre 1519 galt der Goldthaler (écu d'or) 36 Sols, 3 Deniers; später 40 Sols, und seit 1543 45 Sols. Unter Heinrich II. stieg der Goldthaler auf 46 Sols. Ein Silberstück (teston) betrug 11 Sols 4 Deniers. Dieser Münzfuß blieb bis unter Karl IX., 1561 den 17. August. Der Stempel Heinrich's II. wurde so lange beibehalten, daher es von Franz II. keine Münzen seines Namens giebt. Unter Heinrich II. erfand man erst den Schwengel (balancier), wodurch die Münzen an äußerer Schönheit gewannen. 1549 prägte man zum ersten Male halbe und Doppel-Henri's. In demselben Jahre ward auch befohlen, auf die Münzen die Jahreszahl, und bei dem Namen der Könige die Zahl seiner Reihe zu setzen. Ein neues Münzhaus wurde erbaut, um die neuerfundene Maschinerie anzuwenden [1]. Den

[1] Le Blanc, traité historique des monnoyes de France, p. 266.

1549 Bürgern und Bauern aber untersagte ein ausdrücklicher Befehl, auf die Jagd zu gehen. Durch einen, zwischen England und Frankreich geschlossenen, Vergleich, den 24. März 1550, kam Boulogne, nebst dem dazu gehörigen Gebiete, gegen eine Entschädigung von 400,000 Goldthalern, an Frankreich zurück. Auch auf Schottland ging dieser Friede über, welches die Franzosen räumten. Heinrich II. überschickte dem Könige von England den St. Michaelorden und erhielt dagegen den Orden des Hosenbandes, Freundschaft herrschte wieder zwischen beiden Höfen und befestigte die Hoffnung zum Frieden von dieser Seite, welche, in Bezug auf den deutschen Kaiser, immer schwankender wurde.

Viertes Capitel.

Ausbruch des Krieges gegen den Kaiser; Eroberung mehrerer Städte; Belagerung und Vertheidigung von Metz.

1550 Heinrich II. hatte den Haß seines Vaters gegen den Kaiser Karl V. geerbt. In Gegenwart Heinrich's VIII. sagte dieser einst zu ihm: er würde seinem Sohne den Fluch geben, wenn er ihn nicht räche [1]; auch war diesem ein Groll aus seiner Kindheit gegen jenen Monarchen geblieben, wegen der strengen Behandlung, die er in Spanien erfahren, als er, nach der Gefangenschaft seines Vaters, dort als Geißel bleiben mußte. Die Erwerbung von Mailand gehörte außerdem auch bei ihm zu den geheimen, nie ganz aufgegebenen Wünschen, weshalb, seit dem Antritte seiner Regierung, die französischen Abgeordneten in Italien und unter den Fürsten Deutsch-

[1] Traduction de Thuanus. T. I. L. III. not. 1.

1550

lands stets Zwietracht zu säen und die Türkei gegen Karl V. aufzureizen suchten. Kleine Neckereien zwischen beiden Monarchen deuteten den bevorstehenden ernsten Kampf an. Die Regentin der Niederlande, Maria, Königin von Ungarn, trachtete den Marschall St. André bei seiner Durchreise, als er seinem Monarchen den Hosenbandorden aus England überbrachte, zu verhaften; wogegen Heinrich alle, in Dieppe befindlichen, niederländischen Schiffe anhalten ließ, welches von der Regentin eine Wiedervergeltung gegen die französischen Fahrzeuge veranlaßte, auch verhinderte man die Zufuhr der Lebensmittel nach Terouanne.

Wunderbarer Weise ward in dieser Zeit, unter Begünstigung des Herzogs von Guise, des unversöhnlichen Feindes der Protestanten, zum Vortheile derselben eine Untersuchung erneuert, wodurch man aber freilich ehemalige Günstlinge von Franz I. stürzen wollte. Auf dessen Befehl nämlich wurden die unglücklichen Waldenser, harmlose, friedliche Menschen, die sich den Lehren der Reformation zuneigten, auf das Grausamste verfolgt; 22 Dörfer legte man damals in die Asche, und die meisten Einwohner kamen durch das Schwert um. Als den wüthendsten Verfolger jener Unglücklichen hatte sich der Präsident des Parlaments von Aix, Oppede, bewiesen. Jetzt nun wurde das Verfahren gegen die Waldenser, auf Verlangen der wenigen übriggebliebenen, einer nochmaligen Durchsicht unterworfen, wonach einer der ärgsten Wüthriche, Namens Guerin, mit dem Leben büßte, allerdings hauptsächlich darum, weil er keinen Anhang bei Hofe hatte; Oppede aber, und die übrigen, entkamen mit dem bloßen Verluste ihrer Stellen, die sie später, als sie sich vor Guise demüthigten, auch wiedererhielten [1].

Brissac, ein schöner, einnehmender Mann, besaß die Gunst der Herzogin von Valentinois in einem so au-

---

[1] Thuanus. T. I. L. V. §. 7.

1550 genscheinlichen Grade, daß selbst die Eifersucht des Königs erwachte. Noch war ein Theil von Piemont durch die Franzosen besetzt, dieses gab Heinrich **II.** Gelegenheit den ihm verdächtigen Günstling vom Hofe zu entfernen, vermittelst einer Erhebung, denn er gab ihm den Oberbefehl über die dortigen Truppen und ernannte ihn zum Marschall.

Die Angelegenheiten von Deutschland zogen bald die volle Aufmerksamkeit des Königs von Frankreich auf sich. Siegreich thronte jetzt Karl **V.** daselbst, die protestantischen Fürsten waren gedemüthigt und nichts durfte ihm noch widerstreben. Mit Kummer nahm der nunmehrige Churfürst von Sachsen, Moritz, wahr, daß der Kaiser mit nichts Geringerem umgehe, als die deutsche Freiheit gänzlich zu vernichten, und die Religionsfreiheit in Fesseln zu schlagen; außerdem hielt er seinen Schwiegervater, den Landgrafen von Hessen, in einer fortwährenden Haft. Dieser ungerechten Gewalt zu steuern, war daher Moritzens fester Entschluß, welchen er aber, als der Schwächere, nur durch Klugheit und in Verbindung mit einem Mächtigern bewerkstelligen konnte, und dieses führte zu einem Bündnisse mit dem Könige von Frankreich, wozu Heinrich **II.** bereitwillig beide Hände bot. Der Bischof von Bayonne, Jean de Fresse (**Fraxineus, du Frêne**) leitete die Unterhandlungen, nach welchen man sich über folgende Artikel vereinigte. Die deutschen Fürsten und Frankreich erklären dem Kaiser gemeinschaftlich den Krieg zur Befreiung der gefangenen Fürsten, und zum Besten der Religionsfreiheit in Deutschland. (Frankreich also kämpfte hier für die Protestanten, die es bei sich zum Scheiterhaufen verdammte; welch ein Chamäleon war die Politik aller Zeiten!) Alle übrige Fürsten und Reichsstädte werden zum Beitritte aufgefordert und gelten, im Weigerungsfalle, für Reichsverräther; keiner der Verbündeten kann einen Separatfrieden schließen; nöthigen Falls vereinigen die deutschen Fürsten ihre Truppen mit denen des Königs von Frank=

1551

reich, um angriffsweise gegen den Kaiser zu verfahren; von dem 25. Februar an, 1551, zahlt der König von Frankreich 240,000 Kronen, als ersten Termin, und dann monatlich 60,000; die deutschen Fürsten unterhalten außer dem Lande 8000 Reiter, und im Lande die nöthigen Truppen zur Erhaltung der Ruhe; der Einheit wegen hat der Churfürst Moritz den Oberbefehl und wählt sich drei Räthe nach eigenem Willen; Beute und Eroberungen sind gemeinschaftlich; der König von Frankreich nimmt die Städte Cambray, Metz, Toulon und Verdun, welche er, als Reichsvicarius, behält; zur Wiedereroberung verlorner Provinzen, ja, vorkommenden Falls, zur Erwerbung der deutschen Kaiserkrone, werden ihm die deutschen Fürsten behülflich seyn. Dieser Vertrag ward den 5. October 1551 zu Friedewald, in Hessen, geschlossen und von Heinrich II. ratificirt, den 15. Januar 1552 zu Chambord, wo er sich eben aufhielt. Ihn unterzeichneten der Churfürst Moritz von Sachsen, Georg Friedrich von Brandenburg, Johann Albrecht von Mecklenburg und Wilhelm, Graf von Katzenelnbogen, der Sohn des Landgrafen von Hessen. Nachmals traten noch bei, Joachim, Churfürst von Brandenburg, Albrecht von Brandenburg, Friedrich, Churfürst von der Pfalz, der Herzog von Würtemberg, der Herzog von Zweibrücken, Heinrich von Mecklenburg, und Ernst, Markgraf von Baden [1].

Beide Monarchen, Karl V. und Heinrich II. gaben ihre gegenseitigen Beschwerden durch ein erlassenes Manifest zu erkennen; dem von Heinrich war untergedruckt ein Hut zwischen zwei Dolchen, d. i. Vertheidigung der Freiheit durch die Waffen [2].

In Italien begannen die Feindseligkeiten zuerst. Ottavio Farnese, der Bruder von Horatio Farnese, der mit Heinrich's II. natürlicher Tochter vermählt war, schloß

---

[1] Thuanus. T. I. L. VIII. p. 160 sqq.
[2] Daniel, hist. de Fr. T. VIII. p. 51.

1552
mit Frankreich ein Bündniß gegen den Kaiser und den Papst, worauf, mit seiner Bewilligung, französische Truppen sein Herzogthum Parma besetzten. Mit abwechselndem Glücke, ohne einen entscheidenden Schlag, kämpften beide Parteien. Siena, 1547 mit List durch spanische Truppen besetzt, ging jetzt zu den Franzosen über, ein bequemer Waffenplatz für diese, von wo aus auch der Papst stets in Furcht gehalten werden konnte. Auch Brissac nahm in Piemont den Kaiserlichen mehrere feste Plätze weg. Den Franzosen kam eine türkische Flotte zu Hülfe, welche an den Küsten von Italien viele Verwüstungen anrichtete. Dennoch fiel Siena später dem Kaiser, obgleich nach einer verzweifelten Gegenwehr, wieder in die Hände, welches er, als ein spanisches Lehen, dem Herzoge von Florenz, Cosmo, abtrat. Vier Jahre ward der Krieg unter harten Verwüstungen des Landes fortgesetzt, bis es 1556 zu einem kurzen Stillstand der Feindseligkeiten kam, wo jeder behielt, was er eben besetzt hatte. Der Papst insonderheit wurde des Krieges und der vielen Kosten zuerst müde. Seine Gelder waren erschöpft, seine Kostbarkeiten verpfändet und seine Armee aufgelöst. Daher schickte er zwei Cardinäle ab, den einen an den Kaiser, den andern an den König von Frankreich, die Einstellung der Feindseligkeiten zu erwirken. Letzterem ließ er unter andern sagen, wegen der ungerechten Vorenthaltung von Mirandola fordere er ihn vor den Richterstuhl Gottes. Worauf Heinrich antwortete, er wolle erscheinen, wäre aber überzeugt, daß er den Papst dort nicht finden werde [1].

Der bevorstehende Krieg gegen den Kaiser machte bedeutende Geldsummen nöthig, welche bei der Verschwendung des Hofes nur durch außerordentliche Mittel zusammengebracht werden konnten. Bereits bezahlte der König 12 ja 16 Procent, welches seinen Credit nur

---

[1] Hist. de Thou traduite avec des notes critiques. T. I. L. VIII. p. 700. note 1.

1552
verminderte [1]. Man schritt zu außerordentlichen Mitteln. Man legte eine Abgabe von 20 Livres auf jeden Glockenthurm, und eine andere auf die silbernen Gefäße in den Kirchen, wovon aber die Herzogin von Valentinois einen guten Theil für sich behielt, worüber das Volk auf seine Weise spottete. (Le roi a pendu les cloches au cou d'une vieille jument.) [2] Ein Theil der königlichen Domainen ward verkauft; bürgerliche Besitzer adliger Güter und Lehen, die nicht amortisirt, d. i. vom Könige mit einer besondern Erlaubniß versehen waren, mußten bis an 100,000 Kronen bezahlen, ein Recht, welches der König alle 40 Jahre ausüben konnte [3].

Mit unbeschreiblichem Glücke eröffnete Churfürst Moritz seinen Feldzug gegen den Kaiser. Im März, 1552, brach er von Thüringen auf, und 12 Tage nachher, den 1. April, stand er schon vor Augsburg, zwang alle schwäbische Reichsstädte, bis auf Ulm, zur Theilnahme, schlug bei Reuten ein kaiserliches Corps in die Flucht, den 19 Mai, erstürmte die ehrenberger Clause, und kam dem Kaiser, der zu Inspruck am Podagra krank lag, so nahe, daß dieser des Nachts, den 20. Mai, flüchten mußte, und nur in Villach, in Oberkärnthen, sicher zu seyn glaubte.

Auch Heinrich **II.** setzte sich im Monate März in Bewegung. Mit seiner Gemahlin und dem ganzen Hofe ging er nach Chalons an der Marne, Montmorency aber war nach Vitry vorausgeeilt, dem Sammelplatze aller Truppen. Sie wurden theils aus Piemont und den Grenzfestungen gezogen, theils neue Aushebungen in Guyenne und Languedoc gemacht. Coligny befehligte das Fußvolk, die ganze Armee betrug 35,000 Mann, worunter 15,000 Deutsche, 1500 Kuirassiere, 2000

---

[1] République de Bodin. L. VIII. p. 235 am Ende.
[2] Mezerai. T. IV. p. 667 sqq.
[3] Thuanus. T. I. L. VIII.

1552
leichte Reiter und eben so viele Schützen zu Pferde. Der Connetable stand an ihrer Spitze.

Wegen einer plötzlichen Krankheit der Königin Catharina verweilte der König noch zu Joinville. Die Zunge schwoll ihr nämlich so sehr, daß sie die Sprache verlor, und man sie für verloren hielt. Die Höflinge verließen sie, und nur der Cardinal von Chatillon blieb an ihrem Bette aus wahrer Anhänglichkeit, und — Diana von Poitiers, welche dieser Königin Leben eifrig wünschte, aus Furcht, Heinrich II. möchte nach ihrem Absterben eine andere Gemahlin wählen, welche ihr seine Gunst entziehen könnte. Ein Aderlaß an der Zunge stellte Catharinen wieder her.

Toul und Verdun überreichten die Schlüssel, als die französische Armee anrückte, Metz aber ward durch List genommen. Zwietracht theilte die Bürgerschaft; die Obrigkeiten waren kaiserlich gesinnt und dachten nur an die Erhaltung ihrer vielfachen Privilegien, die Bürger aber sehnten sich nach einer Gelegenheit, dieselben zu vernichten. Als daher der Connetable Montmorency vor der Stadt erschien und Einlaß verlangte, bewilligte man ihm, zwei Compagnien einrücken zu lassen. Kaum aber war ein Thor geöffnet, so zog die ganze Armee ein und nahm die Stadt, ohne Schwertschlag, in Besitz. Als der König diese Nachricht zu Joinville erhielt, brach er ungesäumt auf und hielt, in Begleitung des Herzogs von Guise und vieler andern hohen Officiere, mit seiner Garde, aus 400 Mann, theils Franzosen, theils Schottländern bestehend, nebst 200 Schweizern und 4 Escadrons Reiterei, seinen Einzug. Die Königin blieb in Joinville zurück und erhielt einstweilen die Regentschaft, unter Mithülfe des Admiral Annebaut. Die Einwohner von Metz verbargen den Verdruß über ihre Ueberlistung und nahmen den König von Frankreich mit Freudenbezeigungen auf, wofür er ihnen die Erhaltung aller Privilegien und Freiheiten versprach. Der Versuch, Straßburg auf ähnliche Weise wegzunehmen, mißlang. Denn auf den Antrag Montmorency's,

1552
seinen Soldaten zu erlauben, Lebensmittel in der Stadt zu kaufen, antwortete man, es sollten selbige ins Lager gesendet werden, welches auch pünktlich geschah.

Das französische Heer rückte hierauf bis Weißenburg und Zweibrücken vor, da erschienen Abgeordnete der Schweiz, des Königs Gnade Colmar nebst andern Städten des Elsaß zu empfehlen; eben so schickten die Churfürsten von der Pfalz, von Mainz und von Trier, wie auch die Herzöge von Würtemberg und Cleve Gesandte, Schonung für ihre Länder zu erflehen, und den König zu ersuchen, nicht weiter vorzurücken, da man mit dem Kaiser bereits über den Frieden unterhandle, dessen Störung den Ruhm Sr. Majestät beflecken würde. Heinrich war überrascht, antwortete aber dennoch mit Milde, er habe nur den Frieden gewollt und werde sich, wenn dieser erfolge, in sein Reich zurückziehen. Bald erhielt er die sichere Kunde, daß der Churfürst Moritz mit dem römischen Könige Ferdinand einen Vertrag abgeschlossen habe. Zwar beschwerte sich Heinrich durch seine Bevollmächtigten bitter über dieses Verfahren, erhielt aber zur Antwort, man habe den König von Frankreich in den Vertrag in so weit mit eingeschlossen, daß er erklären möge, unter welchen Bedingungen er mit dem Kaiser unterhandeln wolle. Hiervon aber konnte für Heinrich keine Rede seyn, denn er vernahm schon, daß die Regentin der Niederlande die Champagne durch Martin Rossem verwüsten lasse. Ein schleuniger Rückzug ward demnach beschlossen. Vorher aber ließ man alle Rosse der Armee aus dem Rheine trinken, zur Erinnerung, daß die Armee der Franzosen bis an diesen Fluß vorgedrungen sey [1].

Kaum hatte Karl V. durch Abschließung des Passauer Vertrags, den 2. August 1552, freie Hand von den deutschen Fürsten gewonnen, als er seine ganze Macht gegen den König von Frankreich zu wenden be-

---

[1] **Daniel, hist. de France. T. VIII. p. 55.**

1552 schloß. Er betrachtete die Wegnahme der Städte Metz, Toul und Verdun als einen unauslöschlichen Schimpf, welchen er durch Wiedereroberung derselben, koste es auch, was es wolle, zu rächen sich vornahm. Heinrich dagegen war eben so fest entschlossen, sich im Besitze derselben zu erhalten, und schickte deswegen den Herzog von Guise nach Metz, um es zu befestigen und zu vertheidigen.

Metz liegt an der Mosel, welche selbiges westlich und nördlich einschließt, und, sich in zwei Arme theilend, mit dem einen dessen Mauern bespült, mit dem andern aber die Stadt durchschneidet. Der kleine Fluß Seille, welcher hier in die Mosel fällt, zieht sich südlich und östlich um die Stadt, so daß dieselbe fast von allen Seiten mit Wasser umgeben ist. Festungswerke hatte Metz damals beinahe gar nicht, weil sich die Einwohner durch die natürliche Lage ihrer Stadt schon hinreichend gesichert glaubten, und nur zwischen Süden und Westen war eine Art von Wall mit einer Bastei.

Nachdem Guise alles gehörig in Augenschein genommen, ließ er, wo es nöthig schien, Wälle aufwerfen, Gräben ziehen, und Bastionen und spanische Reiter verfertigen. Ein großer Vorrath von Schanzkörben, Balken, Pulverfäßchen, Woll- und Sandsäcken, Hebeln, Schaufeln, Hacken, Körben, Eggen, Flechten, mit Nägeln beschlagenen Bretern u. d. m. wurde ferner angeschafft, und Munition nicht vergessen. Zugleich mit den Schanzgräbern stellte er seine Soldaten an die Arbeit, und damit sich auch von den Vornehmern niemand ausschlösse, sah man ihn selbst, mit der Butte auf dem Rücken, Schutt und Erde zutragen. Die Freiwilligen, bei den französischen Armeen immer der zügelloseste Theil, unterwarf er einer strengen Kriegszucht, indem er sie zu einer Compagnie, unter einem, von ihnen selbst gewählten, Hauptmanne, vereinigte [1].

---

[1] Daniel, hist. de Fr. T. VIII. p. 65.

1552

So wurden bald die schwächsten Punkte befestigt, Batterien deckten die Thore, und durch Mithülfe seines Bruders, des Cardinals, erhielt Guise starke Ladungen von Getreide aus Lothringen. Zuerst machten nur 12 Compagnien Rekruten die Besatzung aus, durch fleißiges Exerciren aber waren sie bald geübte Soldaten. Zu Anfange Octobers schickte der König jedoch bedeutende Verstärkung, so daß nun die Besatzung 11,000 Mann betrug. Um die Lebensmittel nicht vor der Ankunft des Feindes aufzuzehren, erhielten sie außerhalb der Stadt ihre Quartiere. Alle Gebäude um dieselbe her, so wie 5 Vorstädte, wurden geschleift, wobei vorläufig noch die Kirchen stehen blieben, doch aber durchschnitt man die Säulen und Hauptpfeiler derselben und unterminirte den Grund, um sie in einen Schutthaufen zu verwandeln, wenn sich der Feind darin festsetze. Die colossale Kirche St. Arnoul, fest genug, um Kanonen auf ihrem Dache aufzupflanzen, ward abgetragen. Doch es ruhten hier ehrwürdige Leichen; Hildegard, Karls des Großen Gemahlin, Ludwig der Fromme, und viele andere Prinzen und Prinzessinnen. Aus Achtung für diese ehrwürdigen Reste, vorzüglich auch aus Rücksicht auf die Geistlichkeit, ließ sie Guise feierlich in die Stadt bringen, wobei er sich selbst, mit einer Fackel in der Hand und mit unbedecktem Haupte, an die Begleitung anschloß.

Schon hatte der October angefangen, und viele waren der Meinung, der Kaiser werde in so später Jahreszeit die Belagerung nicht mehr beginnen. Guise aber urtheilte anders, er kannte des Kaisers Durst nach Rache, und bezweifelte dessen Ankunft keinen Augenblick. Bis zu derselben benutzte er daher jeden Tag zu zweckmäßigen Anstalten. Es dienten viele Prinzen in seiner Armee; einem jeden wies er genau seinen Posten an, und belehrte den geringsten seiner Officiere über seine Obliegenheiten. Auf den Fall, daß der Feind das Wasser ableiten könne, ließ er Handmühlen verfertigen, überflüssige Bediente, so wie kränkliche und entbehrliche Personen, entfernte er

1552 aus der Stadt; im Voraus wurden Hospitäler eingerichtet, und die pünktlichste Reinlichkeit in den Häusern und auf den Straßen war strenge Regel.

Am 19. October erschien der Herzog Alba vor Metz mit 2000 Spaniern und Italienern, 2 Bataillons Deutschen und 2000 Reitern, welche einige Anhöhen besetzten. Der Kaiser befand sich noch in Thionville. Guise ließ einige Ausfälle machen, wobei es nur zu unbedeutenden Gefechten kam. Endlich erhielt Alba Verstärkung von der Regentin der Niederlande; der Graf Egmont, der Graf von Nassau, Heinrich von Brederode u. a. waren dabei, und nun schloß Alba die Stadt näher ein. Der Herzog Albrecht von Brandenburg erklärte sich, gegen Vergessenheit des Vergangenen, für den Kaiser, und befand sich ebenfalls vor der Festung. Der Herzog von Aumale, ein Bruder des Herzogs von Guise, überfiel ihn in seinem Lager, war anfangs siegreich, aber Albrecht griff ihn mit seinen Reitern im Rücken an, machte ihn zum Gefangenen, und hieb die meisten seiner Leute nieder, oder nahm sie ebenfalls gefangen. Nachdem Aumale von seinen erhaltenen Wunden genesen war, ward er nach Deutschland geschickt und erhielt seine Freiheit erst nach zwei Jahren gegen ein starkes Lösegeld wieder.

Den 20. November langte der Kaiser bei seiner Armee an. Er mußte sich in einer Sänfte tragen lassen, und nahm seine Wohnung in dem nahen Schlosse eines Edelmanns. Eine fürchterliche Kanonade verkündigte den Belagerten seine Anwesenheit. Drei Thürme stürzten ein, und ein vierter drohte den Einsturz. Drei und einen halben Tag donnerte das spanische Geschütz ununterbrochen gegen die Stadt; die ganze Umgegend erbebte, und ein nahe an der Mosel stehender Thurm fiel gleichfalls ein. Ein lautes Freudengeschrei erhob sich im kaiserlichen Lager, aber bald gewahrte man ein zweites Bollwerk hinter demselben, wodurch das Sturmlaufen noch unausführbar blieb. Eine unermüdete Thätigkeit herrschte auf beiden Seiten. Bei der Kürze der Tage ward auch

1552
die Nacht benußt, von den Belagerern die Laufgräben zu fördern, von den Belagerten wieder herzustellen, was das Geschüß zertrümmert hatte. Guise ließ seinem Könige wissen, vollkommen ruhig zu seyn, denn die Stadt sey mit allem Nöthigen versehen. Toul leistete einen gleich tapfern Widerstand.

Inzwischen trat Mangel an Lebensmitteln im kaiserlichen Lager ein, und Krankheiten rafften die Soldaten schaarenweise hinweg. Beim Fouragiren wurden viele gefangen, welchen der Herzog von Nevers eine milde Behandlung bewies, welches besonders die Italiener bewog, sich leicht zu ergeben und Dienste zu nehmen. Noch versuchte der Kaiser Minen anzulegen; allein der Boden war so steinig, und zugleich stieß man überall auf Wasser, daß auch dieses mißlang. Durch oftmalige Ausfälle verursachten die Belagerten fortwährend großen Schaden. Die Hoffnung des Kaisers fing an zu sinken; er sah sein Heer jeden Tag durch die Seuchen vermindert und berief nun einen Kriegsrath, worin er vorschlug, durch einen Hauptsturm die Entscheidung herbeizuführen. Alle Stimmen waren dagegen, theils weil man noch keine hinreichend große Bresche habe, theils wegen des zu erwartenden Widerstandes von der Garnison, wo die Blüthe des französischen Adels unter dem tapfersten Anführer versammelt sey. Der Kaiser bestand dennoch auf seinem Vorsatze, und so ward also die Armee, der Bresche gegenüber, in Schlachtordnung gestellt; vielleicht, so schmeichelte man sich, könne man die Besatzung durch diese Zurüstung schrecken. Diese bereitete sich ihrer Seits zum Widerstande. Guise, schlagfertig, in der Mitte seiner Vornehmsten, hielt, auf der Mauer stehend, eine Anrede an seine Krieger. Das Feuer seiner Worte und sein persönlicher Adel weckten in ihnen eine muthige Begeisterung.

Auch der Kaiser ließ sich durch die Reihen seiner Soldaten tragen und redete sie aufmunternd an. Allein

1552 ein düsteres, niedergeschlagenes Schweigen verrieth die ungünstige Stimmung, darum verzichtete er auf das Unternehmen. Voll Unmuth kehrte er in sein Quartier zurück, indem er mehrmals wiederholte: „meine eigenen Truppen verlassen mich, ich sehe keine Männer mehr vor mir“[1]. Dann auch: „das Glück ist ein Weib, das seine Gunst nur jungen Männern zuwendet“[2]. Jetzt machten die Franzosen einen Ausfall, der aber mit Nachdruck zurückgewiesen ward.

Mit der fortrückenden und rauhern Jahreszeit stieg das Elend in Karls Lager aufs Höchste, und so mußte er sich endlich zum Abzuge entschließen. Den 1. Januar, 1553, brach er auf, und 30,000 Menschen hatten vor Metz ihren Tod gefunden. Einen Theil seines Heeres ließ er auseinander gehen, den andern legte er in die Winterquartiere, er selbst begab sich nach Brüssel.

Guise bemerkte kaum den Abzug der Feinde, als er dessen schleunige Verfolgung befahl. Voll Begierde warfen sich die Franzosen zuerst auf des Kaisers Hauptquartier und auf Alba's. Allein der Anblick des gräßlichsten Elends verwandelte ihre Kampflust bald in Mitleid. Ueberall sah man Sterbende, welche sich auf dem schlammigen Boden wälzten, oder auf dem Wege fortkrochen. Unzählige Leichname lagen unbeerdigt da, oder andere, die man beerdigt hatte, waren von dem Regen wieder entblößt worden und boten einen schauderhaften Anblick dar. Guise bewies Menschlichkeit. Die Todten wurden begraben, die Kranken auf Kähne geladen und nach Thionville geschickt, wohin der Kaiser seinen Marsch genommen hatte, und in der Stadt diejenigen aufgenommen, bei welchen die Fortschaffung nicht möglich war.

---

[1] Thuanus. T. I. L. XI. p. 227. „nunc me desertum a meis, nullosque circa me homines video.“

[2] Robertson, history of the reign of the emperor Charles V. Vol. III. p. 110.

1552

Viele Gefangene und Wagen kamen noch überdieß in die Gewalt der Franzosen.

Nach diesem stellte Guise eine feierliche Procession durch die ganze Stadt an, und ließ ein Freudenfeuer anzünden, wobei ketzerische Bücher von Luther durch Henkers Hand verbrannt wurden [1]. Auch eine satyrische Denkmünze verewigte das Unglück des Kaisers. Mit der Anwendung seiner Devise über den Zug nach Algier, wo man auf dem Gepräge einer Münze die Säulen des Hercules sieht, mit der Umschrift, **ultra metas**, schlug man jetzt eine ähnliche mit der Aufschrift: **non ultra Metas**, als Wortspiel zwischen Metz, **Metae**, und **meta**, das Ziel, wozu noch ein, an eine Säule gefesselter, Adler gefügt ward [2]. Freudenleer und kummervoll war der Abend Karl's V., dem das Glück beim Beginnen seiner Laufbahn mit verschwendrischer Hand seine Gaben spendete.

Fünftes Capitel.

Fortgesetzte, nichts entscheidende, Feindseligkeiten; innerer Zustand Frankreichs; Religionsverfolgungen; Waffenstillstand zu Vaucelles.

1553

Das Glück dieses Feldzugs erfüllte Heinrich II. und seinen Hof mit Freude. Bälle und Lustbarkeiten wechselten, sorglos huldigte man dem Vergnügen, als ob der Krieg bereits geendigt wäre. Karl V. aber ließ die wichtige Festung Terouenne belagern und beschießen. Tapfer

---

[1] Thuanus. T. I. L. XI. p. 234. Daniel, hist. de Fr. T. VIII. p. 79.

[2] l. c. p. 81.

1553 war Angriff und Vertheidigung. Ein 10stündiger Sturm ward von der Besatzung abgeschlagen, wobei das Blut in Strömen floß. Endlich verlangte Montmorency, der Sohn des Connetable, welcher Commandant von Terouenne war, zu capituliren. Die Unterhandlungen begannen, da brachen die ungeduldigen Soldaten des Kaisers vor dem Abschlusse in die Stadt und nahmen sie nun mit Sturm. Fürchterlich waren die Greuelscenen, welche sogleich folgten. Am fühllosesten bewiesen sich die deutschen und flamändischen Kriegsvölker; etwas menschlicher waren die Spanier, der Milde von Guise bei Metz eingedenk. Der Kaiser, seinem, bisher unbefriedigten, Rachgefühle folgend, befahl, Terouenne dem Boden gleich zu machen, welches mit einer beispiellosen Schnelligkeit vollzogen ward. Vierzig Jahre vorher, unter Ludwig **XII.**, wurde diese Stadt schon einmal durch den Kaiser Maximilian und den König von England, Heinrich **VIII.**, erobert und geschleift. Franz **I.** erbaute sie wieder, gab ihr eine Befestigung nach der neuern Kriegskunst, und pflegte oft zu sagen: Terouenne in Flandern, und Acqs (Dax) an der Grenze von Guyenne, wären die beiden Kissen, auf welchen er ruhig schlafen könne. Hesdin nahmen die Kaiserlichen ebenfalls mit Sturm, den 18. Julius, erlitten aber eine Niederlage bei Dourlens.

Jetzt rüstete sich Heinrich gleichfalls zur Fortsetzung des Krieges. Es kamen Hülfstruppen aus der Schweiz; Coligny versammelte 15,000 Mann Infanterie, 10,000 Mann Deutsche, 700 Schottländer und Engländer und 2000 Mann leichter Reiterei. An der Somme versammelten sich diese verschiedenen Streiter. Heinrich kam selbst dahin und erhielt hier eine sehr unwillkommene Nachricht. Der junge König von England, Eduard **VI.**, war gestorben. Mit Recht fürchtete Heinrich dadurch eine Unterbrechung des bisher freundschaftlichen Vernehmens, denn Eduards Schwester, Maria, bestieg nun den Thron von Britannien, und es war ihm nicht unbe-

1553

kannt, daß der Kaiser seinen Sohn Philipp (II.) mit dieser Prinzessin vermählen wolle.

Der Connetable von Montmorency hatte den Oberbefehl über diese auserlesene Armee, zu deren Stärke ein Artillerievorrath von 100 Kanonen gehörte. Sie brach in die Niederlande ein, und belagerte Bapaume und Cambray. Ueble Witterung jedoch und eintretender Mangel vereitelten die großen Erwartungen, mit welchen man diesen Feldzug unternommen hatte. Bei Valenciennes näherten sich zwar die feindlichen Heere einander, allein es kam zu keinem ernsthaften Gefechte, Heinrich ging zurück, entließ einen Theil seiner Truppen und legte den andern in die Winterquartiere. Eine plötzliche Krankheit des Connetable, ohne dessen Mitwirkung er nichts unternahm, bestimmte ihn vornehmlich mit hierzu.

In diesem Jahre, den 16. August, starb auch der Herzog von Savoien, Karl. Eine gutmüthige Schwäche hatte seine Regierung zu einer der unglücklichsten gemacht. In den Kriegen zwischen Franz I. und Karl V. sah er sein Land von beiden verwüstet und zuletzt auf viele Jahre besetzt, so daß er in seinem eignen Staate nicht Herr war. Sein kräftigerer und tapferer Sohn, Emanuel Philibert, erwarb sich Achtung bei seinen mächtigen Nachbarn, und erlangte die Wiederherausgabe aller seiner Provinzen.

Wenig erfreulich war der innere Zustand Frankreichs. Fast alle Domainen des Königs hatte man verpfändet, vier Schatzmeister des königlichen Eigenthums, so wie vier Generalverwalter der Finanzen wurden daher entbehrlich. Allein die Höflinge wollten sich so viele behagliche Stellen nicht entgehen lassen, deswegen schuf man, statt jener, 16 Einnehmerstellen. Unter dem Vorwande einer strengern und bessern Justizverwaltung, wurden an allen königlichen Gerichtshöfen Gerichtsschreiber (greffier), zur Entscheidung wichtigerer Verhandlungen, angestellt, und mit der Verminderung der Einnahme vermehrte man die Zahl der Einnehmer, wodurch die Staatskasse immer mehr belästigt wurde.

1553 Die Verfolgungen der Protestanten gehörten schon zu den gewöhnlichen Vorfällen. Mehrere Theologen, aus Bern gebürtig, mußten in Lyon den Scheiterhaufen besteigen, die Verwendung Berns für dieselben blieb ohne Berücksichtigung. Ein Kriegsmann, Luis von Marsac, ein Bekenner der neuen Lehre, theilte ihre Verurtheilung. Seines Standes wegen aber verbot der Richter, ihm, gleich den übrigen, einen Strick um den Hals zu legen. Marsac verlangte es ausdrücklich; „warum, sprach er, wollt ihr mich nicht mit demselben Halsbande beehren, das mich zum Ritter des erlauchtesten Ordens macht?" In Paris verging kaum ein Tag, wo nicht einige Personen, der Religion wegen, den Flammen überliefert wurden. Der Cardinal von Tournon und die Herzogin von Valentinois hatten den meisten Theil daran. Letztere hauptsächlich, weil ihr die Confiscationen von dem Vermögen der Verurtheilten meistens zufielen, unter dem Vorwande, das Lösegeld für ihre kriegsgefangenen Schwiegersöhne, den Herzog von Aumale und den Prinzen von Mark, zusammenzubringen. Ihre Söldlinge wurden daher nicht müde, immer neue Schlachtopfer aufzuspüren [1].

Auf Veranlassung des Cardinals von Lothringen erhielten die Parlamentsglieder eine erhöhete Besoldung und blieben nur jedesmal ein halbes Jahr in Thätigkeit, indem sie sich bei den Arbeiten ablösten. Da sich dieselben dadurch außerordentlich vermehrten, ernannte man eine Menge Untergehülfen, deren Anstellung aber käuflich war. Eine grenzenlose Verwirrung in den Geschäften und ein Zudrang unwissender und schlechter Menschen, welche sich allmälig auch in die höhern Aemter eindrängten, folgte aus dieser Einrichtung. Die Hauptabsicht des Cardinals ging dabei freilich dahin, das Parlament zu schwächen, und eine Menge seiner Creaturen als gehorsame Werkzeuge in jene Versammlung zu bringen.

[1] Thuanus. T. I. L. XII. p. 252.

1554

Rochelle, Poitou, die benachbarten Inseln, Limoisin, Angoumois, Perigord, Saintonge und Guyenne mußten als Salzsteuer 1,194,000 Franken bezahlen. Zu der Zahl der 120 königlichen Secretaire fügte man noch 80 hinzu, um die runde Summe von 200 herauszubringen.

Uebrigens geschah in diesem Jahre, was Heinrich II. besorgt hatte, die Königin Maria von England vermählte sich mit Philipp, Karl's V. Sohne, weshalb ihm derselbe das Königreich Neapel, nebst allen dazu gehörigen Rechten, abtrat.

Neu gerüstet drangen die Franzosen abermals in den Niederlanden ein; mehrere Plätze ergaben sich, wie Bovines, Mariemont u. a. Der König fand sich bei der Armee ein, und bei Renty trug der Herzog von Guise einen Sieg über die Kaiserlichen davon, den 13. August 1554. Doch diese Siegesfreude wurde getrübt durch die Nachricht einer Niederlage, welche die Franzosen in Italien bei Marciano erlitten, wo Strozzi, der Befehlshaber, schwer verwundet ward. Der eintretende Winter entfernte die streitenden Heere abermals aus dem Felde, ohne ein entscheidendes Ereigniß.

Eine besondere Erwähnung verdient die ausgezeichnete Tapferkeit, mit welcher der unerschrockene Blaise de Montluc, Siena 8 Monden unter den schwierigsten Umständen vertheidigte. Er belebte den sinkenden Muth der Bürger bis zu einer heldenmüthigen Begeisterung, so daß sie den Tod der Ergebung vorziehen wollten. Nun verpflichtete er Männer und Frauen zur gemeinsamen Arbeit. Erstere mußten vom 12. bis 60sten, letztere vom 12. bis 50sten Jahre Hacke und Spaten ergreifen, um die Stadt zu verschanzen. Diese theilte Montluc in 8 Viertel, unter eben so vielen Commissarien; die Stadtmiliz bestand aus 5 Compagnien mit 4 Gouverneurs, welche den 8 Commissarien gehorchten, Montluc selbst leitete, als Dictator, das Ganze. Ohne Verwirrung konnte die ganze Bürgerschaft in einem Augenblicke ver-

1554 sammelt werden. Um gegen Verrätherei gesichert zu seyn, wurde die Parole alle 6 Stunden verändert. Da die Mannschaft zur Besetzung der Ringmauern nicht hinreichte, zog Montluc innerhalb der Stadt einen 80 Fuß breiten Graben, besetzte ihn mit Kanonen, die stets mit Kartätschen geladen waren, zwischen welchen Bürger mit Hakenflinten standen, und wehrte so die Angriffe des Feindes ab. Um die Anschläge desselben zu erspähen, schickte er des Nachts Bauern, unter Anführung eines Officiers vor die Stadt; auf dem Bauche liegend, horchten sie auf jedes Geräusch, krochen näher, den Gesprächen der feindlichen Soldaten zuzuhören, und so entdeckte Montluc die Absichten derselben fast immer. Mit bereitwilliger Entsagung zerstörten die Siener ihre außenliegenden Gärten und Landhäuser, damit sie der Feind nicht benutzte. Der kaiserliche Commandant, Marquis Marignan, litt am Podagra, ließ sich aber doch in einer Sänfte zu seinen Batterien tragen, und befehligte von einem Häuschen aus, das man hinter denselben erbaut hatte. Eines Tages unterhielt er sich in demselben, auf seinem Feldbette liegend, mit einem Kammerherrn Philipp's II.; Montluc ließ aus seinen Kanonen eine Salve auf diesen Punkt machen; eine Kugel fuhr durch das kleine Haus, bedeckte Marignan mit seinen Trümmern, daß dieser erschrocken von seinem Lager aufsprang, davon flüchtete, und siehe da, das Podagra hatte ihn verlassen, er entwich geheilt aus dieser Zerstörung [1]. Nachdem alle Hülfsquellen erschöpft waren, schloß endlich Montluc eine ehrenvolle Capitulation, den 21. April 1555, und kehrte an den Hof zurück, wo ihn der König durch den Michaelorden belohnte.

Zu Metz spannen die Kaiserlichen ein Verständniß mit den dortigen Franciskanern an, um die Stadt wieder zu nehmen. Diese kündigten ein Generalcapitel ihres Ordens an, um unter Mönchskleidern kaiserliche Solda-

[1] Thuanus. T. I. L. XV. p. 305.

1555
ten in die Stadt zu bringen; in Fässern sollte Munition und Pulver eingeführt werden, unter dem Vorgeben, sie enthielten Wein für jene Versammlung. Kaiserliche Truppen würden dann, von Thionville aus, vor Metz erscheinen, um die Franzosen zu einem Ausfalle zu veranlassen, worauf die in der Stadt verborgenen Krieger die geschwächte Garnison überwältigen könnten. Allein das öftere Hin- und Hergehen eines Mönchs von und nach Thionville erweckte Verdacht; man hielt ihn an, legte ihn auf die Folter und erpreßte das Geständniß der Verschwörung. Die Schuldigen wurden gestraft und die Sache scheiterte.

Der Kaiser sowohl, als der König von Frankreich waren durch die bisherigen erfolglosen Anstrengungen erschöpft, daher gaben beide den Vorstellungen Mariens von England Gehör und schickten Abgeordnete zu einer friedlichen Ausgleichung. Diese trafen sich bei dem Dorfe Mare, zwischen Gravelines und Ardres, unweit Calais. Ein Platz von 100 Fuß ins Gevierte wurde mit Gräben und Wällen umgeben; in jeder der vier Ecken war ein hölzerner Pavillon, inwendig tapezirt, auswendig mit Leinwand bedeckt. Dahin begaben sich die Gesandten. In der Mitte des Platzes stand ein reich verziertes Zelt, zu welchem, von den Pavillons aus, bedeckte Gallerien führten; in diesem wurden die Berathungen gehalten. Da man aber gegenseitig die Anforderungen zu hoch stellte, so kam es nur zu einem 5jährigen Waffenstillstande, welcher zu Vaucelles, bei Cambray, unterzeichnet wurde, den 5. Februar 1556, nach welchem die Sachen in dem gegenwärtigen Stande bleiben sollten.

Sechstes Capitel.

Bruch des kaum geschlossenen Waffenstillstandes; erneuerte Feindseligkeiten in Italien und den Niederlanden; Schlacht von St. Quentin.

1556
Wichtig für Frankreich war das Ableben einiger Päpste. Julius **III.** starb 1555 und hatte Marcellus **II.** zum Nachfolger. Den theologischen Studien ergeben, führte derselbe, bis zu seiner Erhebung, ein stilles und einfaches Leben. Als man ihn aber nachmals fragte, wie er fernerhin leben wolle, und wie man seinen Neffen erziehen solle, antwortete er, mit Pracht, und wie es einem großen Prinzen ziemt [1]. Allein seine Regierung währte nur 21 Tage, und sein Tod setzte Paul **IV.**, aus dem zahlreichen Geschlechte der Caraffa, auf den päpstlichen Stuhl. Er hatte einen entschiedenen Widerwillen gegen den Kaiser, weil dieser seine Wahl zu hintertreiben suchte, daher dachte er auch vom Anfange seiner Regierung daran, sich an Karl **V.** zu rächen. Zwei spanische Gesandte ließ er zu Rom nach einander verhaften, wollte auch, als Lehnsherr von Neapel, selbiges Spanien entziehen, und an Frankreich übertragen. Darum mißfiel ihm auch der, zwischen dem Kaiser und Heinrich **II.** abgeschlossene, Waffenstillstand höchlich, und er dachte ernstlich darauf, denselben wieder zu vernichten und den Krieg zu erneuern, worin ihn sein unruhiger und ehrgeiziger Neffe, der Cardinal Caraffa, aufs Eifrigste unterstützte, denn wenn die Franzosen Neapel in Besitz nähmen, hoffte er sich ebenfalls zu bereichern und zu vergrößern. Gleiche Gesinnungen hegte der Cardinal von Lothringen. Ein Bündniß mit dem Papste, eine zu erwerbende Vergrößerung Frankreichs durch Neapel mußte ihm Aemter und Reichthümer

---

[1] **Thuanus. T. I. L. XV. p. 312.**

1556
einbringen, und die Macht seines Bruders, des Herzogs von Guise, welcher unfehlbar das Obercommando der Armee erhielt, vermehren. Die Königin Catharina stimmte ebenfalls für den Krieg, weil ihr Verwandter, Peter Strozzi, es wünschte, und die Herzogin von Valentinois ward durch die Schmeichelkünste des Cardinals gewonnen. Montmorency billigte eine Erneuerung der Feindseligkeiten zwar nicht, ahnte auch einen unglücklichen Ausgang im Voraus, allein die Verantwortlichkeit und der Schimpf fielen dann auf den Herzog, den er haßte, und so widersprach er gleichfalls nicht. Der Cardinal Caraffa erschien an dem Hofe Heinrich's, fand eine ehrenvolle Aufnahme, und bei der Stimmung der einflußreichsten Günstlinge ward es ihm nicht schwer, den schwachen König zu einem Bündnisse mit dem Papste gegen den Kaiser und zum Bruche des, kaum geschlossenen, Waffenstillstandes zu bewegen. Zur Beschwichtigung seines Gewissens entband ihn der heilige Vater des gegebenen Wortes Auf diese Weise kam also zwischen Paul **IV.** und Heinrich **II.** folgender Vertrag zu Stande. Der König verspricht, den Papst gegen jeden Angriff zu schützen, und seinen Neffen, den Cardinal Caraffa, in Italien oder Frankreich ansehnlich zu bedenken. Das Bündniß ist offensiv und defensiv. Zu Rom oder Venedig legen beide Theile im nächsten Februar 500,000 Goldthaler in eine Kriegscasse nieder, wozu der König 350,000, der Papst 150,000 gibt. Nöthigenfalls schickt Heinrich **II.** 12,000 Mann Infanterie, 500 Gensd'armen und 500 leichte Reiter nach Italien, über welche ein Prinz (man meinte den Herzog von Guise) den Oberbefehl führen wird. Der Papst stellt 10,000 Mann Infanterie und 1000 Reiter, gestattet den königlichen Truppen freien Durchzug durch sein Land, versorgt sie mit Lebensmitteln und liefert die Artillerie, nebst sonstigem Zubehör. Bis zur Ankunft von Guise in Italien erhielten einstweilen Strozzi und Montluc den Oberbefehl. Hierauf hielt der Cardinal Caraffa einen pomphaften Ein=

1565
zug in Paris und ertheilte dem herzuströmenden Volke den Segen, wobei er, selbst ein Verächter und Spötter der Religion, statt der gewöhnlichen Worte gesagt haben soll: mundus vult decipi ergo decipiatur, die Welt will betrogen seyn, so werde sie denn betrogen!

Karl V., durch Kränklichkeit und die letzten Widerwärtigkeiten, der Regierung müde, hatte dieselbe gänzlich niedergelegt, den 15 Januar 1556. Die deutsche Kaiserkrone erhielt sein Bruder, unter dem Namen Ferdinand I., die spanische sein Sohn, Philipp II., nebst den Niederlanden und den Besitzungen in Italien, Mailand, Neapel und Sicilien. Gegen Spaniens König also mußte der bevorstehende Krieg geführt werden. Dieser vernahm kaum, was vorging, als er dem Herzog Alba befahl, die Feindseligkeiten in Italien sofort zu beginnen. Dieser brach in den Kirchenstaat ein, nahm mehrere feste Plätze, verbreitete in Rom selbst Unruhe und Bestürzung, als er sich demselben näherte und eroberte die Citadelle von Ostia, welches einen kurzen Waffenstillstand zu Wege brachte. Nach dessen Verlaufe aber ließ der Papst die Feindseligkeiten wieder fortsetzen, indem er auf den baldigen Beistand Frankreichs hoffte.

Hier erlitten die Protestanten fortwährend die grausamsten Verfolgungen. In Angers, in Blois und Bourdeaux wurden deren von Zeit zu Zeit öffentlich verbrannt. In letzterer Stadt erregte ein junger Mann, Namens Arnaud Monier, der nebst mehrern andern zum Scheiterhaufen verurtheilt war, die größte Theilnahme. Vergebens suchte ihn eine gemäßigtere Partei des dortigen Parlaments zu retten, indem sie auf eine zu versuchende Bekehrung antrug, sie ward von den Fanatikern überstimmt. Bei verschlossenen Thoren und unter einer starken Wache führte man die Verurtheilten auf den Richtplatz; der Holzstoß loderte auf, die Schlachtopfer wurden mitten in die Flammen gestürzt, und ein panischer Schrecken ergriff diesmal die versammelten Zuschauer. Sie flohen, wie gescheuchte Rehe, auseinander, und

1556

selbst die Häscher und Gerichtsdiener stürzten sich in die nächsten Häuser, bittend, man möchte sie retten und verbergen [1]. Gleiche Hinrichtungen wurden auch zu Chambery, in Savoien, vorgenommen. Dem Canton Bern, welcher sich deshalb an Heinrich II. mit Gegenvorstellungen wendete, wurde geantwortet: man müsse dem Ruine des Reichs zuvorkommen. Mit der Hinrichtung war immer Confiscation des Vermögens verbunden, welches der König häufig an seine Günstlinge überließ. Ein gewisser Julian Taboué, ein Spion des Herzogs von Guise, welchem er besonders durch Angeberei der Protestanten nützlich gewesen war, erhielt durch dessen Ansehen die Stelle eines Oberfiscals (procureur général) beim Parlament zu Dijon. Einst bekam er von dem Präsidenten Pelisson, im Namen des ganzen Parlaments von Dijon, einen scharfen Verweis. Um sich zu rächen, klagte Taboué den Präsidenten, nebst mehrern Räthen, der Erpressungen an, und durch des Herzogs von Guise, seines Gönners, Ansehen ward Pelisson zur Landesverweisung, nach vorheriger Ausstellung an den Pranger, die übrigen aber zur Absetzung und zu Geldstrafen verurtheilt. Montmorency, den Guisen in allem zuwider handelnd, veranlaßte eine Revision dieser Untersuchung vor dem Parlamente zu Paris, welches das gefällte Urtheil verwarf und Taboué als Verleumder für straffällig erklärte. Das Parlament von Dijon führte beim Könige selbst Klage über diesen beschämenden Widerspruch. Heinrich fühlte sich äußerst verlegen, denn zwischen zwei, fast gleich mächtigen, Günstlingen, Guise und Montmorency, sollte er entscheiden, und dem einen unrecht geben; dennoch neigte er sich mehr auf die Seite des letztern; er erklärte, das Parlament von Dijon habe nach bester Einsicht, das von Paris aber nach Recht und Gerechtigkeit geurtheilt. Pelisson und die übrigen

---

[1] Thuanus. T. I. L. XVII. p. 357.

1557 wurden für unschuldig erklärt, Taboué aber mußte die Kosten tragen, und außerdem führte man ihn, mit unbedecktem Haupte und bloßen Füßen, einen Strick um den Hals und eine brennende Fackel in der Hand, durch die Stadt. Ein Grund mehr, warum die Guisen den Connetable von Montmorency immer glühender haßten. Wie aber soll Menschenglück gedeihen, wo die Gerechtigkeit nach solchen Gründen ihr Schuldig oder Nichtschuldig spricht!

Krieg war nun abermals die Losung. Mit 20,000 Mann zog Guise nach Italien, drang ohne Widerstand in Parma und Bologna ein und kam ungehindert nach Rom. Aber wie groß war sein Erstaunen, zu finden, daß der Papst von all den versprochenen Anstalten auch nicht eine einzige getroffen hatte. Weder Truppen noch Geld waren vorhanden. Der Mißmuth des Herzogs von Guise kannte keine Grenzen. Hierzu kam, daß, bis auf den Herzog von Ferrara, alle italienische Bundesgenossen von Frankreich abtraten. Das Haus Farnese gewann Philipp II. durch die Abtretung von Piacenza, und den Herzog Cosmo von Florenz durch Siena, welches er ihm überließ. Guise verabredete einen Angriff auf Neapel, aus Mangel an Anstalten aber ging die Zeit verloren, und Alba verstärkte sich inzwischen, so daß sich der Herzog auf die Wegnahme einiger kleinen Festungen und unbedeutende Gefechte an der Grenze beschränken mußte.

Auch in den Niederlanden begannen die Feindseligkeiten durch den Admiral Coligny, den Gouverneur der Picardie, nachdem Heinrich II. zuvor ein Manifest erlassen, worin er den Krieg, unter den nichtigsten Vorwänden, erklärte. Die Aussichten der Franzosen waren hier fast eben so unerfreulich, als in Italien. Die besten Truppen, so wie die Blüthe des Adels hatte der Herzog von Guise nach Italien geführt, und nur mit Mühe brachte Montmorency 28,000 Mann zusammen, welchen Philipp 60,000 Mann entgegenstellte, worunter

1557

8000 Engländer waren, denn Maria, Philipp's Gemahlin, war von ihm zur Theilnahme an dem Kriege bewogen worden. Der Herold derselben kam verkleidet nach Frankreich. Heinrich empfing ihn bei versammeltem Hofe, hörte die Kriegserklärung an, sagte ihm aber darauf, da er sich ohne Wappenrock und Sicherheitsbriefe in das Reich geschlichen hätte, würde er ihn gewiß mit Schimpf entlassen haben, wenn ihn ein König sendete; da er aber im Namen einer Königin komme, möge Gnade für Recht ergehen. Er ließ hierauf dem Herold eine goldene Kette von 200 Kronen einhändigen, mit dem Bedeuten, nebst dem Gesandten Englands sogleich abzureisen.

Alle Sachverständige in der französischen Armee hatten ein trauriges Vorgefühl über den Ausgang dieses thöricht unternommenen Krieges, und man machte sich mehr auf eine Vertheidigung, als auf den Angriff gefaßt. Der Herzog von Savoien, der Graf Egmont, der Graf von Mansfeld u. v. a. befanden sich bei dem kaiserlichen Heere, auch den tapfern Gonzague berief Philipp aus Italien, um einen erfahrnen Rathgeber mehr zu haben. Er war der Meinung, S. Quentin zuerst zu belagern, als eine schwache, von den Franzosen vernachlässigte Festung. Montmorency, Coligny, der Marschall St. André waren bei diesen die ausgezeichnetsten Feldherrn.

St. Quentin liegt an der Somme, in der Picardie. Gonzague's Vorschlag fand Beifall, die Kaiserlichen stellten sich, als wollten sie Guise belagern, und rückten dann schnell gegen St. Quentin vor. Kaum hatte Coligny Zeit, sich in selbiges zu werfen. Eiligst besserte er die Festungswerke aus, bewaffnete die Bürger, erweckte ihren Muth und leistete einen tapferen Widerstand. Dennoch aber sah er ein, daß er denselben, ohne Verstärkung, nicht lange werde fortsetzen können, darum benachrichtigte er Montmorency davon. Mehrere Versuche desselben, ein Hülfscorps

1557
in die belagerte Stadt zu werfen, wurden durch die Wachsamkeit des Feindes vereitelt. Endlich entdeckte Coligny einen schmalen Fußweg durch eine Sumpfgegend, welche die Feinde nicht zu beachten schienen, auf diesem hoffte er die Verstärkung an sich zu ziehen. Ein kleiner Fluß durchschnitt diesen Pfad, über welchen aber nur auf Kähnen zu kommen war. Er benachrichtigte den Connetable hiervon, welcher ihm befahl, Kähne fertigen zu lassen, die Verstärkung werde dann bald erscheinen. Am 10. August 1557, am St. Laurentiustage, stand Montmorency vor dem Lager des Herzogs von Savoien in Schlachtordnung, und fing an, dasselbe zu beschießen. Eine Kanonenkugel riß das Zelt desselben um, so daß der Herzog, seinen Harnisch in der Hand forttragend, in das Quartier des Grafen von Egmont flüchtete, um sich dort zu wappnen. Montmorency wollte den Feind beschäftigen, um St. Quentin zu verstärken. Die dazu bestimmten Truppen gelangten auf dem Fußwege glücklich bis an den Fluß; allein hier waren nur wenige Kähne vorhanden; mit unordentlichem Gedränge stürzten sich die Soldaten in dieselben, so daß die Fahrzeuge tief einsanken und darum am gegenseitigen Ufer nicht bis an den festen Boden gelangen konnten. Beim Aussteigen versanken deswegen viele im Moraste, andere verirrten sich durch die entstandene Verwirrung, geriethen dem Feinde in die Hände, und nur ein kleiner Theil, unter diesem ein Bruder Coligny's, Andelot, erreichte die Festung.

Inzwischen hatte auch der Herzog von Savoien das kaiserliche Heer in Schlachtordnung gestellt, um den Feind bei seinem Rückzuge nachdrücklich anzugreifen. Er besetzte die Wege in dessen Rücken, Graf Egmont griff mit 2000 Reitern die eine Flanke der Franzosen an, Ernst von Braunschweig mit 1000 Jägern zu Pferde die andere, und Ernst von Mansfeld die Fronte. Die französische Infanterie hielt lange Stand, als aber das Geschütz der Spanier ihre Reihen

1557

immer mehr lichtete, und die Marketender und Troßbuben in verworrener Flucht davon eilten, so theilte sich die Unordnung auch bald der Schlachtordnung mit, und eine gänzliche Niederlage folgte nach einem 4stündigen Gefechte [1]. Viele Officiere vom ersten Range blieben, Montmorency aber ward verwundet und gefangen; der Marschall St. André, der Herzog von Longueville, Ludwig von Gonzague, ein Bruder des Herzogs von Mantua, mehrere andere vom höchsten Adel und 300 Edelleute erfuhren dasselbe Schicksal. 4000 Mann, worunter 600 vom Adel, bedeckten, französischer Seits, die Wahlstatt. Beinahe die sämmtliche Infanterie gerieth in Gefangenschaft, alles Gepäck und Geschütz, bis auf zwei Kanonen, wurde vom Feinde erbeutet.

Unendlich wichtig für Frankreich waren die Folgen dieser Niederlage. Italien ging für immer verloren, alle Früchte früherer Siege waren vernichtet, und, was auf Frankreichs Schicksal bald einen so entscheidenden Einfluß hatte, von nun an wuchs das Ansehen der Guisen, wie ein mächtiger Baum, dessen Wurzeln die Grundfesten des königlichen Hauses, so wie der allgemeinen Wohlfahrt unterwühlten. Denn Montmorency's Ansehen und der Glanz seines Hauses, bisher das einzige Gegengewicht wider die Anmaßungen der Guisen, sank und erlosch von diesem Augenblicke an; zwar entzog der König dem Connetable die angewöhnte Gunst nicht, allein der frühere Glaube an seine Unfehlbarkeit kehrte niemals wieder, weder bei dem Monarchen, noch bei dem Volke.

---

[1] Daniel, hist. de Fr. T. VIII. p. 195. Thuanus. T. I. L. XIX. p. 386.

Siebentes Capitel.

Glänzende Thaten des Herzogs von Guise; der Friede von Chateau-Cambresis; neue Verfolgungen der Protestanten; Tod Heinrich's II.

1557

Nach dem Siege von St. Quentin erschien Philipp II. bei der Armee. Der Herzog von Savoien wollte ihm, der Sitte gemäß, die Hand küssen. Philipp aber zog sie zurück, „an mir ist es, sprach er, die eure zu küssen, welche einen so herrlichen Sieg davon getragen hat" [1]. Er schenkte ihm die eroberten französischen Fahnen, welche der Herzog in der Hauptkirche zu Nizza aufhängen ließ. Zum Andenken an diesen Sieg erbaute Philipp das prächtige Kloster des heiligen Laurentius in Eskurial, denn am Laurentiustage war jene Schlacht geliefert worden. Wiederum rieth Gonzague dem Könige, unverzüglich auf Paris loszugehen, welches er, bei der dortigen allgemeinen Bestürzung, ohne Zweifel hätte erobern können. Allein der bedächtige Philipp wollte zuvor St. Quentin erobern, und so entschlüpfte der günstige Augenblick. Auf jenen Rath deutete auch die Frage Karl's V., als man ihm in seiner Einsamkeit, im Kloster St. Juste, die Siegesnachricht überbrachte, indem er sich erkundigte, ob sein Sohn noch nicht zu Paris sey. Auf eine unedle Weise benutzte der Graf von Mansfeld das Unglück der vornehmern französischen Kriegsgefangenen. Er kaufte dieselben nämlich den Soldaten, welche den hohen Rang derselben gewöhnlich nicht kannten, für eine geringe Summe ab, um dann selbst ein hohes Lösegeld von ihnen zu erpressen.

Die größte Bestürzung herrschte indessen in Frankreich. Schaarenweise flüchteten die Pariser in die ent-

---

[1] Daniel, hist. de la Fr. T. VIII. p. 198.

1557
legenen Provinzen, und nur die Ankunft Heinrich's in der Hauptstadt und sein Zureden beruhigten die Gemüther einigermaßen. Er gab Befehl zur Ausrüstung einer neuen Armee, berief vor allem den Herzog von Guise aus Italien zurück, machte ihn zum Generalstatthalter des Königreichs und verordnete, daß man demselben, wie ihm selbst, gehorche, und somit stand dieser auf dem höchsten Gipfel seiner Macht. Noch 17 Tage vertheidigte Coligny St. Quentin gegen eine überlegene Macht. Die Festung ward endlich mit Sturm genommen, er selbst gerieth in Gefangenschaft, hatte aber, durch diese Zögerung, seinem Vaterlande einen wichtigen Dienst erwiesen, denn diese Zeit wurde von den Franzosen trefflich zu Gegenanstalten benutzt. Die Städte Castelet, Ham, Noyon und Chauny fielen darauf den Spaniern noch in die Hände, und somit endigte sich dieser, für Frankreich, so höchst unglückliche Feldzug. Der Papst näherte sich jetzt Spanien wieder, suchte um Frieden nach und erhielt denselben unter sehr gemäßigten Bedingungen, den 14. September 1557.

Trotz der allgemeinen Noth und Bedrängniß unterließ man dennoch nicht, die Protestanten zu verfolgen. Am 4. September, in den Abendstunden, hatte sich eine Anzahl derselben in einem Hotel zum Gebet und Abendmahl versammelt. Als sie zurückkehren wollten, wurden sie von einem versammelten Volkshaufen mit Steinwürfen angegriffen; die Wachen eilten herbei und verhafteten mehrere Männer und Frauen von ihnen. Die schändlichsten Verleumdungen wurden über ihre Versammlungen, als wären es schamlose Orgien, verbreitet. Mehrere mußten den Holzstoß besteigen, worunter sich diesmal auch eine Frauensperson befand, die man, aus Gnade, vor der Verbrennung erdrosselte, und dann ihren Körper ins Feuer warf. Auf die abermaligen Vorstellungen der protestantischen deutschen Fürsten und Schweizercantone wurde diesmal, wegen der bedrängten Lage des Königreichs, wo man ihrer Hülfe vielleicht bedurfte, Rücksicht

1557 genommen, und die noch verhafteten Reformirten erhielten ihre Freiheit.

Gegen die heimlich geschlossenen Ehen, welche so großen Zwiespalt in den Familien erregten, erschien in dieser Zeit ein scharfes Edikt, nach welchem sie für ungültig erklärt wurden, desgleichen auch gegen den, überhand nehmenden, Kindermord, so daß die Verheimlichung der Schwangerschaft dem Kindermorde selbst gleich geachtet wurde. Ein bösartiges Faulfieber verbreitete sich von Spanien nach Frankreich, richtete viele Verheerungen an und wurde fast der Pest gleich geachtet.

Auf Guise waren jetzt aller Augen gerichtet, als auf den einzigen Retter des Vaterlandes, denn fast alle übrigen Generale von Bedeutung hatte die Schlacht von St. Quentin hingerafft, oder sie schmachteten in der Gefangenschaft. Er wollte sich der gehegten Erwartung würdig beweisen, denn die Ehre der Nation mußte gerettet werden. Welches nun war das zweckdienlichste Mittel hierzu? Sollte man die verlornen Festungen einzeln belagern und angreifen? Aber der Feind hatte sie theils in den besten Vertheidigungsstand gesetzt, theils schien es nicht rathsam, die noch muthlosen Soldaten auf einen Kampfplatz zu führen, wo die Spuren der letzten Niederlagen noch nicht vertilgt waren; eben so bedenklich aber schien es auch, die bereits versammelten Truppen unbeschäftigt zu lassen. Die Eroberung von Calais ward endlich zum Ziele ausersehen, die verlorene Kriegsehre wieder zu gewinnen. Strozzi schlich sich verkleidet mit einigen Gefährten in diese Stadt, erforschte die Beschaffenheit der Befestigung und meldete, das Unternehmen werde, mit Vorsicht geleitet, glücken.

Calais liegt in einer Ebene am Meere. Kleine Flüsse und Sümpfe machten es damals von drei Seiten unzugänglich, nordwestlich aber dient ihm ein befestigter Hafen und das Meer zum Schutze. Vier Basteien an den Außenwerken gaben der Stadt die Gestalt eines Vierecks. Ein breiter Wall und ein tiefer Graben, worein

1557
sich der Fluß Ham und die benachbarten Bäche und Sümpfe ergossen, liefen rings um dieselbe. Von der Landseite gelangte man auf einem Damme, welcher eine Viertelstunde lang durch die Sümpfe führte, zu der Stadt; am Anfange des Dammes aber war eine Brücke, welche die Engländer stets besetzt hielten und mit einem Bollwerke versehen hatten. Ohne den Besitz dieser Brücke und des Hafens konnte Calais nicht leicht eingenommen werden [1]. Die Engländer waren auch von der Uneinnehmbarkeit desselben so überzeugt, daß sie über eines der Thore schrieben: wenn Blei auf dem Wasser schwimmen wird wie Kork, dann werden die Franzosen Calais wieder erobern [2]. Zur Kostenersparniß pflegten sie im Winter einen Theil der Besatzung aus Calais herauszuziehen, welche jetzt nicht stärker als 700 Mann war. Philipp II. warnte seine Gemahlin, die Königin von England, und erbot sich zu einer Verstärkung der Garnison mit seinen Truppen, allein aus Mißtrauen, er möchte diese Stadt für sich in Beschlag nehmen, lehnte der Staatsrath von London dieses Anerbieten ab.

Guise wußte, daß der entworfene Plan nur durch eine schnelle Ausführung gelingen könne, daher theilte er seine Armee in mehrere Corps, die sich nach verschiedenen Richtungen hin bewegten, als gälte es die Belagerung einiger Festungen dieser Gegend. Am 1. Januar aber, 1558, stand er unvermuthet vor Calais. Der erste Angriff geschah auf die Brücke; 3000 Scharfschützen wurden zum Sturmlaufen ausgewählt; mit Ungestüm griffen sie an, warfen den Feind nach einem kurzen Kampfe aus seiner Stellung, und die Brücke ist genommen. Mit gleichem Glücke bemächtigte man sich auch eines Thurms an der Küste, welcher den Hafen und die Stadt deckte. Eine fürchterliche Kanonade begann hierauf. Einige Thürme stürzten ein, und der Donner des Geschützes

---

[1] Daniel, hist. de Fr. T. VIII. p. 210—211.
[2] l. c. p. 214—215.

1558
wurde bis Antwerpen gehört. Zu gleicher Zeit leiteten die Franzosen auch das Wasser des Stadtgrabens ab, worauf die Engländer ihre Sicherheit vornehmlich gründeten. Um auf dem sumpfigen Boden an den Laufgräben arbeiten zu können, legte man überpichte Flechten von Weidenruthen (clayes) unter, zu einem festen Tritt für die Soldaten; gegen die Kugeln des kleinen Gewehrs aber, aus der Festung, deckte man sie durch tragbare Schirmdächer, ebenfalls von einem Weidengeflechte gemacht. Rastlos wurden die Belagerungsarbeiten Tag und Nacht fortgesetzt, man rückte der Stadt immer näher, schon entstand eine Mauerlücke, und damit sie die Belagerten nicht wieder ausbesserten, unterhielten 300 Scharfschützen ein unaufhörliches Feuer gegen dieselbe. Alle Versuche der Engländer, den Feind durch gemachte Ausfälle zurückzutreiben, waren vergeblich, bereits traf der Herzog von Guise Anstalten zu einem Hauptsturme, da verlangte der englische Commandant, Weetworth, zu capituliren. Nach mehrern Unterhandlungen kam man endlich über folgende Punkte überein: Den Einwohnern ist vergönnt mit Weib und Kind nach Flandern oder England abzuziehen; der Commandant Weetworth, nebst 50 Personen nach der Auswahl des Herzogs von Guise, ist kriegsgefangen; derselbe schaltet über alles Eigenthum, Gold, Silber, Geräthe, Pferde u. s. w. nach seinem Gefallen; die Engländer enthalten sich aller Zerstörungen in der Stadt an Gebäuden, dem Pflaster u. dergl., wie dieses vor ihrem Abzuge aus Boulogne geschehen. Am 8. Januar ward dieser Vertrag unterzeichnet, und Calais ergab sich an die Franzosen nach einer Belagerung von 7 Tagen. 212 Jahre war es im Besitze der Engländer gewesen; damals, 1346, vertheidigte sich der französische Commandant, Johann de Vienne, ein Jahr lang gegen die Uebermacht des Königs von England, Eduard **III.**; unter einem Philipp ging diese Stadt für Frankreich verloren, denn Philipp **VI.** von Valois war König; und unter einem Philipp auch trat England sie wieder ab

1558

(Philipp II. von Spanien, Gemahl der Königin Maria von England). Der Schlüssel zu Frankreich ward Britannien hiermit entrissen, und einen unschätzbar wichtigen Dienst leistete der Herzog von Guise seinem Vaterlande. Die Festungen Ham und Guines ergaben sich ihm gleichfalls noch in demselben Monate. Zwar suchten ihm seine Neider den hierdurch erlangten Ruhm zu schmälern, indem sie den ersten Entwurf zu diesem Unternehmen dem Connetable von Montmorency und dem Admiral Coligny zuschrieben. Als aber der Herzog von Guise bald darauf, den 22. Junius, auch die wichtige Festung Thionville noch eroberte, wodurch der Besitz von Metz erst gesichert ward, mußte selbst der Neid verstummen. Das Glück fuhr fort, die französischen Waffen zu begünstigen, indem es dem Marschalle von Tromes, welcher Commandant von Calais war, gelang, auch Dünkirchen zu überwältigen, welches er sodann in Brand steckte, dagegen aber erlitt er eine Niederlage bei Grevelingen, den 13. Julius, durch den tapfern Grafen von Egmont, der ihn sogar gefangen nahm.

Die Fortsetzung dieses verheerenden Krieges wurde inzwischen dem Könige von Spanien eben so drückend, als Heinrich II. Hierzu kamen noch die besondern Absichten einiger einflußreichen Personen beider Höfe. Die Herzogin von Valentinois wurde durch das herrschsüchtige, eigenmächtige Verfahren des Cardinals von Lothringen beleidigt und beschloß, die Macht der Guisen zu beugen, wozu ihr der Friede bequemer schien, als der Krieg. Der noch immer gefangene Connetable von Montmorency wünschte sehnlichst die Freiheit und arbeitete durch seine Anhänger für denselben; der Herzog von Savoien hoffte, als Belohnung seiner bewiesenen Tapferkeit, die Zurückgabe der, früher von Frankreich besetzten, Provinzen, die zu seinen Staaten gehörten, welches gleichfalls nur durch einen günstigen Friedensschluß geschehen konnte; Philipp II. endlich zog die wankende Gesundheit seiner Gemahlin in Betracht und sah voraus, daß nach ihrem Absterben

1558

die Unterstützung von England sogleich aufhören werde. Mit Genehmigung der beiden streitenden Mächte ward daher der Connetable auf Ehrenwort entlassen, damit er bei dem Könige Heinrich, der sich eben zu Amiens aufhielt, den Frieden einleite. Dieser ging seinem alten Diener freundlich entgegen, umarmte ihn herzlich, und zum Zeichen seiner ungeschwächten Gunst schlief er mit ihm, nach damaliger Sitte, in einem Bette. Ein Waffenstillstand erfolgte zuerst und dann begannen die Friedensunterhandlungen, wobei Calais die meisten Schwierigkeiten darbot, auf dessen Zurückgabe Maria hartnäckig bestand. Ihr, am 17. November 1558 erfolgter, Tod beseitigte dieses Hinderniß, und so kam, den 3. April 1559, der längst ersehnte Friede zu Chateau-Cambresis zu Stande, welchen Montmorency abschloß. Die Bedingungen waren folgende: Frankreich erhält St. Quentin, Ham und Castelet zurück und tritt dagegen Thionville, Marienburg, Yvoi, Damvilliers, Montmedy und die Grafschaft Charolais an den König von Spanien, und Bovines und Bouillon an den Bischof von Lüttich ab. Der Herzog von Savoien, Emanuel Philibert, vermählt sich mit der Schwester Heinrich's II., wird in seine Länder völlig wieder eingesetzt, und nur Turin, Quines, Pignerol, Chivas und Villa nova d'Asti bleiben noch von den Franzosen besetzt. Die auf Corsica von den Franzosen gemachten Eroberungen werden den Genuesern zurückgegeben; zur Befestigung des Friedens aber wird eine Vermählung zwischen Philipp II. und der Prinzessin Elisabeth, der ältesten Tochter Heinrich's II., geschlossen. (Philipp war damals nicht älter als 31 Jahre.) Die Städte Metz, Toul und Verdun verblieben bei Frankreich, wobei man sich auf das Beispiel Karl's V. berief, welcher Utrecht und Cambray ebenfalls an sich genommen habe.

Die Guisen, so wie der Adel, äußerten sich mit dem höchsten Unwillen über diesen Frieden. Bei wiederkehrendem Glücke habe man an Spanien freiwillig und

1558

durch einen Federzug mehr abgetreten, als dieses in 30 Jahren nicht hätte erobern können, und die Freiheit des alten Connetable von Montmorency sey theurer erkauft worden, als ehemals die vom Könige Franz I. Man rechnete 198 feste Plätze, welche abgetreten wurden [1]. Durch einen geheimen Artikel sollen sich auch Heinrich II. und Philipp II. gegenseitig zur Ausrottung der Ketzerei verpflichtet haben [2]; gewiß ist es, daß die Verfolgungen der Protestanten nach der Herstellung des Friedens ärger als jemals wurden.

Die Vermählung des Dauphin Franz mit Maria Stuart, der Nichte der Guisen, war den 24. April dieses Jahres mit der größten Pracht vollzogen worden. Nach dem Tode der Königin von England setzte diese, auf Anrathen ihrer Oheime, das englische Wappen auf ihre Wagen, Geräthe und Häuser, hierdurch die Erbschaft des brittischen Thrones in Anspruch nehmend.

Der Cardinal von Lothringen ließ keine Gelegenheit vorbei, das Gemüth des Königs gegen die Nichtkatholiken aufzuregen. Nach einer Geschäftsreise, die er gemacht hatte, stellte er dem Könige vor, das Gift der Ketzerei greife immer weiter um sich, und selbst viele der Vornehmsten wären davon angesteckt, wobei er Andelot, den Bruder des Admiral Coligny, nannte. Der König zog denselben zur Tafel, lobte ihn zuerst wegen seiner bewiesenen Tapferkeit, dann aber fragte er, welches seine Meinung über die Messe sey. Unverhohlen gestand Andelot, daß er von der gewöhnlichen Vorstellung abweiche und den Lehren der Reformation anhange, welches zu bekennen er für Pflicht halte, da man seinem Gotte mit eben der Aufrichtigkeit dienen müsse, als seinem Könige. Heinrich suchte ihn eine Zeit lang durch Vorstellungen

[1] Daniel, hist. de la Fr. T. VIII. p. 250. bemerkt indessen, daß man hierzu unbedeutende Schlösser gerechnet habe und geringe Plätze, deren Unterhaltung ihren Werth oft überstieg.

[2] Rapin Thoyras. T. VI. p. 159.

1559
und die Folgen, denen er sich aussetze, umzustimmen; da aber Andelot unbeweglich blieb, gerieth der, sonst milde, König in einen so heftigen Zorn, daß er seinen Teller ergriff, um ihn auf die Erde zu werfen, und den neben ihm sitzenden Dauphin verletzte. Andelot ward von der Tafel sogleich ins Gefängniß geführt. Man ging noch weiter. Die Guisen, die Herzogin von Valentinois und der Parlamentspräsident, le Maitre, machten dem Könige bemerklich, daß die Calvinisten sogar im Parlamente ihre Freunde und Vertheidiger hätten, wovon er sich leicht selbst überzeugen könne, wenn er einer Mercurialsitzung [1] beiwohnen wolle. Den 15. Juni 1559 erschien er in der Versammlung, gerade als man über die Vollziehung der, gegen die Ketzer erlassenen, Befehle berathschlagte. Des Königs Gegenwart hielt mehrere Parlamentsräthe nicht ab, ihr Mißfallen über diese Verordnungen laut und herzhaft auszusprechen. Dieses thaten vornehmlich Annas du Bourg und Ludwig du Faur. Ersterer sagte unter anderm, unzählige Verbrechen und Schandthaten fielen in Frankreich vor, die man nicht bloß unbeachtet lasse, sondern sogar begünstige, während man Leute zum Tode verurtheile, die noch keines wirklichen Verbrechens schuldig befunden worden wären [2]. Der König war über diese Rede so zornig, daß er, nach beendigter Berathung, jene beiden Männer verhaften und in die Bastille bringen ließ; drei andere wurden aus ihren Wohnungen eben dahin abgeholt; eine besondere Commission verhörte die Verhafteten, und du Bourg wurde auf dem gewöhnlichen Richtplatze gehenkt, und sein Leich-

[1] Versammlungen, die immer Mitwochs gehalten wurden, um straffällige Parlamentsglieder zur Rechenschaft zu ziehen. Sie wurden 1493 unter Karl VIII. eingeführt; seit Franz I. hielt man sie nur alle drei Monate. Der Name kam her von dem lateinischen dies Mercurii, Mitwoch; noch jetzt bedeutet, von jener Einrichtung, une mercuriale ein Verweis.

[2] Thuanus. T. I. L. XXII. p. 451 sqq. L. XXIII. p. 466 seq.

nam verbrannt. Er war ein redlicher, unbescholtener Mann, welcher die Theilnahme selbst der eifrigsten Katholiken erregte. 1559

Unter diesen Verfolgungen rüstete sich der Hof, die Doppelheirath der Schwester und der Tochter des Königs durch die glänzendsten Feste zu feiern. Ein großes Tournier sollte die Gäste drei Tage lang unterhalten. Die Rennbahn erstreckte sich von der Bastille, wo die gefangenen Parlamentsräthe saßen, bis in die Nähe des Palastes Tournelles, wo der König wohnte. An beiden Seiten erhoben sich Schaugerüste, in Logen abgetheilt, für den Hof und die Damen. Die Edelsten und Vornehmsten des Reichs erschienen in voller Rüstung prächtig gewappnet. Der König, der Herzog von Guise, von Nemours, von Ferrara erregten die Bewunderung der Zuschauer. Ersterer trug als Hauptfarbe schwarz und weiß, wiederum zu Ehren von Diana von Poitiers, welche sich als Witwe vornehmlich in diese Farben kleidete. Der Herzog von Guise trug, ebenfalls einer Dame des Hofes zu Ehren, weiß und incarnat, der Herzog von Nemours aber gelb und schwarz, welches, nach damaliger Minne, Erhörung und Treue bedeutete [1].

Schon hatte das Tournier zwei Tage gedauert, wo sich der König fortwährend durch seine Gewandtheit und Stärke auszeichnete. Den dritten, den 29. Junius 1559, forderte er den besten Kämpfer, den Hauptmann der Garden, Montgomery, auf, noch eine Lanze mit ihm zu brechen. Lange verweigerte es dieser, der König bestand darauf; auch seine Gemahlin schickte zweimal, ihn zu beschwören, vom fernern Kampfe abzustehen [2], aber vergebens. So stellten sich denn die zwei Kämpfer einander gegenüber, der König mit offenem Visir; die Trompeten schmetterten, pfeilschnell flogen die Rosse von dannen, in der Mitte der Rennbahn trafen sich die Strei-

---

[1] Brantôme, mémoir. T. II. art. Henri II.
[2] Daniel, hist. de la Fr. T. VIII. p. 252.

1559 ter; beider Lanzen zersplitterten, Montgomery vermochte nicht, sein Roß sogleich anzuhalten, und stieß mit dem übrigbehaltenen Schafte dem Könige ins Auge, daß dieser bewußtlos vom Pferde sank. Ein allgemeiner Schrei des Entsetzens ertönte, der König ward blutend und für todt weggetragen. Noch lebte er zwar, aber die Verletzung war tödtlich; ein Splitter war durch das Auge bis ins Gehirn gedrungen. Er blieb in ununterbrochener Betäubung und starb den 10. Julius 1559, in seinem 40sten Jahre, nach einer Regierung von 12 Jahren und 3 Monaten.

Der Aberglaube dachte jetzt wieder an das Duell zwischen Jarnac und Montleray am Anfange seiner Regierung; ein Zweikampf, hieß es, begann dieselbe, ein Zweikampf machte ihr ein unseliges Ende. Mit unversöhnlicher Rachsucht verfolgte Catharina von Medicis Montgomery, den unschuldigen Urheber dieses Unglücksfalls, und opferte ihn derselben nach 17 Jahren noch auf, wo er ihr endlich in die Hände fiel. Philipp II. befand sich damals in Brüssel; auf die Nachricht von jenem traurigen Ereignisse schickte er sogleich seinen Leibarzt, Vesale, nach Paris, allein der König war bereits verschieden, als er anlangte. Heinrich II. hinterließ vier Söhne, Franz, Karl, Heinrich und Franz Hercules, und drei Töchter, Elisabeth, Claudia und Margaretha.

Derselbe Saal, welcher für das Gepränge der Hochzeitfeier ausgeschmückt worden war, nahm jetzt den Sarg mit der Leiche des Königs auf. Vierundzwanzig öffentliche Ausrufer folgten derselben bei der Beerdigung, die Wappenschilder Heinrich's tragend. Auf jedem freien Platze gaben sie durch eine Glocke das Zeichen zum Stillestehen und riefen dann: bittet Gott für die Seele des allerhöchsten, allermächtigsten, tugendhaftesten und großmüthigsten Königs Heinrich, bei seinem Leben ein kriegerischer Prinz, die Liebe aller Staaten, vollendet an Güte, schnell und freigebig, die Hülfe der Bedrängten, voll Tapferkeit und Gewandtheit.

1559

Wäre Heinrich II. nur ein Ritter oder Privatmann gewesen, so möchten seine persönlichen Eigenschaften hingereicht haben. Er liebte vor allem körperliche Uebungen, die Hirschjagd, den Vogelfang und das Ballspiel, wobei er die Gegenwart der Königin und der Hofdamen gern hatte. Im Winter belustigte er sich mit seinen Hofleuten, auf dem Eise zu gleiten, Festungen von Schnee zu erbauen, welche alsdann mit Schneebällen vertheidigt und erobert wurden, wobei er keine Schonung seiner Person wollte. Bei Regenwetter vertrieb man sich die Zeit mit Fechten, Fischen oder durch Spiele mit den Damen, welche immer nach der Tafel bei der Königin versammelt waren. Der König kam, in Begleitung der Hofherren, auch dahin und verweilte einige Stunden daselbst im muntern Gespräche, welches nach dem Abendessen ebenfalls geschah. Vier bis sechs Stunden des Tages widmete er den Regierungsgeschäften. Die Namen derer, welche er einmal gesprochen hatte, vergaß er nicht und lebte mit seinen Hofleuten sehr vertraulich. Spott und Schmähsucht waren ihm fremd, und gern lobte er die Thaten anderer. Die spanische Sprache hatte er gelernt, als er, nebst seinem Bruder, als Geisel nach Spanien geschickt worden war, und er las und sprach sie gern. Den Kaiser Karl V. liebte er, von jener Zeit an, nicht, weil er gegen seinen jüngern Bruder, den Herzog von Orleans, immer freundlicher gewesen war, als gegen Heinrich [1]. Einem kaiserlichen Stallmeister stellte er einst alle seine Kammer- und Jagdpagen, so wie die Pagen der Falknerei vor, deren wohl 140 seyn mochten: dieß sey seine beste Pflanzschule, woraus er die Stellen in der Gensd'armerie und leichten Reiterei ergänze.

Allein eben diese Sucht, nur dem Vergnügen zu huldigen, machte Heinrich II. zu einem schlechten Regenten. Er überließ die Regierungsgeschäfte seinen Günstlingen und Ministern, welche ihn wegen seines Mangels

---

[1] Brantôme l. c.

1559 an Charakterfestigkeit leiteten. Unbegreiflich und schimpflich war die Abhängigkeit, in welcher ihn die bejahrte Diana von Poiters hielt. Obschon nicht grausam von Natur, verfolgte er doch seine protestantischen Unterthanen mit Feuer und Schwert, weil er, in Religionsmeinungen befangen und engherzig, abermals nur auf den Rath der ihn Umgebenden hörte. Bei seiner Sorglosigkeit und Verschwendung bereicherten sich seine Günstlinge, und er hinterließ 40 Millionen Livres Schulden. Von seinem Hofe sagen mehrere Schriftsteller [1]: es herrschten daselbst alle Laster, welche große Staaten zu Grunde richten: Hazardspiel, Gotteslästerung, Aberglaube und Zauberei. Und doch war Frankreich unter dieser schlechten Regierung noch glücklich zu preisen, macht man den Vergleich mit dem, was es duldete und litt unter der Herrschaft der nachfolgenden Söhne Heinrich's II.

---

[1] Mezerai. T. IV. p. 722 seq. Thuanus. T. I. L. XXII. p. 455.

Franz II.

Achtes Capitel.

Regierungs=Antritt des neuen Königs; Parteienkampf und Hofintriguen; erste Grundidee zu den Bürgerkriegen.

1559

Wie ein Blitzstrahl aus heiterm Himmel wirkte das unvermuthete Hinscheiden des rüstigen, lebenskräftigen Heinrich II. zuerst betäubend auf seinen Hof. Mit der Hand am Schwerte hatten sich bisher die mächtigsten Günstlinge gegenüber gestanden, glühenden Haß in der Brust, aber doch noch zu schüchtern, die gewaltsame That zu wagen. Anna Montmorency leitete sein Geschlecht von den alten Baronen ab, welche den König Pharamund auf seinen Zügen begleiteten und zuerst das Christenthum annahmen, daher die Montmorency als Devise führten: **dieu sauve le premier Chretien** [1]. Schon unter Franz I. zum Connetable erhoben, war er unter den Waffen und im Civildienste ergraut. Streng, ernst und stolz, verachtete er die Höflinge und widersprach oft dem Könige selbst, der ihn, wie einen Vater, ehrte. Auch die Guisen rühmten sich eines erlauchten Geschlechts; von väterlicher Seite behaupteten sie von Gottfried von Bouillon, dem Eroberer der heiligen Stadt Jerusalem, von mütterlicher sogar von einer Tochter Karls des Großen entsprossen zu seyn. Der jugendlichere Herzog von Guise war ein Spielgenosse des Königs und besaß dessen Liebe und innige Vertraulichkeit. Eifersucht und Haß aber walteten zwischen den Guisen und Montmorency's. Mit dem Königshause unmittelbar verwandt waren die Bourbons, doch seit dem Abfalle des Conne=

[1] Davilas, hist. des guerres civiles de la Fr. T. I. p. 9.

1559 table von Bourbon, unter Franz I., war ihr Ansehen bei Hofe gesunken, welches weder Anton, König von Navarra, bei seiner Charakterschwäche, noch dessen Bruder, Ludwig von Condé, bei seiner geringen Macht, zu heben vermochten. Mit schwer bezwungenem Unwillen blickten auch sie auf die immer höher strebenden Guisen, welche man unberufene Fremdlinge nannte. Allgemein geachtet und durch eine lange Reihe tapferer Thaten rühmlichst bekannt, ragte der Admiral Caspar von Coligny hervor. Seit einem halben Jahrtausend glänzten die Namen seiner Vorfahren in den Jahrbüchern Frankreichs. Sein Vater vermählte sich mit Luise von Montmorency, der Schwester des Connetable, und starb 1522 nach vielen rühmlichen Kriegsthaten. Er hinterließ drei Söhne, Odet, welcher in den geistlichen Stand trat und schon in seinem 16ten Jahre Cardinal ward, Caspar und Franz von Andelot. Auf jenen kamen die Vorrechte der Erstgeburt, und seine Mutter sparte nichts, ihm eine ausgezeichnete Erziehung zu geben, welche ihn für den Kriegsstand und die Staatsgeschäfte gleich geschickt machte. Sein Lehrer und Erzieher hieß Nicolaus Berault [1], einer der trefflichsten Gelehrten seiner Zeit. Coligny widmete sich früh dem Kriegsdienste und zeichnete sich bald so sehr aus, daß ihn Heinrich II. zum Generalobersten der sämmtlichen Infanterie ernannte, wo er vorzüglich eine strenge Disciplin einzuführen bemüht war. Bei der Eroberung von St. Quentin gerieth er in Gefangenschaft, ward krank und beschäftigte sich, während seiner Genesung, die Bibel aufs Fleißigste zu lesen. Dieses machte ihn zuerst für die Annahme der reformirten Lehre geneigt, zu welcher er sich in der Folge öffentlich bekannte. Er stand jetzt in seinem 48sten Jahre; als ein Verwandter des Connetable von Montmorency war er den Guisen ebenfalls verhaßt.

Der Tod Heinrich's II. berief seinen ältesten Sohn,

---

[1] Vie de Gaspard de Coligny, p. C. G. Dassdorf. p. 6 sqq.

1559

Franz II., auf den Thron. Er hatte kaum sein 15tes Jahr vollendet, dabei war er schwächlichen Körpers und unmündig an Geist. Unmöglich konnte er die Last der Regierung allein tragen, er brauchte kräftige Stützen und Gehülfen. Auf wen sollte die Wahl hierzu fallen? Dem Herkommen gemäß gebührte der Vorzug den Prinzen von Geblüt, allein aus dem bereits Gesagten erhellt, daß die Bourbons keine Hoffnung dazu hatten. Die Guisen aber waren, außer ihrem schon erlangten Ansehen, die Oheime der jungen Königin Maria Stuart, welcher Franz II. mit leidenschaftlicher Liebe anhing, der Sieg bei diesem Kampfe um den höchsten Einfluß konnte also nicht zweifelhaft seyn. Aber auch Catharina von Medicis wollte nicht müßig bleiben; ihr herrschbegieriger Geist lechzte schon lange nach Beschäftigung, jetzt war der Augenblick gekommen, und sie stand nur eine kurze Zeit an, ob sie sich an die Guisen oder an Montmorency anschließen solle. Wohl sah sie mit scharfem Blicke voraus, daß der unersättliche Ehrgeiz von jenen auch ihrer in Kurzem spotten würde, allein das Nächste zuerst wählend, verband sie sich dennoch mit den Guisen, und in diesem Bunde ward vor allem Montmorency's Fall beschlossen.

Der Herzog Franz von Guise, nebst seinem Bruder, dem Cardinal von Lothringen, begaben sich zuerst zum Dauphin, begrüßten ihn als König und führten ihn in einem Staatswagen nach dem Louvre, wohin die Königin-Mutter bald nachfolgte. Dem Connetable von Montmorency wurde die Besorgung der Leichenfeierlichkeit des verstorbenen Königs übertragen, welches ihn 40 Tage vom Hofe entfernt hielt, und seine Feinde ließen diese Zeit nicht unbenutzt verstreichen. Die Entfernung des Connetable von Montmorency war also das erste, was Catharina von Medicis nebst den beiden Guisen vorbereiteten. Erstere haßte denselben noch aus besondern Gründen. Bei ihrer anfänglichen Kinderlosigkeit hatte er ihrem Gemahle, Heinrich II., mehrmals zur Scheidung gerathen, und als sie später Kinder bekam, sollte er spöttisch gesagt

1559
haben, dem Könige gleiche keines seiner Kinder, nur seine natürliche Tochter, Diana, und diese war mit dem Sohne des Connetable, Franz von Montmorency, vermählt. Ueberdies hatte der strenge Connetable die Italiener, Creaturen Catharinens, von welchen der Hof wimmelte, hart verfolgt. Demnach stellte man dem jungen Könige vor, Montmorency habe zu viel Gewalt, er werde den neuen König stets wie ein Kind behandeln, auch sey er eng mit den Bourbons, den gefährlichsten Feinden des Thrones, verbunden, seine Entfernung sey daher für die Sicherheit des Königs und die Ruhe der königlichen Familie unerläßlich nothwendig. Es bedurfte kaum so vieler Gründe, um den schwachen König zu gewinnen. Der Herzog von Guise erhielt die Leitung des Kriegswesens, dessen Bruder, der Cardinal von Lothringen, die innere Verwaltung des Reichs, und die Königin-Mutter die Oberaufsicht der Regierung. Als Montmorency, nach Beendigung der Leichenfeierlichkeiten, dem neuen Monarchen seine Aufwartung machte, empfing ihn derselbe zwar mit Freundlichkeit, erklärte ihm aber, er wolle ihn nun der Last der Geschäfte entheben, wegen seines Alters und seiner vielen geleisteten Dienste; man spare ihn für wichtige und dringende Angelegenheiten auf, und er möge sich, nach Gefallen, seinen Wohnsitz im Königreiche wählen. Montmorency wich der Uebermacht, empfahl dem Könige seinen Sohn und seinen Neffen und zog sich nach Chantilly, seinem Landgute, 10 Stunden von Paris, zurück, wo er sich auch während der Ungnade aufhielt, in welche er zuletzt bei dem Könige Franz I. gefallen war.

Jetzt kam die Reihe an Diana von Poitiers, die noch vor Kurzem allgewaltige Herzogin von Valentinois. Freundlichkeit hatte ihr Catharina zwar immer geheuchelt, aber glühender Haß gegen dieselbe wohnte ihr tief im Herzen, daher war der Fall derselben unvermeidlich. Zwar war sie mit den mächtigen Guisen verschwägert, denn ihre Tochter war die Gemahlin eines jüngern Bruders derselben, des Herzogs von Aumale, und der Cardinal

1559
insonderheit demüthigte sich früher auf eine kriechende Weise vor ihr. Allein nun erfuhr sie, bei innerer Werthlosigkeit, den Wechsel des Glücks auf eine fürchterliche Weise. Von den Vielen allen, welche sie reich und groß gemacht, harrte auch nicht ein einziger aus. Sie, die noch vor wenigen Tagen hoch gefeierte, von tausend Schmeichlern, hohen und niedern Ranges, auf Sklavenart verehrte Frau, ward jetzt wie eine Verpestete geflohen. Ihr Schwiegersohn, welcher durch seine Vermählung ein unermeßliches Vermögen erhalten hatte, versuchte zwar, seine Brüder zu ihrer Gunst zu erweichen, allein der Cardinal ließ ihn hart an und rieth ihm, sich mit dem Genusse seiner Reichthümer und dem Glanze einiger Jahre zu begnügen, jetzt aber daran zu denken, den Schimpf einer ehrenrührigen Verbindung vor den Augen der Welt vergessen zu machen. Mit Hohn ward die Herzogin von Valentinois vom Hofe verwiesen, die kostbaren Geschenke an Edelsteinen und sonstigem Schmucke, welche ihr der verstorbene König gemacht hatte, mußte sie herausgeben und noch überdieß ihr prächtiges Landhaus, Chenonceaux, am Cher, an die Königin-Mutter gegen ein anderes, an der Loire gelegenes, abtreten [1]. Eine Menge Höflinge wurden in ihren Fall verwickelt. Um aber dem neuen Systeme bei dem Volke Ansehen und Vertrauen zu verschaffen, wurden der ehemalige Kanzler Olivier zu seiner vorigen Stelle, und der Cardinal von Tournon, unter dem Könige Franz I. sehr geehrt, für die Regierungsgeschäfte zurückberufen.

Jetzt blieb noch übrig, alle Gegenbewegungen von Seiten der Bourbons zu verhindern. Um den kühnen, raschen Condé, wenigstens für den ersten Augenblick, zu entfernen, ward ihm eine Sendung an den König von Spanien aufgetragen zur Ratification des, kurz vor Heinrich's II. Absterben mit Philipp II. abgeschlossenen, Friedens. Anton, König von Navarra, kam erst nach lan-

---

[1] Thuanus. L. XXIII. p. 458.

1559 gem Zögern an den Hof. Durch geschickte Unterhandlungen sollte er das gesunkene Ansehen seines Hauses wiederherstellen, und den Anmaßungen der übermüthigen Guisen steuern. Hierzu aber war Anton von Navarra durchaus nicht der Mann. Schüchtern, mit mangelndem Selbstvertrauen, ging er ans Werk; ihm gegenüber aber standen die Guisen, kühn und muthig durch ihr Glück, ihre Geistesüberlegenheit und ihren Bund mit Catharina von Medicis. Daher wurden dem Könige von Navarra bei seiner Ankunft nicht einmal die gewöhnlichen Ehren bewiesen. Niemand ging ihm entgegen, der Herzog von Guise veranlaßte den König geflissentlich an diesem Tage zu einer Jagdpartie, und bei Hofe nahm er die Zimmer in Beschlag und behielt sie, welche dem ankommenden königlichen Gaste gebührten [1]. Nicht besser war sein Empfang bei dem jungen Könige. Dieser sprach ihn nur in Gegenwart eines Guisen, äußerte, daß er frei handeln wolle und könne und mit seinen gewählten Umgebungen vollkommen zufrieden sey [2]. Alle Vorschläge, welche Anton von Bourbon machte, verwarf der König als unzulässig und unzeitig. Mit äußerer Freundlichkeit nahm ihn Catharina von Medicis auf. Zwar wünschte sie keinesweges einen großen Einfluß der Bourbons, weil sie dann für ihr eigenes Ansehen besorgt war; gleichwohl lag ihr alles daran, den Ausbruch offenbarer Waffengewalt zu verhindern. Daher gab sie dem Könige von Navarra zu verstehen, durch Unterhandlungen und bei Gelegenheit könne man wohl erlangen, was man wünsche, wobei man auf ihren Beistand rechnen dürfe. Als sie ihn wanken sah, ging sie einen Schritt weiter, rieth ihm, die junge Gemahlin Philipp's **II.**, die Prinzessin Elisabeth, ihre Tochter, nach ihrer Bestimmung zu begleiten, und dort könne er seine Ansprüche auf den von Spanien eroberten Theil des Königreichs Navarra

---

[1] Thuanus. L. XXIII. p. 460.
[2] Davilas, hist. des guerres civ. l. 1. p. 25.

1559

betreiben. Anton fand diesen Gedanken eines Theils wahrscheinlich, dann aber war ihm auch ein Vorwand willkommen, sich von dem Hofe, wo man ihn so unwürdig behandelte, zu entfernen, daher übernahm er den angebotenen Auftrag. Bevor er aber in Spanien ankam, berichteten Catharinens Briefe Philipp **II.** bereits ihre letzte Unterredung. Dieser gab dem Herzog Alba den Auftrag, die Forderungen des Königs von Navarra anzuhören und Unterhandlungen anzuknüpfen; diese aber lösten sich stets in Nichts auf; Anton sah endlich ein, daß er von allen Seiten getäuscht worden, und kehrte voll Mißmuth und Unwillen nach Bearn zurück, entschlossen, sich nicht mehr in die Angelegenheiten des französischen Hofes zu mischen.

Nicht so dachte sein Bruder, der feurige Condé. Dieser Zustand der Dinge fiel seinem Ehrgeize unerträglich; zudem war seine Gemahlin eine Nichte, und seine Schwiegermutter eine Schwester des Connetable von Montmorency, welche seine Ungeduld beide befeuerten. Je weniger er durch das Gewicht des Reichthums oder der hohen Ehrenämter etwas vermochte, desto geläufiger ward ihm der Gedanke, durch die Kraft des Armes und den raschen Muth der Tapferkeit bei diesem allgemeinen Ringen und Schwanken zu erstürmen, was List und geheime Ränke ihm stets vereitelten. Er fing daher an, eine kühne Sprache zu führen; man müsse dem schwachen Könige, wie einem Kranken, mit Gewalt zu Hülfe kommen, sogar wider dessen Willen, wovon die französische Geschichte Beispiele genug liefere [1]. Seine Erbitterung war durch eine neue Beleidigung der Guisen vermehrt worden, indem Coligny, Gouverneur der beiden Provinzen Picardie und Isle de France (der Bezirk, wohin Paris gehörte), erstere abtrat, damit sie dem Prinzen von Condé übergeben würde, durch den Herzog von Guise

[1] Davilas. T. I. L. I. p. 28 sqq.

1559 aber erhielt dieselbe der Marschall von Brissac, der unter seinem Einflusse stand.

So bildete sich unvermerkt eine Partei von Unzufriedenen. Die Bourbons konnten es nicht geduldig ertragen, so ganz in den Staub getreten zu werden. Der Admiral Coligny, seine Brüder, Andelot und der Cardinal von Chatillon, nebst ihrer zahlreichen Verwandtschaft, sahen sich gleichfalls beeinträchtigt, und der gewaltsam verdrängte Connetable von Montmorency hatte nur zu viel Ursachen, mit der Gegenwart unzufrieden zu seyn. Schon fand früher eine Berathung dieser Mißvergnügten, wohin jedoch der Connetable nur seinen Geheimschreiber Dardres schickte, zu Vendome statt, wobei Condé und Andelot zur offenbaren Gewalt riethen, welchem aber der König von Navarra und Coligny widersprachen. Jetzt traten sie aufs Neue zusammen, der Admiral widerrieth noch immer offenbare Gewalt, aber er machte bemerklich, wie die zahlreichen, durch ganz Frankreich so hart bedrängten und bereits zur Verzweiflung gebrachten Protestanten sogleich aufstehen würden, wenn sich nur ein Anführer zeigte; die Guisen, als ihre grausamsten Verfolger, seyen ihnen auch ganz besonders verhaßt, weshalb sie gewiß ohne Mühe gegen dieselben zu den Waffen griffen, es stünde demnach gegen diese verhaßten Fremdlinge im Grunde schon eine schlagfertige Partei in Bereitschaft; käme es zum Kriege, so dürfe man auf die auswärtigen protestantischen Fürsten rechnen, welche ihren verfolgten Glaubensbrüdern zu Hülfe eilen würden; so aber umgehe man den verhaßten Namen eines Bürgerkrieges, er werde ein Religionskrieg heißen, wovon die Schuld auf die Verfolgungssucht des Hofes und der dort herrschenden Partei falle. So tief hatte Coligny den Zustand seines Vaterlandes ergründet, so klar stellte er denselben seinen Freunden vor Augen, daß dieses als der *erste Keim* der bald entbrennenden Bürgerkriege zu betrachten ist, denn alle fühlten die Wahrheit jener Bemerkungen, jedoch gab man sich gegenseitig das

Wort, mit übereilter Hitze nicht zu verfahren, sondern auf jeden Fall das Aeußerste zu erwarten [1].

Neuntes Capitel.

Calvinus.

Die Kirchenreformation Luthers hatte sich frühzeitig auch nach Frankreich verbreitet und dort zahlreiche Anhänger gefunden. Wie in Deutschland, erregte sie auch dort heftigen Widerspruch von Seiten der Geistlichkeit, und harte Verfolgungen ergingen bald über die Lutheraner, schon unter Franz I. († 1547). Weit schneller und ausgebreiteter aber wurden die Fortschritte der neuen Lehre, als Calvin auftrat und mit Muth und Begeisterung derselben die volle Kraft seines Feuergeistes widmete.

Johann Calvin, oder Jean Chauvin, war geboren zu Noyon (im Departement der Oise, nicht allzuweit von Paris) den 21. Julius 1509. Sein Vater war ein Böttcher und bestimmte ihn für den geistlichen Stand. Seine Fähigkeiten entwickelten sich so schnell und so auffallend, daß er schon in seinem 12ten Jahre eine Pfründe bei dem Dome seiner Vaterstadt erhielt, und in seinem 18ten Jahre ward er als Pfarrer angestellt. Zu seiner fernern Ausbildung aber ging er nach Paris, setzte dort seine Studien noch fort und machte die Bekanntschaft eines Verwandten und Landsmannes, Robert Olivetan, eines gründlichen Gelehrten, welcher eine Uebersetzung des hebräischen Bibeltextes verfertigt hatte. Von diesem empfing er die ersten Keime der sich in Frankreich verbreitenden neuen Lehre. Dieses bewog Calvin, der Theologie

[1] Davilas. L. I. T. I. p. 29.

1559
zu entsagen und sich den Rechtswissenschaften zu widmen, welche er anfangs zu Orleans und dann zu Bourges studirte, wobei er aber auch die griechische Sprache mit dem größten Eifer und dem besten Erfolge erlernte. 1532 kam er nach Paris zurück, gab einen lateinischen Commentar über Seneca's zwei Bücher: de clementia, heraus, welchen er seinen Namen latinisirt, Johannes Calvinus, vorsetzte. Die bereits in vollen Flammen stehenden Religionsstreitigkeiten führten ihn zur Theologie zurück, er ward der Theilnahme verdächtig an einer Rede, welche sein Freund, der damalige Rector der Universität, Michael Kop, über die neue Lehre gehalten hatte, und mußte aus Paris flüchten, 1533, um der Verhaftung zu entgehen. Eine Zeit lang hielt er sich jetzt zu Angouleme, bei dem Canonicus du Tillet, auf und sammelte die Materialien zu einem, zwei Jahre nachher erscheinenden, Werke: christliche Unterweisung. Margarethe von Navarra, die geistreiche Schwester des Königs Franz I. liebte und beförderte alle wissenschaftlichen Unternehmungen und Bestrebungen; die beginnenden Religionsstreitigkeiten erregten ihre volle Theilnahme, und sie war weit entfernt, die finstern und fanatischen Ansichten des großen Haufens zu theilen, sondern nahm vielmehr viele der Männer an ihrem kleinen Hofe auf, welche der blinde Eifer der Sorbonne zu Paris verfolgte. Auch Calvin fand bei ihr eine Freistätte. Ein Jahr verweilte er hier, kehrte 1534 nochmals nach Paris zurück, sah sich aber bald genöthigt aus seinem Vaterlande zu weichen, was er nur mit den schmerzlichsten Gefühlen that. Er ließ sich zuerst in Basel nieder, gab hier sein Buch von der christlichen Unterweisung heraus, welches er dem Könige von Frankreich widmete, und suchte vornehmlich zu zeigen, daß die Protestanten durchaus keine Rebellen und Aufrührer seyen, wie man ihnen verleumderisch vorwerfe. Auch nach Italien kam Calvin bei seiner jetzt wandernden Lebensweise. Die Herzogin von Este, Renata, eine Tochter Ludwig's XII., war der refor-

1559

mirten Lehre geneigt und bekannte sich in der Folge zu derselben. Diese nahm Calvin bereitwillig in Aosta auf und gestattete ihm, Religionsvorträge zu halten. Kaum aber ward dieser sein Aufenthaltsort bekannt, so mußte er auch schon auf eine schleunige Rettung denken. Dennoch versuchte er noch einmal, ob er in Paris leben könne, und ging in der Mitte des Jahres 1536 dahin. Allein er überzeugte sich sehr bald, daß es dort keine Sicherheit für ihn gebe, deshalb beschloß er, sich nun in Basel niederzulassen, nahm aber, auf seiner Hinreise, den Weg über Genf, und das entschied für sein ferneres Leben und Wirken. Seit einem Jahre hatte die Regierung dieses kleinen Freistaats die reformirte Kirchenlehre durch ein Decret öffentlich angenommen und eingeführt, wobei sich der Prediger Farel besonders thätig bewies. Dieser empfing Calvin mit offenen Armen, zugleich forderte ihn die Regierung auf, zu bleiben und den Unterricht der Theologie zu übernehmen. Calvin willigte ein; rastlos war nun die Thätigkeit beider Männer, doch nach zwei Jahren wurden sie in einen Streit mit der Synode von Lausanne über einige äußerliche Kirchengebräuche verwickelt. Der Magistrat von Genf pflichtete den Geistlichen von Lausanne bei, welches die Entfernung Farel's und Calvin's zur Folge hatte. Beide gingen zuerst nach Bern, und letzterer begab sich nach Straßburg. Dort hatte die Lehre Luther's schon seit 10 Jahren großen Eingang gefunden und Calvin erhielt eine Anstellung als Professor der Theologie, nebst der Erlaubniß, eine französische Kirche zu errichten, welche durch die aus Frankreich flüchtenden Protestanten viele Mitglieder fand. Unbegrenzt war die Achtung, in welcher er hier stand, doch blieben seine Blicke stets nach Genf gerichtet, und gern folgte er, als man ihn 1541 dorthin zurück berief. Eine Umwandlung der Sitten unter den Genfern, und die Errichtung einer stets wachenden Kirchendisciplin war jetzt sein Hauptzweck. Er legte hierzu dem Rathe einen ausführlichen Plan vor, welchen dieser auch genehmigte. Nach

1559 demselben ward ein Consistorium, halb aus weltlichen, halb aus geistlichen Mitgliedern bestehend, errichtet, welches über die Erhaltung der reinen Lehre und der guten Sitten wachte, und jedermann, ohne Ansehen der Person, zur Rechenschaft ziehen und zu Kirchenstrafen verurtheilen konnte. So gelangte Calvin zu einem fast unumschränkten Ansehen. Eine gänzliche Umwandlung der, früher ziemlich ausgelassenen, Sitten der Genfer war die heilsame Folge dieser Strenge. Allerdings artete dieselbe zum Theil in Tyrannei aus. Ein angesehener Bürger, Jacob Gruet, ward enthauptet, weil er gottlose und unsittliche Verse geschrieben, auch die Kirchenordnung zu stören gesucht habe, und der unglückliche Michael Servet starb, auf Calvins Anklage, auf dem Scheiterhaufen, weil er das Mysterium der Dreieinigkeit in einem, von ihm verfaßten, Buche angegriffen hatte, und fest bei seiner Meinung beharrte.

Uebrigens bewies Calvin fortwährend eine vielumfassende und unermüdliche Thätigkeit. Die Errichtung einer theologischen Academie war sein Werk; fast täglich predigte er, ertheilte dreimal wöchentlich Unterricht in der Theologie, wohnte allen Sitzungen des Consistoriums und der Predigergesellschaft bei und leitete ihre Beschlüsse. Nicht nur theologische, sondern auch juristische Fragen beantwortete er mit Genauigkeit, übernahm politische Verhandlungen für die Republik und führte einen Briefwechsel, der sich fast durch ganz Europa erstreckte, vornehmlich aber über Frankreich, wo er die Verbreitung seiner Lehre auf alle Weise zu befördern suchte. In seinem Lehrbegriffe schloß er sich meistentheils an Zwingli an, wich aber von diesem wieder durch die Behauptung der Prädestination, oder des unbedingten Rathschlusses Gottes ab, nach welchem einige Menschen zur Seligkeit, andere zur Verdammniß im Voraus von Gott bestimmt wären [1]. Die Anhänger Calvin's wurden in Frankreich bis

[1] Diese, durch Folgerungen zur Ungereimtheit führende, Be-

1559

zum Jahre 1561 in allen Edicten Lutheraner genannt und mit denselben vermischt; erst nach dem Religionsgespräche von Poissy, wo sie den 10. Artikel der Augsburgischen Confession ausdrücklich verwarfen, bezeichnete man sie mit dem Namen Calvinisten.

Im Jahre 1539 hatte sich Calvin zu Straßburg mit einer Witwe, Namens Idelette de Burie, verheirathet, welche ihm einen Sohn gab, der aber frühzeitig wieder starb. 1549 verlor er auch seine Gattin durch den Tod, wonach er sich nicht wieder vermählte. Bei einem schwächlichen Körper und einer durch unabläßige Anstrengung geschwächten Gesundheit erreichte Calvin nur ein Alter von 55 Jahren und starb den 27. Mai 1564. Sein Leben war ein, fast unausgesetzter, Kampf mit seinen Widersachern, welches seinem Gemüthe eine trübe, unbeugsame und bittre Stimmung gab. Seine Uneigennützigkeit war fast ohne Beispiel. Sein Jahrgehalt betrug 150 Franken, 15 Maß Getreide und 2 Fässer Wein; nie verlangte er mehr. Der Werth seines gesammten Nachlasses überstieg nicht 125 Thaler. Die Bibliothek von Genf besitzt noch 1025 Predigten von ihm im Manuscript. Dieses nun war der Mann, dessen Lehre ein großer Theil der Bevölkerung Frankreichs bekannte, die Verbannung oder selbst den Tod für dieselbe erlitt, und weshalb ein langer und blutiger Religions- und Bürgerkrieg seine Greuel verheerend über Frankreich verbreitete.

hauptung beruht hauptsächlich auf der Stelle Römer 9. V. 20—21. „Ja lieber Mensch, wer bist du denn, daß du mit Gott rechten willst? Spricht auch ein Werk zu seinem Meister: warum machst du mich so? Hat nicht ein Töpfer Macht, aus einem Klumpen zu machen ein Faß zu Ehren und das andere zu Unehren?" — Welche Stelle nach ihrem Zusammenhange nichts andres bedeutet, als, der Rathschluß Gottes ist uneingeschränkt und unerforschlich.

Zehntes Capitel.

Zunehmende Macht der Guisen; heftige Verfolgungen der Calvinisten; immer zunehmende Spannung der Parteien.

1559

Noch war der neue König nicht gesalbt und gekrönt, deshalb reiste er nach Rheims, wo beides den 18. September durch den Cardinal von Lothringen unter dem größten Pomp vollzogen ward. Auch der König von Navarra wohnte dieser Feierlichkeit bei, ja man lud ihn sogar, einige Tage nachher, ein, bei einem geheimen Rathe des Königs gegenwärtig zu seyn, nicht um ihn zu ehren, sondern aus andern, wohl erwogenen Gründen. Catharina von Medicis hatte nämlich an den König von Spanien, Philipp II., ihren Schwiegersohn, geschrieben, ihn um seinen Schutz zu bitten, gegen die Prinzen des Hauses Bourbon [1]. Nie hatte bisher Frankreich Spaniens Hülfe begehrt, wohl aber selbige geleistet auf Spaniens Bitten; Catharina aber achtete die Ehre des Volks eben so wenig, als dessen Wohlfahrt, wenn es ihren eigenen Vortheil galt. Philipp ergriff die Gelegenheit, sich in die Angelegenheiten des Nachbarlandes zu mischen, mit beiden Händen und schrieb an Franz II. einen Brief in den hochfahrendsten Ausdrücken, wodurch er ihm seinen Beistand zusagte. Dieser Brief nun ward in der geheimen Rathsversammlung des Königs laut vorgelesen, und darum war der König von Navarra eingeladen worden, damit er persönlich mit dessen Inhalt bekannt werde. Er habe vernommen, schrieb Philipp II. seinem Schwager, daß einige Prinzen und Herren mit dessen Wahlen seiner Minister unzufrieden wären und daher Unruhen im Reiche stifteten.

---

[1] Varillas, histoire de François II. p. 52.

Er rathe ihm, sein Ansehen gegen dieselben zu brauchen, und sollte einer so verwegen seyn, sich zu widersetzen, so biete er seine Heere, seine Schätze, seine ganze Macht, die ihm Gott verliehen habe, zur Aufrechthaltung der französischen Monarchie an, gegen alle Ruhestörer, wes Standes und Namens sie auch immer seyn möchten. Drei Theile des Königreichs Navarra hatte Spanien bereits an sich gerissen, was hinderte Philipp II., auch noch den letzten zu nehmen! Es bedurfte kaum so vieler Mittel, um den an sich schüchternen und schlaffen König von Navarra von jedem ferneren Widerstande zurückzuschrecken [1].

Einige Verordnungen, die innern Angelegenheiten des Staats betreffend, folgten nun. Der Kanzler, Olivier, erließ einen Befehl, wodurch das Tragen aller Waffen, insonderheit der Pistolen, untersagt wurde; und da man selbige sehr leicht unter den, damals üblichen, langen Mänteln und weiten Beinkleidern verbergen konnte, so verbot man diese Mode gleichfalls. Um die Zahl ihrer schmiegsamen Creaturen zu vermehren, beredeten die Guisen den jungen König, eine reiche Spende des Michaelordens vorzunehmen. Achtzehn neue Ritter wurden auf einmal ernannt, welches seit der Stiftung dieses Ordens, 1469 durch Ludwig XI., nicht erhört worden war. Ein alter Ritter dieses Ordens, la Roche du Maine, sagte deswegen spottend, dieses Band sey zu einer Halfter aller Thiergattungen ausgeartet (un collier à toute bête) [2].

Nach diesen Beförderungen begab sich der König, nebst seiner Mutter, nach Bar, in Lothringen, wo ihn die Guisen abermals einen Schritt zu ihrer Vergrößerung thun ließen. Durch einen offenen Brief entsagte er nämlich seinen Rechten und Ansprüchen auf

---

[1] Thuanus. T. I. L. XXIII. p. 460. Fleury, hist. eccles. L. XXXI. p. 331.

[2] Varillas, hist. de François II. p. 70.

1559 das Herzogthum Bar, übertrug dasselbe seinem Schwager, dem Herzoge von Lothringen, und behielt sich nur die Oberlehnsherrschaft vor, ohne zu ahnen, daß er dadurch die Ehre seiner Krone beeinträchtige und die Kräfte seines Reiches schwäche [1].

Jetzt ging der Hof nach Fontainebleau. Eine zahllose Menge von Officieren, außer Dienst, folgte demselben, ihn mit Bittschreiben um Anstellung oder Gnadengehalte bestürmend. Allein die Staatscasse war in der allertraurigsten Verfassung. Heinrich **II.** hatte 40 Millionen Franken Schulden hinterlassen; unermeßliche Summen waren noch durch die letzten Vermählungsfeierlichkeiten der Tochter und der Schwester des verstorbenen Königs verschwendet worden; die Venetianer machten bedeutende Forderungen, von denen man ingeheim Geld aufgenommen hatte; seit 5 Jahren blieb den Schweizern der, unter Franz **I.** schon bewilligte, Sold aus, sie waren im Begriffe, mit andern Mächten in Unterhandlung zu treten, und man mußte daran denken, sie zu befriedigen. Desgleichen war man den Bankiers zu Lyon viel schuldig; wurden diese nicht bezahlt, so konnten sie ihre Zahlungen nicht mehr leisten, der Credit der Stadt ging verloren, und es war zu fürchten, daß sich alsdann die Genfer des ergiebigen Handels dieses Platzes bemächtigten. In dieser Verlegenheit ergriff der Finanzminister, der Cardinal von Lothringen, ein heroisches Mittel, welches zugleich den Geist der damaligen Regierung ausspricht, um sich der überlästigen Bittsteller mit einem Male zu entledigen. Er ließ auf einem öffentlichen, vielbesuchten Platze einen Galgen aufrichten und im Namen des Königs bekannt machen, wer sich noch ferner mit einem Gesuch um Anstellung oder Gnadengehalt melden würde, solle ohne Gnade an diesem Galgen aufgeknüpft werden, und es habe ein jeder derselben binnen 24 Stun-

[1] Varillas, hist. de François II. p. 72.

den den Hof zu verlassen. Es war bekannt, daß er der Mann sey, in diesem Punkte Wort zu halten, daher zogen sich die in den vielen Kriegen verarmten, oder in scharfen Schlachten verstümmelten Krieger schleunigst zurück [1].

Die Verfolgungen der Calvinisten waren jetzt grausamer als jemals. In Poitiers, Toulouse, Narbonne u. m. a. Orten wurden viele derselben ungestraft hingemordet, und oft ihre Leichname noch gemißhandelt; die schärfsten Befehle aber ergingen gegen Paris. Den 23. November 1559 trug das Parlament die Verordnung in seine Register ein, alle nächtliche Versammlungen in Privathäusern seyen verboten, und die Häuser, wo dergleichen statt fänden, sollten der Erde gleich gemacht und niemals wieder aufgebaut werden. Zugleich errichtete man bei jedem Parlamente, deren es durch ganz Frankreich acht gab, einen besondern Gerichtsstuhl, unter dem Namen der Feuerkammern (chambres ardentes), zur Verurtheilung der Ketzer, welche dann gewöhnlich verbrannt wurden. Die gröbsten Verleumdungen dieser Unglücklichen wurden von den Richtern angehört und blieben ungestraft, wenn sich auch ihre Grundlosigkeit zuweilen erwies. So traten einst drei Menschen mit einer schwarzen Lüge auf, Namens Roussanges, Claude David, ein Goldschmied, und Georg Renard, ein Schneider, welche sich früher zur reformirten Lehre bekannt hatten, nachmals aber zur katholischen zurückgetreten waren. In dem Hause eines Advocaten, behaupteten sie, wären sie bei der nächtlichen Versammlung der Reformirten zugegen gewesen. Zuerst habe man ein Spanferkel, das Osterlamm vorstellend, verzehrt, dann aber seyen die Lichter ausgelöscht worden, und Männer und Frauen hätten sich einer schändlichen Zügellosigkeit dahingegeben. Dieses sagten jene Menschen vor dem Cardinal von Lothringen

[1] Varillas, hist. de François II. p. 73 sqq.

1559
aus, welcher sie Catharinen von Medicis vorstellte, wo sie ihre Angabe wiederholten. Sogleich ward der bezeichnete Advocat nebst seiner Frau und Tochter verhaftet, ein strenges Verhör, unter Vorführung von Zeugen, erfolgte, wobei die Angeber sehr bald als ehrlose Lügner und Verläumder entlarvt da standen. Doch hierbei hatte es sein Bewenden, die Verleumder blieben unbestraft; es verdroß die parteiischen Richter, daß sie dieses Mal ihr Schuldig über die Unschuldigen nicht hatten aussprechen können [1].

Um die geheimen Anhänger Calvin's zu entdecken, gerieth man auf einen besondern Einfall. An den Straßenecken von Paris sowohl, als auch in andern Städten, wurden kleine Marienbilder aufgestellt, vor welchen Lichter brannten. Das Volk versammelte sich vor denselben unter lauten Gebeten und Gesängen, jeder der Vorübergehenden aber mußte sich vor diesen Bildern verneigen und Geld in eine dazu hingestellte Büchse legen. Weigerte er sich nur im geringsten das eine oder das andere zu thun, so ward er sogleich auf das Härteste gemißhandelt und als ein Ketzer in das Gefängniß geführt. Einige katholische Geistliche selbst suchten diesem Unfuge zu steuern und verordneten, die Marienbilder in die Kirchen zu setzen, konnten aber gegen die fanatische Menge nur wenig ausrichten [2]. Die Gefängnisse füllten sich auf diese Weise täglich mit Verdächtigen. Der Oberfiscal (procureur général) Bourdin berichtete bald darauf dem Könige, die Calvinisten wollten die Stadt in Brand stecken, um ihre gefangenen Mitbrüder während der Verwirrung mit Gewalt aus den Gefängnissen zu befreien. Diese Anzeige konnte zwar durch nichts erwiesen werden, bewirkte aber dennoch vom Könige die Errichtung von noch vier Kammern zur Verurtheilung der Ketzer. Und so wurden die Gefängnisse wieder leer, indem die Ver-

[1] Fleury, hist. eccles. T. XXXI. p. 335.
[2] l. c. p. 342.

1559
hafteten entweder zur Todesstrafe oder in die Verbannung wanderten, oder durch sonstige Martern und Strafen zum Widerruf gebracht wurden [1].

Diese Maßregeln veranlaßten viele Bürger von Paris auszuwandern. Sobald dieses bemerkt wurde, schritt man ungesäumt zum Verkauf und zur Versteigerung ihrer hinterlassenen Häuser und Geräthschaften. Durch ganz Paris ertönten die Stimmen der öffentlichen Ausrufer, um dergleichen Gegenstände auszubieten; unzählige Häuser waren mit Anschlagezetteln bedeckt, weil sie leer standen, und herzzerschneidend war der Anblick kleiner Kinder, welche ihre Eltern bei ihrer übereilten Flucht oft nicht hatten mit sich nehmen können, und die jetzt verlassen, mit kläglichem Geschrei auf den Straßen umherliefen, ein Anblick, der selbst den wüthendsten Fanatikern Thränen entlockte [2].

Die Vorstadt St. Germain wurde, wegen der des Protestantismus Verdächtigen, Klein-Genf genannt. Ein dortiger Gastwirth, Namens Vicomte, beherbergte sonderlich viele Fremde aus Deutschland und aus Genf. Eines Tages erschien eine Schaar Gerichtsdiener, mit einem Criminalrichter an ihrer Spitze, um in dessen Wohnung eine Haussuchung vorzunehmen. Alle Gäste ergriffen eiligst die Flucht, zwei Edelleute, im Dienste des Königs von Navarra, ausgenommen. Mit den Waffen in der Hand drangen diese den Häschern entgegen, verwundeten einige und schlugen die übrigen in die Flucht. Dennoch ward der Wirth, nebst seiner ganzen Familie, an demselben Tage noch verhaftet. Es war gerade ein Freitag, wo der Genuß des Fleisches bei den Katholiken untersagt ist. Um daher das Volk gegen diesen Mann zu erbittern, trug man einen gespickten Kapaun vor ihm her. Er ward in einen scheußlichen Kerker geworfen und

[1] Fleury, hist. eccles. T. XXXI. p. 341.
[2] Thuanus. T. I. L. XXIII. p. 462.

1559 erblickte das Tageslicht nicht wieder, denn man ließ ihn dort verschmachten [1].

Inzwischen bedienten sich die hart bedrängten Protestanten der Mittel gegen ihre Verfolger, die ihnen zu Gebote standen. Sie verbreiteten nämlich eine Menge beißender Schriften gegen Catharina von Medicis und die Guisen, worin sie zu zeigen suchten, daß sich dieselben gegen alles Recht ihre Gewalt angemaßt hätten, und daß die Verdrängung der Prinzen von Geblüt eine strafbare Handlung sey, wogegen ein gewisser Johann von Tillet eine Widerlegung schrieb, zugleich mit der Behauptung, man habe ein volles Recht, die Sectirer, was die Calvinisten wären, mit den Waffen zu verfolgen und auszurotten [2].

Während dessen erkrankte der König zu Fontainebleau an einem viertägigen Fieber, von welchem er sich zwar wieder erholte, allein sein blasses, bleifarbiges Gesicht bedeckte sich seitdem mit Blattern und rothen Flecken, zur nicht geringen Besorgniß der herrschenden Günstlinge. Eine Veränderung der Luft sollte seine schwache Gesundheit wieder herstellen, wozu man Blois, wo er seine ersten Jahre verlebt hatte, vorschlug. Aergerliche Gerüchte verbreiteten sich bei dieser Gelegenheit, woraus man abermals die allgemeine Stimmung gegen den Hof erkennen konnte. Man sagte nämlich, der König leide an der schauderhaften Krankheit des Aussatzes, wozu er den Keim von seiner Mutter empfangen, die nach zehnjähriger Unfruchtbarkeit ihrem Erstgebornen verdorbene Säfte mitgetheilt habe [3]. Um dieses Uebel zu heilen,

[1] Thuanus. T. I. L. XXIII. p. 462.

[2] Fleury, hist. eccles. T. XXXI. p. 336.

[3] Varillas, hist. de François II. p. 76 sqq. „Le peuple estoit persuadé que la Reine Mère, après dix ans de stérilité n'avoit conçu le Roy que parceque le premier Médecin Farnel avoit conseillé à Henry second de coucher avec elle durant ses ordinaires, et que les personnes engendrées de la sorte estoient sujettes à cette honteuse maladie.“

1559
würden Kinder, unter 6 Jahren, geraubt und geschlachtet, deren Blut der König trinke und sich darin bade, um seine fehlerhafte Natur dadurch zu verbessern [1]. Die Guisen und die Calvinisten beschuldigten einander gegenseitig, dieses gehässige Gerücht erfunden zu haben. Erstere nämlich hätten die Absicht, dadurch den König gegen die Protestanten zu erbittern, letztere aber wollten das königliche Haus bei dem Volke verhaßt und verächtlich machen. Mehrere Verbreiter jener Sage wurden mit dem Tode bestraft.

So erhitzten sich die Gemüther immer mehr, so verbreiteten größere und kleinere Reibungen den noch glimmenden Brand immer weiter. Trotz der grausamen Verfolgungen wuchs die Zahl der Protestanten, deren Anhänger nicht etwa blos der Classe des Pöbels angehörten, sondern wohlhabende Bürger und Geschäftsleute, scharfsinnige Gelehrte, tapfere Kriegsmänner, ja viele Herren des Hofes, des niedern, höhern und höchsten Adels, so wie selbst manche unter der Geistlichkeit, waren der neuen Lehre geneigt. Außerdem lastete ein allgemeiner Mißmuth auf allen Gemüthern. Die Anmaßungen der Guisen, ihre Parteilichkeit, womit sie die höchsten Würden und Auszeichnungen an ihre Creaturen verschwendeten, empörten auch die Katholiken in gleichem Grade. Dieser Haß überwog in Vielen sogar den gegen die Protestanten; jedermann fühlte, daß der Zustand der Dinge so nicht lange mehr bleiben könne, sondern daß ein gewaltsamer Ausbruch bald erfolgen müsse. Vielen aber, selbst unter den Katholiken, war dieses nicht unerwünscht, freilich aus verschiedenen Gründen. Es gab nämlich fromme Eiferer unter ihnen, die es mit dem königlichen Hause und ihrem Vaterlande wohl meinten und zu der Ueberzeugung gekommen waren, das von ihnen gewünschte Wohl könne nur auf dem Wege der Gewalt errungen werden. Es gab ferner viele Ehrgeizige, welche durch Waffenthaten

[1] Thuanus. T. I. L. XXIII. p. 465 sqq.

1559 ihr Glück machen wollten, und denen selbst ein Bürgerkrieg lieber war, als der Friede, diese also sahen dem kommenden Sturme ebenfalls mit Ruhe entgegen. Endlich war die Zahl der Rachsüchtigen, von den Guisen Beleidigten, ebenfalls nicht gering, und diese hatten selbst Lust, sich mit den Calvinisten zu verbinden, wenn sie nur dem Verlangen, ihre Beleidiger zu demüthigen, Genüge leisten könnten [1]. Bei dieser allgemeinen Gährung nun und dem gemeinsamen Hasse gegen die herrschenden Günstlinge, läßt es sich erklären, wie sich folgende, weit verzweigte, Verschwörung ungestört bilden und bis zu ihrer Reife gelangen konnte.

Elftes Capitel.

Verschwörung von Amboise.

1560 Schwer greift der Mensch zum Aeußersten; Gewohnheit und Scheu vor dem Alterthümlichen halten ihn lange in den hergebrachten Schranken, und nur eine Noth und ein Drang, welche jeden insbesondere berühren, seine Ruhe, seinen Wohlstand, seine Rechte und Hoffnungen vernichten, können ihn dazu treiben. Alle Mißvergnügte glaubten jetzt auf diesem Punkte zu seyn, dennoch wollte man auch eine innere Beruhigung haben, daß der vorhabende Schritt rechtmäßig sey, darum fragte man die berühmtesten Rechtsgelehrten in Frankreich und Deutschland, so wie die gelehrtesten Theologen der Protestanten, ob es erlaubt sey, ohne sein Gewissen und die Majestät des Thrones zu verletzen, die Waffen zu ergreifen gegen die Guisen, und sie zu zwingen, Rechenschaft abzulegen

---

[1] Varillas, hist. de François II. p. 97 sqq.

1560

von ihrer Verwaltung. Alle Antworten fielen bejahend aus, nur müsse dieses unter Genehmigung eines Prinzen von Geblüt und der höchsten Gewalten des Staates geschehen; in diesem Falle sey es selbst nicht nöthig, den König davon zu benachrichtigen, welcher, wegen seiner Jugend und der gänzlichen Abhängigkeit von den Guisen, kein freies und selbstständiges Urtheil habe [1].

Hierdurch in ihrem Innern beruhigt, dachten die Unzufriedenen daran, sich ein Oberhaupt zu wählen. Nur zwei Prinzen von Geblüt gab es, auf welche man in dieser Angelegenheit den Blick richten konnte, den König von Navarra und den Prinzen von Condé. Die Trägheit und Charakterlosigkeit des erstern machten ihn der Berücksichtigung unfähig, desto mehr aber eignete sich Condé zu einer solchen Rolle. Sein Muth, seine Dürftigkeit, vor allem aber sein glühender Haß gegen die Guisen, ließen keinen Zweifel über seine Tauglichkeit und Willfährigkeit übrig. Doch blieb sein Name fürs Erste noch ein Geheimniß, sondern als Haupt der Verschwörung trat zunächst ein anderer, bisher wenig bekannter, Mann auf. Es war ein Edelmann aus einer alten Familie, Namens Barri de la Renaudie, der früher Beweise seines Muthes und seiner Tapferkeit gegeben hatte. Ein langwieriger und kostspieliger Proceß, welchen er für seinen Oheim über eine geistliche Pfründe gegen Johann du Tillet, Protonotarius des Parlaments von Paris, geführt hatte, wurde zu seinem Nachtheile entschieden, und weil man ihn beschuldigte, falsche Beweise für seine Sache beigebracht zu haben, legte man ihm noch überdieß eine schwere Geldbuße auf und verwies ihn, auf einige Zeit, des Landes. Voll Ingrimm, in fremder Sache so hart behandelt worden zu seyn, ging er nach Genf und dann nach Lausanne. Hier fand er eine Menge wegen ihres Glaubens aus Frankreich Geflüchteter. Er bekannte sich zur reformirten Kirche, sah die Verzweiflung

---

[1] Thuanus. T. I. L. XXIV. p. 488.

1560 der Verfolgten, ihre Sehnsucht, in ihr Vaterland zurückzukehren, und gründete auf diese ihre Stimmung seinen eigenen Plan der Rache. Um sicherer zu gehen, durchreiste er, unter einem andern Namen, Frankreich in allen Richtungen, war überall Zeuge der Noth und des Grimmes der Protestanten und gewann die feste Ueberzeugung, daß sie leicht zur offenen Gewalt aufstehen würden, wenn sich nur ein Anführer fände. Dieser Mann nun erbot sich mit der größten Bereitwilligkeit, die Rolle des zweiten Helden bei dem großen Trauerspiele zu übernehmen und wurde als das Haupt der Verschwörung genannt. Aufs Neue durchzog er alle Provinzen, knüpfte genauere Verbindungen mit den Unzufriedenen an und beschied sie zu einer allgemeinen Versammlung nach Nantes für den 1. Februar. Denn alsdann hielt das Parlament von Bretagne dort seine Sitzungen, eine Menge Rechtshändel wurden entschieden, wobei immer eine große Menschenmenge herbeiströmte, so daß auch jene Versammlung ohne Aufsehen statt finden konnte. Zum Gehülfen hatte Renaudie einen gewissen Garaye, einen Edelmann aus der Bretagne.

Alle erschienen zur bestimmten Zeit. De la Renaudie forschte durch Garaye, ob sie noch fest in ihrem Vorsatze beharrten und entschlossen wären, den Ausgang ihres Vorhabens mit festem Muthe zu erwarten. Nachdem sie dieses versichert, trat er selbst in ihre Mitte, hielt eine feurige Rede, worin er die Anmaßungen der Guisen mit den lebhaftesten Farben schilderte, und schloß mit der Frage, ob sie, als wackere Männer, gesonnen wären, diesem Unwesen ein Ende zu machen, und die rechtmäßigen Prinzen des Hauses in ihre angeerbten Rechte wieder einzusetzen. „Damit Ihr, fuhr er fort, nicht glaubet, hierin zu etwas verpflichtet zu werden, was gegen euer Gewissen ist, so schwöre ich hiermit zuerst und nehme Gott zum Zeugen, daß ich nichts unternehmen will gegen den König oder die Königin, seine Mutter, noch gegen eines der Mitglieder des königlichen Hauses;

ich gelobe vielmehr, sie alle zu vertheidigen und ihre Würde, so wie das Ansehen der Gesetze und die Freiheit des Vaterlandes aufrecht zu erhalten gegen die Tyrannei einiger Fremdlinge. Ist das auch Euer Wille, so erhebet, zum Zeichen des Beifalls, Eure Hände!" Alle erhoben ihre Hände und stimmten mit einem Munde bei. Nach diesem wurde die Art, wie man den Plan ausführen wollte, besprochen. Zuerst sollte sich eine große Anzahl Unbewaffneter nach Blois, wo sich der Hof eben aufhielt, begeben und dem Könige eine Bittschrift überreichen, worin man ihn ersuchte, Religions- und Gewissensfreiheit zu bewilligen. Eine auserlesene Schaar von 500 Reitern und 1000 Fußgängern würde fast zu gleicher Zeit auf verschiedenen Wegen in Blois eintreffen, sich mit den vorigen vereinigen und dem Könige eine zweite Bittschrift gegen die Guisen übergeben. Wollten sich diese alsdann nicht sogleich vom Hofe entfernen und von ihrem Verhalten Rechenschaft ablegen, dann sollte das Schwert gegen sie entscheiden. Der Prinz von Condé (sein Name wurde hier zum ersten Male ausgesprochen) werde sodann an die Spitze der Verschworenen treten. Der 15. März ward zur Ausführung des großen Schlages festgesetzt. Nach dem Loose wurden noch die Anführer bestimmt, welche aus Gascogne, Bearn, Limoges, Perigord, Poitou, Angoumois, Anjou, Maine, der Normandie, der Picardie, der Champagne, dem Dauphiné und der Provence Truppen herbeiführen sollten, andere aber erhielten die Bestimmung, in andern Theilen des Königreichs zu wachen, damit das Volk, bei dem entstehenden Gerüchte einer Verschwörung, nicht aufstehe oder den Guisen zu Hülfe eile. Hierauf kehrten alle in ihre Heimath zurück, das tiefste Stillschweigen über das Beschlossene beobachtend. Fast an ein Wunder grenzt es, daß bei so vielen Mitwissern dieses Geheimnisses und den zahllosen Spionen, welche die Guisen durch ganz Frankreich in ihrem Solde hielten, nichts zu ihrer Kunde gelangte, und Briefe aus Deutschland, Italien und

1560 Spanien ihnen die ersten Nachrichten von einer großen Verschwörung in Frankreich meldeten. So allgemein und entschieden verhaßt waren sie.

Gegen Ende des Monats Februar kam la Renaudie nach Paris, und nahm seine Wohnung in der Vorstadt St. Germain, bei einem Advocaten, Namens Avenelles, einem Protestanten, um die weiteren Vorbereitungen zu machen. Die vielen Besuche, welche er erhielt von Leuten, die geheimnißvoll kamen und gingen, erregten Avenelles Verdacht, er befragte seinen Gast hierüber, und da dieser durch eine offene Mittheilung gegen einen Glaubensgenossen sicherer zu seyn meinte, als wenn er durch Verheimlichung dessen Neugier noch mehr reizte, so entdeckte er ihm, unter dem Siegel des Geheimnisses, den ganzen Plan. Avenelles schien denselben zu billigen, bei stillem Nachdenken aber erschrak er über die Gefahr, in welcher er, nebst den Seinigen, offenbar schwebe. In seinem Hause versammelten sich die Mitglieder einer so fürchterlichen Verschwörung — verloren war er ohne Rettung, wenn dieses vor der Zeit entdeckt wurde, oder das Unternehmen scheiterte. Eine namenlose Angst ergriff und trieb ihn endlich, eine Anzeige bei einem Beamten des Cardinals von Lothringen, Namens l'Allemand, von dem, was er eben vernommen, zu machen. Man staunte, man zweifelte; doch die fortwährend aus dem Auslande eingehenden Nachrichten von einer großen Gefahr, die dem Hause Guise bevorstehe, vermochten endlich den Cardinal schleunigst mit Avenelles nach Blois zu reisen, wo der Hof war. In Gegenwart des Herzogs von Guise, der Königin Catharina und des Canzlers Olivier mußte Avenelles, Stück für Stück, alles wiederholen, was er angegeben hatte, und alle Personen nennen, die ihm hierbei bekannt waren. Jetzt konnte man nicht mehr an der Wahrheit der Sache zweifeln, und Angst und Schrecken bewegten den ganzen Hof. Nun trat der Herzog von Guise als Rathgeber und als bewährter Steuermann bei dem Toben des Sturmes hervor. Sein erster

1560

Vorschlag war, daß sich der Hof ohne Verzug von Blois nach Amboise begeben solle, dessen Lage an der Loire, nebst den Gehölzen rings herum, so wie die dortigen engen Wege, die Vertheidigung des Platzes gegen einen anrückenden Feind leicht machten, außerdem gewähre das daselbst befindliche feste Schloß der königlichen Familie vollkommene Sicherheit. Dieser Vorschlag ward genehmigt und sogleich ausgeführt. Dem Könige stellte Guise die Lage der Dinge als höchst gefährlich und bedenklich vor; der schwache, kränkliche Jüngling erschrak und erklärte ängstlich, er fühle sich zu schwach, einen solchen Sturm zu beschwören und lege daher alles in die stärkere Hand des Herzogs, welchen er sogleich zum Generalstatthalter (**Lieutenant général**) des Königreichs ernannte, mit unumschränkter Gewalt. Guise frohlockte im Stillen, denn ein großer Schritt zu seinem Ziele war geschehen, Catharina aber zürnte, obschon sie für den Augenblick schwieg, auch tröstete sie sich, daß der Herzog auf dieser Höhe der Gegenstand eines allgemeinen Neides werden würde, und Gefahr und Tadel allein zu ertragen habe, während sie, als neutral, die Gunst des Volkes erhalten und ihre Maßregeln in der Folge nehmen könne.

Eilboten flogen nach allen Provinzen, den Adel aufzufordern, die Waffen für seinen König zu ergreifen, allen Statthaltern und Commandanten der Städte aber ward befohlen, jeden bewaffneten Reiter oder Fußgänger, welchen man auf der Straße nach Amboise finden würde, zu verhaften.

Zu Orleans vernahm der Prinz von Condé auf seiner Reise nach dem Hofe, daß die Verschwörung entdeckt sey, welches ihn aber nicht abhielt, seinen Weg fortzusetzen. Selbst Renaudie gab sein Vorhaben nicht auf, als dieselbe Kunde auch zu ihm gelangte, und die übrigen Verschwornen bewiesen gleiche Beharrlichkeit.

Noch war der Hof ungewiß, ob der Admiral Coligny und sein Bruder Andelot Theil an der Verschwö-

1560 rung hätten. Ihr Reichthum aber, ihr Einfluß und vor allem ihr Muth machten sie zu gefährlichen Gegnern, daher riethen die Guisen der Königin-Mutter, dieselben durch ein verbindliches Schreiben zu sich zu berufen, weil man ihres Rathes in einer wichtigen Angelegenheit bedürfe. Sie erschienen beide, in Begleitung ihres dritten Bruders, des Cardinals. Catharina ließ den Admiral in ihr Cabinet kommen und erbat sich seine berathende Meinung, weil ein allgemeines Gerücht von einer, im Reiche vorhandenen, Verschwörung verlaute. Unumwunden antwortete Coligny, wenn dieses sey, so wären zweierlei Ursachen Schuld daran, die Verfolgung der Calvinisten, und die allzugroße Gewalt des Hauses Guise, und zwei Mittel gäbe es auch nur, die Unruhen sogleich zu dämpfen, zugestandene Gewissensfreiheit und Uebertragung der höchsten Gewalt im Staate an die Prinzen von Geblüt [1]. Der Canzler Olivier war bei dieser Unterredung ebenfalls gegenwärtig; im Innersten seines Herzens mißbilligte er die grausamen Verfolgungen der Protestanten und war von der Nothwendigkeit einer Verbesserung in der katholischen Kirche fest überzeugt, daher stimmte er der Meinung Coligny's bei und beredete die Guisen, zur Beruhigung der Gemüther ein Edikt zu erlassen, worin man Verzeihung des Vergangenen, die baldige Haltung einer Kirchenversammlung und bis zu derselben den Protestanten freie Religionsübung verspräche. Von dem Augenblicke bedrängt, gaben diese stolzen Machthaber nach, und so wurde zum ersten Male ein Edikt erlassen, das den Protestanten günstig schien und den 12. März von dem Parlamente eingetragen ward. Wohl aber war es nur ein leerer Schein von Begünstigung, denn die gemachten Ausnahmen hoben dieselbe beinahe schon wieder auf. Von der Amnestie wurden nämlich ausgeschlossen alle protestantische Prediger, alle, welche sich unter dem Vorwande der Religion gegen den König und sein Haus

[1] Fleury, hist. eccles. T. XXXI. p. 406.

1560
verschworen, Gefangene aus den Händen der Gerichtsdiener befreit, oder Briefe und Eilboten des Königs aufgehalten hätten. Außerdem lag diesem Edikte noch eine geheime Anweisung über dessen Ausübung und Anwendung bei.

Da inzwischen der Hof von Blois nach Amboise gegangen war, so veränderte dieses den Angriffsplan der Verschwornen, und la Renaudie setzte statt des 16. März den 17. fest zur allgemeinen Vereinigung seiner Gehülfen. 500 Reiter, alles Edelleute, nebst 100 auserlesenen Fußgängern stellte er in der Nähe von Amboise auf; 60 Officiere des Prinzen von Condé sollten sich in die Stadt schleichen und in Kellern und auf Kornböden untergebracht werden, und 30 andere die Citadelle in Besitz nehmen; la Renaudie selbst wollte mit den übrigen Truppen den Abend vorher vor der Stadt eintreffen. Bei frühem Morgen würden dieselben in kleinen Abtheilungen in dieselbe gehen, gegen Mittag aber wollte la Renaudie mit dem einen Theile seiner Leute die Thore besetzen und mit dem andern die Guisen festnehmen. Von einem Thurme des Schlosses erhielten alsdann die übrigen, in den nahen Wäldern versteckten, Soldaten das Zeichen zum Einbruche durch eine bezeichnete Gartenthür, um in die Citadelle zu dringen.

Aber auch die Vorkehrungen des Herzogs von Guise blieben nicht ohne Wirkung. Gegen 800 Officiere waren mit Anhänglichkeit, als alte Waffengenossen, oder weil sie seine Macht und seinen Einfluß kannten und fürchteten, seinem Aufrufe gefolgt und fanden sich gleichfalls bei Amboise ein. Mit geübtem Feldherrnblicke vertheilte er sie auf die vortheilhaftesten Punkte, um über die einzeln herbeiziehenden Haufen der Verschwornen herzufallen. Als diese arglos herbeikamen, geriethen sie fast alle in die gestellten Hinterhalte. Die Reiter des Herzogs banden die gemachten Gefangenen an die Schweife ihrer Rosse und führten sie im Triumphe nach Amboise, wo sie, gewöhnlich ohne Verhör, sogleich an den Zinnen der Mauern des

1560
Schlosses aufgeknüpft wurden. Nur mit den Anführern nahm man, auf Vorstellung des Canzlers Olivier, einigen Anstand für eine gerichtliche Untersuchung, obgleich die Guisen auch mit ihnen auf gleiche Weise verfahren wollten. Dem Prinzen von Condé, welcher sich in Amboise eingefunden hatte, ward angekündigt, den Hof, ohne besondere Erlaubniß des Königs, nicht zu verlassen, und er befand sich in einer weiten Haft. Zur Bewachung der Person des Königs errichtete man eine neue Compagnie von Leibschützen, deren Hauptbestimmung jedoch die Sicherheit der Guisen war.

La Renaudie, von der Noth der Seinigen benachrichtigt, eilte herbei, um ihnen beizustehen. In einem Gehölze aber ward er von einem Verwandten, der im Solde der Guisen stand, angehalten. Dieser wollte sein Pistol auf ihn abfeuern, allein es versagte, und ehe er Zeit hatte, das andere zu ergreifen, durchbohrte ihn la Renaudie mit seinem Schwerte, ward aber in demselben Augenblicke von dem Diener seines Gegners mit einer Kugel todt zu Boden gestreckt. Man trug seinen Leichnam frohlockend in die Stadt; schnell wurde an einer Brücke ein Galgen errichtet, an welchem man denselben aufhing mit der Inschrift: Rebellenhaupt. Nach einigen Tagen ward er geviertheilt, und die Glieder stellte man, auf vier verschiedenen Straßen, zur Warnung auf Pfählen aus. Somit war denn diese drohende Verschwörung vereitelt, und das Verderben kam über die Urheber selbst. Denn ein fürchterliches, unbarmherziges Gericht erging nun über die noch aufgesparten Gefangenen. In allen Straßen von Amboise erblickte man Galgen und Blutgerüste, welche sich jeden Tag füllten und wieder leerten, um für neue Opfer Platz zu machen. Da man allmälig das Mitleid und den Unwillen des Volks fürchtete, so wurden unzählige andere des Nachts in der Loire ersäuft, so daß dieser Fluß den entferntern Gegenden zahllose Leichen zuführte. Auf Veranstalten der Guisen sahen gewöhnlich die königlichen Prinzen, die Königin Catharina, so wie

1560

ihre Damen und die Herren des Hofes der täglichen Blutarbeit der Henker zu. Anna von Este, Herzogin von Guise, war die einzige, welche sich diesem empörenden Schauspiele entzog und es wagte, Catharinen von Medicis mit Thränen in den Augen zu bitten, diesen Metzeleien Einhalt zu thun, wolle sie anders den König und den Staat vor dem Untergange bewahren.

Hart war der Prinz von Condé durch die Aussagen vieler Verurtheilten angeschuldigt worden, welche ihn als Mitwisser oder selbst als Haupt der Verschwörung nannten. Freilich waren diese Geständnisse meistentheils durch die Folter erpreßt, allein die Guisen hatten nichts Geringres im Sinne, als daraus eine Anklage gegen den Prinzen zu bereiten, welche ihn selbst aufs Blutgerüste führte, und sein fallendes Haupt sollte den letzten Akt des blutigen Trauerspiels beschließen. Daher stellten sie Catharinen vor, schon werde Frankreich von den Flammen des Bürgerkriegs ergriffen, schon sonderten sich Parteien unter dem Volke für oder wider Condé, die Gefahr sey nahe, und um sie abzuwenden, müsse ein großes Beispiel gegeben werden, um zu beweisen, daß die Gewalt des Königs auch den Höchsten erreichen könne. Es sey übrigens gewiß, daß der Prinz von Condé Waffen in seiner Wohnung verberge. Auf diese letzte Angabe wurden Nachsuchungen bei demselben angestellt, allein es wurde nichts gefunden. Die Königin beschied ihn hierauf in ihr Cabinet, hielt ihm die Gerüchte vor, welche über ihn im Umlauf wären und ermahnte ihn mit sanften Worten, sich nicht durch eine entehrende Verbindung mit Rebellen zu beschimpfen. Der Cardinal von Guise, welcher ebenfalls gegenwärtig war, nahm hierauf das Wort, sprach mit heiterer Miene und in einem vertraulichen Tone und schlug ihm vor, zu gestatten, daß die Königin einige der noch vorhandenen Gefangenen selbst befrage, wobei er, hinter einer Tapete verborgen, ein unsichtbarer Zeuge seyn könne. „Mich verbergen!

1560 fuhr Condé auf, — ich pflege mich nicht zu verkriechen, auch duldet es meine Ehre nicht, daß man Verbrecher in Beziehung auf mich befrage.“ Nach einer Berathung mit seinen Freunden beschloß er indessen, zur Widerlegung dieses Verdachts und dieser Gerüchte, einen entscheidenden Schritt zu thun, um so mehr, da ihm der König selbst ein Einverständniß mit den Rebellen vorgeworfen hatte. Er bat deshalb um eine öffentliche Audienz. Sie ward ihm zugestanden; in Gegenwart des Königs, der Königin, seiner Mutter, der Guisen und aller Gesandten der fremden Höfe vertheidigte sich Condé mit der ihm natürlichen Wohlredenheit und dem Gefühle seines hohen Standes gegen den obwaltenden Verdacht und sagte zum Schlusse: „ich bin bereit, meinen Rang zu vergessen, und durch einen Zweikampf meine Unschuld zu beweisen gegen jeden, der wider mich auftreten will!“ Hier unterbrach ihn der Herzog von Guise; es sey schändlich, einen so großen Prinzen eines so schwarzen Anschlags anzuklagen; käme es zu einem Zweikampfe, so erbiete er sich, des Prinzen Secundant zu seyn. Fast möchte es zweifelhaft bleiben, ob die Kühnheit des Prinzen von Condé oder die heuchlerische Verstellung des Herzogs von Guise mehr Verwunderung erregen müsse; — niemand trat zum Zweikampfe auf, Condé bat nun den König, künftig sein Ohr nicht mehr verleumderischen Gerüchten zu leihen, sondern ihn als einen treuen Unterthanen und Verwandten zu betrachten, und so endigte sich das glänzende Possenspiel, wobei Ingrimm und Haß in den Gemüthern nur immer tiefer wurzelten.

Condé, so wie die Coligny's entfernten sich bald darauf vom Hofe. Avenelles, welcher die Anzeige der Verschwörung gemacht hatte, erhielt eine Richterstelle in Lothringen, blieb der Kirche der Protestanten treu und unterstützte nach Kräften seine verfolgten Glaubensbrüder, und es scheint, daß Furcht oder Gewissens-

1560
unruhe, nicht aber Habsucht und Gewinnsucht die Triebfeder seiner Angabe gewesen waren.

Seit der Verschwörung von Amboise erhielten die Calvinisten den Spottnamen Hugenotten durch ganz Frankreich und selbst in andern ländern, wovon der Ursprung verschieden angegeben wird. Nach einigen [1], weil die Weiber von Amboise wegen des zum Theil ärmlichen Aussehens der Calvinisten sagten: sie sind nicht einen Hugenot werth; das war eine kleine Münze aus den Zeiten Hugo Capet's. Nach andern [2] entstand diese Benennung zuerst in der Stadt Tours, wo die Calvinisten ihre gottesdienstlichen Versammlungen in einer Höhle oder einem Keller hielten, vor einem Thore, welches das Hugothor hieß. Oder auch, es habe in dieser Stadt der Volksglaube geherrscht, der Geist des Königs Hugo wandle des Nachts gespenstig in dieser Gegend; die nächtlichen Versammlungen der Calvinisten haben daher jenen Namen veranlaßt. Ferner, es sey ein verstümmeltes Wort von Eidgenossen, woraus die Savoyarden Eidgnots und zuletzt Hugnots gemacht. Endlich [3], die Calvinisten hätten sich selbst so benannt gegen die Guisen, welche ihren Ursprung von Karl dem Großen abzuleiten suchten, wogegen sie sich nach Hugo Capet benannt hätten.

Der Canzler Olivier starb in dieser Zeit, mit dem bittern Gefühle der Täuschung, denn mit dem besten Willen, Gutes zu wirken und zu befördern, mußte er sich zu einem willenlosen Werkzeuge der übermächtigen Guisen herabwürdigen lassen.

---

[1] Mich. de Castelnau, mémoires. T. I. L. II. c. 7. p. 43.
[2] Davila, hist. des guerres civ. T. I. L. I. p. 31.
[3] Daniel, hist. de France. T. VIII. p. 311.

Zwölftes Capitel.

Hopital zur Canzlerwürde erhoben; Fortdauer der Religionsunruhen; Franz II. in Tours; des Canzlers Schilderung des innern Zustandes von Frankreich; Edikt von Romorantin; Versammlung zu Fontainebleau.

1560
Blut war nun geflossen in Strömen, die Guisen schmeichelten sich, dadurch das Uebel mit der Wurzel ausgetilgt zu haben und irrten, so wie alle geirrt haben und in Ewigkeit irren werden, welche meinen, der Lauf der allgemeinen Aufklärung, oder das Wollen und Denken des körperlosen Geistes könne durch äußere Gewalt gehemmt werden.

Eine wichtige Frage entstand, wer von nun an die Stelle des verstorbenen Canzler Olivier einnehmen solle. In besonders hoher Gunst stand bei der Königin-Mutter die Herzogin von Montpensier. Mit umfassendem Geiste sah diese die immer weiter greifende Macht der Guisen; freimüthig zeigte sie Catharinen die Gefahren, welche bald für sie selbst daraus entspringen würden, und rieth ihr daher, einen Mann an ihre Seite zu stellen, welcher mit Kraft und Muth den Guisen entgegenwirken könne. Ein solcher Mann sey Michael von Hopital, und ihn solle sie zum Canzler wählen.

Wie ein frischer, lebenskräftiger Baum, dessen dichtbelaubte Zweige kühlenden Schatten gewähren, und der am Fuße tief in dem Boden wurzelnd den wüthendsten Stürmen den unerschütterten Wipfel entgegen trägt, erscheint der edle Hopital unter den verkrüppelten Strauchgewächsen der entarteten Höflinge. Ohne alte oder berühmte Ahnen, sein Vater war Leibarzt der Herzogin von Lothringen, hob er sich durch seine Geistesfähigkeiten und vorzügliche Brauchbarkeit von einer Stufe zur andern. Nachdem er sich eine gründliche Gelehrsamkeit in der Rechtskunde erworben, that er sich als unbestechlicher und

1560

thätiger Sachwalter hervor. Er ward Parlamentsrath, Präsident der Oberrechnungskammer, Vorsteher der Bittschreiben (maître des requêtes) und Staatsrath. Er begleitete Margarethe von Frankreich, die Schwester Heinrich's II., als Canzler nach Nizza, nach ihrer Vermählung mit dem Herzoge von Savoyen, und ward jetzt zu der wichtigen Stelle eines Canzlers von Frankreich vorgeschlagen. Zum Glücke war er auch nach dem Sinne des Cardinals von Lothringen, dieser legte seiner Ernennung keine Hindernisse in den Weg, und so gelangte Hopital zur Canzlerwürde. Catharina von Medicis ließ ihm insgeheim wissen, daß er ihr allein, nicht den Guisen, seine Erhebung verdanke, wogegen sie erwarte, daß er dem Könige und ihr mehr anhangen werde als jenen. Sie durfte sich ihrer Wahl erfreuen; mit rastlosem Eifer suchte Hopital dem Reiche seinen alten Glanz wieder zu geben, dem jungen Könige weise Grundsätze der Regierung einzuflößen, und die guten Sitten gegen die Ausgelassenheit eines verderbten Hofes zu schützen, ein Bemühen, das freilich über seine Kräfte ging, denn wie vermag ein Mensch dem reißenden Strome zu gebieten, wenn er den letzten Damm zerrissen hat; dennoch wirkte der neue Canzler so viel Gutes, als unter den Umständen möglich war.

Coligny hatte den Befehl erhalten, in die nördlichen Provinzen zu gehen, um dort die Ruhe herzustellen und zu erhalten. Mit gewohnter Freimüthigkeit schrieb er aus der Normandie an Catharina von Medicis, wenn sie die Erhaltung des Reiches wolle, möge sie befehlen, daß die, zu Gunsten der Protestanten erlassenen, Edicte auch in Ausübung kämen [1]. Er selbst begünstigte dieselben, so viel es ihm möglich war. Ueber die Vorfälle von Amboise wurden auch an auswärtige Fürsten Berichte gesandt, und Bernard Bochebel, nachmals Bischof von Rennes, mußte den protestantischen Fürsten

[1] Fleury, hist. eccles. T. XXXI. p. 415.

1560
in Deutschland, dem Churfürsten von der Pfalz, dem Landgrafen von Hessen und dem Herzoge von Würtemberg eine mündliche, sehr ausführliche Erzählung davon machen, weil man sie in Verdacht hatte, die Aufrührer unterstützt zu haben. Sie lehnten das letztere ab, entgegneten aber, der König von Frankreich möge mit den bisherigen Religionsverfolgungen einhalten, und sie sähen für Frankreich kein anderes Mittel, die Unruhen zu stillen als das, welches man in Deutschland mit so gutem Erfolge angewendet hätte, nämlich: den Protestanten freie Ausübung ihrer Religion zu verstatten [1].

Die Guisen wurden übrigens bald durch die That von ihrem Irrthume, als ob die Blutscenen von Amboise den Protestantismus ausgerottet hätten, überführt. In der Provence und an andern Orten fielen die gewaltsamsten Auftritte vor. Protestanten und Katholiken waren unter den Waffen, plünderten und mordeten sich gegenseitig mit der äußersten Erbitterung, und nur aus Piemont herbeigerufene französische Truppen konnten den Unordnungen Einhalt thun.

Die Stadt Tours war insonderheit verdächtig, viele Protestanten in ihrer Mitte zu verbergen; mehrere daselbst Verhaftete entflohen durch Beihülfe von außen, und zwei derselben schrieben sogar nach ihrer Flucht einen spöttischen Brief an den Cardinal von Lothringen; die Entweichung vieler Gefangenen, sagten sie darin, habe ihnen einen tiefen Schmerz verursacht, wohl wissend, wie sehr auch dieses seine Eminenz bekümmern werde; sie hätten sich deshalb entschlossen, ebenfalls zu entweichen, um den Flüchtlingen nachzueilen; sollten sie so glücklich seyn, selbige zu erreichen, so würden sie nicht ermangeln, mit ihnen unter starker Bedeckung zurückzukehren. Letztere Aeußerung schien eine zweite Verschwörung anzudeuten; Furchtsamkeit aber war dem Charakter des Cardinals in

---

[1] Thuanus. T. I. L. XXV. p. 500.

1560

hohem Grade eigen, daher veränderte er sein Betragen gegen die Protestanten auf einmal. Er sprach von Duldung und Milde, unterhielt sich sogar mit protestantischen Geistlichen und hörte ihnen zu, wenn sie über die streitigen Fragen beider Kirchen disputirten, und rieth endlich der Königin Catharina, zu Fontainebleau eine, so viel gewünschte, Versammlung der Stände zu halten, wo sich der Hof, der vornehmste Adel, die Ordensritter und die obersten Magistratspersonen über die Maßregeln für das Beste des Staats besprechen möchten.

Der König verließ endlich Amboise und nahm seinen Weg durch Tours. Die Bürger empfingen ihn unter den größten Feierlichkeiten, wobei eine Mummerei statt fand, welche auf der einen Seite die Freimüthigkeit des Volks zeigte, die, ungeachtet der tyrannischen Willkühr der Regierung, nicht ganz hatte unterdrückt werden können, auf der andern aber die Stimmung, selbst der niedrigen Volksclasse, ausdrückte. Ein Bäcker nämlich zog dem ankommenden Könige ebenfalls mit entgegen in folgendem abenteuerlichen Aufzuge. Mit dem Mantel seiner Frau bedeckte er einen Esel, den er zu seinem Gewerbe brauchte. Auf diesen setzte er seinen Sohn, einen Knaben, mit verbundenen Augen und einem hölzernen Helm auf dem Kopfe, worauf ein Vogel angebracht war, einem Papagei ähnlich, roth am Kopfe, welcher den Busch des Helms mit dem Schnabel pickte. Zwei junge Leute, als Mohren und fremdartig gekleidet, führten den Esel am Zügel. Jedermann verstand diese sinnbildliche Maskerade; dieß ist, riefen alle, das Königreich Frankreich, beherrscht von einem Kinde, welches zwei fremde Minister blind gemacht haben. Die Vorsteher der Stadt sagten zur Entschuldigung, der Erfinder dieses Aufputzes sey ein bäurischer Mensch und verstehe keine feine Lebensart [1].

---

[1] Thuanus. T. I. L. XXV. p. 501.

1560 Die Leiden der Protestanten dauerten übrigens fort, welche sich nun durch ausgestreute Schmähschriften rächten. Eine derselben, unter dem Titel: der Tiger, schilderte die Grausamkeiten der Guisen; der Buchhändler, bei welchem man dieselbe fand, ward dafür gehenkt.

Den 5. Julius trat der Canzler Hopital seine neue Würde an und ward mit lautem Jubel im Parlamente empfangen. Hier war es, wo er eine Rede hielt, worin er den jammervollen Zustand des damaligen Frankreichs mit den lebhaftesten Farben schildert. „Der König, sprach er unter andern, bedarf in diesen bedenklichen Zeiten den Rath und den Beistand seines Parlaments. Zehn Jahre des Friedens wenigstens sind nöthig, um die zerrütteten Finanzen zu ordnen, denn die Staatsschuld übersteigt 40 Millionen, wofür die Zinsen ins Ausland gehen; hierzu kommen noch die Gnadengelder vieler vom höhern und niedern Adel, die Gehalte der Gerichtspersonen und der Sold der Armee, welcher seit einigen Jahren nicht bezahlt worden ist. Gleichwohl schreit man um Erlaß der Abgaben; zur Minderung des allgemeinen Elends hat man auch bereits die meisten Abgaben erlassen, oder ermäßigt, den Städten ist die Steuer zur Unterhaltung von 50,000 Mann geschenkt, aber allen Bitten kann man nicht willfahren. Doch dieses ist nicht die drückendste Sorge, welche das Herz Sr. Majestät, unseres Königs, belastet, wohl aber die, Maßregeln aufzufinden, die empörten Gemüther in seinem Reiche zu besänftigen und sie zu ihrer Pflicht zurückzuführen. Denn, gestehen wir es zu, die Verderbniß hat alle Stände ergriffen. Die Lasterhaftigkeit der Geistlichkeit hat großes Aergerniß gegeben und ist hauptsächlich an den Trennungen in der Kirche schuld; da der Adel vom Könige nicht bezahlt wird, glaubt er sich berechtigt, den unglücklichen Landmann zu plündern und zu plagen; der oberste Gerichtshof von Frankreich drückt die Augen bei den Unziemlichkeiten der niedern Behörden zu und ist

1560

selbst nicht rein von aller Schuld. Gelangt ein Magistrat zu einem höhern Amte, so ist der König der letzte, nach dessen Beifall er strebt, und schmerzlich ist es zu sehen, wie niederer Eigennutz und Ehrgeiz mit einander wetteifern. Sittenlos ist das Volk in den Städten und den Dörfern, denn es wächst ohne Lehre und Unterricht auf, weil seine Hirten mehr mit der Beitreibung des Zehnten, als mit der Sorge für die Seelen beschäftigt sind. Darf man sich also wundern, daß es Parteiungen gibt in einem Staate, dessen Schatz zersplittert ist, dessen Streitkräfte gelähmt sind; wo das Volk durch die Zügellosigkeit der Priester beleidigt, oder durch sein Elend und die wahrscheinliche Straflosigkeit des Verbrechens verführt wird; wo man einen unbestechlichen Richter nicht findet, und der Soldat mit frecher Ungebundenheit schaltet! Doch alle diese Uebel sind bekannt genug, wie sie abzuändern, das ist die große Frage. Eine weise Sparsamkeit und ein 10jähriger Friede könnten sie heilen, gegen die Streitigkeiten in der Religion aber sehe ich kein anderes Mittel, als die Berufung einer Kirchenversammlung. Bisher hat man nur die Gewalt und die Schärfe des Schwertes angewendet, wie Aerzte thun, welche eine Krankheit wohl wahrnehmen, aber den Grund derselben nicht kennen. Welche Gesetze und Strafen hat man nicht schon in Anwendung gebracht! Was hat die Gewalt in Deutschland, England und Schottland geholfen? Die alte Kirchenlehre ist erschüttert worden, und die neue hat sich befestigt. Krankheiten der Seele dürfen nicht behandelt werden, wie Krankheiten des Körpers. Die Erfahrung lehrt, daß die Stärke der Vernunftgründe und die sanfte Ueberredung des Wortes die einzigen Mittel sind, die Herzen zu gewinnen und die Seelen zu heilen. Deswegen befiehlt der König durch ein Edikt, daß die Geistlichen, bis zu einer allgemeinen Kirchenversammlung, ihren Gemeinden durch einen reinen und unbescholtenen Wandel zum Beispiele dienen und sie durch das Wort Gottes und den Samen einer reinen Lehre

1560
erbauen sollen." — So sprach der ehrwürdige Canzler Hopital den 5. Julius im Jahre 1560 [1].

Ein anderes Verdienst, wofür ihn die Mit- und Nachwelt segnen mußte, erwarb sich der neue Canzler, daß er die Einführung der Inquisition in Frankreich abwendete. Diese nämlich, war die Meinung des Cardinals von Lothringen, wäre ein sicheres Mittel, die Ketzerei auszurotten, wie die Beispiele von Italien und Spanien unter Philipp **II.** lehrten. Hopital machte bemerklich, daß dieses bei dem Charakter der Franzosen sehr gefährlich seyn würde, auch dürfe man sich von diesem Gerichte nur die erwünschte Wirkung versprechen, wenn es beim ersten Entstehen der Ketzerei eingreife; wären aber schon so viele Tausende von diesen Meinungen angesteckt, wie in Frankreich, so müsse man diese Maßregel ernstlich widerrathen. Um aber einen Mittelweg zu wählen, schlug er vor, den Bischöfen, statt der weltlichen Richter, die Untersuchung der Rechtgläubigkeit zu übertragen. Dieses wurde genehmigt und durch das Edikt von Romorantin, von einem Städtchen, 8 Stunden von Blois, wo es ausgefertigt ward, benannt, bestätigt.

Am 21. August versammelte sich der Hof zu Fontainebleau auf die verlangte Weise. Alle Prinzen und Vornehmsten waren gegenwärtig. Der Connetable von Montmorency erschien, nebst den drei Coligny's und mehr als 800 wohlberittenen Edelleuten; letzteres zu seiner Sicherheit und auch, um den Guisen zu zeigen, welchen Anhang er, der in Ungnade des Hofes lebende, dennoch habe. Der König von Navarra und Condé trugen Bedenken, sich einzufinden, obschon sie ebenfalls eingeladen waren. Der König eröffnete die Sitzung mit einer kurzen Rede, worin er jeden aufforderte, seine Meinung frei zu sagen zur Beseitigung der fortdauernden Gährung in Frankreich. Auch Catharina nahm das Wort und drückte denselben Wunsch aus. Noch einmal schilderte

[1] Thuanus. T. I. L. XXV. p. 505 seq.

1560

alsdann Hopital die traurige Sittenverderbniß des Reichs und die großen Schwierigkeiten, derselben abzuhelfen. Der Herzog von Guise stattete einen Bericht über den Zustand der Armee ab, sein Bruder der Cardinal aber meldete, daß die Ausgabe die Einnahme um 2 Millionen 500,000 Livres übersteige. In der zweiten Sitzung überreichte der Admiral Coligny dem Könige eine Bittschrift der Calvinisten der Normandie, worin sie um Religionsfreiheit baten, und daß man ihre Glaubensartikel möge untersuchen lassen; auch betheuerten sie, daß sie nie etwas gegen die Person des Königs oder dessen Haus unternommen hätten oder unternehmen wollten. Einige Deputirte bemerkten, daß diese Bittschrift ohne Namensunterschrift sey. „Mehr als 50,000 Protestanten würden allein in der Normandie unterzeichnen, antwortete Coligny, wenn es ihnen erlaubt wäre, sich zu versammeln, und über 100,000 in andern Provinzen. Der König lobte den Eifer des Admirals und forderte dann die übrigen Glieder der Versammlung auf, ihre Meinung ebenfalls zu sagen. Mit großer Freimüthigkeit enthüllte darauf der Bischof von Valence, Johann von Montluc, die Gebrechen der katholischen Kirche. Weder Bischöfe noch Geistliche erfüllten ihre Pflichten, und zuletzt wendete er sich an die beiden Königinnen, Catharina von Medicis und Maria Stuart, mit der Ermahnung, nicht mehr zu dulden, daß man unzüchtige Lieder bei Hofe singe, sondern lieber die ins Französische übersetzten Psalmen der heiligen Schrift [1]. Als Mittel gegen die herrschenden Unordnungen schlug er eine allgemeine Kirchenversammlung vor. Fast gleichlautend war der Vortrag des Erzbischofs von Vienne, Marillac, auch ihm schien eine allgemeine Kirchenversammlung das beste Gegenmittel, weil diese aber von dem Papste kaum werde bewilligt werden, so rieth er zu einer Nationalversammlung über die kirchlichen Angelegenheiten Frankreichs. Der Herzog von

[1] Fleury, hist. eccles. T. XXXI. p. 422.

1560
Guise suchte hierauf den Vortrag des Admiral Coligny zu widerlegen und zu beweisen, daß die Protestanten Rebellen und Aufrührer wären, dann aber ergoß der Cardinal den Strom seiner ungeduldigen Rede; er nannte die Bittschrift der Protestanten aufrührerisch und unverschämt, als ob man dem Könige nur bedingungsweise gehorchen wolle. „Man soll ihnen Kirchen gestatten? rief er aus, hieße das nicht, ihre bereits verdammte Lehre billigen? Nichts ist gefährlicher, als eine Religion, welche sich unter dem Namen des Evangeliums verbirgt und Aufruhr und Empörung predigt. Nein, Leute dieser Art müssen streng bestraft werden. Da übrigens nur von einer Verbesserung der Kirchenzucht die Rede ist, so bedarf es weder einer allgemeinen, noch einer besondern Kirchenversammlung. Man gebe den Bischöfen und Pfarrern auf, dem Könige in zwei Monaten Vorschläge zu den nöthigen Verbesserungen zu machen, und dann stimme ich für eine Zusammenberufung der Stände [1]. Er zog hierauf 22 Schmähschriften hervor, welche die Protestanten gegen ihn gerichtet hätten, und die er als eben so viele Trophäen betrachte. Wenn sich übrigens 50,000 Protestanten für jene Bittschrift unterzeichneten, so würden Millionen guter Katholiken eine andere unterschreiben, wenn man es verlange." Der versammelte Adel stimmte dem Cardinale bei. Der König entließ jetzt die Versammlung, und ein Edikt kündigte für den 10. December eine Ständeversammlung in Meaux an; bis dahin sollte mit der Verfolgung der Sektirer inne gehalten werden, doch behalte sich der König die Bestrafung derer vor, welche Aufruhr gestiftet und die Waffen ergriffen hätten. So war also den Protestanten wenigstens eine kurze Duldung von ihren bittersten Feinden zugestanden worden.

---

[1] Fleury, hist. eccles. T. XXXI. L. 154. p. 427.

Dreizehntes Capitel.

Versammlung der Stände zu Orleans; der Prinz von Condé wird verhaftet und zum Tode verurtheilt; Lebensgefahr des Königs von Navarra; unvermutheter Tod des Königs Franz II. und wichtige Veränderungen nach demselben.

1560

Die erlassenen Edikte, mit allen ihren Drohungen oder Verheißungen, blieben ohne Wirkung. Die Spannung der Parteien nahm stets zu, und die thätlichen Ausbrüche von Wuth und Haß, welche bald hier, bald dort statt fanden, konnten als eben so viele Vorboten des nahenden Sturmes betrachtet werden. Ein gewisser la Sague, im Dienste des Königs von Navarra und des Prinzen von Condé, ward unvermuthet verhaftet, und die Briefe, welche man bei ihm fand, vor allem aber die Geständnisse, die man von ihm erpreßte, zeigten nur allzudeutlich, daß die Häupter der Protestanten keinesweges gesonnen seyen, ihre Sache aufzugeben. Der König von Navarra und Condé, sagte la Sague aus, schickten sich an, mit einer großen Zahl Bewaffneter nach Hofe zu kommen, vorher aber die Städte Poitiers, Tours und Orleans zu besetzen; der Connetable von Montmorency werde Paris wegnehmen durch seinen Sohn, welcher daselbst Commandant war, und die Picardie, Bretagne, die Provence, nebst mehrern Provinzen und Städten würden durch den Einfluß seiner Anhänger aufstehen. Dann sollte durch den König von Navarra und Condé die öffentliche Freiheit wiederhergestellt, die Guisen aus dem Reiche entfernt werden, wozu sie der Adel mit den Waffen in der Hand zwingen wolle. Zu Lyon kam es, unter Leitung eines gewissen Franz Maligni, zu blutigen Händeln. Der Marschall von St. André erhielt vom Hofe Auftrag, die Sache an Ort und Stelle zu untersuchen. Er konnte nichts entdecken, ließ aber dennoch über 50 Personen hin-

1560 richten, weil man wußte, daß sie den Bourbonen ergeben waren.

Auf die Nachricht von diesen Unruhen ging der Hof von Fontainebleau nach St. Germain en Laye. Der König schrieb an Anton von Navarra und forderte ihn auf, nebst seinem Bruder Condé nach Hofe zu kommen, wobei er sein königliches Wort verpfändete, daß ihnen nichts Unerfreuliches geschehen solle. Auch Catharina ließ die Schwiegermutter des Prinzen Condé ersuchen, ihn zu vermögen, sich bei Hofe über die nachtheiligen Gerüchte über ihn zu rechtfertigen. Diese aber antwortete, der Prinz trüge Bedenken, sich ohne ein zahlreiches Geleite an einem Orte einzufinden, wo seine erklärten Feinde, die Guisen, die Oberhand hätten. Catharina fühlte sich durch diese Antwort beleidigt; „kommt der Prinz von Condé mit einem stärkern Geleite, sprach sie, als Sitte ist, so wird er den König noch zahlreicher begleitet finden.“

In der Provence brachen gleichfalls Unruhen aus zwischen den Katholiken und Protestanten, und in der Normandie wuchs die Zahl der letztern so sehr, daß sie in Caën, Saint Lo, Dieppe und Rouen öffentlich Gottesdienst zu halten wagten.

Mittlerweile rückte die Zeit näher, wo sich die Stände versammeln sollten, wobei man, statt Meaux, Orleans zum Versammlungsorte bestimmte. Die vorgefallenen Gewaltthätigkeiten und Unruhen aber machten es den Guisen und den Calvinisten wünschenswerth, aus verschiedenen Gründen freilich, daß die Prinzen von Bourbon dabei nicht fehlen möchten. Erstere hofften einen entscheidenden und vernichtenden Streich auszuführen, letztere aber durch dieselben eine, oft geforderte, Religionsfreiheit zu erlangen.

Unterdessen kam der König von St. Germain nach Paris, und eine große Truppenzahl, welche in Piemont und Schottland gebraucht worden war, fand sich ebenfalls ein. In einer Rede, von den Guisen entworfen

1560
und ihm einstudirt, eröffnete er den versammelten vornehmsten Parlamentsgliedern, daß die Bourbons die Anstifter der Vorfälle von Amboise gewesen, sein Leben in beständiger Gefahr schwebe, und er sich zu seiner Sicherheit nach Paris, seiner getreuen Hauptstadt, begeben und auch seine Krieger daselbst versammelt habe. Der Cardinal von Bourbon, ein Bruder des Königs von Navarra und Condé's, ein beschränkter Mann, der sich ganz in die Hände der Guisen geliefert hatte, kehrte, nebst einem andern Abgeordneten, von seinen Brüdern zurück, mit der Antwort, daß sie sich zu der Ständeversammlung in Orleans einstellen würden. Der Hof hatte ihn beauftragt, alles anzuwenden, um sie dazu zu bewegen.

Jetzt brach Franz **II.**, nebst seiner Mutter, seiner Gemahlin und den Prinzen von Guise, unter Begleitung von 1000 Gensd'armen nach Orleans auf. Sein Bruder Heinrich, Herzog von Anjou, und seine Schwester, Margaretha, blieben in Bois de Vincennes zurück. Vor dem Könige traf in Orleans Philipert von Morsigny, an der Spitze eines Regiments ein. Die, bisher friedliche, Stadt gewann mit einem Male ein kriegerisches Ansehen. Die angelangten Truppen vertheilten sich durch alle Viertel; in allen Straßen und auf allen freien Plätzen wurden Hauptwachen errichtet und stark besetzt, das Ganze schien mehr eine Belagerung als die Ankunft eines jungen Königs in der Mitte seiner Unterthanen anzudeuten. Diese Zurüstungen verbreiteten Schrecken unter der Bürgerschaft, vornehmlich aber unter den Deputirten der Provinzen, welche sich zu der bevorstehenden Versammlung bereits eingefunden hatten. Hierauf verlangte man, daß ein jeder sein Glaubensbekenntniß, bei Verlust seines Lebens und seines Vermögens, einreichen solle, nach einem Formulare, welches 18 Jahre früher von der Sorbonne war entworfen und von dem Parlamente angenommen worden. Man glaubte, daß von letzterer Maßregel der Cardinal von Tournon, seit Kurzem aus

1560
Rom zurückgekehrt, und die Marschälle St. André und Brissac die Haupturheber wären.

Den 18. October langte der König mit seinem Hofe an. Auch der König von Navarra, nebst seinem Bruder waren aufgebrochen, um an demselben zu erscheinen. Immer ängstlicher zwar wurden die Warnungen ihrer Freunde, welche ihnen sämmtlich riethen, sich nicht freiwillig in die Höhle des Löwen zu begeben; allein der König von Navarra, welcher sich in der That keiner Schuld bewußt war, lehnte dieselben, im Gefühle seiner Unschuld, ab, machte auch bemerklich, daß er gegen offene Gewalt, die der König von Frankreich anwenden dürfte, zu schwach sey; der Prinz von Condé aber wußte nicht, was Furcht sey, und wähnte sich stark in einem muthigen Selbstvertrauen. Um alle Bedenklichkeiten zu zerstreuen, welche den Prinzen dennoch aufsteigen könnten, kam ihnen der Cardinal Georg von Armagnac nach Verteuil, im Angoumois, entgegen, sie zur Beschleunigung ihrer Reise aufzumuntern, auch möchten sie das zahlreiche Gefolge von 800 Edelleuten entlassen, die ihnen bis dahin zur Seite geblieben, weil dieses einen übeln Eindruck bei Hofe machen würde. Es geschah, und nun setzten sie ihre Reise in einer nur geringen Begleitung fort. Zu Poitiers verweigerte ihnen der Gouverneur den Eintritt in die Stadt. Der König von Navarra war entrüstet und kehrte nach Lusignan zurück. Noch einmal beschworen ihn jetzt seine Freunde, diesen Vorfall als einen geschickten Vorwand zur gänzlichen Rückkehr zu benutzen. Allein Catharina machte das Versehen schnell wieder gut; der Marschall von Termes kam und entschuldigte das Geschehene als ein Mißverständniß, die Prinzen reisten wieder vorwärts, Termes aber folgte ihnen von Weitem mit einer Abtheilung von Reitern, die er mit sich gebracht hatte.

Am 30. October langten beide Prinzen in Orleans an. Nur der Herzog von Montpensier und der

1560
Prinz von Roche sur Yon kamen ihnen mit einem schwachen Gefolge entgegen. Sie ritten nach der Wohnung des Königs, welcher in der Behausung des Oberamtmanns Grolot abgetreten war. Vermöge ihres Ranges hatten sie das Vorrecht, in das Innere des Hauses einzureiten. Die Wachen aber sagten gleichgültig, sie könnten das Thor nicht öffnen, und so mußte der König von Navarra und Condé durch die gewöhnliche Pforte eintreten. Die Höflinge waren stumm, keines von den gewöhnlichen Complimenten über ihre lange Abwesenheit, oder die Beschwerden der Reise ward ihnen zu Theil. Sie gelangten in das Zimmer des Königs; er empfing sie mit Kälte, und die beiden Guisen, welche ebenfalls gegenwärtig waren, gingen ihnen nicht entgegen, um sie, der Sitte gemäß, zu bewillkommnen. Nach einigen Augenblicken geleitete sie der König in das Cabinet seiner Mutter, die Guisen aber blieben zurück. Mit anscheinender Herzlichkeit und sogar mit Thränen in den Augen begrüßte sie Catharina, dann aber wendete sich der König zu Condé, erwähnte die Verbrechen, deren man ihn anklagte, und daß er ihn habe kommen lassen, um sich zu rechtfertigen. Unerschrocken antwortete dieser, jene angeblichen Verbrechen seyen eine Verleumdung seiner Feinde, der Prinzen von Guise, und im vollen Gefühle seiner Unschuld habe er nicht angestanden, ohne Verzug auf den Befehl seines Königs bei Hofe zu erscheinen. „Wohl, entgegnete ihm der König, die Wahrheit soll auf dem gewöhnlichen Wege der Gerechtigkeit kund werden." Hiermit verließ er das Zimmer, zwei Hauptleute von der Garde traten ein und kündigten dem Prinzen von Condé seine Verhaftung an. Er ward sofort in ein benachbartes Haus geführt, welches man bereits zu einem Gefängnisse eingerichtet hatte. Eiserne Gitter vor den Fenstern und ein von Ziegeln erbauter Thurm, mit einigen Kanonen besetzt, welche die ganze Umgegend beherrschten, gaben die nöthige Sicherheit; auch

1560 wurden alle Thüren, bis auf einen einzigen schmalen Eingang, vermauert. Im Weggehen berief sich Condé auf das königliche Wort, welches ihm sey gegeben worden, und bemerkte, sein eigener Bruder, der Cardinal, habe ihn ins Verderben gelockt. Vergebens erbot sich der König von Navarra, für seinen Bruder Bürgschaft zu leisten, man achtete nicht darauf; er selbst ward zwar nicht verhaftet, allein er war in der That ein Gefangener, denn man nahm ihm seine Dienerschaft, und umgab ihn dagegen mit Söldlingen der Guisen, welche alle seine Worte, Handlungen, Gänge, ja selbst Geberden beobachteten und berichteten. Zugleich bemächtigte man sich aller seiner Papiere, und Magdalena von Mailly, verwitwete de Roye, die Schwiegermutter des Prinzen von Condé, ward auf ihrem Landsitze gleichfalls in Verhaft genommen und nach St. Germain en Laye in Verwahrung gebracht. Eine einzige Stimme nur erhob sich gegen diese Gewaltschritte durch die Schwiegermutter des Herzogs von Guise, Renata von Ferrara. Sie tadelte ihren Schwiegersohn heftig; „diese Wunde, sprach sie, wie mit prophetischem Geiste, wird lange bluten, und nie haben sich die wohlbefunden, welche gegen die Prinzen des königlichen Hauses auftraten.“

Der Proceß gegen den Prinzen von Condé ward nun eingeleitet. Der König ernannte hierzu eine Commission von sechs Personen; der Parlamentspräsident Christoph de Thou, die Parlamentsräthe Barthelemi und Viole, der Geheimschreiber Tillet und der Canzler Hopital begaben sich den 13. November zu dem Prinzen, um ihn zu verhören. Er weigerte sich zu antworten, indem er behauptete, nur das Parlament und die versammelten Kammern, unter dem Vorsitze des Königs und der Pairs von Frankreich, könnten Gericht über ihn halten. Vergebens; die Commission erklärte ihm, wenn er nicht antworte, so werde man ihn als der beleidigten Majestät für überwiesen betrachten, Zeu=

1560

gen abhören und dann noch gerichtlich verfahren. Jetzt wendete sich die Gemahlin Condé's mit einer Bittschrift an den König, worin sie nur um einen rechtlichen Beistand für ihren Gemahl ansuchte; dieses wurde gewährt, und der König ernannte hierzu Peter Robert und Franz von Marillac, zwei der berühmtesten Parlamentsadvocaten. Zögerung war offenbarer Gewinn, daher bat der Prinz von Condé, bevor die Untersuchung beginne, um die Erlaubniß, seine Gemahlin und seine beiden Brüder, vor beliebigen Zeugen, sprechen zu dürfen. Dieses wurde abgeschlagen und ihm nur vergönnt, ihnen zu schreiben. Außerdem trennte man ihn ganz von seinen Leuten und niemand durfte ihn sprechen. Diese Strenge weckte die öffentliche Theilnahme für den unglücklichen Prinzen. Stets hat das französische Volk eine warme Anhänglichkeit an seine Könige und die Glieder des königlichen Hauses bewiesen; diese sprach sich auch jetzt aus in einem gesteigerten Hasse gegen die Guisen. Diese Stimmung blieb denselben keineswegs verborgen. Mit Bangigkeit dachten sie daran, daß sich wohl der zahlreiche Adel gegen sie, die Neulinge, zu Gunsten eines Prinzen von dem Blute des alten französischen Königsstammes erheben könne, und darum eben beschlossen sie, den Streich vollständig zu führen. Was half es ihnen, den Prinzen von Condé zu verderben, wenn sein Bruder, der König von Navarra, noch übrig blieb. Würde er dessen Tod nicht rächen an den Urhebern desselben und tausend bereitwillige Hände dazu finden? Also auch er mußte fallen, sollte nicht das Verderben über ihre eigenen Häupter kommen. Auf dem Wege des Gesetzes konnte nichts gegen ihn unternommen werden, denn er war rein von einer offenbaren Schuld — Mord aber, gewaltsamer Mord bot einen kurzen und sichern Ausweg. Die Ehre der Erfindung gebührte dem Cardinal von Lothringen und dem Marschall von St. André [1].

[1] Thuanus. T. I. L. XXVI. p. 522.

1560 Die Ausführung sollte folgendermaßen geschehen. Der König würde Anton von Bourbon in sein Cabinet berufen und ihm bittre Vorwürfe über seine Verrätherei und sein Einverständniß mit dem Prinzen von Condé machen, gleichsam als wären hierüber neue Entdeckungen gemacht worden. Wenn sich dieser nun vertheidigte, wohl gar mit Stolz antwortete, so würden ihn, hierzu bereit gehaltene, Leute niederstoßen. Der sanfte, fügsame Charakter des Königs von Navarra hatte ihm, selbst unter den Creaturen der Guisen, Liebe erworben, deshalb erhielt er von dem Anschlage, in allen seinen Einzelnheiten, Kunde. Allein was konnte er thun; einmal in der Gewalt des Stärkern, mußte er mit Ergebung das Aeußerste erwarten. Sein Muth und sein Degen, um wenigstens sein Leben so theuer wie möglich zu verkaufen, waren die einzigen Hülfsmittel, die er in seiner Verlassenheit fand. Nach diesen Betrachtungen ließ er einen seiner alten Diener kommen. „Falle ich durch Mörders Hand, sprach er zu ihm, so bewahre sorgfältig meine blutigen Kleider und überbringe sie meinem Sohne (dem nachmaligen Heinrich IV) zur Erinnerung an meinen unwürdigen Tod, und daß er einst eine gerechte Rache dafür nehme! Bald darauf rief man ihn zum Könige. Er trat in dessen Cabinet und küßte ehrfurchtsvoll seine Hand. Der schüchterne, auch zum Verbrechen zu schwache Franz II wankte in seinem Entschlusse bei dem Anblicke des unbefangenen, bescheidenen Bourbon; der Muth verließ ihn, oder ein besserer Geist beseelte ihn vielleicht, er wagte nicht, das verabredete Zeichen zu geben, sondern entließ den König von Navarra mit Güte. Als ihn der Herzog Guise unverletzt aus dem Cabinet des Monarchen zurückgehen sah, konnte er sich nicht enthalten, in Bezug auf denselben mit Wuth und Unwillen zu äußern: „O der schüchterne und feigherzige Mensch“ [1].

[1] Thuanus. T. I .L. XXVI. p. 522 äußert mit einiger Bedenklichkeit, er getraue sich nicht ganz, die Gewißheit dieses

1560

Auch die Königin Catharina ward von tödtlicher Unruhe gefoltert. Sie hatte sich mit den Guisen verbündet, weil sie mächtig waren, fürchtete aber auch ihren Uebermuth und Trotz, wenn sie übermächtig würden. Zwischen Nachgeben und Widerstreben getheilt, schwebte sie, gleich einem, von den Wellen geschaukelten, Fahrzeuge, zwischen Furcht und Hoffnung. Ihre Vertraute, die Herzogin von Montpensier, erhielt sie geflissentlich in dieser Unentschlossenheit. Eine erklärte Feindin der Guisen, setzte sie deren Herrschbegierde bei jeder Gelegenheit ins Licht, und wie sie die Königin-Mutter für nichts achten würden, wenn die einzigen Gegner, welche sie noch fürchteten, die Bourbon's, gefallen wären. Es bewirkte dieses wenigstens eine erwünschte Zögerung in dem Verfahren gegen den Prinzen von Condé, indem Catharina immer unruhiger und bedenklicher wurde. Mit einer muthigen Entschlossenheit benahm sich dieser in seinem Gefängnisse. Obgleich man Zeugen gegen ihn aus allen Provinzen herbeiholte, so fuhr er dennoch fort, seine Unschuld zu betheuern. Gegen seine Anwälte versicherte er, um seine Standhaftigkeit zu erproben, habe ihm Gott diese Leiden auferlegt, er aber fühle sich in seinem Kerker freier, als es seine Feinde seyn könnten, welche durch innere Vorwürfe beunruhigt würden. Seiner Gemahlin schrieb er, nicht zu verzagen, sondern zuversichtlich zu hoffen, denn alles werde gut enden. Vor menschlichen Augen schien dieses unmöglich. Die Papiere über die, endlich doch vollendete, Untersuchung waren dem Könige bereits übergeben. Dieser berief einen Rath von 18 Rittern des Michaelordens, einigen Pairs und Parlamentsräthen, welche durch Stimmenmehrheit das Todesurtheil über den Prinzen von Condé aussprachen. Alle unterzeichneten dasselbe, bis auf den Kanzler du Mortier, welcher Bedenkzeit verlangte, und den Grafen

---

Umstandes zu verbürgen'; was aber ist bei dieser allgemeinen Verruchtheit unglaublich, wenn von einer Gräuelthat die Rede ist!

1560
von Sancerre, der die Unterschrift gerade zu verweigerte [2]
Die Bekanntmachung des Urtheils zur Vollstreckung wurde noch verschoben, weil der Connetable von Montmorency ebenfalls nach Hofe berufen war, um das Schicksal der beiden Bourbon's zu theilen. Er aber, schlau und bedächtig, näherte sich nur in kleinen Tagereisen, den Gang der Dinge aufmerksam beobachtend. Um ihn also nicht zu verscheuchen, wartete man mit der Vollziehung des gesprochenen Urtheils, und dieses diente dem hart bedrängten Prinzen zum Heile.

Den 6. November wollte der König auf die Jagd gehen, um, wie man sagte, nicht in der Stadt zu seyn während der Hinrichtung des Oberamtmanns Grolot, als er von einem wüthenden Schmerze im Kopfe befallen wurde, der ihm fast die Besinnung raubte. Man erkannte, daß er ein Geschwür im Gehirn habe, welches sich durch das Ohr ergoß und für sein Leben besorgen ließ. Zwar verbreitete man nach auswärts, es sey nur ein unbedeutender Schnupfen, von welchem er bereits genese, allein die Angst und Bestürzung der Guisen wuchs von Stunde zu Stunde. Alles stand für sie auf dem Spiele, darum näherten sie sich der Königin-Mutter, welcher sie noch vor Kurzem mit ziemlichem Uebermuthe begegnet waren, in tiefster Unterwürfigkeit, um durch sie den vorbereiteten Schlag zu bewirken, ehe mit dem Leben Franz II. ihre Allgewalt verlösche. Auf das Dringendste stellten sie Catharinen vor, daß sie mit ihnen in gleicher Gefahr schwebe. „Entkommen die Bourbon's, sprachen sie, so werden sie blutige Rache nehmen für die alten und die neuen, so schweren Beleidigungen. Ihr Untergang ist daher das einzige Mittel zu unserer gemeinsamen Rettung; sie müssen beide sterben, so lange der König noch lebt". Sie erboten sich sodann, mit ihrem ganzen Einflusse dahin zu wirken, daß Catharina im Besitze der unbeschränkten und unbestrittenen Obergewalt bleiben solle, wenn sie ihren Bitten nachgebe. Un-

---

[1] Fleury, hist. ecclés. T. XXXI. p. 475.

1560
schlüssigkeit und Wankelmuth waren Hauptzüge in dem Charakter der Mediceerin. Sie war nicht fähig, sich mit Bestimmtheit zu erklären; selbst voll Hinterlist und Trug, sah sie nichts als Tücken und Falschheit um sich, welches sie mit Mißtrauen und Besorgniß erfüllte. Nur einen redlichen Mann gab es in ihrer Nähe, von welchem sie treuen Rath und kräftigen Trost erwarten durfte, und das war der Kanzler Hopital; ihn also beschied sie zu sich in der Angst ihres Herzens. Er fand sie mit ihren Damen in Thränen zerfließend, und diese waren in ein stummes Schweigen versenkt. Sie theilte ihm die Anschläge der Guisen mit und beschwor ihn, ihr in dieser Noth zu rathen. Hopital machte zuerst auf die Folgen aufmerksam, welche so gewaltsame und blutige Maßregeln nach sich ziehen müßten, indem Frankreich unfehlbar zu einem Bürgerkriege entbrennen würde, dessen Schuld sie allein zu tragen hätte. „Wie, fuhr er dann fort, den König von Navarra, den ersten Prinzen von Geblüt, wollte man ungehört zum Tode verdammen, der keinen Theil hat an dem, was man seinem Bruder vorwirft? Und auch an diesem darf die ausgesprochene Sentenz nicht vollzogen werden! Gott verhüte, daß das Blut unserer Prinzen fließe, zur Befriedigung der Leidenschaft derer, welche ihr Haß verblendet. Jetzt gilt es allen Feindschaften zu entsagen und nur in der Treue zu wetteifern, womit man dem Könige dient. Aller Blicke sind auf die Mutter unsers Königs gerichtet, deren Weisheit und Erfahrung Frankreich die Ruhe allein sichern kann!“ So tröstete und gewann Hopital Catharinen und wendete sie von den verderblichen Entwürfen der Guisen ab. Die Herzogin von Montpensier aber vollendete das Werk, indem sie ihr versicherte, daß sich der König von Navarra sicher mit ihr verbinden und nach seinem friedlichen, den Geschäften wenig geneigten, Sinne die Regentschaft nimmer verlangen würde. Dieß war aus der Seele Catharinens gesprochen; sie konnte herrschen, durch die Bourbon's die ehrgeizigen Guisen niederhalten und dieses ihr Ziel auf dem krummen Wege der

1560
List erreichen — die Stunde der Erlösung nahte für Condé und den König von Navarra. Noch ehe ihr Sohn verschied, wollte sie ihrer Sache gewiß seyn. Der Sohn der Herzogin von Montpensier mußte den König von Navarra in ihr Cabinet bringen, eine lange Unterredung fand statt, worin dieser versprach, die Regentschaft nicht zu begehren, gegenseitige Ergebenheit und Unterstützung wurde zugesagt, und so war der Bund zwischen Bourbon und der Medicis gegen die Guisen geschlossen.

Den 26 November sollte das Haupt des Prinzen von Condé unter Henkers Hand fallen. Allein der Zustand Franz II verschlimmerte sich immer mehr, der Brand stellte sich an den krankhaften Theilen ein, die Guisen sahen ihren Plan scheitern und bequemten sich jetzt zu einer Versöhnung mit dem Könige von Navarra auf Vermittlung von Catharina, wobei sie versicherten, sie hätten an dem Processe gegen die Prinzen von Bourbon keinen Theil, sondern wären nur die Vollstrecker des königlichen Willens gewesen.

Den 5 December 1560 starb Franz II, 17 Jahre und 10 Monate alt; seine Regierung hatte nur 17 Monate und 20 Tage gedauert. Die Kürze dieser Zeit erlaubt kaum eine Vermuthung, wie er in der Folge regiert haben würde; doch ist, bei seiner geistigen und körperlichen Schwäche, bei der erhaltenen Erziehung von einer solchen Mutter und den Sitten, welche damals am Hofe Frankreichs herrschten, nicht zu erwarten, daß er jemals ein guter König würde gewesen seyn. Außer einer leidenschaftlichen Liebe für seine junge Gemahlin zeigte er für nichts eine besondere Theilnahme.

Empörend war die Vernachlässigung, womit man seine sterblichen Reste zur Erde bestattete. Seine ehemaligen Erzieher, von Lansac und de Labrosse, nebst dem blinden Bischof von Senlis, Louis Guillart, waren die einzigen, welche ihn nach der Gruft von St. Denis begleiteten. Zwar wimmelte der Hof von Prälaten und Herren des Adels, allein diese waren alle mit ihren Angelegenheiten

1560

zu sehr beschäftigt, als daß sie an die Bestattung des Verblichenen hätten denken sollen. Insonderheit gehässig erschienen hierbei die Guisen, welche Franz II mit Wohlthaten überhäuft hatte, und die in dessen letzten Augenblicken 30,000 Kronen (écus) aus seinem Schatze in ihre Verwahrung bringen ließen [1], welches zu einer bittern Anspielung Veranlassung gab. Man fand nämlich an dem Leichentuche, womit der Sarg bedeckt war, einen Zettel angeheftet, mit den Worten: wo ist jetzt Tanneguy du Chatel." Dieser war einst Oberkammerherr bei Karl VII, wurde in Ungnade vom Hofe entfernt und ließ nachmals seinen Monarchen auf eigene Kosten bestatten, welche 30,000 Kronen betrugen, als die Höflinge, aus feigherziger Furcht vor dessen unnatürlichem Sohne und Nachfolger, Ludwig XI, den königlichen Leichnam in schimpflicher Verlassenheit unbeerdigt ließen.

Franz II starb kinderlos, darum folgte ihm sein Bruder, Karl IX, in seinem elften Jahre. Mit stürmischer Eile drängten sich die Hofleute, ihm ihre Huldigung darzubringen, und jetzt sah man die Guisen unbemerkt dem großen Haufen beigemischt, denn der Stern ihres Glücks war verblichen. Catharina schrieb an den Connetable von Montmorency, den neuen König in Person zu begrüßen, und jedermann solle von nun an seinen Rang und seine Würde in Ruhe besitzen. Der Connetable kam ungesäumt nach Orleans. Als er das Thor der Stadt mit vielen Wachen besetzt sah, fragte er dieselben, was sie hier zu thun hätten. Sie antworteten, den König zu bewachen. Sogleich befahl er ihnen abzuziehen, wobei er drohte, sie alle, im Weigerungsfalle, hängen zu lassen; denn die Liebe des Volks genüge, den König zu bewachen. Die Soldaten gehorchten ohne Widersetzlichkeit.

Jetzt kündigte man dem Prinzen von Condé seine Freiheit an, er aber weigerte sich, sein Gefängniß zu verlassen, bevor man ihm nicht sein Ankläger genannt.

[1] **Fleury**, hist. ecclés. T. XXXI. p. 479.

1560 Diese Frage richtete er vornehmlich an die Guisen, welche sich aber mit der Antwort, alles sey auf Befehl des Königs geschehen, entschuldigten, und so ging denn Condé, nach 12 tägigen vergeblichen Nachforschungen, aus seiner Haft und begab sich in die Picardie, wo sein Bruder, der König von Navarra, große Besitzungen hatte.

Einstimmig ernannten die Beamten der Krone die Königin Catharina zur Regentin während der Minderjährigkeit ihres Sohnes, der König von Navarra aber ward Generalstatthalter (Lieutenant général) als erster Prinz von Geblüt. Vergebens also hatten die Guisen List und Gewalt aufgeboten, vergebens den Haß des Volks auf sich geladen; in dem Augenblicke, wo sie sich schon am Ziele wähnten, wurden sie weiter als je von demselben zurückgeschleudert, denn eine höhere Hand leitet die Angelegenheiten der Menschen.

Karl IX.

Vierzehntes Capitel.

Karl IX. Fortsetzung und Ende der Ständeversammlung zu Orleans.

1560

So sah sich Catharina von Medicis unvermuthet auf dem Gipfel ihrer Wünsche nach tödtlicher Unruhe und vielen ängstlichen Besorgnissen. Allein hielt sie das Ruder des Staates in den Händen, die gefürchteten Guisen waren gedemüthigt, und die Bourbon's standen ihr, nöthigen Falles, hülfreich zur Seite.

Die angefangene Versammlung der Stände ward durch den Tod Franz II. nicht unterbrochen, nach einem französischen Reichsgesetze, daß die königliche Gewalt nicht stirbt, sondern, ohne Unterbrechung, auf den überlebenden Nachfolger übergeht (le mort saisit le vif). Der Kanzler Hopital eröffnete die Sitzung den 13 December durch eine Rede, wobei der gesammte Hof, die Coligny, die Ritter und Staats-Räthe gegenwärtig waren. Dringend forderte er alle im Namen des Königs auf, ihre Meinung zu Heilung der verschiedenen Uebel, an welchen das Vaterland leide, zu sagen. Insonderheit verweilte er sich bei den Religionsunruhen und den Mitteln, ihnen zu steuern, wobei er unter andern die gewichtigen Worte sprach: „Nichts hat bisher das Schwert vermocht gegen den Geist; ein fleckenloser Wandel und das Wort Gottes, das sind die Waffen, mit welchen man kämpfen muß; mit diesen stritten die Alten gegen anders Denkende, und ihren Fußstapfen sollten wir hierin folgen, um nicht in einen Fehler zu verfallen, welcher der christlichen Liebe ganz fremd ist, daß man nämlich die Menschen mehr haßt, als ihre Irrthümer. Laßt uns lieber für sie beten, daß sie

1560
auf den rechten Weg zurück kehren, und verbannt seyen von nun an die gehässigen Namen Lutheraner, Hugenot und Papist, welche an politische Parteiungen erinnern; der Name Christ sey der einzige, dessen wir uns bedienen" [1].

In einer zweiten Sitzung, den 2 Januar 1561, traten drei Redner auf, einer für den dritten Stand, einer für den Adel und einer für die Geistlichkeit. Der erste, Namens **Jean l'Ange**, Advokat des Parlaments von Bordeaux, ergoß sich mit großer Heftigkeit gegen die Geistlichkeit. „Drei Gebrechen dieses Standes, sprach er, sind die Wurzel alles Uebels; die Unwissenheit, der Geiz und der Luxus. Ungeachtet der erlassenen Verordnungen nimmt die Unwissenheit unter den Geistlichen immer mehr überhand. Die Bischöfe halten es unter ihrer Würde, das Wort Gottes zu predigen; die Pfarrer folgen ihrem Beispiele und überlassen diese heilige Pflicht unwissenden Kaplänen, welche höchstens eine regellose Fertigkeit (**routine**) besitzen; zum größten Aergernisse aber gereicht eine schändliche Gewinnsucht, die fast immer von einem gleich anstößigen Luxus begleitet wird." Der Redner des Adels, ein Graf von Rochefort, verweilte ebenfalls am meisten bei der Sittenlosigkeit der Geistlichkeit, doch machte er auch aufmerksam auf die mangelhafte Justiz, weshalb man Richter aus dem Adel wählen sollte, als welche weniger bestechlich seyn würden. Der Habsucht aber der Hofleute möge man einen Zügel anlegen, damit sie vom Könige die Einziehung der Güter von den Angeklagten nicht vor deren Verurtheilung verlangten, auch wären Confiscationen überhaupt zu wohlthätigen Zwecken zu verwenden. Jean Quintin, der Vertheidiger des geistlichen Standes, räumte in seiner Rede, die er fast ganz ablas, zwar im Allgemeinen ein, daß eine Verbesserung der Kirchenzucht nöthig sey, daß aber die katholische Kirche dessenungeachtet rein und untrüglich bleibe. Und dann schleuderte er alle Donner seiner Beredsamkeit gegen die Ketzer. „Nicht

---

[1] **Fleury, hist. ecclés. T. XXXI. p. 485.**

1561
länger, rief er, darf man die Kühnheit und Unverschämtheit dieser Sectirer dulden, welche das Ansehen der Väter verachten und sich rühmen, das Evangelium allein zu verstehen. Bei Zeiten muß man ihrer Verirrung des Geistes, oder vielmehr dieser Empörung entgegen arbeiten, denn es steht zu befürchten, daß sie, mit derselben Frechheit, womit sie das Haus Gottes angreifen, auch dem Könige Hohn sprechen werden. Kein guter Katholik habe Gemeinschaft mit diesen Leuten; man behandle sie als Feinde, und wer das Vaterland der Religion wegen verlassen hat, dem sey die Rückkehr auf immerdar verboten. Die Pflicht des Königs aber ist es, die Beleidigung Gottes mit dem Blute derer zu rächen, welche von dieser verpesteten Secte angesteckt sind; denn das einzige Bestreben derselben besteht darin, heimlich und öffentlich ein Evangelium einzuführen, dessen kurzer Inhalt ist, die Kirchen zu entweihen, die Altäre niederzureißen, die Bilder der Heiligen zu zertrümmern, die heiligen Sacramente zu verfälschen, die Priester und Mönche zu verjagen, keine Gelübde vor Gott zu ehren, ohne Enthaltsamkeit, Fasten und Kasteiung des Körpers, in aller Zügellosigkeit und Fleischeslust dahin zu leben“ [1].

Hierauf wurden die versammelten Stände entlassen und für den bevorstehenden May wiederum nach Pontoise beschieden; zur Ersparung der Kosten sollten jedoch aus den 13 Provinzen des Königreichs nur 2 Deputirte aus jeder Provinz erscheinen. Den Prälaten wurde ferner angedeutet, sich anzuschicken, um der Kirchenversammlung zu Trient beizuwohnen; den Richtern aller Provinzen, diejenigen in Freiheit und wieder in den Besitz ihrer Güter zu setzen, welche sich der Religion wegen in Haft befänden, welchen man Verzeihung des Vergangenen angedeihen ließ, mit Ausnahme der Urheber von der Verschwörung von Amboise. Der Connetable von Montmorency ward Generalissimus der Armee, der Cardinal von Lothringen

---

[1] l. c. p. 493. sqq.

1561

behielt die Verwaltung der Finanzen. Die Bitte der protestantischen Edelleute, ihnen Kirchen und Bethäuser auf ihren Gütern zu erlauben, wurde mit Stillschweigen übergangen. Eine Verordnung von 29 Artikeln berücksichtigte die Klagen, welche über die Geistlichkeit und die Verwaltung der Gerechtigkeit erhoben worden waren [1].

Funfzehntes Capitel.

Abreise von Maria Stuart aus Frankreich; der Prinz von Condé erhält Genugthuung; Spannung zwischen Catharina und dem Könige von Navarra; das Triumvirat; das Edict vom Julius; Versöhnungsfeier zwischen Condé und Guise; Ständeversammlung zur Verbesserung der Finanzen; Schreiben der Königin an den Papst Pius IV.

Maria Stuart, die Gemahlin des, nun verstorbenen, Königs Franz II, war die glänzendste Sonne an dem Hofe Catharinens, wo doch die blühendsten Töchter Frankreichs und Italiens um den Preis der höchsten Schönheit buhlten. Nicht ungestraft weilte irgend eines Mannes Blick auf ihren blonden Locken und dem reizenden Ebenmaße ihrer Züge und ihres Körpers; die Anmuth und vielseitige Bildung ihres Geistes aber vollendete die Siege, welche ihr Anblick schon vorbereitete. In ihrem 6. Jahre kam sie bereits an den Hof Heinrich's II. Nichts wurde versäumt, um ihr eine ausgezeichnete Erziehung zu geben, welche bei ihren trefflichen Anlagen auch so gut gelang, daß sie vor ihrem zwölften Jahre fertig Latein, französisch und italienisch sprach und Verse in denselben Sprachen machte [2]. Noch jetzt sind französische Oden von ihr vorhanden, welche, den veralteten

[1] Fleury, hist. ecclés. T. XXXI. p. 496. sqq.
[2] Brantôme, Femmes illustres.

1561 Sprachgebrauch abgerechnet, das Gepräge eines gewandten und lebhaften Geistes tragen. Wohl hatte die Schmeichelei hierdurch eine stets wiederkehrende Veranlassung, der jungen Prinzessin Weihrauch zu streuen, wodurch nothwendig Eitelkeit und Gefallsucht in ihr herrschend werden mußten, welche der üppige Hof der Mediceerin nur allzusehr nährte und beförderte. In ihrem 15. Jahre ward sie, mit Zustimmung ihrer eigenen Neigung, mit dem Dauphin Franz vermählt, der nur sein 16. Lebensjahr vollendet hatte. Voll glühender Leidenschaft hing er an seiner reizenden Gemahlin, und sie war der einzige Gegenstand, welcher seinen schlaffen und kränkelnden Geist in einige Spannung versetzte. Als Maria, Königin von England, starb, 1558, nahm Maria Stuart, vornehmlich durch ihre Oheime, die ehrgeizigen Guisen, veranlaßt, den Namen und das Wappen einer Königin von England an, indem sie als Enkelin von Margaretha, der Schwester ihres Vaters, nähere Ansprüche an den brittischen Thron zu haben glaubte, als Elisabeth, welche denselben bestieg. Es war dieses der erste Grund zu der unauslöschlichen Feindschaft, welche beide Königinnen fortan entzweite und für Maria Stuart so verderblich ward. Als Heinrich's **II** unvermutheter und gewaltsamer Tod Mariens Gemahl auf den Thron berief, ertrug sie es mit Unmuth, daß sich Catharina aller Gewalt bemächtigte und ihr nur den hohlen Glanz der Krone überließ, denn auch sie fühlte sich zum Herrschen geboren, ihrer Jugend ungeachtet; sie gab ihrem Mißvergnügen Worte, welche Catharinen treulich hinterbracht wurden. Dieses war genug, ihr deren ganze Abneigung zuzuziehen. Die Hand ausstrecken nach der Herrschergewalt, hieß fast eben so viel, als die Hand an ihr Leben legen. Zu diesem mißtrauischen Widerwillen gesellte sich überdieß noch der Neid und weibliche Eitelkeit. Es beleidigte sie, daß der ganze Hof nur Augen hatte für ihre schöne Schwiegertochter, alles sich drängte, um nur in ihrer

1561
Nähe zu seyn, von ihr eines Blickes gewürdigt zu werden, während sich Catharina neben ihr oft verlassen und vernachlässigt fühlte. Als sich aber auch mehrere Häupter der Gegenpartei, wie der König von Navarra und der älteste Sohn der Montmorency, unter der Schaar der Anbeter der jungen Königin zeigten, so betrachtete sie diese Begeisterung noch aus einem politischen Standpunkte und betrieb nun deren Entfernung vom Hofe mit hastiger und unanständiger Eile. Sechs Monate vor Franz **II.** war Mariens Mutter, die Regentin von Schottland, ebenfalls gestorben; politische und Religionsparteien aber bewegten dieses Land, so daß die persönliche Gegenwart des neuen Regenten dringend nothwendig war. Maria Stuart nun erbte jetzt die unerfreuliche Krone von Schottland, und dieses ergriff Catharina von Medicis, sie schleunigst aus Frankreich zu entfernen. Ihr Wunsch war so ungeduldig, daß die Guisen ihre Nichte nach Lothringen abholen mußten, weil die Anstalten zu ihrer Abreise übers Meer noch nicht getroffen waren. Nach deren Beendigung ging sie noch einmal an den Hof Karl's **IX**, der sich eben in St. Germain aufhielt, um für immer Abschied zu nehmen. Mit schwerem Herzen trennte sie sich von dem Aufenthalte, wo sie die Zeit ihrer glückseligen Jugend zugebracht hatte; mit bekümmerter Seele aber sahen auch die sie von dannen ziehen, welche in Liebe für sie erglühten. Der König von Navarra, ohne Mannheit und Kraft ,wie er war, wollte sich von seiner Gemahlin, Johanne d' Albret, trennen, um Marien die Hand zu reichen; diese aber schlug es aus, entweder aus Mißbilligung dieses Schritts, oder weil sie diesen Prinzen nicht liebte. Aehnliche Wünsche hegte der ebenfalls verheirathete Marschall von Danville.

Bis nach Calais geleiteten Maria Stuart ihre Oheime und eine große Menge Hofleute. Dort schieden auch diese, bis auf zwei, den Marquis von Elboeuf und den Marschall von Danville, welche nebst dem übrigen Ge-

1561
folge mit ihr zu Schiffe steigen. Mit Rührung sahen die versammelten Zuschauer den Schmerz ihrer verwitweten Königin, mit dem sie Frankreichs Boden verließ; unverwandt blickte sie nach dessen Küsten zurück, so lange sie dieselben unterscheiden konnte, indem ihre Thränen ungehindert flossen [1].

Im September 1561 langte Maria Stuart nach einer beschwerlichen und gefahrvollen Fahrt in Schottland an. Wegen ihrer großen Ermüdung wählte man den ersten, sich darbietenden Ort zum Landen, und in Ermangelung eines passenden Unterkommens übernachtete man in einer nicht allzu entfernten Abtei. Wohl bemerkte Maria, daß sie ein rauhes, unwirthbares Land betreten habe! Zu ihrem und ihrer Damen Fortkommen waren nur elende Bauerpferde vorhanden, um die erlauchten Gäste auf ihrem Rücken weiter zu tragen, wobei es noch oft an den nöthigen Sätteln fehlte. War das schlechte Nachtquartier endlich erreicht, dann traten die Nacht über 3 bis 400 Dudelsackspieler ihr Amt an, um die Angekommenen durch ihre Harmonien zu ergötzen. Von dem wilden, unduldsamen Geiste der Schottländer aber erhielt Maria Stuart schon am ersten Morgen nach ihrer Ankunft einen deutlichen Beweis. Als sie nämlich, ihrer Gewohnheit nach, durch einen ihrer Hofgeistlichen vor einem dazu aufgerichteten Altare Messe lesen ließ, stürzte das Volk, welches sich

[1] In nachstehenden von ihr gedichteten Versen drückte sie ihre Trauer aus:

„Adieu, plaisant pays de France!
O ma patrie
La plus chérie,
Qui a nourri ma jeune enfance;
Adieu France, adieu vos beaux jours!
La nef qui disjoint nos amours
N'a eu de moi que la moitié,
Une part te reste, elle est tienne;
Je la fie à ton amitié,
Pour que de l'autre il te souvienne.

1561
mit glühendem Eifer zum Protestantismus bekannte, voll Wuth herbei, zertrümmerte den Altar, verbrannte dessen Zubehör und war nahe daran den Priester in Stücken zu reißen, wenn sich dieser nicht unter den persönlichen Schutz der Königin selbst geflüchtet hätte.

Die Erzählung der fernern Schicksale von Maria Stuart gehört einer andern Geschichte an; wohl hatte sie Recht, Frankreich mit trauerndem, bangem Herzen zu verlassen, denn der Lenz ihres Lebensglücks war dahin. Im Kampfe mit wilden Factionen, welche ihr Reich zerrissen, im Kampfe mit ihrer eigenen Schwäche und Leidenschaftlichkeit, täuschte sie und ward abwechselnd getäuscht, bis alles in einem allgemeinen Falle zusammenstürzte. Flüchtig vor den eigenen Unterthanen, kam sie, Hülfe flehend, nach England; doch sie war dem eigenen Verderben entgegen gegangen. Elisabeth nahm sie in Haft und überlieferte sie, nach 19jähriger Gefangenschaft, dem Henkerbeile. Was Maria gefehlt, hat sie, in diesem Leben noch, schwer gebüßt; das Mitgefühl, welches ihr schon die Zeitgenossen zeigten, ist auch auf die Nachwelt übergegangen.

Mancherlei Ereignisse bewegten inzwischen den Hof Karl's IX. Zuerst trugen dessen Räthe auf eine Verminderung der Ausgaben an, wozu man vorschlug, den Gehalt der Hofleute um die Hälfte, und die Gnadengelder (pensions) um den dritten Theil herabzusetzen. Der König von Navarra fürchtete dadurch der Regentin zu mißfallen, daher empfahl er statt dessen die Auflösung der schottischen Reitercompagnien, welche bisher einen Theil der Königl. Garden ausgemacht hatten. So brav und zuverlässig auch diese Truppen immer gewesen waren, so wurde ihre Entlassung dennoch gern und ohne Widerspruch bewilligt, weil sie größtentheils aus Protestanten bestanden.

Den 5. Februar verließ der König Orleans und begab sich nach Fontainebleau. Eine Einladung berief den Prinzen von Condé an den Hof. Er kam, begrüßte den neuen König und ward von dessen Mutter mit der größ-

1561

ten Freundlichkeit empfangen. In einem gehaltenen Staatsrathe, welchem Karl IX, seine Mutter, nebst den Vornehmsten, beiwohnten, ward der Prinz Condé feierlich für unschuldig erklärt, indem die gegen ihn angebrachten Beschuldigungen durchaus unerwiesen seyen. Das Parlament erhielt Auftrag, diese Entscheidung zu registriren. Condé erschien in eigener Person vor demselben. Der König von Navarra nebst allen Prinzen von Geblüt waren ebenfalls gegenwärtig, und alle Parlamentsglieder saßen in ihrer rothen Amtstracht auf ihren Sitzen. Condé sprach mit fester Stimme: „Vergebens bin ich von meinen Feinden trügerischer Weise angegriffen worden, Gott selbst hat mich beschützt, und nun komme ich in diesen ehrwürdigen Tempel der Gerechtigkeit, meine Rechtfertigung rechtsgültig zu machen, damit meine Unschuld von der berühmtesten Schaubühne der Welt herab offenbar werde" [1].

Eine Spannung, welche zwischen dem Könige von Navarra und Catharina entstand, drohte neue Unruhen. Dieser beklagte sich nämlich über die Begünstigungen, welche die Guisen wiederum erhielten; namentlich fand er es unpassend, daß die Schlüssel zu den Gemächern des Königs jeden Abend dem Herzoge von Guise übergeben würden, da die Bewahrung derselben doch ihm selbst gebühre. Die Königin entgegnete, daß sie ihm willfahren wolle, allein dem Herzoge gehöre jenes Amt als erstem Marschalle des Palastes. Diese Bemerkung erhitzte den König von Navarra so, daß er erklärte, er werde den Hof verlassen, nebst allen Prinzen von Geblüt, den Coligny's und den Montmorency's; auch schickte er den folgenden Tag wirklich seine Wagen und Geräthschaften nach Melun ab. Die Königin war in großer Unruhe hierüber. Sie wäre von den Guisen ganz abhängig geworden und hätte den Haß des ganzen Landes auf sich geladen. Durch einen ausdrücklichen Befehl verhinderte sie zunächst die Abreise des Connetable, und durch Bitten versöhnte sie den König

[1] Thuanus, T. I. L. XXVII. p. 559.

1561
von Navarra, welcher auch jetzt zum Generalstatthalter aller Provinzen erklärt ward. Um ihm ferner zu schmeicheln, stellte sie sich sehr günstig gestimmt für die Protestanten, welche ihre Versammlungen nicht allein in den Palästen des Prinzen von Condé und Coligny's hielten, sondern sogar in einem Saale des königlichen Schlosses zu Fontainebleau wurden protestantische Predigten gehalten, und, was noch mehr ist, Catharina führte den jungen König selbst in dieselben [1]. Um aber bei den Katholiken nicht anzustoßen, eröffnete sie dem streng rechtgläubigen Connetable von Montmorency im Vertrauen, es geschähe dieses nur von ihr, um den schwachen König von Navarra zu gewinnen, und forderte ihn selbst auf, gegen diese Neuerungen zu sprechen, was dieser nicht unterließ. Außerdem rieth sie ihm noch, zur Aufrechthaltung der katholischen Religion sich lieber mit den Guisen zu verbinden und seine Neffen, die Coligny's, zu verlassen. So war Catharina von Medicis ewig geschäftig, zu trennen und Zwietracht zu säen, meinend, daß sie dann am leichtesten herrschen und die Wagschale der Parteiungen nach Belieben lenken könne. Montmorency nahm diesen Rath mehr zu Herzen, als es die Königin vielleicht wünschte. Ein Glaube, ein Gesetz und ein König hörte man ihn oft sagen; ohne diese Dreiheit hielt er das Vaterland für verloren, die Guisen aber schienen ihm allein tauglich, selbiges in diesem Sinne zu retten. Kaum nahmen diese seine Gesinnung wahr, so boten sie alle Künste der Schmeichelei und Ueberredung auf, ihn ganz zu gewinnen. Vergebens warnte ihn sein einsichtsvoller Sohn, der Marschall Franz von Montmorency, sich vor solchen Freunden zu hüten, vergebens beschworen ihn seine Neffen, die Coligny's, den Lockungen jenes ehrgeizigen Geschlechts nicht zu trauen: er achtete ihrer nicht, da ihn besonders auch seine Gemahlin, eine erklärte Gegnerin der neuen Lehre, bestürmte, und so kam es denn zwischen ihm, dem Herzoge von Guise und

[1] Thuanus, T. I. L. XXVII. p. 555

1561
dem Marschalle von St. André zu einem engen Bündnisse, welches man spottweise das **neue Triumvirat** nannte.

Catharina war nicht wenig hierüber bestürzt. Jeder Verein der mächtigen Häupter machte sie zittern, und bitter bereute sie schon ihren gegebenen Rath. Um jedoch die Aufmerksamkeit zu beschäftigen und dem jungen Könige die Neigung des Volkes zuzuwenden, beschloß sie dessen feierliche Krönung zu Rheims. Er begab sich von Fontainebleau mit dem ganzen Hofe dahin, und am Tage der Himmelfahrt ward die Krönung unter den gewöhnlichen Gebräuchen durch den Cardinal von Lothringen vollzogen. Der Herzog von Guise verlangte den Vortritt vor allen Prinzen des Hauses unmittelbar nach dem Könige von Navarra, doch willfahrte ihm die Königin nicht.

Neue Klagen und üble Berichte liefen abermals aus mehrern Provinzen ein. Noch immer beschimpfte man sich durch die Namen **Papist** und **Hugenot**, und die blutigsten Händel fielen fortwährend vor. Vornehmlich war zu Beauvais die Feier des Osterfests auf eine gewaltsame Weise gestört worden. Der Cardinal von Chatillon, der Bruder Coligny's, genoß daselbst in seinem bischöflichen Palaste das Abendmahl unter beiderlei Gestalt, nach protestantischer Weise, nebst den Dienern seines Hauses und mehrern Bürgern der Stadt. Kaum verlautete dieses unter dem Volke, so rottete es sich zusammen, brach in mehrere Häuser ein und ermordete einen Schullehrer, welcher seinen Schülern einen ketzerischen Katechismus gelehrt habe, und verbrannte seinen Leichnam nach vielen Mißhandlungen. Nur als sich der Cardinal in seiner vollen Amtstracht zeigte, kehrten die Wüthenden zur Ordnung zurück. Der Hof nahm wiederum seine Zuflucht zu einem nichts fruchtenden Edikte, welches diesmal so nachgebend und zum Vortheil der Calvinisten war, daß der Cardinal von Lothringen mit den dringendsten Vorstellungen dagegen eiferte. „Das Uebel, sagte er, werde von Tage zu Tage ärger; die ertheilten Frei=

1561
heiten führten zur offenbaren Zügellosigkeit; in allen Dörfern, Flecken und Städten würden, trotz des Verbotes, öffentliche ketzerische Versammlungen gehalten; haufenweise strömte das Volk zu diesen Predigten; aus Neugierde und Wohlgefallen an dem Ungewöhnlichen liefen viele hinzu und ließen sich aus Unwissenheit verführen; der Eifer und die Anhänglichkeit für den alten Gottesdienst erkalte immer mehr, ja manche verspotteten dessen heiligste Gebräuche, verließen den Schooß der wahren Kirche und würden Protestanten; die vielen Edikte gäben den Obrigkeiten einen Vorwand zu Ausflüchten und zur Nachlässigkeit; deswegen solle man, bis zu einer durchgreifenden Maßregel, lieber nichts mehr verordnen" [1]. Das Triumvirat, d. h. der Connetable von Montmorency, der König von Navarra und der Marschall von St. André, pflichtete dem Cardinale bei, welches zu einer Sitzung des Parlaments, in Gegenwart des Hofes, Veranlassung gab. Es traten in derselben drei Hauptmeinungen hervor. Einige verlangten, man solle bis zur Haltung eines allgemeinen Conciliums mit der Verfolgung der Protestanten gänzlich einhalten; andere hingegen, daß man mit der Todesstrafe gegen sie fortfahre, bis sie ihre Irrthümer abgeschworen; eine dritte Partei endlich wollte die Entscheidung über Glaubenssachen den geistlichen Behörden übergeben, mit dem Verbote, keine religiösen Versammlungen, als nach dem katholischen Kirchengebrauche, zu halten. Letztere Meinung siegte, und nach derselben ward das sogenannte Edikt vom Julius erlassen. Die wesentlichsten Punkte desselben waren folgende: Vergessenheit und Verzeihung für die Vergangenheit denen, welche als gute Katholiken leben werden; die Geistlichkeit untersucht Angelegenheiten des Glaubens; Verbannung ist die härteste Strafe, welche sie verhängen kann; nach Beschaffenheit der Umstände können die Schuldigen auch den weltlichen Richtern übergeben werden, welche aber, als härteste

[1] Fleury, hist. ecclés. T. XXXII. p. 84 seqq.

1561
Strafe, auch nur auf Landesverweisung erkennen dürfen; alle Versammlungen, mit oder ohne Waffen, sind verboten; keiner soll den andern beschimpfen, sondern friedlich leben; die Geistlichen sollen das Volk in ihren Predigten nicht aufreizen, sondern es mit Weisheit und Vernunft belehren; den Tod erleidet, wer dagegen handelt; die Sacramente werden nach dem Gebrauche der katholischen Kirche gereicht; harte Strafe haben falsche Angeber zu erwarten; diese Verordnungen sind gültig bis zur Haltung eines allgemeinen oder Nationalconciliums [1]. Ueberdieß kam man überein, ein Religionsgespräch zwischen den gelehrtesten katholischen und protestantischen Geistlichen, zu Beilegung der streitigen Fragen, zu Poissy halten zu lassen. Dieser Vorschlag ging von der Königin Catharina aus; viele Stimmen erhoben sich dagegen, weil es gefährlich sey, die Lehren der alten Kirche einer Disputation zu unterwerfen. Allein der Cardinal von Lothringen hoffte bei dieser Gelegenheit seine Gelehrsamkeit, seinen Scharfsinn und seine Ueberredungskunst in einem recht schimmernden Lichte glänzen zu lassen, darum stimmte auch er für die Haltung des Gesprächs, welches somit festgesetzt ward.

Der Herzog von Guise war von Calais zurück gekehrt, bis wohin er Maria Stuart begleitete, und schien jetzt eifrigst eine Aussöhnung mit dem Prinzen von Condé zu wünschen. Zu diesem Ende wurde den 28. August eine glänzende Versammlung des Hofes veranstaltet, vor welcher Condé und Guise erschienen. „Ich hoffe, sprach der junge König, ihr werdet euch versöhnen, aus Liebe zu mir und zur allgemeinen Ruhe." Dann forderte er den Herzog von Guise auf mit dem Prinzen nach der Wahrheit zu sprechen. „Ich schwöre, rief dieser zu Condé gewendet, daß ich nicht an Ihrer Verhaftung Schuld bin und dieselbe nicht einmal gerathen habe." Dieser erwiederte: „Wer es auch gewesen seyn mag, so habe ich ihn

[1] Fleury, hist. ecclés. T. XXXII. p. 86.

1561 immer für einen ehrlosen Menschen und einen Bösewicht gehalten.“ Geschmeidig entgegnete der Herzog, daß er ganz derselben Meinung sey, ihn selbst aber betreffe die Sache nicht. Eine gegenseitige Umarmung Beider beschloß diesen Auftritt, bei dem die Aufrichtigkeit des Herzens gänzlich mangelte, und in einem prächtigen Hoffeste gab Catharina ihre Freude zu erkennen [1].

Noch dauerte der mißliche Zustand der Finanzen fort, darum erneuerte man die, zu Orleans abgebrochene, Versammlung der Stände zu Pontoise und verlegte sie alsdann nach St. Germain en Laye. Die Redner des dritten Standes und des Adels griffen den geistlichen Stand abermals sehr hart an und wiesen besonders auf dessen reiche Einkünfte und Besitzungen hin, deren man sich bei gegenwärtiger Noth zum Besten des Staats bedienen müsse, wobei man Vorschläge machte, die den Geistlichen höchst unwillkommen waren. Nämlich, wer von ihnen 500 Livres Einkünfte hätte, solle den vierten Theil an die Staatscasse abgeben; wer 1000 Livres habe, trete den dritten Theil; wer 3000 Livres beziehe, gebe die Hälfte ab; wessen Einkünfte 12000 Livres überstiegen, solle 3000 behalten, das Uebrige dem Staate lassen; den Klöstern, beider Geschlechter, dürfe nur so viel bleiben, als sie zu ihrem Unterhalte brauchten; alle Kirchengüter, ausgenommen die Wohnhäuser der Bischöfe und Domherren, müsse man verkaufen, woraus 120 Millionen Livres erlöst werden würden, wovon man den dritten Theil der Geistlichkeit anweise, welches ihr, auf Zinsen gelegt, eben so viel einbringen werde, als bisher die liegenden Gründe; das Uebrige aber könne dann zur Tilgung der Schulden angewendet werden, ohne daß man das, ohnehin mit Abgaben überladene, Volk mit neuen Auflagen zu beschweren brauche [2].

---

[1] Thuanus, T. I. L. XXVIII. p. 561.
[2] Thuanus, T. I. L. XXVIII. p. 562 sqq.

1561

Außerdem solle man von denen, welche die Finanzen bisher verwaltet hätten, Rechenschaft fordern, und, mit Ausnahme der Königin, alle diejenigen, welche übermäßige Geschenke, Vergütungen oder Gnadengehalte bezögen, zur Zurückgabe und Wiedererstattung dieser Summen nöthigen. Endlich bat man noch um Zurücknahme des Edikts vom Julius, weil es den Gewissen einen harten Zwang auflege.

Die Geistlichkeit sah den Sturm, welcher gegen sie loszubrechen drohte, und fand es gerathener, ihn lieber durch ein freiwilliges Opfer zu beschwören, als im ungewissen Kampfe gegen denselben alles zu verlieren, daher erbot sie sich auf 6 Jahre 4 Zehnten abzutreten. Dieses ward angenommen, und so ging das Ungewitter vorüber.

Inzwischen erfuhr Catharina von Medicis, daß das Religionsgespräch, welches den 4. September zu Poissy gehalten werden sollte, den Papst Pius IV in die größte Unruhe versetze, daher schrieb sie unterm 4. August folgenden merkwürdigen Brief an ihn: „Die Zahl derer, welche sich von der römisch-katholischen Kirche sondern, ist so groß, daß man sie nicht mehr durch die Strenge der Gesetze, oder die Gewalt der Waffen zügeln kann; durch den Adel und die Beamten, welche sich mit denselben verbunden, werden sie täglich mächtiger und machen sich in allen Theilen des Königreichs furchtbarer. Glücklicherweise giebt es keine Anabaptisten, Freigeister, oder solche darunter, deren Meinungen man für ganz ausgeartet hält, sondern sie nehmen alle die Hauptsymbole der allgemeinen Kirchenversammlungen an. Daher sind mehrere eifrige Katholiken der Meinung, sie nicht aus der Gemeinschaft der Kirche zu stoßen, wenn sie auch in einigen Punkten anders denken, sondern daß man sie ohne Gefahr und weitere Folgen dulden könne, ja daß dadurch vielleicht ein Schritt zur Vereinigung der griechischen und lateinischen Kirche geschehe. Endigte man die Streitigkeiten

1561
auf diese Weise, so schmeicheln sich viele fromme Seelen, daß Gott die Nebel der Unwissenheit durch den Glanz seiner Wahrheit zerstreuen würde. Weil aber dringende Hülfe nöthig ist, so möchte man für die bereits Abtrünnigen friedliche Belehrung und freundliche Besprechungen anwenden, für die noch Rechtgläubigen, jedoch über manche Punkte Zweifelhaften, aber müßte man das, was Anstoß giebt, entfernen, wie z. B die Bilder, welche man öffentlich anbetet, und bei der Taufe die Beschwörungsformeln; der einfache Gebrauch des Wassers nebst den Gebeten wäre hinreichend, unnöthig aber, und gewissermaßen gefährlich sogar, ist es, den zu taufenden Kindern Speichel in den Mund zu thun." Sie empfahl ferner noch, das Abendmahl unter beiderlei Gestalt auszutheilen, und sich bei dem Gottesdienste, statt der lateinischen, der französischen Sprache zu bedienen, auch nicht mehr auf eine specielle Beichte zu dringen, sondern sich mit einem allgemeinen Bekenntnisse der Sünden zu begnügen [1].

Man glaubte, daß der Bischof Montluc von Valence zu diesem Schreiben gerathen und die Materialien dazu geliefert habe.

Der Papst gerieth beim Empfange dieses Briefes in den heftigsten Zorn; doch, die bedenklichen Umstände erwägend, zügelte er denselben und schickte ungesäumt den Cardinal Hyppolit von Este, den Bruder des Herzogs von Ferrara, als Legaten ab, um bei dem Religionsgespräche zu Poissy gegenwärtig zu seyn und das Beste des heiligen Stuhls zu wahren. Da sich Pius IV übrigens von der Nothwendigkeit einer allgemeinen Kirchenversammlung deutlich überzeugte, beförderte er auch nun das abermalige Beginnen des, so oft unterbrochenen, Tridentinischen Conciliums und ließ seine Legaten dahin abreisen.

In Frankreich rüstete man sich zur Haltung des

---

[1] Thuanus, T. I. L. XXVIII. p. 562 seqq.

1561
Religionsgesprächs zu Poissy, welches den 3. September endlich seinen Anfang nahm.

Sechzehntes Capitel.

Religionsgespräch zu Poissy: Theodorus Beza; der Cardinal von Lothringen; der Jesuit Lainez; kirchliche Verordnungen.

Poissy, ein Städtchen, unweit Paris, an der Seine, war zur Haltung des Religionsgespräches gewählt worden, welches in einem dortigen Kloster Statt hatte. Von katholischer Seite fanden sich dabei ein der Cardinal von Lothringen, der Cardinal von Bourbon, der Bruder des Königs von Navarra und Condé's, der Cardinal von Chatillon, der Bruder der Coligny's, der Cardinal von Tournon, nebst 40 Bischöfen. Von den Protestanten waren 12 Prediger nebst 22 Deputirten ihrer Kirchen abgesandt worden; Theodorus Beza, der berühmteste Zögling und Gehülfe Calvin's, stand als Wortführer an ihrer Spitze; die übrigen Geistlichen hießen Marborat aus Lothringen, früher Augustinermönch, damals Prediger in Rouen, Jean de l' Epine, vorher Dominicanermönch, Jean Malo, zuvor katholischer Priester in Paris, Pierre Martyr, berühmt durch seine theologische Gelehrsamkeit, aus Zürich herbeigerufen, Jean Viret, Fançois Morel, Raimund Martin, Nicolas Tobias, Claude la Boissiere, Jean Bouquin, Jean de la Tour und Nicolas des Gallards.

Der Cardinal von Lothringen bewies sich ausnehmend freundlich gegen Theodorus Beza und suchte ihn zu einer Privatdisputation zu bereden, um die Sache beizulegen, welches jener aber ablehnte. Zuvor überreichten die Pro-

1561 testanten eine Bittschrift, worin sie um eine vierfache Vergünstigung ansuchten: erstens, daß die Bischöfe und sonstigen Prälaten dem Religionsgespräche nur als Partei, aber nicht als Richter beiwohnten; zweitens daß der König, nebst seinen Staatsräthen, den Vorsitz führe; ferner, daß die heilige Schrift als einzige Richtschnur bei dem Streite zum Grunde gelegt werde; endlich daß man die Verhandlungen durch Notarien oder Geheimschreiber, über deren Personen sich beide Theile zu vereinigen hätten, aufzeichnen lasse. Da dieses Schreiben ohne Antwort blieb, wandten sie sich an die Königin; diese bewilligte ihre Bitte, mit dem Beifügen, daß ein Staatssecretair das Protocoll der Verhandlungen führen solle. Um die calvinistischen Geistlichen gegen die Wuth des Pöbels zu schützen, hatte sie dieselben von St. Germain nach Poissy geleiten lassen.

Noch einmal versuchte der Cardinal Tournon zu verhindern, daß der König der Versammlung beiwohne, weil er, bei seiner Jugend, von dem Gifte der Ketzerei angesteckt werden könne, allein Catharina wollte, daß es bei den getroffenen Anstalten bleibe.

Den 3. September also begann das viel erwartete Religionsgespräch zu Poissy. Der König Karl IX wohnte demselben bei mit seinem ganzen Hofe. Ihn begleiteten die Königin Catharina, der König von Navarra, die Prinzen des Hauses, die Prinzessin Margaretha, Karl's Schwester und die Staatsräthe; 6 Cardinäle und 40 Bischöfe erhöhten den Glanz der Versammlung. Schranken waren in dem Speisesaale des Klosters errichtet, innerhalb deren sich die Sitze für den Hof erhoben; hinter denselben befanden sich niedrige Sessel für die katholische Geistlichkeit; den calvinistischen Predigern aber verstattete man keinen Raum in den Schranken, sondern sie mußten vor denselben stehend sprechen [1].

[1] Fleury, hist. ecclés. T. XXXII. p. 94 sqq.

1561

Der junge König eröffnete die Sitzung mit einer kurzen Anrede, worin er die Versammlung aufforderte, Mittel zur Beseitigung der obwaltenden Unruhen aufzufinden. Der Kanzler Hopital nahm alsdann das Wort. Die gegenwärtigen Umstände, sagte er, verlangten eine schleunige Abhülfe, welche man von einer allgemeinen Kirchenversammlung nicht habe erwarten können, wo ausländische Geistliche, unbekannt mit den Sitten und Bedürfnissen Frankreichs, zu Gericht säßen. „Um unsere Streitigkeiten zu schlichten, fuhr er dann fort, brauchen wir nicht viele Bücher: die heilige Schrift ist hinreichend; nach dieser Richtschnur soll man unsern Glauben messen. Auch dürfen wir keinen so großen Widerwillen gegen die Protestanten haben; sie sind wiedergeboren in der heiligen Taufe und beten Christum an, wie wir. Fern sey also, daß wir sie ungehört verdammen sollten, wir wollen sie vielmehr mit Liebe aufnehmen und sie mit Sanftmuth auf den rechten Weg zurückführen, ohne Bitterkeit und Härte, denn allzugroße Strenge erzeugt große Fehlgriffe" [1]. Nachdem der Kanzler geendigt hatte, erhob sich der Cardinal Tournon und verlangte die eben gehaltene Rede schriftlich, damit er mit seinen Amtsbrüdern über deren Inhalt reiflicher nachdenken könne. Hopital verweigerte dieses kurz, weil jedermann seine Worte genugsam verstanden habe, denn er sah nur allzuwohl, daß man dadurch zur Verzögerung, vielleicht zur gänzlichen Hintertreibung des Gesprächs Veranlassung nehmen wolle, da er freilich nicht nach dem Sinne des Clerus gesprochen hatte. Catharina forderte alsdann Theodorus Beza auf zu sprechen.

Beza ließ sich zuerst auf die Knie nieder, sprach ein langes und feuriges Gebet, welches mit dem Vaterunser endete, dann erhob er sich wieder und richtete seine Rede zuerst an den König. Er trug in der Kürze das Glaubensbekenntniß seiner Kirche vor und die Artikel, in

[1] Thuanus, T. I. L. XXVIII. p. 564.

1561
welchen sie mit der römischen übereinstimmt; dann sprach er bittere Klagen aus über die Härte, mit welcher die Protestanten als Rebellen und Aufrührer von den Gerichtshöfen verfolgt würden, da sie doch in ihren Versammlungen nichts, als die Erbauung und Besserung des Herzens, beabsichtigten. Endlich kam er auch zu den abweichenden Meinungen über die Sacramente. „Brod und Wein, sagte er, sind uns bei dem Abendmahle die äußeren Zeichen des Leibes und Blutes unsers Herrn; eine himmlische und übernatürliche Verwandlung muß dabei allerdings stattfinden; doch diese Verwandlung ereignet sich nicht an den sichtbaren Zeichen des Leibes unsers Herrn, sondern in dem Gemüthe dessen, welcher dem Tische des Herrn würdig naht. Die Verwandlung des Brodes und Weines (Transsubstantiation) liegt nicht in den Worten unsers Heilandes und widerspricht seiner menschlichen Natur und seiner Auferstehung; ja, die leibliche Gegenwart desselben ist von dem Abendmahle eben so weit entfernt, als es der Himmel von der Erde ist." Bei diesen Worten unterbrach ein lautes Murren der katholischen Geistlichen den Redner. „Er hat Gott gelästert!" riefen sie aus einem Munde. Der Cardinal Tournon erhob noch einmal Klagen, daß man diesen Neuerern zu reden erlaubt, da man wohl hätte voraussehen können, was sie vorbringen würden; dann aber beschwor er den jungen König mit einer vor Zorn bebenden Stimme, dem, was er eben vernommen, keinen Glauben beizumessen, sondern der Religion seiner Väter treu zu bleiben, und nur abzuwarten, bis man diese irrigen und ketzerischen Meinungen werde widerlegt haben. Catharina machte dem Aufstande ein Ende, indem sie befahl, den Redner wenigstens vollenden zu lassen [1]. Beza nahm also das Wort von Neuem und sagte, daß seine Kirche die Taufe, so wie das Abendmahl, als die zwei einzigen Sacramente anerkenne, weil sie auf dem ausdrücklichen Befehle

---

[1] Fleury, hist. ecclés. T. XXXII. p. 99. seqq.

Jesu beruhen; was aber die katholische Kirche außerdem 1561
noch unter die Sacramente rechne, als die Ehe, die Priesterweihe und dergl., verdiene diesen Namen nicht, weil es nicht durch die heilige Schrift dahin gerechnet werde. Eine Kirchenzucht, in Fasten oder sonstigen Uebungen bestehend, könne, nach Beschaffenheit der Umstände, nützlich seyn, doch sey sie nicht unumgänglich nöthig.

Nach Beendigung dieser ersten Sitzung verlangte der Cardinal von Tournon, nebst mehreren Andern, aufs Neue die Verhandlungen jetzt abzubrechen, aber der Cardinal von Lothringen wollte sich seinen vorhabenden Triumph nicht nehmen lassen, daher versammelte man sich den 16. September vor denselben Personen zum zweiten Male.

Der Cardinal von Lothringen hielt jetzt eine lange, wohl vorbereitete, Rede, worin er von der *Kirche* und dem *Abendmahle* handelte. Erstere sey die oberste Schiedsrichterin in Glaubenssachen, denn weil sich die heilige Schrift nicht selbst erklären könne, so sey ein lebendiger Richter und Dolmetscher nöthig, welcher durch sein Ansehen über den wahren Sinn und das rechte Verständniß derselben entscheide. Daher wäre selbst der König nur ein Mitglied, keinesweges ein Haupt der Kirche, zum Gehorsam gegen dieselbe und ihre Diener verpflichtet. Zwar bestehe die Kirche nicht aus lauter Auserwählten, denn auf der Tenne des Herrn sey das Unkraut dem Weizen beigemischt, allein die *allgemeine* Kirche könne nicht irren, daher müsse man in zweifelhaften Fällen seine Zuflucht zu ihr nehmen; die Beschlüsse der Concilien, die Meinungen der Kirchenväter räumten zwar der heiligen Schrift den ersten Platz ein, aber nur nach der Auslegung und Erklärung der Kirche.

Im Betreff des Abendmahls, fuhr er fort, ist es äußerst gefährlich, sich von der Erklärung desselben, wie sie die Kirche gibt, zu entfernen. Erlaubt man zu klügeln über ein so heiliges Geheimniß (Mysterium) und zu deuteln, so öffnet man Streitigkeiten, die kein Ende neh-

1561
men, Thor und Thür; will man die Erklärung der Protestanten annehmen, so wird man sich nimmer vereinigen. Und, wenn die Katholiken sagen, der Leib Jesu sey, nach seinem natürlichen Umfange, im Himmel und auf eine andere Weise auch bei dem Sacramente, so liegt hierin kein, den Denkgesetzen (à la philosophie) widerstrebender, Widerspruch; denn warum sollen wir uns nicht denken können, daß ein Körper an mehrern Orten zugleich gegenwärtig sey! Wenn also, schloß er, den Theodorus Beza parodirend, die Protestanten nichts anderes zu entgegnen haben, so bin ich von ihrer Meinung eben so weit entfernt, als der Himmel von der Erde. Ein lautes Beifallrufen der katholischen Geistlichen ertönte; alle erhoben sich, schlossen einen Kreis um den König, versicherten, daß sie bei dieser Lehre leben und sterben wollten, und der Cardinal von Tournon ermahnte jetzt den jungen König mit Salbung, bei diesem Glauben ewiglich zu verharren. Beza ersuchte zwar die Königin, daß es ihm vergönnt seyn möge, dem Cardinal sogleich zu antworten, allein die Sitzung ward aufgehoben und für eine andere Zeit verschoben. Die Katholiken rühmten sich, einen vollständigen Sieg davon getragen zu haben [1].

Der König wohnte keiner Sitzung mehr bei. Die Königin ließ durch einen engern Ausschuß der beiden Parteien die Unterhandlungen in ihrer Gegenwart noch fortsetzen, in welchen man mit Heftigkeit disputirte, ohne zu einer Vereinigung zu kommen. Insonderheit ließ sich der Jesuit Jacob Lainez, zweiter General des Ordens, welchen der Legat abordnete, mit Hitze vernehmen. Zuerst wendete er sich an die Königin selbst und sagte, nichts sey gefährlicher, als mit Ketzern von Vergleichen zu sprechen, oder sie auch nur anzuhören. Die heilige Schrift nenne sie selbst reißende Wölfe, die in Schafskleidern kommen, Füchse, welche den Weinberg Gottes verderben; sie wären

---

[1] Fleury, hist. ecclés. T. XXXII. p. 102 seqq. Thuanus, T. I. L. XXVIII. p. 566 seqq.

1561

Ungeheuer und Affen; schon vor vielen Jahrhunderten hätten sie die Kirche durch Trug, Heuchelei und Falschheit in Verwirrung gebracht. Uebrigens, fuhr er fort, bedenken Ew. Majestät, daß weder Sie, noch irgend ein Fürst, das Recht hat, in Glaubenssachen zu entscheiden; dieses steht allein der Kirche zu und dem heiligen Vater; eine allgemeine Kirchenversammlung ist jetzt eröffnet, dorthin hat man sich zu wenden." Die plumpe Rede dieses Jesuiten mißfiel der Königin sehr, allein in Rücksicht auf den Legaten, welcher ihn geschickt hatte, verbarg sie, mit Selbstbeherrschung, ihren Unmuth. Dieser ward noch vermehrt, da sie bald bemerkte, daß alle Unterhandlungen zu keinem Ziele führten. Es war Catharinen diesmal wirklich Ernst gewesen, Frieden zu stiften, welches aber gänzlich mißlang. Bis in den Monat November verzögerten sich die Unterredungen, nach welchen sich beide Parteien, wo möglich noch erbitterter als vorher, trennten. So endigte sich das, mit so vielen Anstalten verordnete und mit so großen Erwartungen begonnene, Religionsgespräch zu Poissy. Es war dieses das erste Mal, daß man den Protestanten gestattete ihre Meinung öffentlich vorzutragen und zu vertheidigen. Viele hatten gehofft, die Protestanten von Frankreich wenigstens zur Annahme der Augsburgischen Confession zu vermögen, welches der König von Navarra, so wie auch Catharina und Hopital wünschten, und sogar der Kardinal von Lothringen billigte einige Artikel derselben; er trat aber bald darauf zurück, und dieser Versuch einer Vereinigung streitender Religionsparteien endigte, wie alle frühern, mit einer nur vermehrten Entfremdung der Gemüther.

Noch verweilten die Bischöfe einige Zeit zu Poissy, um die, dem Könige versprochene, Summe anzuweisen. Die Geistlichkeit von Frankreich verpflichtete sich, an den Schatz 9 Millionen 600,000 Livres binnen 6 Jahren zu zahlen, zum Wiederkaufe der Domainen und zur Einlösung der verpachteten Salzsteuer und anderer Zölle.

1561 Der Jesuit Lainez zog ebenfalls einen gewichtigen Vortheil von seiner Anwesenheit bei dem Religionsgespräche, denn er brachte es dahin, daß man den Jesuiten jetzt auch in Paris Collegien zu haben erlaubte, was bisher verweigert worden war. Verschiedene Anordnungen, die Kirchenzucht betreffend, machten den Beschluß dieses geistlichen Vereins, wobei man unter andern gebot, auf der Orgel nur geistliche Sangweisen zu spielen; daß die Geistlichen keine Gelage und Schmausereien halten sollten; daß man unanständige Bilder, oder abergläubische und lächerliche Mährchen darstellende Gemälde aus den Kirchen entferne, auch das Volk belehre, daß die Bilder an sich nicht angebetet würden, auch keine helfende Kraft hätten, sondern nur zur Erinnerung an Gott und seinen Sohn dienten. Die Klostergelübde wurden für das weibliche Geschlecht auf das 16. und für das männliche auf das 18. Jahr festgesetzt.

Siebzehntes Capitel.

Philipp's II beginnender Einfluß auf die Angelegenheiten Frankreichs; der König von Navarra von der Partei der Katholiken gewonnen; Versammlung der Notabeln zu St. Germain; das Edikt vom Januar.

Mit Besorgniß vernahm Catharina, daß Philipp II. im höchsten Grade aufgebracht sey über das Religionsgespräch von Poissy. Um ihn zu besänftigen, schickte sie drei Abgeordnete an ihn, wovon zwei Bischöfe waren. Nur mit Mühe brachte es Elisabeth, Philipp's Gemahlin, dahin, daß sie vorgelassen wurden. Der Etiquette zwar gemäß, aber äußerst kalt, empfing sie Philipp. Sie stellten demselben vor, daß man durch die Bewil-

1561
ligung jenes Gesprächs nur der Nothwendigkeit, nicht aber den Protestanten nachgegeben habe, und nächstens würden mehrere Bischöfe zu dem Tridentinischen Concilium abreisen, indem man nicht mehr daran denke, ein Nationalconcilium zu halten. Doch das befriedigte Philipp II. nicht, er bemerkte, jene Nachgiebigkeit wäre ihm darum so unangenehm, weil die Calvinisten der Niederlande leicht eine ähnliche Forderung machen dürften, wodurch, bei der nothwendigen Verweigerung, eine Empörung entstehen könne. Er wies die Gesandten sodann an den Herzog von Alba. Deutlicher sprach dieser die Gesinnung seines Herrn aus. Mit dem größten Schmerze habe dieser die Lauheit bemerkt, womit man die wichtigsten Lehren der Religion behandle; es sey nicht mehr Zeit, Rücksicht auf Geburt oder Stand zu nehmen, und wenn die vorhergehenden Könige die Ketzerei nur durch die Gewalt der Waffen hätten zügeln können, so werde die Nachgiebigkeit bei einem unmündigen Könige nimmermehr etwas fruchten; Se. Majestät bäten seine Schwiegermutter inständig, auf nachdrückliche Mittel zu denken, dem täglich wachsenden Uebel zu steuern; wenn sie dieses vernachlässige, so sey Philipp entschlossen, alle seine Macht anzuwenden, um schlimmen Folgen zuvorzukommen; man werde ihm keinen Friedensbruch vorwerfen dürfen, denn die spanischen Soldaten würden nur zum Dienste und zu den Befehlen des Königs von Frankreich seyn. Noch kürzer war der Bescheid auf das Gesuch des Königs von Navarra wegen der gänzlichen Wiederherstellung seines Reichs. Dieses würde geschehen, antwortete Alba, wenn Anton von Bourbon die Ketzer ausrotte und seinen Bruder Condé, so wie die Coligny's bekämpfe. So wurden die französischen Gesandten abgefertigt. Sie entdeckten auch jetzt schon die ersten Anfänge jener Ligue, später so unheilbringend für Frankreich; vor dem Anfange des Religionsgesprächs zu Poissy nämlich hatte der höhere katholische Adel von Frankreich, so wie die

1561 Geistlichkeit ein Bittschreiben an Philipp von Spanien ergehen lassen, worin sie ihn zum Schutze des katholischen Glaubens in Frankreich aufforderten und ihre Hülfe und Mitwirkung zusagten.[1]. Aus Philipp's und seines Ministers Worten ging nur zu deutlich hervor, wie geneigt man diesen Vorschlägen sey.

Bald darauf erschien ein spanischer Abgeordneter am Hofe Karl's IX., um den Einfluß Philipp's zu unterhalten und zu vermehren. Vornehmlich aber war ihm aufgetragen, den König von Navarra für die Partei der Katholiken zu gewinnen. Dessen Leichtgläubigkeit und Ehrgeiz ebneten ihm den Weg. Mit dichterischen Farben eröffnete ihm der schlaue Manriquez eine bezaubernde Aussicht in die Zukunft. Wenn sich der König von Navarra, so sprach er, wiederum zur katholischen Kirche bekenne und öffentlich als Beschützer der katholischen Partei aufträte, so seyen seine Wünsche alle so gut wie erfüllt. Er könne sich dann von seiner Gemahlin, Johanna d'Albret, als einer Ketzerin, scheiden lassen und sich mit Maria Stuart vermählen. Diese habe gegründete Ansprüche auf die Krone Englands, deren Elisabeth verlustig gehe, weil sie nicht katholisch sey. Philipp II. werde alle seine Macht aufbieten, dieses zu bewerkstelligen, so wie die Guisen auch Frankreich zur Mitwirkung bewegen wollten. An der Hand einer schönen und liebenswürdigen Gemahlin werde er drei Kronen auf seinem und ihrem Haupte vereinigen, die von England, von Navarra u. von Sardinien, denn diese Insel wolle ihm Philipp abtreten. Reichliche Viehweiden, zahlreiche Heerden von Pferden und Rindern, ein trefflicher Boden, gesegneter Getreidebau, eine starke Bevölkerung, viele reiche, Handel treibende Städte machten diese Insel zu einer der reizendsten und ergiebigsten der Welt; da sie übrigens so nahe bei Afrika liege, so würde es nur von

[1] Fleury hist. ecclés. T. XXXII. p. 133. Thuanns T. 1. l. XXVIII. p. 569.

1561
dem Willen des künftigen Beherrschers derselben abhängen, sich dort so viele Provinzen zu erobern, als ihm beliebe. Diese, einem Feenmährchen nicht unähnlichen, Verheißungen bethörten den leichtgläubigen Anton von Bourbon. Und als ihm der listige Spanier auf der andern Seite vorstellte, wie wenig ein König von Navarra im Stande sey gegen Spaniens Monarchen gewaffnet in die Schranken zu treten, wie wenig er hierbei auf Frankreichs Beistand rechnen dürfe, da Catharina nimmermehr einen Krieg gegen ihren Schwiegersohn gestatten würde; endlich, es sey nicht unmöglich, daß die Krone von Frankreich einst an das Haus Bourbon übergehe, wozu es aber nur Ansprüche und Hoffnung habe, wenn es sich zur katholischen Kirche bekenne, so ließ er sich verblenden und zur andern Partei hinüberführen. Der Same der Zwietracht sproßte wuchernd zwischen ihm und seinen Blutsverwandten, dem Prinzen von Condé und den Coligny's; der bald entbrennende Krieg nöthigte ihm die Waffen gegen die eigenen Glaubensgenossen in die Hand; der König von Spanien aber, nachdem er diesen Gegner unschädlich sah, dachte nicht daran, auch nur eine einzige jener Verheißungen wahr zu machen, und so glich der König von Navarra bis an seinen Tod einem Wanderer, den ein trügerisches Irrlicht in bodenlosem Sumpfe vom rechten Pfade ablockt.

Die Zahl der Protestanten wuchs indessen ohne Unterlaß. Trotz des Edikts vom Julius versammelten sie sich dennoch zu ihrem Gottesdienste, welchen sie fast öffentlich hielten. Da sie an vielen Orten die stärkere Partei waren, so erlaubten sie sich auch manche Ausschweifungen. Sie drangen in die katholischen Kirchen ein, zerbrachen die heiligen Bilder und bemächtigten sich sogar einiger Kirchen zu ihrem Gebrauche. So fielen in einer Vorstadt von Paris, so in Dijon blutige Händel vor, wobei auf beiden Seiten viele Menschen das Leben verloren. Der Hof wagte jetzt nicht mehr, ge-

1562 waltsame Gegenmittel zu befehlen, und bequemte sich endlich zu einer Versammlung der Notabeln zu St. Germain den 16. Januar 1562, um den wachsenden Unordnungen Einhalt zu thun. Die beiden Guisen verließen den Hof; der Herzog ging nach Joinville in Champagne, der Cardinal aber nach Rheims.

Der Kanzler Hopital bemerkte in seiner Rede, daß die bisherige Strenge, anstatt die Zahl der Protestanten zu vermindern, dieselbe im Gegentheil nur vermehrt habe. Führe man fort, sie zu bedrücken, so werde man den Vater gegen den Sohn, den Gatten gegen die Gattin bewaffnen. Es sey jetzt nicht mehr die Frage, welche von beiden Religionen die bessere, sondern, ob es gerathen sey, den Calvinisten zu erlauben, sich zu versammeln. Die Religion und die öffentliche Ordnung seyen zwei ganz verschiedene Dinge. Man könne ein guter Bürger und ein irrgläubiger Christ seyn; auch die sogenannten Ketzer blieben Franzosen und Unterthanen des Königs, und da die Gesetze gemischte Ehen erlaubten, so könnten sie auch eben so gut, der allgemeinen Ruhe wegen, von ihrer Strenge etwas nachlassen. Hierauf sammelte er die Stimmen, und die Mehrheit war für die Zurücknahme des Edikts vom Julius, durch welches die Versammlungen der Calvinisten verboten waren. Selbst der Marschall von St. André und der Kardinal von Tournon gaben ihre Zustimmung[1] Die Abfassung des Edikts vom Januar, den 17., war die Folge dieser Berathung, deren Inhalt folgender ist. „Die Protestanten geben den Katholiken unverzüglich die Kirchen und sonstigen Besitzthümer zurück, deren sie sich angemaßt haben und lassen sie im ungestörten Genusse derselben; sie zerstören künftig nicht mehr die Bilder, Kreuze oder Gemälde und enthalten sich alles dessen, was Aergerniß geben kann — bei unausbleiblicher Todesstrafe; die Protestanten können ihre

[1] Fleury, hist. ecclés. T. XXXII. p. 195.

1562
Versammlungen zu keiner Zeit innerhalb der Städte halten; bis zur Berufung eines allgemeinen Conciliums, oder bis der König anderes verordnet, soll ihnen ungehindert erlaubt seyn, sich außerhalb der Städte zu versammeln; Obrigkeiten und Richter sollen sie vor Beleidigungen schützen und die Uebertreter strafen, von welcher Religion sie auch seyn mögen; hierbei soll jedermann hülfreiche Hand leisten; wer einem Schuldigen Vorschub leistet, bezahlt 1000 Goldthaler, oder wird ausgepeitscht; niemand darf den andern, der Religion wegen, antasten, oder mit verhaßten Namen belegen; die protestantischen Geistlichen nehmen niemanden in ihre Gemeinde auf, ohne vorher genaue Nachfrage über dessen Leben und Sitten gehalten zu haben; würde er eines Verbrechens schuldig befunden, so zeigen sie ihn der Obrigkeit an, auch werden sie den Beamten Achtung und Gehorsam beweisen, welche in ihre Versammlungen kommen, um einen Schuldigen zu verhaften, oder zu hören, welche Lehren man daselbst vorträgt; nur in Gegenwart einer obrigkeitlichen Person können sie Synoden oder Berathungen halten. Den Protestanten ist weder erlaubt Truppen zu werben, noch Verträge zu schließen, oder Gelder zu sammeln, es sey zum Angriffe oder zur Vertheidigung; ihre Prediger enthalten sich in ihren Vorträgen aller Angriffe gegen die Katholiken, so wie diese auch gegen jene; niemand soll beleidigende Flugschriften verkaufen oder verkaufen lassen, gegen wen es auch seyn mag." [1] Das Parlament zu Paris weigerte sich, dieses Edikt einzutragen, und gehorchte erst bei der dritten Aufforderung. Dem Uebel ward dadurch aber nicht abgeholfen. Mit verbissenem Grimme sahen die Katholiken auf die Freiheiten, welche man den verhaßten Calvinisten bewilligt hatte, mit triumphirender Freude trugen jene sie geflissentlich zur Schau; die Gemüther erhitzten sich immer mehr, das

[1] Thuanus. T. I. L. XXIX. p. 586.

1562
Gefäß war bis zum obersten Rande gefüllt, ein einziger Tropfen mehr, und es rann über.

Achtzehntes Capitel.

Das Blutbad zu Vassy; Folgen desselben; Bestreben beider Parteien, sich der Person des Königs zu bemächtigen; Condé tritt öffentlich als Haupt der Hugenotten auf; Ausbruch der Feindseligkeiten; Grausamkeiten von beiden Seiten; Bündnisse mit dem Auslande.

Der König von Navarra befand sich in Paris und, um sich seinen neuen Verbündeten zu empfehlen, wendete er alle seine Macht an, die dortigen Calvinisten zu beschränken. Diese hatten an dem Prinzen von Condé, der ebenfalls in der Hauptstadt lebte, einen kräftigen Vertheidiger, wobei er sich auf die Vergünstigungen des Edikts vom Januar bezog. Seine Entfernung lag daher dem Könige von Navarra, seinem Bruder, sehr am Herzen. Ueberzeugt jedoch, daß er diese nicht allein werde bewirken können, schrieb er an den Herzog von Guise und den Connetable von Montmorency, mit Truppenmacht sobald als möglich nach Paris zu kommen. Der Herzog brach ungesäumt mit einem starken Gefolge auf. Sein Weg führte ihn durch das Städtchen Vassy in Champagne. Den ersten März, in den Stunden des Vormittags, befand er sich in dessen Nähe und war verwundert, läuten zu hören. Durch Vorübergehende vernahm er, daß sich die daselbst wohnenden Protestanten zu ihrem Gottesdienste versammelten. Ein wilder Jubel verbreitete sich unter seinem Troß, als ging es einer reichen Beute entgegen. In dem Städtchen wurde der Herzog aufgehalten 60 Mann leichter Reiter einer daselbst lie-

1562
genden Compagnie zu seiner Begleitung auszuwählen und sich mit den Obrigkeiten des Orts zu besprechen; diese Zeit benutzten seine Leute, um den Gottesdienst der Calvinisten zu sehen, welcher in einer Scheune gehalten wurde. Sie begannen selbige durch Schimpfworte zu verhöhnen und zu beleidigen, welche jene erwiederten. Ein Hagel von Steinen erfolgte hierauf von den Guisischen, und als man die Thore der Scheune verschloß, sprangen sie von ihren Pferden, zerschlugen die Thore und hieben ohne Barmherzigkeit auf die versammelte Gemeinde, worunter sich Weiber, Kinder und Greise befanden, ein. Ein klägliches Jammergeschrei verkündigte der Nachbarschaft und zuletzt auch dem Herzoge von Guise den Mordanfall. Er eilte herbei, der Unordnung zu steuern, da erhielt er einen Steinwurf ins Gesicht, der ihn jedoch nur leicht verwundete; dennoch sahen seine Diener das Blut ihres Herrn fließen, und nun vermochte nichts mehr ihre Wuth zu zügeln. Der Herzog bat, befahl und drohte, alles vergebens, sie setzten ihre Metzelei fort, bis niemand mehr vorhanden war; mehr als 60 Personen blieben todt auf dem Platze, über 200 wurden mehr oder minder schwer verwundet, oder im Gedränge verletzt [1]. Der Herzog berief darauf die obersten Behörden des Städtchens vor sich und ließ sie hart an, daß sie dergleichen Versammlungen gestatteten. Sie entschuldigten sich mit dem letzten Edikt vom Januar, welches dieselben erlaube. „Geduld, rief er aus, dieses Edikt, dessen Band so fest ist, soll bald die Schärfe von diesem hier, auf sein Schwert schlagend, erfahren [2]. In aller Eile ward dann eine Untersuchung angestellt, von Leuten, die in seinem Solde standen, welche denn auch durch zusammengeraffte Zeugen glücklich herausbrachten, daß die Protestanten die Beleidigungen zuerst angefangen hätten. Und mit dieser Gewaltthätigkeit, deren allerdings

[1] Thuanus, T. I. L. XXIX. p. 588.
[2] Davila, hist. des guerres civiles T. 1. L. III.

1562 genug ähnliche bereits vorgefallen waren, brach nun der Bürgerkrieg in lichten Flammen aus, denn den Sturz des wankenden Felsens bewirkt zuletzt ein einziges, aus seiner Lage gerücktes, Sandkorn. Länger als 30 Jahre erfuhr Frankreich fortan, mit kurzen Unterbrechungen, die Greuel, den Jammer und das Elend, welche über ein Volk kommen, wenn Fanatismus mit den übrigen Furien des Krieges Hand in Hand geht. Tausendfach vergrößernd trug das Gerücht das Blutbad von Vassy nach allen Gegenden, und über alle Beschreibung war die Entrüstung in den Gemüthern der Verfolgten. „Das Edikt vom Januar ist vernichtet, hieß es allgemein; nichts bleibt jetzt mehr übrig, als Gewalt gegen die Gewalt. Rouen griff zu den Waffen und Angers, Vendome, Blois, Tours, Poitiers, Angouleme, Lyon, Valence, fast alle Städte vom Dauphiné und ein großer Theil von Languedoc und Guyenne, wo die Calvinisten die lange erduldeten Beschimpfungen und Bedrückungen durch eine wilde Zerstörung der Heiligenbilder, Reliquien und Altäre in den katholischen Kirchen rächten, sich auch oft mit dem Blute der Priester und Mönche befleckten, welches die Katholiken, ihrer Seits, bei Gelegenheit erwiederten, denn in Sens an der Yonne wurden über 100 Calvinisten, jedes Geschlechts und Alters, ermordet und in den Fluß geworfen.

Der König befand sich eben mit seiner Mutter in dem Schlosse Monceaux, bei Meaux, als die Vorfälle von Vassy berichtet wurden. Auch der Prinz von Condé war am Hofe. Mit Ungestüm drang dieser in die Königin, zum warnenden Beispiele eine strenge Strafe über die Urheber solcher Greuel zu verhängen, wolle sie nicht die Verantwortlichkeit der unausbleiblichen Folgen tragen, vor allem aber müsse man denen den Eintritt in Paris versagen, an deren Händen noch das Blut der unschuldig Hingemordeten hafte.

Catharina fühlte jetzt abermals die Pein der Unschlüssigkeit. Nur zu gut kannte sie den Einfluß der

1562

Guisen und die Ueberlegenheit ihres Geistes; vereinigte sich der König von Navarra noch mit ihnen, so konnte es um ihre Herrschgewalt geschehen seyn, was ihr bitterer als der Tod erschien. Zunächst stellte sie sich gegen den Prinzen von Condé an, als würfe sie sich unbedingt in seine Arme; dann schrieb sie dem Könige von Navarra, in Paris zu bleiben, um über die öffentliche Sicherheit zu wachen; den Anhängern des Herzogs von Guise verbot sie, nach Paris zu kommen, während sie den Herzog selbst schriftlich aufforderte, zu dem Könige, doch ohne großes Gefolge, zu eilen. Trocken antwortete ihr dieser, er habe keine Zeit, zu dem Könige zu kommen. Und als sie den Marschall von St. André, den schlauesten Rathgeber des Triumvirats, nach Lyonnois verschicken wollte, erwiederte dieser mit hochfahrendem Tone, seine Pflicht gebiete ihm, unter gegenwärtigen Umständen in der Nähe des Königs zu bleiben.

Es kamen auch Abgeordnete der Protestanten von Paris nach Monceaux, und Theodorus Beza mit ihnen, ihre Klagen über die Mordscene von Vassy vorzutragen. Gütig empfing sie Catharina, mit Härte aber der König von Navarra, welcher sich, der Abmahnung ungeachtet, nach Hofe begeben hatte. „Die Protestanten, sagte er, hätten den Herzog zuerst beleidigt, welcher nicht gesonnen sey, solches zu dulden.“ Entschlossen erwiederte Beza, wenn dem so wäre, hätte der Herzog von Guise wohl seine Gewalt anwenden mögen, auf dem Wege des Rechts Genugthuung zu erhalten, aber nicht seinen Leuten gestatten sollen, eigenmächtig Rache zu nehmen; die protestantische Kirche pflege lieber Unrecht zu leiden, als zu thun, doch sey sie ein Amboß, auf welchem bereits mehrere Hämmer zerbrochen wären [1].

---

[1] Thuanus, T. I. L. XXIX. p. 589.

1562 Unterdessen hielt der Herzog von Guise seinen Einzug in Paris unter Begleitung von Montmorency, St. André und des Herzogs von Aumale, seines Bruders, und ward unter dem lauten Jubel des Volkes empfangen.

Jetzt bestrebte sich jede Partei den Schein des Rechts auf ihrer Seite zu haben; diejenige, welche den König in ihrer Mitte hatte, war im Besitze dieses Vortheils, darum dachten beide darauf, sich der Person des jungen Königs zu bemächtigen. Catharina argwöhnte dieses; um sich also vor gewaltsamen Ueberfalle zu sichern, verließ sie ihr Lustschloß und ging mit ihrem Sohne nach Melun, indem sie fortwährend einen geheimen Briefwechsel mit Condé unterhielt und sich seinem Schutze empfahl. Der Vorsteher der Kaufmannschaft von Paris erschien hier vor ihr, mit der Bitte, den König ohne Aufschub nach Paris zu führen, weil sonst die größten Bewegungen zu besorgen stünden. Catharina, um Zeit zu gewinnen, versprach, es solle bald geschehen, und um den Schein der Furcht zu vermeiden, ging sie mit ihrer Familie nach Fontainebleau. Dieses benutzte das Triumvirat. Der König von Navarra, von den Guisen aufgemuntert, kam dahin und erklärte der Königin, er sey gekommen, den König Carl nach Paris zu führen, wo er vollkommen sicher seyn werde. Hier half kein Widerstreben; mit äußerlicher Heiterkeit fügte sich Catharina in das Unvermeidliche; der junge König aber vergoß Thränen während der unfreiwilligen Reise; bald langte er in Paris an, und jetzt war es dem Triumvirat gelungen, seine Gegner als Rebellen erscheinen zu lassen, denn Guise, nebst seiner Partei, verfügte und handelte fortan stets im Namen des Königs.

Nun zögerte der Prinz von Condé nicht länger, öffentlich als Haupt der Protestanten aufzutreten. Seine erste Sorge war, sich der Stadt Orleans zu bemächtigen. Unter mancherlei Verkleidungen begaben sich

1562
viele seiner Anhänger dorthin, die dortigen Protestanten verbanden sich mit ihnen. Der Bruder Coligny's, St. Andelot, stieß mit mehr als 2000 Reitern dazu, und so befand sich die Stadt ohne Blutvergießen in ihren Händen. Ein Schreiben von Condé forderte alle protestantischen Kirchen, deren Zahl man auf 2150 schätzte, zur thätigsten Mithülfe an Geld und Leuten auf, und Edelleute eilten nach allen Punkten, die nöthigen Anordnungen zu machen. In einem Manifeste setzte er die Gründe auseinander, welche ihn zu diesem Schritte bewogen hätten. Die beabsichtigte Unterdrückung der Protestanten liege am Tage; durch die Mordscene von Vassy, deren Anstifter Guise sey, habe dieser selbst den oft wiederholten Grundsatz gepredigt, daß, wer das Schwert einmal gegen seinen König ziehe, die Scheide wegwerfen müsse; er rufe die Königin zur Schiedsrichterin zwischen ihm, seinem Bruder und der Gegenpartei auf; sie möge denselben befehlen, die Waffen niederzulegen; dann wolle er mit den Seinigen ein Gleiches thun; als friedliche Bürger würden sie in ihre Behausungen zurückkehren und, wenn man das Edikt vom Januar beobachte, dort ruhig weilen, bis der König, zur Volljährigkeit gelangt, selbst nach den Gesetzen über die streitigen Punkte entscheide; verwerfe man aber diese Vorschläge, und fahre das Triumvirat fort, den Namen des Königs, der Königin und der obern Behörden zur Verfolgung seiner Glaubensgenossen zu mißbrauchen, so möge die Schuld der zu erwartenden Gräuel auf die Häupter der Urheber zurückfallen. Zugleich ließ er auch Schreiben an die protestantischen Fürsten Deutschlands ergehen, worin er sie um Hülfe und Beistand anrief; ein förmlicher Vertrag der Calvinisten von Frankreich mit dem Prinzen von Condé lag bei, worin sie diesen zu ihrem Oberhaupte erwählten und ihm Treue und Gehorsam bis in den Tod gelobten, zum Kampfe gegen das Triumvirat. In derselben Zeit machte auch Condé einen Vertrag bekannt, der zwischen dem Könige von Spanien

1562 und den Triumvir'n geschlossen worden sey, worin ersterer Truppen zur Bezwingung und Ausrottung der Protestanten versprach, auch der Papst und die katholischen Cantons der Schweiz demselben beitraten. So sehr dieses das Gepräge der Wahrscheinlichkeit aus innern Gründen trägt, so ist es doch historisch nicht ganz bewiesen [1], allein der Eindruck hiervon war in Frankreich und ganz Deutschland unbeschreiblich groß.

Ein Manifest von Paris aus erklärte zwar, der König und seine Mutter befänden sich in voller Freiheit, auch ließ man, nebst der Verzeihung alles Vergangenen, eine Bestätigung des Edikts vom Januar in allen Städten und Provinzen bekannt machen, allein es war zu spät, niemand maß solchen Verheißungen ferner Glauben bei; die entschlossensten Gemüther folgten dem Zuge der Rachsucht und Wuth, das ganze Reich stand in Flammen, und bald gab es keine Provinz, wo der Religionskrieg nicht mit tausendfachen Greueln gewüthet hätte.

Ein Heer der katholischen Partei sammelte sich bei Paris, und der König von Navarra, nebst dem Herzoge von Guise, Montmorency und St. André führten es nach Chateaudun an der Loire; 4000 Mann zu Fuß und 3000 schwer bewaffnete Reiter stark. Condé verließ auf diese Nachricht, Orleans mit 6000 Mann Infanterie und 2000 Reitern und schlug sein Lager 4 Stunden von der Stadt auf. Noch einmal bat Catharina um eine Unterredung mit demselben, wozu Condé bereit war. Zeit, Ort und Begleitung ward von beiden Seiten auf das Genaueste verabredet. Der Ort der Zusammenkunft hieß Touri; zu Anfange des Junius kam Catharina zu Pferde unter dem Schutze von 36 Reitern dahin; eine gleiche Anzahl folgte dem Prinzen, bei welchem sich auch Coligny befand. In einer Entfernung von 800 Schritten machten die Begleiter Halt, aus Besorgniß, es könnte zwischen denselben von Worten zu Thaten kom-

[1] Thuanus, T. I. L. XXIX. p. 593.

1562

men, die Königin aber und der Prinz trafen sich in der Mitte. Doch ein Schauspiel ganz unerwarteter Art ereignete sich. Die begleitenden Reiter erkannten in den gegenüberstehenden Reihen Vettern, Brüder, Verwandte und Freunde. Inständig baten sie ihre Führer, sich nähern zu dürfen; ungern gestattete man es endlich, aber mit zärtlicher Ungeduld stürzten sich diese feindlichen Kämpfer in die Arme. Jeder beschwor den andern, keinen Theil zu nehmen an diesem thränenvollen Kriege, wo Sieger und Besiegte gleich unglücklich seyn müßten. Rührend in der That war der Anblick, wie sich jetzt Landsleute und Verwandte liebevoll die Hände reichten, welche auf den ersten Wink den Mordstahl auf einander zücken sollten.

Zwei Stunden dauerte die Unterredung zwischen Condé und der Königin. Jener verlangte die Entfernung der Triumvir'n vom Hofe und die Beobachtung des Edikts vom Januar. Catharina erwiederte, daß sie ersteres nicht wolle und letzteres nicht könne, und so trennten sich endlich Beide mit der neuen Ueberzeugung, daß nur die Schärfe des Schwertes den immer mehr verwickelten Knoten zu lösen vermöchte. Noch dauerten die Unterhandlungen eine Zeit lang fort, vermehrten aber die Erbitterung nur; beide Armeen vermieden eine Schlacht, fingen aber an, einzelne Städte anzugreifen und mit schonungsloser Grausamkeit zu behandeln. Die strengste Disciplin herrschte anfangs im Lager des Prinzen von Condé. Die Geistlichen, deren sich bei jeder Compagnie einer befand, versammelten die Soldaten zum Morgen- und Abendgebete und hielten außerdem oft Gottesdienst unter Absingung der Psalmen; kein Geschrei kein rohes Fluchen und Lästern ward gehört; Hazardspiele, liederliche Dirnen waren streng verboten, niemand durfte sich aus dem Lager entfernen, jedes Vergehen ward nachdrücklich bestraft, und der Landmann wohnte sicher in seiner Hütte. Aber diese musterhafte Ordnung verschwand leider kurz nach dem Beginnen der Feindseligkeiten, und die Führer vermochten dann nicht mehr, die

1562
Raub- und Plünderungssucht des gemeinen Kriegers zu zügeln. Hiervon sah man in Tours ein trauriges Beispiel, wo die Calvinisten insonderheit die, an kostbaren Gefäßen und Reliquien reiche, Martinskirche ausplünderten und, was die Katholiken am Meisten erbitterte, den Körper des heiligen Martin, welcher daselbst aufbewahrt wurde, verbrannten, aus dessen bleiernem Sarge aber Kugeln gossen. Dagegen erfuhren die Städte Blois, Bourges u. m. a. gleiche Mißhandlungen, deren sich die Katholiken bemächtigten. Das Parlament von Paris erließ ein donnerndes Edikt gegen die Protestanten, worin jeder gute Katholik aufgefordert ward, die Waffen gegen dieselben zu ergreifen, und sie, wie wilde Bestien, auszurotten, wo und wie man sie fände, welches die Geistlichen dem Volke von den Kanzeln herab vorlasen. Dieses löste die letzten Bande der Ordnung auf. Alles Gesindel aus den Städten rottete sich zusammen, durchschwärmte das Land und verübte Greuel, vor welchen das Menschengefühl erzittert; die Bauern verließen den Pflug, wählten sich ebenfalls Anführer und sättigten ihre rohe Plünderungs- und Zerstörungswuth, so viel sie nur vermochten.

Ein ermüdendes Einerlei würde es seyn, die Gräuel in ihren Einzelnheiten aufzuzählen, welche sich in jeder eroberten Stadt schauderhaft wiederholten, und wodurch der traurige Erfahrungssatz bestätigt wird, daß die Menschenmasse unter das Raubthier in der Wüste hinabsinkt, wenn sie nicht der Zwang der Gesetze zügelt. Nur ein Beispiel stehe hier statt vieler. Die Stadt Orange, unweit Avignon, wurde durch die Katholiken mit Sturm genommen. Nicht genug, daß bei dem ersten Eindringen ohne Unterschied alles niedergemacht wurde, verübten die Sieger mit höllischer, planmäßiger Grausamkeit die verruchtesten Frevel an den Einwohnern, welche nach und nach aus ihren Schlupfwinkeln hervorgezogen wurden. Einige tödtete man durch kleine, in langen Pausen wiederholte Dolchstiche, damit sie die Qualen des

1562

Todes bis auf die letzte Hefe schmecken möchten; andere stürzte man aus den Fenstern und fing sie mit Piken und bloßen Degen auf; noch andere befestigte man an den Gestellen der Feldkessel und briet sie lebendig bei langsamen Feuer; einige wurden wie Schlachtvieh in kleine Stücke zerhackt; die Kranken und Siechen im Hospitale wurden aus ihren Betten gerissen und ermordet. Das Loos der Frauen aber war am schauderhaftesten. Nachdem sie durch diese entmenschten Kannibalen hingeopfert waren, hing man ihre Leichname entkleidet öffentlich auf, unter Verspottungen, für welche die gesittete Sprache keine Worte hat [1]. Den Müttern rissen die Soldaten die Kinder von den Armen und schossen nach ihnen als nach dem Ziele; nicht nur junge Mädchen, sondern auch Knaben waren den Anfällen dieser Thiermenschen ausgesetzt.

Dieses weckte die Rache der Calvinisten, und auch sie ließen es nicht an Grausamkeiten fehlen. Insonderheit zeichnete sich hierin ein Baron des Adrets aus, ein erfahrner Kriegsmann, aber von einer harten und gefühllosen Seele. Durch jene Gewaltthätigkeiten zur Wuth entflammt, brach er mit einer Truppenabtheilung von Grenoble auf und nahm Montbrison, welches die Katholiken inne hatten, unter fürchterlichem Blutvergießen weg. Ein Theil der Einwohner flüchtete sich in ein festes Schloß; auch dieses erstürmte des Adrets, ließ die eine Hälfte der darin befindlichen enthaupten, die andern aber auf einen hohen Thurm führen, von wo sie einzeln in seiner Gegenwart hinabspringen mußten. Einer dieser unglücklichen verlangte Platz, um einen gehörigen Anlauf neh-

[1] Thuanus T. 1. L. XXXI. p. 627: „auxerunt crudelitatem contumeliosa spectacula productis mulierum cadaveribus et in eorum pudenda boum cornibus et saxis ac stipitibus ad ludibrium injectis; virorum item interfectorum plagae foliis sacrorum librorum fartae, qui quia lingua vernacula scripti ab illis discerpti passim jacebant.“

1562 men zu können, prallte aber zurück, sobald er an den Rand der Zinne kam. Da er dieses zwei Mal that, so rief ihm des Adrets zu, er solle ihn nicht aufhalten. „Herr, antwortete dieser, was Sie so geschwind verlangen, dazu gebe ich Ihnen zehn Anläufe!“ Diese Laune im Angesichte des Todes rührte den Baron, und er schenkte dem fröhlichen Dulder das Leben.

Der Krieg bestand bisher in Belagerung und Vertheidigung der Städte und wurde nur zwischen den Franzosen allein geführt. Condé leitete die Bewegungen der Seinigen von Orleans aus, die Königin befand sich mit ihrem Sohne zu Paris. Im Julius aber schrieb Catharina an den Prinzen von Condé, zu ihrem Verdrusse sehe sie sich genöthigt, mit dem jungen Könige in das Lager der katholischen Partei zu gehen; auch werde man fremde Truppen in das Reich berufen, und das Parlament stehe im Begriffe, die Protestanten für Rebellen und Majestätsverbrecher zu erklären; sie benachrichtige ihn von diesem Allen, damit er überlege, ob es nicht möglich sey, noch Frieden zu machen. Dieser wiederholte in seiner Antwort die alten Forderungen: Entfernung der Triumvir'n und Religionsfreiheit, erinnerte auch die Königin an ihre frühern Verheißungen zum Besten der Hugenotten, und so erschien denn wenige Tage darauf eine Erklärung im Namen des Königs, worin alle die Rebellen genannt wurden, welche gegen den König und die Königin die Waffen ergriffen hätten; sie sollten des Lebens und ihres Vermögens verlustig gehen, aller Ehrenstellen, Aemter und Würden entsetzt, auch ihre Kinder und Nachkommen unfähig seyn, dergleichen jemals zu erhalten. Nur den Prinzen von Condé nahm man hiervon aus, weil man glaube, er sey nicht frei, sondern werde von den Rebellen mit Gewalt zurückgehalten. So suchte man den Schein einer angeblichen Eintracht des königlichen Hauses noch zu retten.

Der Rheingraf Philipp Graf von Salm erschien bald darauf mit seinen Compagnien und Regimentern In=

1562

fanterie und Cavallerie, um sich mit dem Herzoge von Guise zu vereinigen; der König von Navarra verordnete gleichfalls eine Truppenaushebung in seinen Landen, und auch die Schweiz lieferte, den frühern Verträgen mit Frankreich zufolge, ihre Mannschaft. Zwar machten die protestantischen Cantone, Zürich, Bern, Basel, Schaffhausen, Glarus und Appenzell, einige Schwierigkeiten, indem sie meinten, zur Beseitigung religiöser Streitigkeiten müsse man ganz andere Mittel, als die Waffengewalt, anwenden; allein sie wurden durch die 5 katholischen Cantons, den päpstlichen Nuncius und den Abgeordneten von Spanien überstimmt, und den 4. Julius brach ein Hülfscorps Schweizer auf zur Unterdrückung der Protestanten.

Jetzt sah sich auch der Prinz von Condé nach auswärtiger Hülfe um. Ein Abgeordneter mußte dem Herzoge von Zweibrücken die trostlose Lage der Calvinisten in Frankreich vorstellen und um seinen Beistand bitten, vor allen aber wandte er sich an Elisabeth, Königin von England. Es kam den 20. September zu einem Vertrage, nach welchem Elisabeth 6000 Mann Hülfstruppen zusagte. Als Waffen- und Sicherheitsplatz, auch als eine Freistätte für die der Religion wegen Verfolgten, sollte denselben die Stadt Havre eingeräumt werden, welche 3000 Mann besetzen würden; die übrigen 3000 sollten, unter französischem Oberbefehle, zur Besatzung von Dieppe und Rouen dienen; zur Bestreitung der Kriegskosten lieh die Königin von England dem Prinzen von Condé 140,000 Goldthaler. Der erste günstige Wind brachte diese Truppen an die Küsten von Frankreich.

Grauenvoll, wie er begann, raste inzwischen der Bürgerkrieg fort. Poitiers mußte sich dem Marschall von St. André ergeben; Guise überwältigte Blois und Tours, und der König von Navarra eroberte Bourges. Schon waren die Triumvir'n Willens, vor Orleans, den Hauptplatz der Hugenotten, zu rücken, als sie die Ankunft der englischen Hülfstruppen vernahmen, welches ihren Ope-

1562 rationsplan veränderte. Rouen durfte nicht in die Hände der Engländer fallen, darum zogen sie mit vereinten Kräften gegen diese Stadt.

Neunzehntes Capitel.

Belagerung und Eroberung von Rouen; wunderähnliche Rettung eines französischen Hauptmanns; Tod des Königs von Navarra; erste Hauptschlacht zwischen den Calvinisten und der königl. Armee bei Dreux; die Anführer der beiden Parteien gerathen gegenseitig in Gefangenschaft.

Rouen, damals die Hauptstadt der Normandie, liegt an der Seine in einer, mit Anhöhen begrenzten, Ebene. Hier ward 1430 Johanna d'Arc, das Mädchen von Orleans, den Flammen überliefert, und manche blutige Kämpfe sahen dessen starke Mauern und Thürme bereits vor ihren Wällen.

Die vereinte königliche Armee, bei welcher sich Karl **IX.** und seine Mutter befanden, zählte 16000 Mann Infanterie und 2000 Reiter unter ihren Fahnen, ohne die deutschen Hülfstruppen zu rechnen. Am 28. September kam ein Waffenherold in die Stadt, sie zur Uebergabe aufzufordern. Montgomery, der unfreiwillige Mörder Heinrich's **II.**, nach dessen Blute Catharina dürstete, vertheidigte sie mit 800 erprobten Soldaten. Die Aufforderung ward mit einer verneinenden Antwort abgewiesen. Drei Tage hintereinander donnerten jetzt die Kanonen der Königlichen gegen die Stadt und schleuderten über 600 Kugeln in dieselbe. Um die Zufuhr abzuschneiden, hatte man in die Seine mit Sand gefüllte Kähne versenkt, und Ketten und Stricke quer über den Fluß

gezogen. Doch hinderte dieses nicht, daß die Familie 1562
und Gattin von Montgomery, nebst einem starken Transport von Lebensmitteln und zwölf großen Kanonen, zur Fluthzeit in die Stadt kamen. Inzwischen erfuhren die Befehlshaber des königlichen Lagers, daß die Engländer, Condé und deutsche Hülfsvölker zum Entsatze der Stadt heranrückten, welches sie zur schleunigsten Eile trieb. Am 6. October ließen sie einen allgemeinen Sturm gegen die Außenwerke unternehmen und bemächtigten sich zweier Forts. Fünfhundert Engländern gelang es aber dennoch, sich in die Stadt zu werfen. Den 13. October ließen Guise und Montmorency abermals Sturm laufen, welches von früh 10 bis Abends 6 Uhr dauerte, ohne daß sie ihren Zweck erreichten. Die Engländer und Schottländer bewiesen bei der Vertheidigung eine bewundernswürdige Kaltblütigkeit, und das weibliche Geschlecht schien seine natürliche Schüchternheit abgelegt zu haben, denn mitten unter dem Kugelregen sah man die Frauen hin und her gehen, hier den Soldaten Lebensmittel reichen, dort den Verwundeten beistehen. Am folgenden Tage ward der König von Navarra, der sich in den Laufgräben unvorsichtig aussetzte, durch eine Flintenkugel in der linken Schulter verwundet. Man trug ihn hinweg, untersuchte seine Wunde, die Wundärzte aber konnten die Kugel nicht herausziehen, weil sie zu tief eingedrungen war.

Eine nochmalige Aufforderung erließ man an die Stadt, der Rath aber antwortete mit einem Munde, man wolle sich den Guisen nicht ergeben; jedoch gingen zwei Mitglieder desselben in das Lager und baten um Gehör bei dem Könige und der Königin. Mit Ehrfurcht versicherten sie ihre Treue und Unterwürfigkeit und versprachen, die Thore zu öffnen für den König und seinen Hof, wenn sich die Armee drei Stunden weit zurückzöge. Catharina antwortete, man verlange Unterwerfung ohne Bedingungen, doch solle Gewissensfreiheit und Sicherheit des Eigenthums gewährt werden. So endigte sich

1562
die Unterhandlung ohne Erfolg. Mit neuer Wuth begann Angriff und Vertheidigung. Am 26. October endlich ward wieder ein Hauptsturm unternommen. Fortwährende Anstrengung hatte die Belagerten ermattet, und der Tod lichtete ihre Reihen täglich. Da gelang es den Königlichen, in den Stunden des Mittags ein Thor zu überwältigen; in dichten Schaaren drangen sie ein, und die Stadt war genommen. Bejammernswerth ist jederzeit das Loos der Einwohner, wenn der feindliche Krieger nach hartem Kampfe, nach blutigem Ringen zwischen Tod und Leben gewaltsam in ihre Mauern einbricht, wenn aber noch überdieß der Fanatismus seine Fackel schwingt, wenn ein jeder die unvermeidlichen Greuel in seinem eigenen Gewissen für recht und löblich hält, dann erreicht die Kriegswuth ihr höchstes Maß. Dies erfuhr auch Rouen. Die Befehlshaber der Katholiken gaben sich nicht einmal die Mühe, ihren Rotten Einhalt thun zu wollen; gegen Ketzer durfte man alles, und so war diese reiche und blühende Stadt mehrere Tage hintereinander der fürchterlichsten Plünderung Preis gegeben, wobei alles erschöpft ward, was der entzügelten Menschennatur Satanisches und Teuflisches innewohnt. Drei Tage nachher hielt Catharina nebst ihrem Sohne einen feierlichen Einzug in die Stadt.

Ein Beispiel wird erzählt, wie in diesen Tagen ein Mann, gleichsam durch ein fortgesetztes Wunder, wiederholten Todesgefahren entging. Franz de Civile, ein Edelmann aus der Normandie, in der vollen Kraft seiner Jugend und Gesundheit, focht als Hauptmann einer Compagnie auf den Wällen von Rouen, da die Feinde acht Stunden lang gegen selbiges Sturm liefen. Eine Flintenkugel drang ihm durch die Wange in den Hals; für todt rollte er den Wall hinab und blieb an dessen Fuße liegen. Dort arbeitende Schanzgräber entkleideten ihn und bedeckten ihn alsdann mit Sand, so wie einige andere daneben befindliche Leichname. Dieß ereignete sich in den Stunden des Mittags. Sein treuer

1562

Diener erfuhr am Abende, daß sein Herr todt und bereits begraben sey. Inständig bat er den Commandanten Montgomery, ihm durch einen Begleiter den Ort zeigen zu lassen, wo sein Gebieter liege, damit er wenigstens seinen Körper an dessen Familie überbringen könne. Es geschah. Beim matten Schimmer des Mondes wühlte er viele Leichen unter dem Sande hervor, doch keine war die seines geliebten Herrn. Schon gab er alle Hoffnung auf, entfernte sich und warf noch einen traurigen Blick rückwärts; da ragte eine Hand aus dem Sande hervor; damit Vögel und Hunde nicht einen Fraß finden möchten, kehrte er mit seinem Begleiter noch ein Mal zurück, um dieselbe mit Erde zu bedekken, doch siehe, da bemerkte der Diener einen Diamantring an dieser Hand, in welchem er den seines Herrn erkannte. In einem Augenblicke war der halb verscharrte Körper entblößt — und de Civile's Gestalt kam zum Vorschein. Sein emsiger Diener bog sich über ihn und glaubte noch Leben zu verspüren. Flugs holte er sein Roß herbei, lud den Gefundenen auf dasselbe und brachte ihn nach einem nahen Kloster, wo man ein Hospital für die Verwundeten errichtet hatte. Doch die Wundärzte weigerten sich, ihn anzunehmen, weil sie keine unnütze Mühe anwenden wollten bei einer Ueberzahl von Kranken, deren Genesung wahrscheinlicher war. Jetzt ward de Civile von seinem Diener in dessen Wohnung gebracht, wo er vier Tage in einem todtenähnlichen Schlummer zubrachte. Endlich ließen sich doch einige Aerzte bewegen, ihn zu besuchen und Mittel anzuwenden, welche dem Kranken die Besinnung wieder gaben, und bald fing er an, sich augenscheinlich zu erholen. Nun ward Rouen genommen. Alle Winkel durchsuchten die Plünderer und fanden auch de Civile. Unmenschlich rissen sie ihn aus dem Bette und stürzten ihn zum Fenster hinaus. Doch er fiel auf einen Düngerhaufen in einen einsamen Hof, ohne weitern Schaden zu nehmen. Hier lag er abermals 3 Tage ohne eines Menschen Bei-

1562 stand. Endlich entdeckte ihn ein Verwandter; dieser ließ ihn des Nachts in ein benachbartes Landhaus bringen, pflegen und verbinden. De Civile erlangte seine Gesundheit wieder und lebte in vollem Genusse derselben noch eine lange Reihe von Jahren [1].

Einen Monat hatte sich Rouen vertheidigt; die Zahl der Todten war auf beiden Seiten nicht gering; Montgomery, der Commandant, entkam mit seiner Familie auf einem Fahrzeuge.

Hopital empfahl abermals Milde gegen die Besiegten, indem er stets wiederholte, daß Strenge das Uebel nur vermehre; ein Edikt, im Namen des Königs erlassen, versprach daher Vergebung und Vergessenheit des Vergangenen, dennoch aber verurtheilte das Parlament von Rouen eine Menge angesehener Bürger zum Tode und ließ sie hinrichten.

Der Zustand des Königs von Navarra verschlimmerte sich von Tag zu Tage. Unablässig beschäftigten ihn die träumerischen Hoffnungen seiner künftigen Herrschaft in Sardinien, welches er sich als ein irdisches Paradies vorzauberte. Eine junge Dame, Namens Rouet, aus dem Gefolge der Königin, welche er leidenschaftlich liebte, durfte nicht von seinem Bette weichen, und diese hatte von ihrer Gebieterin den geheimen Auftrag, alle seine Worte und Gedanken zu belauschen. Als er die Erstürmung von Rouen erfuhr, ließ er sich, trotz seiner Schwäche, in seinem Bette durch die Mauerlücke, durch welche man zuerst eingedrungen, unter Trompeten- und Trommelschall in die Stadt tragen. Bei der fühlbaren Annäherung des Todes aber schwand endlich der Nebel der Täuschung vor seinen Blicken. Mit schmerzlicher Reue bedauerte er, daß er sich durch Spaniens Verheißungen so hatte verblenden lassen. Er schrieb an seine Gemahlin und empfahl ihr, für die Sicherheit von Bearn zu wachen. Er ließ sich noch auf

[1] Thuanus, T. I. L. XXXIII. p. 666 seqq.

1562 der Seine einschiffen, um nach einem Schlosse in der Nähe von Paris zu gehen, doch unterwegs starb er den 17. November 1562 in seinem 42. Lebensjahre. Manche lobenswerthe Eigenschaft schmückte diesen Fürsten; Tapferkeit, Muth und Offenheit würden ihn als Privatmann erhoben haben; allein Charakterlosigkeit, Eitelkeit, Vergnügungssucht, Ehrgeiz ohne Kraft und Ausdauer, ließen ihn zum Spielzeuge seiner listigen Gegner und Nebenbuhler werden; in dieser Zeit der Parteiungen schwankte er unentschlossen von einer zur andern und ward dadurch beiden verhaßt und verächtlich. Es ist nicht ganz gewiß, ob er in dem protestantischen oder dem katholischen Glaubensbekenntnisse starb.

Die Wegnahme der Stadt Bourges und der Fall von Rouen waren für den Prinzen von Condé empfindliche Schläge. Seine Macht erlitt dadurch eine bedeutende Verminderung. Zum Glücke kam jetzt d'Andelot, der Bruder Coligny's, mit 4000 Mann deutscher Miethtruppen, theils Reiterei, theils Fußvolk, in Orleans an. Dies setzte Condé in Stand, angriffsweise zu verfahren. Den 8. November verließ er Orleans in der Absicht, Paris zu belagern, während die königliche Armee noch in der Normandie sey. Pluviers und Etampes wurden von den Calvinisten unterwegs genommen; und weil ihre Prediger stets den ärgsten Mißhandlungen ausgesetzt waren, so knüpften sie zur Vergeltung in Pluviers alle katholischen Priester auf, deren sie habhaft wurden. Den 28. November kam Condé vor Paris an und bezog ein Lager. Jetzt fing Catharina abermals Unterhandlungen mit ihm an, hatte sogar eine Zusammenkunft mit demselben in einer Mühle unweit der Stadt, doch blieben alle Vorschläge erfolglos, da beide Theile hartnäckig auf den alten Forderungen bestanden. Uebrigens war es Catharinen nur darum zu thun, Zeit zu gewinnen, und Condé ließ sich überlisten, denn die königliche Armee langte inzwischen von Rouen an und lagerte sich ebenfalls in der Nähe von Paris. Erst spät erkannte er

1562 den gespielten Betrug und brach dann ungesäumt mit seiner Armee, die 9000 Mann Infanterie und 3000 Mann Reiterei zählte, wiederum nach Etampes auf. Bis dorthin folgten ihm auch die Königlichen, und nun schlug Condé in einem Kriegsrathe vor, eilig wieder nach Paris zu gehen, die Vorstädte wegzunehmen, und den Schrecken der Stadt zu benutzen, entweder sie zu besetzen, oder wenigstens eine starke Contribution zu erheben. Coligny aber widersprach. Er besorgte, die Soldaten möchten sich, auf Plünderung ausgehend, in den Vorstädten zerstreuen und sodann zwischen der, gewiß bald nachfolgenden, königlichen Armee und der Bevölkerung der Stadt einem doppelten Angriffe ausgesetzt seyn. Daher rieth er vielmehr, nach Havre zu gehen, um sich dort mit den Engländern zu vereinigen und die zu erwartende Unterstützung an Geld in Empfang zu nehmen. Dieser Vorschlag ward genehmigt. Die Armee setzte sich in Marsch; durch ein Versehen des Prinzen von Condé aber, welcher das Hauptcorps führte, war selbiges dem rechten Flügel, unter Coligny, vorausgeeilt, so daß letzterer, zur Wiederherstellung der Ordnung empfahl, bei Ormy Halt zu machen. Dieses gab der feindlichen Armee Zeit, bis auf zwei Stunden anzurücken, indem nur die Eure beide Heere trennte. Die Triumvir'n sahen jetzt, daß es zu einer Schlacht kommen müsse; um aber die Verantwortlichkeit nicht zu tragen, schickten sie an die Königin Catharina nach Paris, zu fragen, ob sie die Schlacht liefern sollten. Mit Hohn wandte sich diese an die Amme ihres Sohnes: „Amme, die Generale der Armee fragen eine Frau und ein Kind, ob sie eine Schlacht liefern sollen, was meint Ihr dazu?" [1] Sie entfernte sich darauf. Da aber der Abgeschickte eine bestimmte Antwort verlangte, ließ sie, nach einer kurzen Berathung mit einigen Vornehmen, sagen, man überließe alles dem Ermessen der

---

[1] Fleury, hist. ecclés. T. XXXIII. p. 96.

1562
Anführer, ohne ihnen eine Vorschrift geben zu wollen. Auf diesen Bescheid bereiteten Montmorency, Guise und St. André die Schlacht vor. In der Nacht vom 18. zum 19. December gingen sie, auf zwei Punkten, mit ihrem ganzen Heere über die Eure und besetzten eine mit Weinreben bedeckte Anhöhe, an deren Fuß eine Ebene stieß unweit der Stadt Dreux. Die königliche Armee war 18000 Mann stark, wovon nur 2000 Mann Reiterei. Die Infanterie bildete fünf große Bataillone, die Reiterei auf den Flügeln und im Rücken, die Artillerie aber in der vordersten Linie habend. Uebrigens dienten in derselben deutsche Söldlinge, Schweizer und auch Spanier, welche Philipp II. geschickt hatte. Der Prinz von Condé war dem Feinde an Reiterei überlegen, wovon er 4000 Mann hatte. Er befehligte das Centrum, Coligny den rechten, de la Curée den linken Flügel. Nach dem Rathe d'Andelots wollte der Prinz das Treffen vermeiden, da aber das Geschütz der Feinde seine Reihen bereits erreichte, so griff er in Linie die ganze Fronte des Feindes an. Der Anfang war glücklich; die Glieder der Schweizer wurden getrennt, die deutsche Reiterei hieb ein und machte ein großes Gemetzel. Coligny aber zersprengte das Corps von Montmorency, welches im Hintertreffen stand. Viele Flüchtlinge desselben eilten nach Paris und verbreiteten dort die Schreckensnachricht, alles sey verloren. Dem Connetable ward das Pferd getödtet, er selbst durch einen Pistolenschuß an der Unterkinnlade verwundet und gefangen. Die königliche Armee war in Unordnung und im Begriffe, sich aufzulösen. Da sammelten sich die Schweizer wieder. Der Herzog von Guise, welcher nur als Hauptmann einer Compagnie leichter Reiter diente, übernahm jetzt, nach der Gefangennehmung des Connetable, den Oberbefehl. Sein ordnender Herrschergeist theilte sich den zerstreuten Truppen mit. Ueberdieß sah er, daß sich Condé's Streiter zur Plünderung zerstreuten; flugs befahl er St. André mit dem Vortrab einen Angriff zu

1562 machen; ihm folgte die spanische Infanterie, und so gewann in Kurzem alles eine andere Gestalt. Condé und Coligny rafften zwar einige hundert Reiter zusammen und wollten auch die deutschen Reiter zu einem neuen Angriffe zurückführen. Allein diese entschuldigten sich mit der Ermüdung ihrer Pferde, und daß sie fast alle ihre Feuerwaffen verloren hätten; sie flohen rückwärts und rissen den Prinzen selbst mit fort. Ein Schuß streckte dessen Pferd nieder; ehe man ihm ein anderes bringen konnte, war er von den verfolgenden feindlichen Reitern umringt und gefangen. Coligny machte noch einen verzweifelten Versuch, das fliehende Glück zu fesseln. Mit 300 Gensd'armen und 1000 Deutschen erneuerte er den Angriff; allein Guise focht ihm gegenüber; durch 2000 Mann erprobter Infanterie ließ er ein Viereck bilden, unter die Feinde einrücken und ein so nachdrückliches Feuer machen, daß sich Coligny endlich zurückziehen mußte. Der Marschall St. André fand an diesem Tage ebenfalls sein unerwartetes Ende. Sein Pferd strauchelte, fiel mit ihm in dem Gedränge, bedeckte ihn mit seiner Last, und so mußte er, zum Zeichen, daß er sich ergebe, die Hand gegen einen calvinistischen Edelmann in die Höhe heben, welcher vorbei kam. Dieser nahm ihn hinter sich auf sein Roß, um ihn in Sicherheit zu bringen. Da erkannte ein gewisser Baubigny St. André, welcher ehemals in dessen Dienst gestanden hatte und unwürdig von ihm behandelt worden war; Rache glühend ergriff er sein Pistol, drückte ab, und St. André sank todt zur Erde. Bei vielen Talenten war er von wüsten, zügellosen Sitten, der Verschwendung ergeben und daher zu Allem bereit, was ihn dem unablässigen Mangel entreißen konnte; die gerechte Nemesis hielt jetzt ihren vielfachen Schuldner an.

So war denn die erste regelmäßige Schlacht geliefert worden, und der Bürgerkrieg erhielt einen bestimmten Gang. Als ein Hauptfehler wurde dem Prinzen von Condé zur Last gelegt, daß er seine stärkere Cavallerie

1562

nicht benutzte, die feindliche zu überwältigen und zu zerstreuen, welches auch die Infanterie in Unordnung gebracht haben würde. 8000 schätzte man die Zahl der Gebliebenen auf jeder Seite; der Kampf dauerte ungefähr 4 Stunden. Coligny machte seinen Rückzug nach Neuville in der besten Ordnung; ruhig und im gewöhnlichen Schritte zogen seine Truppen dahin, als hätten sie nichts zu besorgen. Guise ließ sie zwar verfolgen, doch die einbrechende Nacht setzte ein baldiges Ziel.

Merkwürdig vor allem war diese Schlacht durch die gegenseitige Gefangennehmung der beiden feindlichen Anführer. Der Connetable von Montmorency, jetzt 70 Jahre alt, ward sogleich unter einer starken Bedeckung nach Orleans gebracht. Den Prinzen von Condé empfing der Herzog von Guise im Lager auf eine wahrhaft edelmüthige Weise. Er bedauerte ihn über sein Unglück, suchte ihn zu trösten und trug eine genaue Sorge für seine Pflege. Da er ihn ohne Vorwissen und Bewilligung der Königin und des Königs nicht in Freiheit setzen durfte, so gab er ihm ein Zimmer neben dem seinigen und warnte ihn, sich in seiner Abwesenheit vor irgend jemanden zu zeigen, weil wohl ein fanatischer Katholik die Achtung für den königlichen Verwandten aus den Augen setzen könne. Hierauf speisten sie gemeinschaftlich. Eine sonderbare Verlegenheit trat ein, als man sich schlafen legen wollte. Es war nämlich nur ein einziges Bett vorhanden, welches dem Herzoge gehörte. Freundlich bot es dieser dem Prinzen an. Condé wollte nicht übermüthig erscheinen, wenn er es annehme, noch unhöflich, wenn er es ablehnte, daher wählte er einen Mittelweg, er schlug dem Herzoge vor, das Lager zu theilen, wozu dieser auch bereit war. So vereinigte der Zufall zwei Todfeinde, welche sich seit lange schon den Untergang schwuren, an demselben Tische, in demselben Bette, und, was vielleicht für beider Biederkeit das rühmlichste Zeugniß ist, der Herzog schlief fest und ru-

1562
hig an der Seite Condé's, von dessen Augen Kummer und Sorgen den Schlummer freilich verscheuchten.

Den andern Morgen verkündigten Eilboten der Königin die Nachricht des errungenen Sieges. Sie stellte sich erfreut, doch war sie es nur halb, denn eine zu große Macht des Herzogs von Guise schien ihr nicht minder gefährlich, als das Uebergewicht der Calvinisten; daher soll sie auch bei dem voreiligen Gerüchte, die Katholiken seyen geschlagen, ganz ruhig geäußert haben: „wohl, so müssen wir künftig in französischer Sprache beten," d. i. protestantisch werden [1]; so gleichgültig dachte sie im Ganzen über die Religion, nur der Herrschbegierde und Weltlust huldigend. Freudenfeuer in den Straßen zu Paris und Dankgebete in den Tempeln bezeugten das allgemeine Vergnügen; der Herzog von Guise aber erhielt nun, nebst vielen Lobsprüchen, den Oberbefehl über sämmtliche Armeen des Königs.

Zu Anfange dieses Jahres war auch der Cardinal Tournon im 80. Jahre verstorben. Schon unter Franz I. war er Minister, verlor aber nach dessen Tode seine Stelle. Stets blieb er ein heftiger Gegner der Protestanten und ein warmer Freund der Jesuiten, deren Aufnahme in Frankreich er auf alle Weise beförderte; auch gründete er zu Tournon eine Schule dieses Ordens und stattete sie mit reichen Einkünften aus.

---

[1] Fleury, hist. ecclés. T. XXXIII. p. 107.

Zwanzigstes Capitel.

Belagerung von Orleans; Tod des Herzogs von Guise; seine letzten Anordnungen; sein Charakter; Friede zwischen Condé und dem Hofe; Pacificationsedikt von Amboise.

1563

Unbeschreiblich war die Freude des Papstes über den Sieg der katholischen Partei bei Dreux. Er sah den Krieg für beendigt an und fühlte sich einer drückenden Sorge entladen. Auch der Kardinal von Lothringen theilte sein Entzücken den versammelten Vätern zu Trient mit, um so lieber, da der Ruhm jenes Sieges seinem Bruder, dem Herzoge von Guise, fast ausschließlich zu Theil wurde. Der Hof begab sich nach Blois, welchem der Prinz von Condé folgen mußte; bald darauf aber wurde er in dem festen Schlosse Onzain verwahrt. Zuerst erließ Catharina eine Bekanntmachung an die deutschen Fürsten, den 24. Januar, worin sie erklärte, weder sie noch ihr Sohn befänden sich in Gefangenschaft, sondern handelten ganz frei und unabhängig; nie habe sie die Protestanten begünstigt, und sie fordere daher die Fürsten Deutschlands auf, rebellischen Unterthanen keine Hülfe gegen ihren rechtmäßigen König zu leisten. Den Franzosen aber verkündigte man abermals gänzliche Amnestie, wenn sie fortan ruhig und als Katholiken leben wollten. Inzwischen war man weiter, als jemals, von einer solchen Ruhe entfernt. In Guyenne, in der Provence, im Dauphiné dauerten die Feindseligkeiten mit gewohnter Grausamkeit und mit abwechselndem Glücke der Kämpfenden fort.

Coligny zog sich nach Orleans zurück; unterwegs nahm er unter andern das Städtchen Celles weg. Man hatte alles Kirchensilber in die Kirchen geflüchtet. Coligny aber bemächtigte sich desselben, ließ es einschmelzen und Geld daraus prägen, womit er die deutschen

1563
Söldner bezahlte. Zu Orleans kam er mit den übrigen Befehlshabern darin überein, die Miethtruppen, immer zur Meuterei geneigt, nach der Normandie zu führen, aus dem doppelten Grunde, dort die aus England zu erwartenden Gelder in Empfang zu nehmen und die Macht des Herzogs von Guise zu theilen, welcher bereits gegen Orleans im Anzuge war. Er selbst übernahm die Führung und beredete die Deutschen, alle ihre Wagen und Karren in Orleans zu lassen, und das nöthige Gepäck nur auf ihren Pferden mit sich zu führen. Seinen Bruder aber ließ er zur Vertheidigung dieser Stadt zurück. Sobald der Hof hiervon benachrichtigt ward, schickte er den Marschall von Brissac zum Schutze der Normandie ab, und alle Bauern wurden aufgeboten, sich zu bewaffnen. Coligny führte jedoch sein Unternehmen mit solcher Schnelligkeit aus, daß ihn Brissac nicht erreichen konnte. Das unglückliche Land aber litt unbeschreiblich durch die Verheerungen der Truppen. Der Prinz von Condé machte in dieser Zeic einen Versuch, aus seiner Haft zu entfliehen, allein er mißlang, man schloß ihn nur enger ein, und der Herzog von Danville ließ vor dessen Augen einen Soldaten aufknüpfen, welchen der Prinz für sich gewonnen hatte.

Nach manchen Schwierigkeiten, vornehmlich durch die Unzufriedenheit der Truppen veranlaßt, welche ihren Sold verlangten, erhielt Coligny die von England erwarteten Gelder, nebst 8 Kanonen und andern Kriegsbedürfnissen. Er benutzte diese sogleich, der fast ganz protestantischen Stadt Caen zu Hülfe zu eilen, gegen die katholische Besatzung, welche das dortige Schloß inne hatte, von dem Marquis von Elboeuf, einem Bruder des Herzogs von Guise befehligt. Ein kriegerischer Geist beseelte diesen keinesweges, denn kaum war ein schmale Lücke durch Coligny's Geschütz in der Mauer des Schlosses entstanden, so verlangte Elboeuf zu capituliren und gegen freien Abzug übergab er es gleich nachher. Catharina kam bald darauf mit ihrem Sohne

1563
dahin, ehe noch jene Oeffnung wieder ausgebessert war; „Mägde würden diesen Punkt mit ihren Spinnrocken vertheidigt haben,“ sprach sie voll Unwillen.

Am 5. Februar langte Guise vor Orleans an und betrieb seinen Angriff mit solchem Nachdrucke, daß eine Vorstadt nebst einigen Thürmen sehr bald in seine Gewalt kamen, und am 18. Februar schrieb er der Königin, er hoffe ihr nächstens die Einnahme von Orleans melden zu können. Doch in dem Buche des Schicksals stand es anders geschrieben. An demselben Tage ritt der Herzog von Guise nach dem, eine Stunde von Orleans gelegenen, Schlosse Corney, seinem Quartiere, zurück. Sein Gefolge hatte er etwas vorausgeschickt, um sich ungestört mit einem seiner Offiziere, Namens Rosteing, zu unterhalten. Der Weg führte ihn an einem dichten Gehölze vorüber; als er dort anlangte, fiel ein Schuß, und Guise stürzte vom Pferde. Ein lauter Schrei entfuhr seinem Begleiter, bestürzt eilte das Gefolge herbei. — Der Herzog war durch drei Kugeln an der rechten Schulter verwundet. Man brachte ihn sogleich in seine Wohnung, untersuchte seine Wunden, und die Aerzte erklärten, daß wenig Hoffnung zur Genesung vorhanden sey. Ueber alle Beschreibung war die Bestürzung im ganzen Lager. Die obersten Befehlshaber strömten herbei, ihren Feldherrn zu sehen, selbst die Königin nebst ihrem Sohne kamen, ihn zu besuchen; alles wurde aufgeboten, was die Kunst vermag — vergebens, er war nicht zu retten, am 6. Tage nach seiner Verwundung starb er den 24. Februar.

Der Urheber dieser schwarzen That war ein gewisser Johann Poltrot de Merey, ein Edelmann aus Angoumois. Seine erste Jugend hatte derselbe in Spanien zugebracht, und seine kleine, gedrungene Gestalt, seine schwarzbraune Gesichtsfarbe, seine Haltung und Sprache machten ihn den Eingebornen jenes Landes so ähnlich, daß man ihn gemeiniglich den Spanier nannte. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich

1563 erklärte er sich mit einem schwärmerischen Feuer für die Lehre Calvin's, ergriff die Waffen, als der Religionskrieg ausbrach, äußerte stets einen glühenden Haß gegen den Herzog von Guise, und außer sich über dessen neuerliches Waffenglück, betheuerte er mehr als ein Mal laut, daß er entschlossen sey, denselben zu ermorden, welches aber eben darum niemand glaubte. Er verließ scheinbar seine Partei, ging zu der königlichen Armee über, ward dem Herzoge von Guise vorgestellt und blieb in dessen Nähe. Hier lauerte er auf eine Gelegenheit, sein blutiges Vorhaben auszuführen, und fand sie, indem er sich in jenem Gehölze in Hinterhalt legte, bei welchem der Herzog täglich vorüberkam. Er war von seinem Pferde abgestiegen und erblickte sein Schlachtopfer bereits von Weitem; da ergriff ihn eine namenlose Angst. Er warf sich auf die Knie und verrichtete ein inbrünstiges Gebet; wenn sein Vorhaben Gott wohlgefällig sey, so möge ihn der Allmächtige stärken; wo nicht, ihm den Gedanken daran wegnehmen und seine Kraft lähmen. Er vermeinte gestärkt aufzustehen und schritt mit Kühnheit zum Werke. Nach vollbrachter That schwang er sich auf sein Roß und jagte waldeinwärts. Allein jetzt fielen alle Schrecken der Hölle auf ihn. Immer glaubte er die Verfolger hinter sich, jeden Augenblick wähnte er sich schon ergriffen. So irrte er die ganze Nacht planlos umher, glaubte sich weit von dem Orte seines Verbrechens entfernt und sah beim anbrechenden Morgen Orleans noch immer vor sich. Sein Roß konnte vor Ermüdung nicht weiter, er selbst schlief vor Ermattung unter einem Baume ein. Hier fanden ihn die streifenden Runden der königlichen Armee. Als verdächtig ward er angehalten und gestand bald darauf sein Verbrechen. Zwei Tage nachher ward er vor die Königin geführt und verhört. Er erzählte den ganzen Verlauf des Ereignisses und behauptete, Coligny habe ihn zu dieser That veranlaßt, und Theodorus Beza sie gebilligt. Man verfertigte von dieser Aussage eine Ab-

1563
schrift und gab einem deutschen kriegsgefangenen Edelmanne die Freiheit mit der Bedingung, diese Schrift dem Admiral Coligny zu überbringen. Zu Caen erhielt er selbige. Mit Entrüstung betheuerte er sowohl, als Beza in einem erlassenen Manifest, daß sie auch nicht den entferntesten Antheil an diesem Meuchelmorde hätten. Coligny gestand zwar, daß er sich Poltrot's als Spion bedient habe, aber nie sey ihm ein Auftrag dieser Art geworden. Und wer dürfte, nach dem edlen Charakter Coligny's, an dieser Versicherung zweifeln? Wer dürfte ferner glauben, daß Theodorus Beza einen solchen Anschlag werde gebilligt haben, da er stets reinen Wandels war. Gewiß nannte jener Poltrot nur diese Männer, um sein Schicksal zu mildern, oder wenigstens einige Frist zu gewinnen. Und wenn Davila [1] und Thuanus [2] hierüber auch nicht den mindesten Zweifel hegen, so urtheilt ersterer befangen, wie sehr oft, letzterer aber ohne psychologische Zergliederung der Charaktere. Poltrot war ein fanatischer Schwärmer, welcher das auserwählte Rüstzeug der Vorsehung zur Rettung seiner Partei zu seyn wähnte. Den 13. März ward er zu Paris öffentlich hingerichtet, auf dieselbe Art, wie Majestätsverbrecher gestraft zu werden pflegten, nämlich mit glühenden Zangen gebrannt und durch vier Pferde geviertheilt. Vor seinem schauerlichen Ende widerrief er bald seine Aussage, bald bestätigte er sie wieder und glich überhaupt einem Menschen, der seiner Sinne nicht mächtig ist [3].

Rührend waren die letzten Reden des Herzogs von Guise, als er sein baldiges Dahinscheiden voraussah. Er bat seine Gemahlin, welche zu ihm gekommen war, um Verzeihung wegen jedes etwanigen Verdrusses; die Erziehung seiner drei Söhne machte er ihr zur hei-

---

[1] Davila hist. des guerres civiles, T. I. L. III. p. 132.
[2] Thuanus, T. I. L. XXXIV. p. 691. sqq.
[3] l. c. p. 694.

1563 ligsten Pflicht; deren Geist sollte durch Wissenschaften, und ihr Herz zur Tugend gebildet werden. Den ältesten, Heinrich, welcher gegenwärtig war, ermahnte er zur Frömmigkeit, zum Gehorsam gegen seine Mutter und zur Treue gegen den König. Er warnte ihn ferner vor der Wahl unwürdiger Mittel, um bei Hofe Glück zu machen, als Duelle zu suchen, um sich den Ruhm der Tapferkeit zu erwerben, Intriguen zu spinnen, oder der Frauenliebe zu huldigen, welches alles unzuverlässige Stützen wären; desgleichen nicht nach hohen Würden zu streben, wobei Neid und Haß unvermeidlich sind; auch des Vorfalls von Vassy gedachte er und betheuerte, jenes Gemetzel sey ohne seine Veranlassung und wider seinen Willen geschehen. Er starb in seinem 44. Jahre. Unter 4 Königen hatte er mit Ruhm und Auszeichnung gedient. Franz I. liebte ihn zuerst als einen tapfern Waffengenossen und schätzte seinen ritterlichen Muth. Nur später faßte er ein unüberwindliches Mißtrauen gegen Guise, entfernte ihn und warnte selbst seinen Sohn Heinrich vor dessen Ehrgeize noch auf seinem Sterbebette. Heinrich II. achtete diese Warnungen nicht, und unter seiner Regierung gelangte Guise schon zu einem ungewöhnlichen Ansehen. Die Vertheidigung von Metz, die Eroberung von Calais befestigten seinen Feldherrnruhm und seine Gunst bei dem Volke. Die kurze Regierung Franz II. hob seine Macht auf den höchsten Gipfel. Durch die Vermählung seiner Nichte, Maria Stuart, mit Franz II. ward er dem Königshause verwandt, und seine Gewalt und sein Einfluß waren ohne Grenzen. Der Tod des jungen Königs verminderte denselben in etwas; allein nun trat er als Haupt einer Partei auf, und was er früher durch Umwege und List bewirkt hatte, das erzwang er jetzt durch die Stärke seines Anhangs. Als eifriger Verfechter der Katholiken hatte er die Geistlichkeit und den größern Theil des Adels, so wie des gemeinen Volkes, auf seiner Seite.

1563
Es ist nicht zu leugnen, daß er durch hohe Vorzüge ruhmvoll über die meisten seiner ausgearteten und lasterhaften Zeitgenossen hervorragte. Wäre sein Leben in eine kräftige, wohlgeregelte Regierung gefallen, so würde er ohne Zweifel eine feste Stütze des Thrones, ein muthiger Vertheidiger des Vaterlandes geworden seyn, den seine Mitbürger geehrt und gesegnet hätten. Allein als er in der Blüthe seiner Kraft stand, zerfiel Hof und Land in zwei wüthende Parteien; die alte Ordnung wich aus ihren Fugen, der Kühne und Tapfere durfte alles wagen und alles hoffen, und so entzündete sich ein unersättlicher Ehrgeiz in Guise's Seele, nach welchem er die schwache und kraftlose Majestät des Thrones nur wenig achtete und, gleich jenem Brennus, nicht undeutlich zu erkennen gab, daß tapfern Männern alles gehöre.

Uebrigens fehlte viel, daß mit dem Tode des Herzogs Franz von Guise das Feuer der Bürgerkriege wäre gedämpft worden. Ein unversöhnlicher Haß gegen die Protestanten ging auf seine Söhne über; auch sie erbten den kriegerischen Muth ihres Vaters und seinen Ehrgeiz, welcher in ihrem verderbten, politisch und moralisch aufgelösten Vaterlande nur allzureichliche Nahrung fand, und so trug das Haus Guise noch lange zur Unterhaltung des Brandes bei, welcher Frankreichs Mark verzehrte.

Ein feierliches, ja königliches Leichenbegängniß wurde zu Paris für den verstorbenen Herzog veranstaltet, an demselben Tage, an welchem Poltrot sein Leben martervoll auf dem Hochgerichte endete, dann aber ward sein Leichnam nach Joinville gebracht und in der Gruft seiner Väter beigesetzt.

Abenteuerlich war der Gedanke Catharinens, daß sie den Herzog von Würtemberg, Christoph, nach Frankreich berufen und ihm die Leitung der Regierungsgeschäfte anvertrauen wollte. Er jedoch, weiser als sie, schlug es aus mit der Erklärung, daß er sich für ei-

1563 nen solchen Posten, wie ehrenvoll er auch immer seyn möge, zu schwach fühle.

Der Wunsch nach einem baldigen Frieden, welchen selbst der sterbende Guise, um des Staates willen, ernstlich empfohlen hatte, gewann in Catharinen immer mehr Raum und veranlaßte sie, Schritte dafür zu thun. Sie überhäufte die Gemahlin des Prinzen von Condé mit Schmeicheleien und gab ihr zu verstehen, derselbe werde vielleicht die Stelle des Königs von Navarra am Hofe und in dem Königreiche einnehmen können. Daher kam es den 7. März in der Nähe von Orleans zu einer Versammlung, wohin man auch den noch kriegsgefangenen Condé unter einer starken Wache, so wie den Connetable von Montmorency, von Seiten der Calvinisten, führte, um sich über den Frieden zu besprechen. Letzterer widersetzte sich fortwährend dem Edikte vom Januar, worauf die Protestanten drangen; Condé erhielt endlich auf Ehrenwort die Erlaubniß, nach Orleans zu gehen, um die Seinigen zu mildern Forderungen zu stimmen.

Zuerst berief er 72 protestantische Geistliche, um ihre Meinung zu vernehmen. Sie wollten in keinem Stücke nachgeben und mißfielen deswegen dem Prinzen, welcher den Frieden wünschte, theils weil er des verheerenden Krieges überdrüssig war, theils auch und vornehmlich, weil die lockenden Verheißungen der Königin Eindruck auf ihn gemacht hatten. In gleicher Stimmung war auch der Adel. Die Verwüstung ihrer Besitzungen stimmte sie für die Ruhe des Friedens. Daher berief Condé die Geistlichen nicht wieder, sondern rathschlagte nur mit den Edelleuten, und so kam endlich den 19. März das sogenannte Pacificationsedikt von Amboise zu Stande, welches den Protestanten folgende Freiheiten bewilligte: „Edelleuten, welche die obere Gerichtsbarkeit auf ihren Gütern haben, ist freie Ausübung ihrer Religion in dem Bereiche ihrer Besitzungen vergönnt, dieselbe Freiheit genießen in ihren

1563

Häusern die übrigen Edelleute, wenn sie nicht in einem Flecken oder einer Stadt wohnen, welche unter der Gerichtspflege des Königs stehen (dieß war eine Beschränkung des Edikts vom Januar, in welchem dieselbe Freiheit in den Vorstädten einer jeden Stadt oder eines jeden Fleckens zugestanden wurde); die Protestanten haben ganz freien Gottesdienst in den Städten, wo sie die Mehrzahl ausmachen." Eine allgemeine Amnestie endigte das Edikt, dem Prinzen von Condé ward erlassen Rechnung abzulegen von den königlichen Geldern, welche er zum Kriege verwendet hatte, und er hieß ein treuer Vetter des Königs, wohlgesinnt für das Königreich [1].

Ein Jahr gerade hatten die offenbaren Feindseligkeiten gedauert, seit dem Blutbade von Vassy, den 1. März 1562, bis zu diesem Pacificationsedikte, den 19. März 1563. Stromweise war Bürgerblut geflossen, schaudervolle Greuel waren verübt worden, unzählige Dörfer und viele blühende Städte lagen in Asche und Trümmern, und ach! das große Trauerspiel hatte doch nur erst begonnen, dessen Ende noch in weiter Ferne lag.

[1] Thuanus, T. I. L. XXXIV. p. 694. sqq.

Ein und zwanzigstes Capitel.

Geringe Früchte des Edikts von Amboise; Versuchungen Condé's; seine Vermählung und muthige Vertheidigung Coligny's; Karl IX. übernimmt die Regierung; List der Familie Guise; vereitelter Anschlag auf die Königin von Navarra; Reise des Hofes nach Bayonne.

1563 Den 23. März langte Coligny, in Eilmärschen aus der Normandie kommend, zu Orleans an. Er verhehlte bei der ersten Versammlung seine Mißbilligung des so eilfertig geschlossenen Friedens nicht. „Das Edikt vom Januar ward uns bewilligt, sprach er, als die drei Triumvir'n da waren; jetzt sind zwei davon todt, und der dritte ist unser Gefangener, konnten wir nicht wenigstens das bereits Bewilligte ganz wieder erhalten? Wenn wir uns nur an den Orten einer obern Gerichtsbarkeit versammeln dürfen, ist das nicht eine höchst unbedeutende Zahl? Haben wir nicht unsern Feinden ohne Schwertschlag abgetreten, was sie durch viele blutige Kämpfe nicht erringen konnten? Der Adel muß diesmal eingestehen, daß ihn der Bürgerstand übertroffen hat, und von den Armen können die Reichen aufopfernde Standhaftigkeit lernen." Dennoch blieb es bei dem geschlossenen Vertrage, der Erfolg aber bewies, daß Coligny den Zustand der Dinge richtig beurtheilte.

Als die, den Protestanten bewilligten, Freiheiten in Ausübung kommen sollten, wurden sie durch die Statthalter in den Provinzen auf alle Weise beeinträchtigt. Am übermüthigsten verfuhr unter andern ein Sohn des Connetable von Montmorency, welcher das Amt eines Gouverneurs von Languedoc versah. Die Protestanten schickten endlich einen Abgeordneten an den Hof, um Klage zu führen. Der Connetable aber nahm seinen Sohn in Schutz und ließ den unwillkommenen Sach=

walter ins Gefängniß werfen. Dieses schüchterte ein, und fast nie wagten es die Protestanten wieder, Klage zu führen. Bald darauf erschien von Seiten des Königs eine Erläuterung des Edikts von Amboise, worin die bewilligten Freiheiten möglichst geschmälert wurden, welches die Unzufriedenheit aufs Neue in die Gemüther brachte.

Condé lebte jetzt am Hofe und Catharina that Alles, ihn auf verschiedene Weise zu umgarnen. Zuerst bewies sie ihm ein zuvorkommendes, schmeichelhaftes Vertrauen. Sie sprach oft und viel mit ihm, theilte ihm alles, was vorging, mit, versicherte, daß sie ganz besondere Gründe habe, ihn zu lieben und andern vorzuziehen; er möge überzeugt seyn, daß sie nie aufgehört habe, seine wahre und wohlmeinende Freundin zu seyn, nur müsse er sich nicht selbst schaden und aus Eigensinn die günstige Gelegenheit, sich zu erheben und seinem Hause neuen Glanz zu verschaffen, entfliehen lassen. Hierauf hielt sie ihm, wie vorher seinem Bruder, dem Könige von Navarra, den Köder der Krone von Sardinien vor. Doch solche Hirngespinste täuschten den klugen, in den Künsten des Hofes erfahrnen Condé nicht. Catharina griff ihn also von einer andern Seite an. Es entging ihr nicht, daß der Prinz oft wohlgefällige Blicke auf eine ihrer Damen richtete. Flugs ertheilte sie derselben den Befehl, seine Gunst zu erwiedern, ihn wo möglich an den Hof zu fesseln und vor allem die geheimen Gedanken und Entwürfe desselben zu erspähen. Dieser Schlinge entging Condé nicht ganz, denn es erwachte wirklich eine zärtliche Neigung in ihm für die schlaue Verführerin.

Eleonore de Roye, die Gattin des Prinzen von Condé, bemerkte es. Das Unglück ihres Hauses, die Todesgefahr ihres Gemahls, die Verfolgungen des Hofes hatte sie mit starker Seele ertragen. Aber die Untreue ihres geliebten, angebeteten Gatten vermochte sie nicht zu ertragen; der Kummer legte sie ins Grab.

1563
Jetzt schmeichelte sich die Geliebte Condé's mit der eiteln Hoffnung, die Gemahlin eines Prinzen von Bourbon zu werden, sie vergaß die ihr aufgetragene Rolle, ergab sich ihrem Anbeter ganz und fühlte sich bald darauf schwanger. Augenblickliche Verbannung vom Hofe war ihre Strafe, denn überwallendes, listige Klugheit vergessendes Gefühl in der Brust war ein Fehler, welchen Catharina von Medicis nicht verzieh. Zwei Opfer wurden also ihrem Plane dargebracht, ohne daß ihr derselbe glückte. Denn obgleich Margarethe von Lustrac, die junge, schöne und reiche Witwe des Marschalls von St. André den Prinzen von Condé nachmals fesselte, und ihm die Guisen auch Maria Stuart, die alles bezaubernde Königin von Schottland, zur Gemahlin vorschlugen, um ihn für ihre Partei zu gewinnen, so fand er sich doch endlich selbst wieder, entsagte den Liebesabenteuern des Hofes und vermählte sich mit Françoise von Orleans, einer Schwester des Herzogs von Longueville.

Der Hof hatte sich nach St. Germain begeben. Es war dem Prinzen von Condé nicht unbekannt, daß die Guisen eine Anklage gegen Coligny bereiteten, als sey der Herzog von Guise auf sein Anstiften ermordet worden. Um ihnen also zuvorzukommen, folgte Condé nebst Andelot dahin, und in voller Versammlung eines Staatsraths erklärte er, Coligny sey vollkommen unschuldig an jenem Verbrechen; wer denselben antaste, beleidige zugleich seine, des Prinzen, Ehre und er übernehme dessen Vertheidigung, ohne hierdurch einer gesetzlichen Untersuchung in den Weg treten zu wollen, welche im Gegentheil zeigen würde, auf wessen Seite das Recht sey.

Noch war Havre de Grace in den Händen der Engländer. Condé hatte bei dem Abschlusse des Friedens nicht an die Königin von England gedacht, obschon sie ihn so thätig unterstützte. Catharina verlangte jetzt die Zurückgabe dieser Stadt und erklärte den Krieg, als

1563
sich Elisabeth weigerte. Eine französische Armee belagerte Havre, wobei Condé selbst thätigen Antheil nahm. Nach 8 Tagen capitulirte der Platz. Beide Kronen schlossen erst einen Waffenstillstand und dann einen Frieden zu Troyes, den 9. April 1564. Die Zurückgabe von Calais, sonst immer ein streitiger Punkt, wurde nicht verlangt, und gegen die Summe von 26000 Thalern gab Elisabeth den Geißeln die Freiheit wieder, welche in dem Frieden zu Chateau-Cambresis von Frankreich waren gestellt worden.

Die Königin Catharina kam nebst ihrem Sohne in das Lager bei Havre und bezeigte ihre lebhafte Freude über den mit England abgeschlossenen Frieden. Von da ging der ganze Hof und der König nach Rouen; in voller Waffenrüstung hielt er hier seinen Einzug, zeigte sich dem Volke und ward mit großer Feierlichkeit empfangen. Doch um einen eiteln Pomp nur war es Catharinen nicht zu thun, sondern sie hatte einen wichtigern Zweck dabei im Auge. Karl IX. stand jetzt in seinem 14. Jahre. Nach einem, von dem Könige Karl V. 1373 gegebenen, Reichsgesetze aber waren die französischen Monarchen in diesem Alter für mündig zu achten. Catharinen blieben die bedenklichen Streitigkeiten zwischen dem Herzoge von Guise und dem Könige von Navarra über die Regentschaft bei dem Regierungsantritte ihres Sohnes unvergessen; zwar lebten beide nicht mehr, dagegen aber konnte sich nun derselbe Streit zwischen Condé und Montmorency erneuern. Um diesem zuvorzukommen, sollte sich ihr Sohn für mündig erklären; bei ihrem Einflusse auf denselben fuhr sie dennoch fort zu regieren, jeder Nebenbuhler aber blieb entfernt. Eine Provinzialstadt aber wählte sie aus dem wohlerwogenen Grunde hierzu, weil zu Paris von Seiten des Parlaments, wohl auch der verschiedenen Parteien, Widerstand zu fürchten war. Den 17. August begab sich demnach Karl IX., nebst seiner Mutter, den Prinzen von Geblüt und den obersten Beamten der Krone in das Par-

1563 lament von Rouen, setzte sich auf den, für ihn bereiteten, Thron und erklärte in einer kurzen Rede, daß er von nun an in seinem eigenen Namen regieren wolle. Der Kanzler Hopital, so wie der Präsident des Parlaments, bewiesen in ausführlicheren Vorträgen die Rechtmäßigkeit dieses Schrittes, dann erhob sich Catharina von ihrem Sitze, sagte, daß sie die Regentschaft in die Hände ihres Sohnes zurückgebe, und ließ sich auf ein Knie nieder, um ihm den Eid der Treue zu leisten. Karl stieg sodann vom Throne herab, entblößte das Haupt, hob seine Mutter auf und versicherte, daß er von jetzt an mehr als jemals ihrem Willen unterthan seyn werde. Erlassene Edikte machten hierauf allen Parlamenten des Königreichs und den übrigen Obrigkeiten die geschehene Veränderung bekannt. Mit Entrüstung vernahm es das Parlament von Paris; es weigerte sich das überschickte Edikt zu publiciren, und stellte dem Könige durch einen Abgeordneten vor, daß es ganz gegen das Herkommen sey, dem Parlamente der Hauptstadt von den Parlamenten der Provinz Befehle ertheilen zu lassen. Karl, hierauf bereits durch seine Mutter vorbereitet, antwortete mit festem Tone, er wolle, daß seinem unbeschränkten Willen ohne Verzug gehorcht werde, und so mußte das Parlament von Paris nachgeben wie immer.

Der König kam bald darauf nach Paris. Hier veranstaltete die Familie Guise einen Auftritt, welcher die Aufmerksamkeit von ganz Paris erregte. Die Mutter des ermordeten Herzogs von Guise, dessen Gemahlin, alle seine Kinder, Verwandten und sämmtliche Dienstleute begaben sich in Trauerkleidern nach Hofe und baten um eine Audienz bei dem Könige. Sie ward gewährt. Antoinette von Bourbon, die Mutter des Verstorbenen, warf sich hier, nebst ihrer ganzen Begleitung, auf die Knie, und unter Thränen und Schluchzen baten sie um Rache für den schändlichen Meuchelmord, durch welchen sie ihres Vaters und Gatten beraubt worden wären. Niemand zweifelte, daß dieses ein wohl über-

1564
legter Theaterstreich sey. Die Volksmasse von Paris und wo möglich auch der König und der Hof sollten gerührt und zur Theilnahme für die heranwachsenden Söhne von Guise gestimmt werden; gegen Coligny aber, obgleich seines Namens keiner Erwähnung geschah, wollte man jenen gehässigen Verdacht, als sey er der Urheber der Ermordung Guise's, wieder anregen und die Menge wider ihn aufbringen. Der junge König bewies den Flehenden eine theilnehmende Aufmerksamkeit und versprach diese Angelegenheit, doch aber zu einer andern Zeit, zu bedenken.

Mancherlei Verordnungen, das Innere des Staates betreffend, wurden erlassen. Unter andern war es den Buchhändlern bei Todesstrafe und Einziehung des Vermögens untersagt, ein neues Buch zu verkaufen, welches nicht zuvor eine bestimmte Commission geprüft hatte. —

Der Marschall von Brissac, einer der berühmtesten französischen Feldherrn dieser Zeit, starb gegen das Ende dieses Jahres, und, auf Empfehlung des Cardinals von Bourbon, erhielt ein Sohn des Connetable von Montmorency den Marschallstab.

Eine wichtige Veränderung wurde mit dem Jahre 1564 in Betreff der Zeitrechnung in Frankreich vorgenommen. Bisher hatte man nämlich das neue Jahr mit dem ersten Osterfeiertage angefangen, wodurch aber, bei dessen Veränderlichkeit, viele Unbequemlichkeiten und Unordnungen in Verträgen, Urtheilssprüchen u. dergl. entstanden. Ein Edikt setzte nun den Anfang des Jahres auf den ersten Januar, und auch gegen diese nützliche Einrichtung, wer sollte es glauben, machte das Parlament Einwendungen und verweigerte die Einregistrirung eine Zeit lang! Eine andere Verordnung gebot den Verkauf aller königlichen Gebäude in Paris, welche nicht bewohnt wären. Dieses benutzte die Königin, um den Palast, les Tournelles genannt, abtragen zu lassen. Hier war es, wo ihr Gemahl, Heinrich II., vor sechs

1564
Jahren die tödtliche Wunde im Tournire erhielt, welche ihm das Leben raubte. Das Andenken an diesen Unglücksfall sollte, wo möglich, bis auf die letzte Spur vertilgt werden. Daher ließ Catharina die Mauern dieses Gebäudes niederreißen, die Bäume in dem nahen Parke abhauen, die Gräben ausfüllen und das Ganze verkaufen, damit Häuser daselbst erbaut würden. Zur Entschädigung dafür legte sie das, in neuerer Zeit so berühmt gewordene, Schloß der Tuilerien, nebst dessen Garten, an der Seine neben dem Louvre an, welches jedoch unter Heinrich IV. erst vollendet ward.

Ein schwarzes und verwegenes Komplott entspann sich in dieser Zeit, das vielleicht die ersten Ideen zu den Mordscenen weckte, welche die Regierung Karl's IX. so schaudervoll beflecken. Die Häupter der katholischen Partei geriethen nämlich auf den Gedanken, die Protestanten, durch Entziehung ihrer Hauptstützen, mit einem Male zu stürzen. Als solche betrachtete man Johanna, Königin von Navarra, welche mit ihren beiden Kindern, Heinrich und Catharina, zu Pau, in Bearn, wohnte. Sie gefangen zu nehmen und der spanischen Inquisition zu überliefern, war das Mittel, wodurch man sie und ihre Kinder bei Seite schaffen wollte. — Philipp von Spanien hatte diesen Plan schon gebilligt und bereitwillig die Hand geboten. Zwei Gründe bestimmten ihn; ein Mal hielt er es für Pflicht, die Ketzerei, wo und wie nur immer, auszurotten; dann aber hörte auch der Anspruch an den Theil des Königreichs Navarra auf, welches ungerechter Weise mit Spanien vereinigt worden war, wenn keine Erben desselben mehr vorhanden waren. Zur Ausführung dieses Planes wollte man die Zeit wählen, wo sich eine starke Armee bei Barcelona auf Philipp's bereits gegebenen Befehl zusammenziehen würde; leicht war es alsdann, eine kleine Abtheilung derselben über die Gebirge bis nach Pau zu führen, um den Streich zu vollenden. Ein gewisser Hauptmann Dimanche, aus Bearn, ließ sich zum Unterhändler bei diesem verruch-

1564

ten Anschlage brauchen. Schon hatte er einige Unterredungen mit dem Herzoge Alba und dem Könige Philipp selbst gehabt. In Madrid aber warf ihn ein heftiges Fieber aufs Krankenlager. Ein gewisser Vespier, von den Dienstleuten der Königin Elisabeth, Philipp's Gemahlin, nahm sich des kranken Dimanche hülfreich an, gewann dessen Vertrauen und erfuhr von ihm in einer schwachen Stunde den ganzen schändlichen Plan. Vespier theilte die gemachte Entdeckung dem Beichtvater seiner Königin mit, welcher die Monarchin benachrichtigte. Die edle Elisabeth schauderte über die Gefahr, in welcher ihre nahe und vielgeliebte Verwandtin schwebte. Nach einiger Ueberlegung setzte sie den Gesandten des französischen Hofes davon in Kenntniß. Dieser schickte unverzüglich seinen Geheimschreiber nach Frankreich ab, mit dem doppelten Auftrage, die Königin von Navarra vor der dro enden Gefahr zu warnen und Catharinen von Medicis von dem Vorgefallenen zu unterrichten. Das höchste Erstaunen war alles, was diese darüber äußerte. Der schändliche Plan scheiterte nun und blieb unausgeführt, aber niemand zog den schurkischen Dimanche zur Rechenschaft, und ungestraft ging er davon [1].

Die Königin veranstaltete jetzt eine Reise ihres Sohnes durch die südlichen Provinzen seines Reichs, wobei sie abermals, wie immer, mehr als eine Absicht hatte. Der Anblick des jungen Königs sollte ihm die Gunst seiner Unterthanen zuwenden, vornehmlich aber wollte sie, ohne Aufsehen, geheime Unterhandlungen mit Spaniens Monarchen pflegen, wobei die Sehnsucht, ihre Tochter, die Königin von Spanien, zu sehen, zum Vorwande diente. Bayonne ward deshalb zum Vereinigungspunkte gewählt. Ueberall empfing man den jungen König mit Gepränge und Feierlichkeit, aber auch überall zeigten sich die Spuren des verheerenden Bürgerkrieges mit grausenvoller Abwechselung, wovon man die Protestanten als

[1] Thuanus, T. I. L. XXXVI. p. 728. sqq.

1564
einzige Urheber darzustellen nicht ermangelte. Kein Wunder also, daß, nach dieser einseitigen Darstellung, ein bitterer Unwille gegen dieselben in der Seele des jungen Monarchen wurzelte [1]. Unbeachtet blieben deswegen auch die Klagen derselben, welche sie dem durchreisenden Monarchen fast in jeder Stadt vortrugen, über die fortwährenden Bedrückungen der Gouverneure, und wie man ihnen die zugestandenen Freiheiten entweder ganz entziehe, oder auf eine unverantwortliche Weise schmälere. Das Edikt von Roussillon, den 4. August 1564, angeblich zur Erläuterung und nähern Bestimmung der früheren, war ein trauriger Beleg von der Stimmung des Hofes gegen die Nichtkatholiken. Die, manchen Edelleuten gegebene, Erlaubniß z. B., in ihren Schlössern protestantischen Gottesdienst halten zu lassen, ward einzig und allein auf ihre Dienstleute oder Unterthanen eingeschränkt. Allen auswärts Wohnenden war es verboten, sich zu diesen gottesdienstlichen Versammlungen zu begeben, bei 500 Livres Strafe das erste, und bei körperlicher Züchtigung das zweite Mal. Kein protestantischer Geistlicher sollte einem außer seinem Sprengel Wohnenden die Tröstungen der Religion darreichen, bei Strafe der Verbannung das erste, und körperlicher Ahndung das zweite Mal. Eben so gebot dieses Edikt von Roussillon allen ehemaligen Geistlichen der katholischen Kirche, welche zum Protestantismus übergetreten waren und sich verheirathet hatten, so wie auch ehemaligen Nonnen, in gleichem Falle, das Band ihrer Ehe sofort wieder aufzulösen und in ihre Klöster oder zu ihrer frühern Bestimmung zurückzukehren, bei Strafe der Verbannung, lebenswieriger Galeerenarbeit, oder, nach Beschaffenheit der Umstände, noch härteren Strafen. Laute Unzufriedenheit und ein düsteres Murren entstand unter den Protestanten bei diesen harten Verfügungen, wodurch die frühern Verwilligungen fast so gut wie aufgehoben wurden.

[1] **Davila, hist. des guerres civiles. T. 1. p. 148.**

1564

Der Prinz von Condé schrieb einen langen Brief an die Königin, worin er nicht nur die, von den Protestanten angeführten Beschwerden bewahrheitete, sondern auch die Belege beibrachte, daß ein hundert und zwei und dreißig seit dem letzten Frieden, der Religion wegen, an Protestanten verübte Mordthaten unbestraft geblieben wären. Doppelsinnig schrieb Karl IX., der Mediceerin fügsamer Zögling, an den Prinzen von Condé, er wünsche nichts so sehr, als jedermann Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; er sey überzeugt, es falle dem Prinzen von Condé nicht ein, über den Willen seines Königs verfügen zu wollen; hätten übrigens die Gouverneure oder sonstige Beamte wider ihre Pflicht gehandelt, so werde sie der König zur Rechenschaft ziehen, und jedermann beweisen, daß er nichts so sehr liebe, als den Frieden, und daß Gerechtigkeit geübt werde unparteiisch, ohne Rücksicht auf Religion [1]. Condé verbarg seinen Unwillen über dieses Schreiben für den gegenwärtigen Augenblick. Zu Avignon hatte die Königin und ihr Sohn eine Unterredung mit dem päpstlichen Nuntius, welcher auf die Ausrottung der Ketzerei drang. Sie antworteten, daß dieses ihr fester Wille sey, nur müsse dieses mit Vorsicht geschehen, um den Krieg nicht aufs neue zu entzünden; übrigens hätten sie diesen Zweck stets vor Augen [2].

Den 9. April kam der König in Bordeaux an, wo man ihn mit einem Prachtaufwande empfing, welcher die Anstrengungen aller übrigen Städte übertraf. 300 bewaffnete Ritter kamen ihm entgegen mit einem zahllosen Gefolge von Leuten, welche Gefangene aus fremden Nationen vorstellten. Man sah in ihren verschiedenen Trachten Griechen, Türken, Araber, Egyptier, Indier, Mauren, Ethiopier, Cannibalen, Amerikaner, Brasilianer, Einwohner der Insel Ceylon und

---

[1] Fleury, hist. eccles. T. XXXIV. p. 196. sqq.

[2] Davila, hist. des guerres civiles, T. I. L. III. p. 146.

1565
der Canarischen Inseln. Eine jede Nation hatte ihren Sprecher, welcher an den König eine Anrede hielt, in der jedesmaligen Landessprache, die durch einen Dolmetscher erklärt ward. Als derselbe an das Thor gelangte, überreichte ihm ein junges Mädchen, das man aus der Höhe herabließ, in einer Flugmaschine, welche die Gestalt einer Muschel hatte, die Schlüssel der Stadt. Auch hier trugen die Protestanten ihre Klagen vor, daß ihnen früher vom Könige bewilligte Freiheiten von den Ortsobrigkeiten wären vorenthalten worden. Jene Freiheiten nämlich waren: „daß es niemandem zum Verbrechen gereichen solle, wenn er in seinem Hause Psalmen in der Landessprache singe, oder die Bibel und Erklärungen derselben verkaufe; daß niemand gezwungen werde sein Haus mit einem Teppich zu bekleiden, wenn eine Procession vorüberziehe; daß die protestantischen Handwerker in ihren Wohnungen an katholischen Feiertagen arbeiten dürften, wenn sie nur ihre öffentlichen Läden schlössen; daß sie vor Gericht nicht gezwungen würden auf den Arm des heiligen Antonius zu schwören, und daß die Weigerung eines solchen Eides niemandem zum Nachtheile gereiche; endlich, daß die Protestanten zu öffentlichen Aemtern zugelassen würden, so wie die Katholiken. Der König aber gebot Stillschweigen über alles dieses und Vergessenheit des Vorgefallnen; bald darauf verließ er die Stadt, um sich nach Bayonne zu begeben [1].

Den 9. Junius 1565. langte Karl IX. mit seiner Mutter, seinem Bruder und dem ganzen Hofe in Bayonne an, wo auch seine Schwester, die Königin von Spanien, bald eintraf. Der Herzog von Alba war in ihrem Gefolge. Auf einem herrlich geschmückten Pferde reitend, zog sie in die Stadt ein. Ihre blendende Schönheit und freundliche Herablassung bezauberte jedermann. Eine verschwenderische Pracht umgab auch

---

[1] Thuanus, T. I. L. XXXVII. p. 748. sqq.

1565

ihre Person. Nie trug sie ein Kleid, wovon jedes 3 bis 400 Kronen kostete, mehr als zwei Mal. Ihr Schneider, früher ein armer Mann, erhob sich dadurch zu einem blühenden Wohlstande [1].

Es schien, als habe man sich hier nur versammelt, um den Becher der Freude bis auf den letzten Tropfen zu leeren. Lustige Feste folgten sich in bunten, stets wechselnden Reihen. Jagd und Schauspiel, Ball und Bankette, Tourniere und Ringstechen, jedesmal mit dem blendenden Schimmer einer überschwenglichen Pracht ausgeführt, ließen niemanden zur Besinnung kommen und boten auch dem eigensinnigsten Geschmack den einen oder den andern Genuß dar. Catharina von Medicis war die Seele aller dieser Lustbarkeiten. Sie bezog den bischöflichen Palast, neben welchem sie in der Eile ein hölzernes Haus erbauen und prächtig einrichten ließ zur Wohnung für ihre Tochter Elisabeth; eine Gallerie verband dieses Haus mit dem Palaste, durch welche sich Catharina ins Geheim zu ihrer Tochter zu begeben pflegte. Wann nun die späte Nacht die ausgelassenen Schwelger endlich in tiefen Schlaf begrub, wann die Finsterniß ihre schwarzen Schatten undurchdringlich über Stadt und Land ausbreitete, dann schlich Alba, leisen Trittes, dorthin zur Königin Frankreichs, und im ernsten Wechselgespräch berathschlagten sie, in Gegenwart der jungen Königin von Spanien, über Entwürfe, welche die Mit- und Nachwelt mit schauderhaftem Entsetzen erfüllt haben [2].

---

[1] Brantôme, 4me. discours d'Elisabeth de France, reine d'Espagne.

[2] Thuanus, T. I. L. XXXVII. p. 749.

Zwei und zwanzigstes Capitel.

Zweck der Unterhandlung zu Bayonne; Zweck und Folgen der Reise der Königin in Frankreich; die Jesuiten errichten Lehranstalten in Paris; Versammlung zu Moulins; neue Bedrückungen der Protestanten; zweiter bürgerlicher Krieg.

1565

Der Herzog Alba war mit ganzer Vollmacht von seinem Könige abgesandt worden und handelte ganz in dem Sinne und Geiste desselben. Daß die Angelegenheiten der Religion der Zweck dieser Zusammenkunft, so wie der Gegenstand der geheimen Unterredungen waren, daran durfte niemand zweifeln, so dicht man auch den Schleier des Geheimnisses darüber zu werfen suchte. Mit gerechtem Mißtrauen richteten die Protestanten ihre Blicke auf Bayonne. Es war bekannt, daß der Cardinal von Lothringen, der wüthendste Feind der Calvinisten, welcher jetzt noch überdieß dürstete Rache zu nehmen wegen der Ermordung seines Bruders, des Herzogs Franz von Guise, zu Rom viele und lange Unterredungen mit dem Papste gehabt habe; während der Reise des Hofes langten unaufhörlich Couriere an, bald von Rom, bald von Spanien, von dem Herzoge von Savoyen und dem Kaiser, und die Gesandten dieser Fürsten waren in einer großen Thätigkeit [1]. Besondere politische Interessen bewogen, außer den Religionsmeinungen, noch überdieß die gedachten Monarchen, von den Bewegungen in Frankreich Kenntniß zu nehmen. Philipp II. von Spanien fürchtete, die Protestanten Frankreichs möchten die der Niederlande, mit welchen er bereits zu kämpfen hatte,

---

[1] Daniel, hist. de France T. VIII. p. 537. seqq.

1565

unterstützen; der Kaiser Ferdinand I. gab die Hoffnung noch nicht auf, Metz, Toul und Verdun wieder zu gewinnen, welches von dem innerlich beunruhigten Frankreich leichter möglich war, als von dem in Frieden gesicherten; gleiche Hoffnungen nährte auch der Herzog von Savoyen; noch waren mehrere feste Plätze in seinem Lande von den Franzosen besetzt, deren Wiedererwerbung vielleicht schneller erfolgte, wenn innere Kriege die Franzosen beschäftigten und bedrängten [1]. Ueberdieß verlauteten dennoch einige Aeußerungen des Herzogs Alba, welche seiner Denkungsart ganz gemäß waren. „Der Kopf eines Lachses ist mehr werth, als alle Frösche in den Sümpfen", hörte man ihn bedeutungsvoll sagen, und unbezweifelt fast darf man annehmen, daß durch diese Zusammenkunft ein Bündniß zu Stande kam zur Unterdrückung des Protestantismus zwischen dem Papste, dem Könige von Spanien, dem deutschen Kaiser und dem Könige von Frankreich [2].

Ob bei dieser Zusammenkunft in Bayonne die Mordscenen der Bartholomäusnacht, welche 7 Jahre darauf erfolgten, schon verabredet und vorbereitet worden seyen, hat man oft gefragt. Alles wohl erwogen, muß man es verneinen. Wiederholte Aeußerungen Catharinens beweisen, daß sie gewaltsame Schritte damals fürchtete. Die gemachte Reise hatte sie von der Menge und Stärke der Protestanten überzeugt, noch dachte sie also auf gelindere Mittel, die Häupter dieser Partei durch List, Ueberredung und Schmeichelei an sich zu locken. Aber [3] die Grundidee, den ersten Fun-

---

[1] Daniel, l. c. p. 538.

[2] De Serres, inventaire vol. 2. p. 378. Bullengeri, hist. T. I. p. 53. Daniel, T. VIII. p. 538. Vor allem verdient die inhaltsreiche Schrift des gelehrten Dr. Wachler: die Pariser Bluthochzeit, Leipzig bei Barth 1826, berücksichtigt zu werden.

[3] Vollkommen stimmen wir hier mit dem überein, was der ründlich scharfsinnige Wachler in dem angeführten Werke p. 85. III. seqq. sagt.

1565
ken gleichsam, welcher, still fortglimmend, den späten großen Brand entzündete, dürfte Alba durch seine Aeußerung gegeben haben; bei Catharinen ging nichts verloren, was ihr irgend einmal frommen konnte, aber sie ward auch stets von den Umständen bestimmt, welchen sie ihre Absichten und Anschläge geschickt anpaßte. Darum mag jener Gedanke von ihr wohl aufgefaßt, in gutem Andenken bewahrt, aber gewiß noch zu keinem festen Plane ausgebildet worden seyn, welches auch die vielen, dazwischen liegenden Ereignisse zeigen [1]. Uebrigens scheint die Gemahlin Philipp's II. im Geiste ihres Gemahls gehandelt und ebenfalls zur Strenge gegen die Hugenotten gerathen zu haben [2].

Endlich brach der Hof nach 3 Wochen von Bayonne auf; der König nahm seinen Weg über Nerac, den gewöhnlichen Aufenthaltsort der Königin von Navarra, wo sie den protestantischen Gottesdienst durchgehends eingeführt hatte. Karl IX. drang auf die Wiedereinsetzung der Katholiken in ihre Rechte, welche jedoch mit den Protestanten gleich getheilt wurden. Die Stadt Angouleme, berühmt durch viele Denkmäler der ehemaligen Großen und Herzöge von Angouleme, Vorfahren des königlichen Hauses, bot einen traurigen Anblick dar. Der Krieg hatte hier ganz besonders gewüthet. Zerstört lagen die Kirchen und in Trümmern, die Grabmäler der alten Ahnen waren erbrochen, und die Asche.

[1] Auch Daniel sagt, T. VIII. p. 546: „Il y a beaucoup d'apparence qu'on n'arrêta rien de particulier dans ces conferences, et que la reine de France ne répondit que par une franchise apparente à la mysterieuse manière d'agir des Espagnols“.

[2] Daniel, l. c. „Strada dans son histoire L. 4. écrit qu'il avoit eu entre les mains une lettre de Philipp II. à Marguerite de Parme, où ce prince dit, que la reine d'Espagne avoit fort exhorté le roi de France son frère à ne plus ménager les Huguenots et à se declarer hautement pour le parti catholique et que lui et sa mère yétoient fort disposés.“

1565

derselben zerstreut. Mit Freimüthigkeit trug Jacob von Boucard, von angesehener Familie und ein eifriger Protestant, die Klagen seiner Glaubensgenossen vor. „Werden diese nicht gegen Gewalt und Mord geschützt, sprach er, und fährt der Cardinal von Lothringen fort, mit Truppengewalt gegen dieselben zu verfahren, so ist sehr zu fürchten, daß die Verzweiflung sie aufs Aeußerste und zum offenbaren Widerstand treiben wird.“ Die Königin versicherte, die Lage der Protestanten solle verbessert werden, sobald nur die Parteiungen des Reichs beseitigt wären. Endlich kehrte der Hof von seiner langen Reise, welche an zwei Jahre gedauert hatte, nach Blois zurück. Champagne, Lothringen, Burgund, Dauphiné, Lyonnois und Languedoc waren nach und nach berührt worden. In letztern Provinzen bemerkte man die Zahl der Protestanten vorherrschend, die Erbitterung zwischen ihnen und den Katholiken war am größten, und zweifeln durfte man nicht, daß, wenn sich der Bürgerkrieg wieder entzünden sollte, er in diesen Provinzen gewiß zuerst auflodern werde. Zweck und Folgen dieser Reise waren verschieden. Das Volk für den neuen König zu gewinnen, sich über die Stimmung desselben zu unterrichten, die Macht der Calvinisten zu erforschen, die Vornehmsten der Katholiken sich näher zu verbinden, endlich eine Hauptmaßregel mit Spanien, ohne großes Aufsehen, zu verabreden, waren die Absichten der Königin. Bitterer Haß gegen die Calvinisten in dem jungen Könige, welche man ihm immer als die einzigen Urheber der überall verbreiteten Verwüstungen nannte [1], Mißtrauen und Erbitterung bei den Protestanten, indem hier Citadellen angelegt, dort ihnen zum Nachtheil Obrigkeiten ab- oder eingesetzt wurden, Furcht und ängstliche Besorgnisse endlich bei dem Hofe, über die überall sichtbare Spannung und Gährung, mußten als Folgen ebenderselben Reise betrachtet werden.

---

[1] **Davila, T. I. L. III. p. 148.**

1565 Einige Vorfälle hatten in Paris, während der Abwesenheit des Königs Statt. Der Cardinal von Lothringen näherte sich der Hauptstadt mit einem zahlreichen und bewaffneten Gefolge in der Absicht, einen glänzenden Einzug zu halten. Der Marschall von Montmorency, Gouverneur von Isle de France, ließ ihm anzeigen, daß er dieses, als gesetzwidrig, nicht gestatten könne. Der Cardinal kehrte sich nicht daran, setzte seinen Weg fort, traf aber in der Straße St. Denys den Marschall mit einer Truppenabtheilung, welche des Cardinals Begleitern die Waffen abforderte. Ein Bedienter widersetzte sich und ward ohne Weiteres niedergemacht. Dieß brachte den Cardinal außer Fassung, er hatte gehofft, das Volk werde für ihn Partei ergreifen, daher flüchtete er in einen Kaufmannsladen, seine Leute aber zerstreuten sich. Er führte Klage bei dem Könige, welche durch die Gegenbeschwerde des Marschalls entkräftet ward. Schon entstanden unter den Hofleuten zwei Parteien, doch das ernstliche Wort des Königs dämpfte die entstehende Bewegung. Durch die Jesuiten wurden gleichfalls in dieser Zeit heftige Streitigkeiten erregt. Sie verlangten nämlich die Erlaubniß, für den Unterricht der Jugend ein Collegium errichten zu dürfen. Heftig erklärte sich die Universität von Paris, so wie die Geistlichkeit überhaupt, dawider. Du Bellay, Bischof von Paris, bemerkte schriftlich: „Diese Gesellschaft, so wie überhaupt alle neue Orden, wären außerordentlich gefährlich und schienen, unter den gegenwärtigen Umständen, mehr geeignet, die Verwirrung in der Kirche zu vermehren, als Friede und Eintracht zu stiften. Besonders sey ihr Name, Gesellschaft Jesu, eine arge Anmaßung, da die gesammte rechtgläubige Kirche so genannt werden könne Die Privilegien, welche der Papst Paul **III.** dieser Gesellschaft bewilligt hätte, liefen großentheils der Macht und dem Ansehen der Bischöfe, Pfarrer und Universitäten entgegen, und da der heilige Va=

1565

ter derselben insonderheit die Bekehrung der Ungläubigen auftrüge, so möge man ihr nur Häuser in der Nähe der Türken bauen." Dennoch setzte es der Cardinal von Lothringen durch, daß die Jesuiten ihren Zweck erreichten. Vergebens zwar, aber wie mit prophetischem Geiste, sagte der Generaladvocat Pasquier vor dem Parlament: „Die Aufnahme dieser Secte in das Königreich ist eben so viel, als nehme man den ärgsten Feind in dessen Innerem auf; beliebt es irgend einmal einem Papste schlimme Absichten gegen Frankreich auszuführen, so werden diese Jesuiten Krieg dem Könige erklären und dem Königreiche; ihr aber, ihr Richter, die ihr jetzt die Jesuiten in Schutz nehmt, ihr werdet euch einst, aber freilich alsdann zu spät, bittere Vorwürfe machen über eure Leichtgläubigkeit, wenn ihr die traurigen Folgen sehen werdet, und den Umsturz der Ordnung und Ruhe, nicht blos in dem Königreiche, sondern in der ganzen christlichen Welt, durch die List, den Betrug, den Aberglauben, die Heuchelei, die Verstellung und gaunerhafte Gaukelei dieser Gesellschaft Jesu" [1]. In zwei Sitzungen wurde diese Sache behandelt; weil man aber die Jesuiten für vorzügliche Rüstzeuge gegen die Protestanten hielt, so ward ihnen am 5. April 1565. dennoch die Erlaubniß ausgefertigt, in Paris eine Schule zu eröffnen zum Unterrichte der Jugend.

Der König hatte den Winter in Blois zugebracht, den 1. Januar 1566. begab er sich nach Moulins, in Bourbonnois, zu einer abermaligen Berathung über die vorhandenen Unordnungen im Reiche. Die Oberpräsidenten der Parlamente von Paris, Toulouse, Bordeaux, Grenoble, Dijon und Aix, des Königs Bruder, der Herzog von Anjou, der Prinz Condé, die Coligny und viele andere der Vornehmsten des Hofes, fanden sich ein. In einer kurzen Rede eröffnete der König, daß er seine Räthe und Beamten berufen habe, um

---

[1] Thuanus, T. I. L. XXXVII. p. 745. seqq. u. 747.

1566
mancherlei Mißbräuchen und Klagen in seinem Reiche abzuhelfen, nachdem er sich, durch seine Reisen in den verschiedenen Provinzen, von allem durch den Augenschein überzeugt habe. Der Kanzler Hopital entwarf hierauf nochmals ein trauriges Bild von der Verdorbenheit der Geistlichen, der Bestechlichkeit der Richter, der Gewissenlosigkeit und Willkühr der Obrigkeiten, und machte Vorschläge zur Verbesserung aller dieser Gebrechen und Mißbräuche, worüber auch weitläufige und zahlreiche Edicte abgefaßt und erlassen wurden. Ein Hauptzweck dieser Versammlung war noch eine zu stiftende Versöhnung zwischen der Familie Coligny und Guise. Die Witwe des ermordeten Herzogs von Guise, Anna von Este, und dessen Bruder, der Cardinal von Lothringen, standen als Häupter der einen Familie, und die Coligny als die der andern vor dem Könige. Der Admiral Coligny schwur laut und feierlich, daß er nicht der Urheber von der Ermordung des Herzogs von Guise sey, diese That auch niemals gebilligt habe. Der König befahl hierauf beiden Theilen, sich zu versöhnen und fortan in Friede und Freundschaft zu leben. Sie umarmten sich gegenseitig und versprachen Vergessenheit des Vergangenen. Diese Versöhnung war nichts, als ein eitles Hofspiel, woran die Gemüther keinen Theil nahmen, Haß und Groll aber blieben in den Herzen zurück [1].

Inzwischen wurde die Lage der Protestanten durch ganz Frankreich immer peinlicher und bedenklicher. Trotz aller, zu ihrer Gunst erlassenen, Edicte und Befehle erschöpfte man ihre Geduld durch Beschimpfungen, Verbannungen, Einziehung des Vermögens und Hinrichtungen. Persönliche Beleidigungen und Mordthaten, an den Hugenotten begangen, blieben von den Richtern unbestraft und von den Gouverneuren der Provinzen unbeachtet. Außerdem deuteten mancherlei

---

[1] Fleury, hist. ecclés. T. XXXIV. p. 303 seqq.

1566

Anstalten auf eine allgemeine Maßregel, welche man im Stillen gegen sie vorzubereiten schien. Die Mauern der Städte, wo die Protestanten am zahlreichsten waren, wurden niedergerissen, und überall Citadellen angelegt; durch das ganze Land fanden Truppenwerbungen Statt; 6000 Schweizer, angeblich zur Beobachtung des Herzogs von Alba auf seinem Marsche nach den Niederlanden, waren in Sold genommen worden und rückten, nachdem Alba längst in den Niederlanden angekommen war, immer tiefer in Frankreich ein; von häufigen Unterhandlungen mit dem Papste, dem Könige von Spanien und ihren Abgeordneten hörte man gleichfalls [1]. Hierzu kamen noch drohende und räthselhafte Worte von allen Seiten; die Protestanten, welche jetzt so stolz einherschritten, würden ihrer angemaßten Freiheiten bald entkleidet werden; auch selbst Warnungen, von Leuten des höchsten Standes, und welche in die Geheimnisse des Hofes eingeweiht waren, bestätigten diese Besorgnisse. Der Prinz von Roche sur Yonne, welcher mit dem Hofe in Bayonne gewesen war, fühlte die Annäherung des Todes und entdeckte dem Prinzen von Condé auf dem Sterbebette, eine große Verschwörung gegen ihn und seine Glaubensgenossen sey im Werke; er habe geschwiegen, in der Hoffnung, dieser Plan werde durch irgend ein Ereigniß vereitelt werden, allein, da derselbe im Gegentheil immer fortrücke, so müsse er sein Gewissen entladen und den Untergang so vieler rechtlichen Leute zu verhindern suchen. Eine gleiche Warnung gab der sterbende Marschall von Bourdillon. Der Tod sey ihm willkommen, sagte er zu seinen Freunden, welche ihn in seiner Krankheit besuchten, denn vor Verfluß von 6 Monaten werde eine solche Verwirrung über Frankreich kommen, daß niemand mehr seines Lebens oder seines Vermögens sicher sey [2].

---

[1] Thuanus, T. I. L. XLII. Vom Anfange.

[2] Discours merveilleux de la vie, actions et deportemens de la reine Catherine de Medicis. p. 502 — 503.

1566 Die Protestanten befanden sich demnach im Stande der Nothwehr. Ihre Häupter, der Prinz Condé, der Admiral Coligny, dessen Bruder Dandelot, nebst mehrern andern, traten zu einer ernstlichen Berathung zusammen, um so mehr, da dem Prinzen ein Freund, welcher am Hofe lebte, aufs Neue rieth, auf seiner Hut zu seyn, weil man beschlossen habe, ihn und den Admiral zu verhaften, in der Absicht, letztern aus der Welt zu schaffen, ihn selbst aber in einer engen Gefangenschaft zu halten. Lange waren sie unschlüssig, ungern und schwer schritten sie zur Entscheidung durch die Waffen, denn immer trägt der erste Angreifer die Schuld, und ach! die Greuel des Religionskrieges standen noch grauenvoll vor ihren Augen. Gleichwohl hatte man alle Mittel des guten Rechts erschöpft, nur durch Abschwörung ihres Glaubens konnten sie ruhig leben; sollten sie aber das Irdische und Leibliche dem Himmlischen und Ewigen vorziehen? Mit den Waffen in der Hand hießen sie freilich Rebellen; aber zerriß ihr eigener Monarch den Vertrag nicht zuerst, wenn er ihnen statt Schutz Verfolgung, statt bürgerlicher Wohlfahrt hülfloses Elend, statt geistiger Freiheit des Geistes Knechtschaft zu Theil werden ließ? Heilige Pflichten binden den Unterthanen an seine Obrigkeit, heilig aber auch sind die Pflichten der Gewalthabenden gegen die Untergebenen; wehe den einen wie den andern, wenn sie das rechte Maß überschreiten! — Die Häupter der Protestanten beschlossen Krieg, und so entbrannte der zweite bürgerliche Krieg in Frankreich.

Drei und zwanzigstes Capitel.

Anfang des zweiten Bürgerkrieges; Versuch den Hof gefangen zu nehmen; die Jesuiten in Paris; Versammlung zu Moulins; Schlacht von St. Denys; Tod des Connetable von Montmorency; Condé und seine Bundesgenossen; Friede zu Lonjumeau.

Getheilt waren anfangs die Meinungen über die Art, 1567
auf welche man diesmal den Krieg führen wolle. Einige riethen, so viele Städte und feste Plätze in Besitz zu nehmen, als man können würde, andere hingegen nur wenige, aber die vornehmsten. Dieser Meinung stimmte Coligny bei; der vorige Krieg hatte gelehrt, daß der Besitz vieler festen Plätze die Streitkräfte zerstreue und schwäche, und daß sie, nach einer verlorenen Hauptschlacht, meistentheils auch verloren gingen, und die Garnisonen in Gefangenschaft geriethen. Einige Festungen als Stützpunkte zu nehmen, die Hauptsorge aber auf eine tüchtige, leicht bewegliche, einem fliegenden Lager ähnliche Armee zu wenden, war der Vorschlag des Admirals, welcher auch von allen genehmigt ward. Ein kühner Anschlag wurde ferner entworfen. Was die Protestanten 7 Jahre früher zu Amboise hatten ausführen wollen, das sollte jetzt zum zweiten Male, und vielleicht mit besserm Glücke, versucht werden, nämlich den Hof gefangen zu nehmen, sich der Person des Königs zu versichern, in dessen Namen zu handeln und den verhaßten Rebellennamen den Gegnern zuzuwälzen. Hatte doch der Herzog von Guise ein Gleiches gethan, als er im März 1562 den jungen König Karl, nebst seiner Mutter und der ganzen königlichen Familie, mit Gewalt von Fontainebleau nach Paris führte.

Die Gelegenheit schien günstig; sorglos befand sich der Hof in dem Flecken Monceaux; der König,

1567 machte oft mit geringem Gefolge entfernte Jagdpartien, keine Truppen waren bei der Hand, man wähnte sich in Frieden und war sich keines feindlichen Angriffs vermuthend. Schon hatte Condé 400 Reiter um sich versammelt, schon stießen aus den entferntern Provinzen einzeln oder in kleinen Haufen Anhänger zu ihm, da ward die Königin gewarnt. Eiligst begab sie sich mit dem Hofe nach der, an der Marne liegenden, Stadt Meaux. Doch auch dieses war kein bedeutendes Hinderniß für die Ausführung des entworfenen Plans. Meaux, nur schlecht befestigt, konnte wenig Widerstand gegen einen gewaltsamen Angriff leisten, und schloß man die Stadt ein, so mußte sie sich nach etlichen Tagen ergeben.

Die Königin befand sich in Todesangst. Ohne Waffen und Rüstung waren die, in ihrem Gefolge befindlichen, Herren und Ritter, und ihre Schlachtrosse fern. Wie hätte man also wagen dürfen, eine Flucht nach dem 10 Stunden entfernten Paris zu versuchen, da gerade Condé's Hauptstärke in der Reiterei bestand. In Meaux zu bleiben war eben so gefährlich, aus den bereits erwähnten Ursachen. Doch in der höchsten Noth war Catharinens Geist am erfindungsreichsten. In dem nicht sehr entfernten Chateau-Thierry standen 6000 Schweizer. Eilboten auf Eilboten flogen dorthin, diesen eiligen Aufbruch und ungesäumte Ankunft zu befehlen. Dem Prinzen Condé aber schickte sie den Marschall von Montmorency entgegen, um ihn durch geschickte Zwischenreden und Unterhandlungen aufzuhalten. Alles gelang ihr nach Wunsch. Condé ließ sich täuschen, und die Schweizer langten noch zu rechter Zeit unter der Führung des Obersten Pfyffer, aus Lucern, in Meaux an. Seine Versicherung, daß er den Hof glücklich nach Paris geleiten wolle, gab in der zagenden, schwankenden Berathung der Hofleute den Ausschlag, und die Abreise ward beschlossen. Mit schmeichelnder Rede wendete sich Catharina an die sämmtlichen Officiere der Schweizer,

1567

lobte ihre weltbekannte Treue und Tapferkeit, welcher man jetzt die höchste Anerkennung zu Theil werden lasse, indem man ihrem Schutze die geheiligte Person des Königs und somit das Wohl von ganz Frankreich anvertraue. Diese Erklärung ward auch den Soldaten mitgetheilt; ein hundertfältiges Jubelgeschrei: „es lebe der König"! schallte in die Lüfte und bezeigte ihre bereitwillige Entschlossenheit. Den 28. Sept. 1567. trat der Hof seine Reise an. Die Schweizer nahmen ihn in ihre Mitte, und, einer wandelnden Festung ähnlich, begannen sie ihren Marsch.

Zu spät bemerkte Condé, daß er sich hatte überlisten lassen. Zwar machte er nun mit seiner Reiterei wiederholte Angriffe auf die Schweizer, um ihre Reihen zu durchbrechen. Allein, wie ein undurchdringlicher Wald starrten ihm ihre Partisanen entgegen, wie ein fester Wall blieben ihre Glieder geschlossen, und so mußte er zuletzt von seinem Vorhaben abstehen. Der König Karl IX. mischte sich selbst unter die Fechtenden und gab Beweise einer großen Unerschrockenheit. Sieben Stunden waren so zurückgelegt worden, da kamen, von Paris aus, wohin die Kunde dessen, was vorging, gedrungen war, 300 wohlbewaffnete Reiter, unter der Anführung des Herzogs von Aumale, des Marschalls Vieilleville und anderer, dem Hofe entgegen, und unter ihrem Geleite erreichte der König, nebst den Seinen, Paris noch denselben Abend. Das Jubelgeschrei des Volkes begrüßte ihn. Am folgenden Tage zogen auch die Schweizer ein. Feierlich empfing sie der König am Thore der Stadt, hielt eine schmeichelhafte Lobrede an sie, bewilligte ihnen einen außerordentlichen Sold und wies ihnen die Vorstädte als Quartiere und zur Vertheidigung an, im Falle sich die Rebellen der Hauptstadt nähern sollten.

So war die Loosung zum abermaligen Blutvergießen gegeben; Karl IX. aber faßte, von dieser Zeit

1567 an, einen, wenn es möglich war, noch größern und unauslöschlicheren Haß gegen die Hugenotten.

In der That erschien Condé mit seiner Armee bald vor Paris, nachdem er ohne Widerstand Montereau, Lagni und St. Denys weggenommen hatte. Er steckte die Mühlen vor Paris in Brand und schnitt die Zufuhr ab, in der Absicht, die Hauptstadt durch Hunger zur Uebergabe zu nöthigen.

Auch jetzt bewies Catharina von Medicis ihre gewöhnliche Umsicht und Thätigkeit. Sobald sie den Wiederausbruch des Krieges sah, schrieb sie an alle Gouverneure der Provinzen, daß sie den katholischen Adel sogleich beritten machten und zur königlichen Armee schickten; sie ersuchte die Gesandten der mit Frankreich verbündeten Monarchen, bei ihren Höfen um Geldbeiträge für den neuen Krieg zu bitten; von den Vornehmsten in Paris erhob sie 400,000 Livres, und von einer Versammlung der Bischöfe 200,000 Kronen; eine bedeutende Summe der Kaufmannschaft nahm sie ohne Weiteres in Beschlag, welche dieselbe nach Flandern schicken wollte, nachdem sie vorher versichert hatte, kein Geld zu haben, da man ein Darlehn für den König von ihr verlangte.

Ein gewöhnlicher Kunstgriff Catharinens war, durch schlau angeknüpfte Unterhandlungen klug zu zögern. Diesen brachte sie jetzt ebenfalls wieder in Anwendung, in der zwiefachen Absicht, den Eifer der Hugenotten erkalten zu lassen und Verstärkungen nach Paris zu ziehen. Der Kanzler Hopital sebst mußte mehrere Unterredungen mit dem Prinzen von Condé halten, welcher sich endlich entschloß, seine Forderungen schriftlich unter sechs Hauptpunkten abzufassen. Zuerst verlangte er Genugthuung von den Guisen wegen ehrenrühriger, über ihn verbreiteter Gerüchte; dann, die unveränderte, durch keine Beschränkungen verkümmerte Ausübung des Pacificationsedicts; drittens, gleiche Rechte und Ansprüche der Protestanten auf Hof- und Staatsämter;

1567

Viertens, Aufhebung der zahllosen Auflagen, welche die im Lande angestellten Italiener zum Verderben des Volks und zu ihrer eigenen Bereicherung eingeführt hätten; fünftens, die Verabschiedung der fremden Truppen und die Einstellung der ungewöhnlichen Werbungen, damit die Prinzen und Herren dem Könige ihre bescheidenen Vorstellungen und gerechten Klagen darbringen könnten; endlich eine Versammlung der Stände, um den Unordnungen zu steuern, welche im Begriff wären, Frankreichs Umsturz zu bewirken.

Diese Zuschrift beleidigte den König und die Königin aufs Aeußerste; vornehmlich die Forderung wegen Verabschiedung der Truppen, wodurch der König den Aufrührern wehrlos gegenüber stünde, und daß Condé das öffentliche Elend den Italienern, den Landsleuten Katharinens, welche dieselben angestellt hatte, Schuld gab. Als Antwort erschien nach einigen Tagen ein Wappenherold zu St. Denys, den Prinzen von Condé, nebst seinen Genossen, im Namen des Königs aufzufordern, die Waffen niederzulegen und ohne Verzug zu kommen, die Befehle Sr. Majestät zu empfangen. Als Condé den Herold in seiner Amtstracht ankommen sah, vermuthete er den Inhalt seiner Sendung, und ehe er sie noch vorgetragen hatte, sagte er demselben, er werde ihn auf der Stelle hängen lassen, wenn ihm nur ein einziges unehrerbietiges Wort entfallen sollte. Furchtlos antwortete der Herold: „der, welcher mich sendet, ist Euer König und der meinige, niemand wird mich hindern, seine Befehle auszurichten,“ worauf er dem Prinzen die schriftliche Aufforderung des Königs überreichte. „In drei Tagen werde ich Antwort geben,“ erwiederte dieser, nachdem er das Schreiben gelesen hatte. „Nein, Hoheit,“ versetzte der Herold, „binnen 24 Stunden.“ Der Prinz willfahrte hierin und schickte den folgenden Tag ein anderes, gemäßigteres Schreiben an den König zurück, worin er nur unbeschränkte Gewissensfreiheit, die Vollziehung des

1567
Pacificationsedicts ohne beeinträchtigende Auslegung verlangte, und in Betreff der Auflagen versicherte, es sey dieses nur eine Vorstellung, keine Forderung gewesen. Noch eine Zeit lang dauerten die Unterhandlungen fort, während welcher der Connetable von Montmorency viele Verstärkungen an sich zog und nun dem Prinzen von Condé an Truppenzahl schon überlegen war. Gleichwohl erzeugte die, wenn schon unvollkommene, Einschließung von Paris bereits Mangel, man wünschte den Feind entfernt zu sehen, welches nur durch eine zu liefernde Schlacht geschehen konnte. Trotz seiner angewachsenen Macht zögerte aber der Connetable dennoch damit. Schon fing das Volk an zu murren und zu argwöhnen, Montmorency sey ins Geheim mit seinen Neffen, den Coligny's, einverstanden. Der wahre Grund seines Zögerns aber war eine Sendung an den Herzog von Alba, nach Brüssel, damit er, zur gänzlichen Unterdrückung der Rebellen, 3 oder 4 Regimenter spanischen und italischen Fußvolks, nebst 2000 Reitern, zu ihm stoßen ließe. Doch Alba, im Geiste Philipp's II. handelnd, den Bürgerkrieg in Frankreich bis zur völligen Erschöpfung aller Parteien fortdauern zu lassen, machte Ausflüchte, erbot sich aber, in 7 Wochen selbst mit seiner ganzen Armee zur Hülfe des Königs von Frankreich aufzubrechen. Ein Alba, an der Spitze einer auserlesenen Armee, war ein gefährlicher Bundsgenosse. Man lehnte dieses Anerbieten ab und wiederholte nur, da die Umstände dringend seyen, die Bitte um eine mäßige Verstärkung. 2000 Reiter, unter der Anführung des Grafen von Arensberg, war nach langem Unterhandeln alles, was der Herzog Alba bewilligte. Bevor jedoch diese, auf dem längsten Wege marschirenden, Truppen anlangten, war bei Paris schon eine entscheidende Schlacht vorgefallen.

Der Connetable vernahm, daß Dandelot und der Graf Montgomery mit einer beträchtlichen Abtheilung dem Grafen Arensberg entgegen gezogen; diese Vermin-

1567
derung des feindlichen Heeres bestimmte ihn, die längst erwartete Schlacht zu wagen, den 19. Nov. 1567. Mit 12,000 Mann Infanterie, 2500 Pferden und 14 Kanonen rückte er gegen St. Denys aus. Der Prinz von Condé hatte nur 1200 Reiter und 1800 Mann Infanterie entgegen zu setzen; an Artillerie fehlte es ihm gänzlich. Erst gegen 4 Uhr Nachmittags war Montmorency mit der Aufstellung seiner Armee fertig. Jene 6000 Mann Schweizer standen auch in den Reihen. Mit stiller Verwunderung sah er den Prinzen von Condé Stand halten und, bei so geringer Macht, die Schlacht annehmen. Um nicht von dem zahlreicheren Feinde umgangen zu werden, lehnte dieser den rechten Flügel seines kleinen Heeres an die Seine, unter dem Oberbefehle des Admirals Coligny; den linken führte Hangest von Genlis, 6 Compagnien Reiter und 300 Scharfschützen, welche in und hinter einem breiten Graben standen, der sich bis zu einer Mühle hinzog, welche ebenfalls von den bravsten Schützen besetzt wurde. Das Centrum nahm Condé selbst ein mit 6 Compagnien Reiterei, hinter welchen sich 400 Mann Schützen befanden. Montmorency eröffnete den Kampf mit einer viermaligen Salve seines Geschützes auf den linken Flügel. Genlis suchte handgemein zu werden, rückte mit seinen Reitern vor, zog sich dann allmälig gegen den Graben zurück, ließ dieselben rechts und links abschwenken und gab so den Schützen Raum, den andringenden Feind mit einem nachdrücklichen Musquetenfeuer zu empfangen, wodurch derselbe viel Mannschaften verlor. Jetzt stürzte auch Coligny auf den gegenüberstehenden Feind, ein Bataillon Pariser Bürger, warf und zersprengte es, brachte alles in Unordnung, und „Sieg, Sieg!“ hörte man hier die Calvinisten rufen. Gleichwohl gerieth Coligny in die augenscheinlichste Gefahr. Eine Kugel zerriß den Zügel seines Rosses, und voll ungebändigten Feuers trug es ihn, den Seinen weit voraus, mitten unter die Flücht-

1567 linge. Zum Glück blieb er unerkannt, und es gelang ihm bald, sein Pferd wiederum zu wenden. Durch die Niederlage des linken feindlichen Flügels ward dessen linke Flanke entblößt, und nun setzte sich Condé in Bewegung, um ihn hier anzugreifen. Ein hitziges Reitergefecht begann, welches ebenfalls zum Vortheile des Prinzen auszuschlagen anfing, denn es verlautete, der Connetable sey verwundet, welches hier erhöheten Muth, dort aber Bestürzung bewirkte. Es verhielt sich wirklich so; stromweise rann ihm das Blut vom Haupte über das Gesicht, und gleichwohl fuhr der tapfere Greis fort, sich mit Manneskraft zu vertheidigen. Ein schottischer Edelmann, Robert Stuart, sprengte auf ihn an, setzte ihm seine Pistole auf die Brust, ihm zurufend: „ergib dich!“ „Du kennst mich nicht,“ entgegnete der Connetable. „Weil ich Dich kenne, so nimm dieses,“ erwiederte der Schotte und feuerte ihm seine Kugel in die Seite. Dennoch versetzte ihm der Connetable mit dem Gefäße seines zerbrochenen Schwertes einen so nachdrücklichen Schlag ins Gesicht, daß er ihm drei Zähne zerbrach; beide stürzten alsdann betäubt von ihren Pferden.

Die Schlacht wäre entschieden von den Calvinisten gewonnen worden, wenn nicht die Schweizer Stand gehalten hätten. Aufgemuntert durch den Herzog von Aumale und den Marschall von Danville, setzten sie den Kampf noch fort. Dieß veranlaßte den Prinzen von Condé sich gegen St. Denys, zurückzuziehen; die Königlichen verfolgten ihn nicht, das Treffen endigte sich, nach einer Dauer von nur drei Viertelstunden, und beide Theile schrieben sich den Sieg zu. Jedoch blieb die königliche Armee bis Mitternacht auf dem Schlachtfelde. Den folgenden Tag aber stellte sich Dandelot, der von seinem Zuge zurückgekehrt war, doch zu spät, um an dem Gefechte Theil nehmen zu können, dort ein, den Kampf zu erneuern, allein der Feind erschien nicht. Unbezweifelt aber blieb der größte Ruhm dem Prinzen

1567
Condé, dem Admiral, so wie dem protestantischen Heere. Mit einem sechs Mal stärkern Feinde hatten sie sich gemessen, durch ihre Tapferkeit der Gegner Mehrzahl aufwägend; der Connetable aber blieb dies Mal hinter der gerechten Erwartung zurück. Der Verlust von beiden Seiten war ungefähr gleich, etwas mehr als 300 Mann bei jeder Partei.

Montmorency starb 3 Tage nachher zu Paris an seinen erhaltenen Wunden, den 12. Nov., 74 Jahre alt [1]. Er war der Cato seiner Zeit, ein ehrwürdiger Veteran der frühern strengern und bessern Sitten. Unter 5 Königen, Ludwig **XII.**, Franz **I.**, Heinrich **II.**, Franz **II.** und Karl **IX.**, hatte er dem Vaterlande mit stets unveränderter Treue gedient. Er war in 8 Hauptschlachten zugegen, bei Ravenna, Marignano, Bicoco, Pavia, Renti, St. Quentin, Dreux und St. Denys; in den drei letztern führte er den Oberbefehl, und zwei Mal gerieth er in Gefangenschaft. Er hatte wenig Glück; zu langsam und zu bedächtig, vermochte er nicht die Truppen mit dem Feuer zu begeistern, wodurch der Sieg vornehmlich errungen wird, auch war er von seinen Untergebenen mehr gefürchtet als geliebt.

Auch Catharina hatte ihn nie geliebt, lange Zeit gehaßt und stets gefürchtet. Er war der letzte der gewaltigen Triumvirn, vor welchen sie vormals zitterte. Gleichwohl bedauerte sie jetzt seinen Verlust in einer Hinsicht. Unter allen Häuptern am Hofe und im Heere durfte sie ihm allein trauen, denn Falschheit und Hinterlist blieb seiner Seele, unter allen Umständen, fremd; nach seiner langen und erprobten Erfahrung rieth er am

---

[1] **Daniel, hist. de France T. VIII. p. 583.** Der Verfasser versichert, in der Sacristrei der Kirche zu Montmorency auf einem Denkmahle des Connetable an einer kupfernen Platte dessen Alter gesehen zu haben, wonach er nicht gegen 80 Jahre gewesen, nach der Angabe der meisten franz. Historiker, sondern nur 74.

1567
besten, und die zügellosen Soldaten gehorchten seinem Ernst und Grimm fast nur allein. Daher veranstaltete ihm auch Catharina eine fast königliche Begräbnißfeier.

Mangel an Lebensmitteln nöthigten inzwischen den Prinzen von Condé, die Umgegenden von Paris zu verlassen. Er ging nach Lothringen, um sich dort mit einem Corps deutscher Hülfstruppen zu vereinigen. Der Churfürst von der Pfalz, Friedrich **III.**, ein eifriger Protestant, hatte ihm dieselben zugesagt, auch gab er den Bitten seines Sohnes, Johann Casimir, nach, dieselben in eigener Person anzuführen. Dieser, am Hofe Heinrich's **II.** erzogen, hatte mit dem Prinzen von Condé und dem Admiral Coligny eine enge Freundschaft geschlossen, und brannte daher, im Dienste der Freundschaft auch zugleich Kriegsruhm zu erwerben. 7000 Reiter und 4000 Lanzenknechte versammelten sich bald unter seinen Fahnen, für welche Condé 100,000 Kronen, écus, zu zahlen versprach.

Aber auch die königliche Armee verstärkte sich bedeutend. Aus den Provinzen des Königreichs strömten Mannschaften herbei, der Graf von Arensberg, mit seinen Spaniern, war eingetroffen. Die Schweizer blieben zur Hand. Es entstand die Frage, wer nach dem Tode des Connetable von Montmorency den Oberbefehl erhalten sollte. Gefährlich war's, diese Würde, welche so große Macht verlieh, in eines Mannes Hand zu geben, in einer Zeit, wo Verrath und Eigennutz beinahe Grundsatz geworden waren. Catharina fand einen Ausweg; sie setzte ihren sechzehnjährigen Sohn, Heinrich, Herzog von Anjou, allen königlichen Armeen, unter dem Beirath des Vicomte von Tavannes, vor und vermied so die Eifersucht der Generale und erhob den Liebling ihres Herzens zu einer glänzenden Höhe.

Wohl wäre es den Regeln des Kriegs gemäß gewesen, die Vereinigung des Prinzen von Condé mit seinen Hülfstruppen zu verhindern; auch schien ein Angriff

1567

auf ihn leicht und sicher, denn starke und anhaltende Märsche hatten sein Heer hart mitgenommen; ohne Schuhe und in zerrissenen Kleidern ging das Fußvolk einher, ohne Eisen und sonstige Pflege erlahmten die Rosse der Reiter, auch marschirten die Truppen, der Eile wegen, oft ohne Ordnung. Allein die königliche Armee folgte, ohne anzugreifen; man sagt, weil die Königin, für das Leben ihres geliebten Sohnes Heinrich zitternd, dieses verboten hatte. So bewerkstelligte also Condé seine Vereinigung mit dem Prinzen Johann Casimir. Doch eine neue Schwierigkeit trat ein. Die Deutschen verlangten die versprochenen 100,000 Kronen sogleich. Kaum aber konnten Coligny und Condé die gewöhnlichen täglichen Bedürfnisse bestreiten, wie wären sie im Stande gewesen, eine so beträchtliche Summe zu zahlen! Doch was vermag nicht überlegene Geisteskraft. Die beiden Feldherrn gaben zuerst, was sie nur an Ringen, Edelsteinen, oder sonstigen Sachen von Werth bei sich hatten. Ihr Beispiel und ihre Ueberredung nöthigten den Adel, ein Gleiches zu thun; selbst der gemeine Krieger, bereitwilliger, zu nehmen, als zu geben, wurde durch diese großmüthigen Opfer seiner Obern fortgerissen, wozu auch die Geistlichen möglichst durch ihre Vorstellungen beitrugen; ein jeder gab nach Vermögen, und so kamen 30,000 Kronen zusammen, womit sich die deutschen Truppen einstweilen begnügten.

Blutig wüthete bereits der neu erwachte Bürgerkrieg im Innern Frankreichs. Am schrecklichsten jedoch in der Provence, im Dauphiné und in Languedoc, wo das feurige, aufbrausenden Leidenschaften leichter dahingegebene Temperament die Einwohner zu allen nur ersinnlichen Greueln trieb, welche eine Partei der andern im immer verstärkten Maße zu vergelten und zu erwiedern suchte.

Jetzt kehrte Condé gegen Paris zurück, es aufs Neue einzuschließen. Kaum bemerkte die Königin diese seine Absicht, so berief sie die königliche Armee zur Dek-

1567
kung der Hauptstadt, verbot aber wiederum jedes ernstliche Gefecht. Zwei Gründe bestimmten sie dazu; der Verlust einer Hauptschlacht konnte den Verlust der Krone nach sich ziehen; dann war Verlängerung des Kriegs durch Zögern für den Prinzen von Condé am verderblichsten; er konnte seine Truppen nicht bezahlen, dann lösten sie sich auf, richteten vielleicht die gedungenen Waffen gegen ihn selbst, und so fand er seinen Untergang im eigenen Lager. Condé bemerkte diesen Fallstrick, um also seinen Miethvölkern Arbeit und Hoffnung zu geben, belagerte er Chartres, mit dem Versprechen einer freien Plünderung, wenn die Stadt fiele, oder einer Schlacht, wenn die königliche Armee sich nähere. Die Belagerung rückte nur langsam vorwärts, und die Schwierigkeiten dabei waren groß. Dessenungeachtet erfüllte es Catharinen mit Bangigkeit, wenn es den Calvinisten gelingen sollte, sich einen Waffenplatz so nahe bei der Hauptstadt zu erobern. Friedensunterhandlungen also, ihr gewöhnliches Rettungsmittel, wurden angeknüpft. Ernstlich widerrieth Coligny die Annahme derselben dem Prinzen von Condé. „Chartres," sprach er, „muß endlich doch fallen, dann wird der Hof aus Paris flüchten, dieß erleichtert uns die Eroberung der Hauptstadt, und dann können wir uns dauerndere und sichere Friedensbedingungen erzwingen, da außerdem die Kunstgriffe der Königin zu unserm Verderben gereichen werden." Anders jedoch dachte Condé. Die Habsucht der Miethtruppen kannte er nur zu wohl und wußte, daß sie sich nicht lange durch leere Versprechungen werde bedeuten lassen; matt und müde des Kriegs waren seine Soldaten, mit Sehnsucht dachten die Edelleute an ihre Heimath, von deren Verwüstungen sie täglich hörten, auch gingen sie fast eben so armselig einher, wie die gemeinen Krieger; der bloße Schimmer eines möglichen Friedens erregte Jubel durch das ganze Lager, woraus die allgemeine Stimmung deutlich genug hervorleuchtete. Aus diesen Umständen zusammen-

genommen wird es erklärlich, daß ein Friedensschluß 1567
zu Stande kommen konnte. Die Bedingungen bestanden aus 3 Hauptpunkten: die Hugenotten geben die Plätze zurück, welche sie besetzt haben; die fremden Truppen verlassen das Königreich; das Pacificationsedict von 1562 tritt, ohne alle Einschränkungen, wieder in Kraft. Der König Karl übernahm die noch rückständige Bezahlung der deutschen Miethtruppen, welche den Calvinisten beigestanden hatten, wozu man von der Republik Venedig 100,000 Goldthaler, und von dem Herzoge von Florenz 80,000 borgte.

Dieser Friede wurde zu Lonjumeau geschlossen, den 23. März 1568, nachdem der zweite Bürgerkrieg 6 Monate gedauert hatte. Condé verabschiedete seine Truppen, blieb fern vom Hofe in Noyers, so wie auch der Admiral, sie unterhielten aber fortwährend eine Verbindung mit ihren Anhängern, sowohl in Frankreich als auch in Deutschland, um in Bereitschaft zu seyn, wenn es gälte, die Waffen wieder zu ergreifen.

Vier und zwanzigstes Capitel.

Verübte Grausamkeiten mitten im Frieden zwischen Spanien und Frankreich; dritter Bürgerkrieg; die Politiker; neue Bedrückungen der Protestanten; Schlacht bei Jarnac; Condé stirbt durch Meuchelmord.

Als ein Zeichen der damaligen Zeit und ihres Charakters verdient folgendes Ereigniß erzählt zu werden. 1568

Im Jahre 1562 hatte sich eine französische Colonie in Florida angesiedelt. Die Anbauer errichteten ein kleines Fort, welches sie, nach ihrem Könige, das Fort Karl nannten, und lebten mit den benachbarten Indianern in gutem Vernehmen. Mit Neid und Miß-

1568 trauen sahen die Spanier diese Nachbarschaft; um sich derselben auf dem kürzesten Wege zu entledigen, landete 1564 eine spanische Flotte in der Nähe der französischen Colonisten und machte sie alle bis auf den letzten Mann nieder, oder hing sie an den Bäumen auf; und das geschah, während Friede und Freundschaft herrschte zwischen den Kronen von Frankreich und Spanien. Die Thäter dieses Bubenstückes erhielten von ihrer Heimath aus Lobsprüche und reichlichen Lohn, die Klagen des französischen Hofes aber, welche erhoben wurden, beachtete Philipp II. gar nicht, den kläglichen Zustand Frankreichs wohl kennend. Ein Privatmann beschloß diesen Schimpf der französischen Nation zu rächen. Ein französischer Hauptmann, Namens Gourgues, unternahm dieses Wagstück auf eigne Gefahr und ohne Vollmacht des Königs. Er verkaufte alles, was er hatte, borgte noch andere Geldsummen und rüstete dafür zwei kleine Schiffe, nebst einer Jacht, zum Rudern und Segeln eingerichtet, aus. Hundert Schützen, worunter mehrere Edelleute, und 80 Matrosen, alles verwegene Menschen, traten in seinen Dienst, und der Statthalter von Guyenne, Montluc, gab dem kühnen Gourgues ein Patent, worin dieser die Erlaubniß erhielt, nach den africanischen Küsten auf Negerraub zu segeln, sey es, daß der Statthalter von dem wahren Zwecke dieses Abenteurers unterrichtet war oder nicht.

Am 2. August 1567 schiffte sich Gourgues mit seiner Mannschaft zu Bordeaux ein und langte, nach vielen Stürmen und Gefahren, am Cap St. Anton der Insel Cuba an. Hier erst eröffnete er seinen Gefährten, die er bis dahin durch mancherlei Vorwände hingehalten hatte, die wahre Absicht seiner Reise. Sie waren anfangs überrascht und unwillig, daß man sie getäuscht habe, allein Gourgues wußte bald ihren Muth und ihr Rachegefühl für die, alle Franzosen beschimpfende, Verrätherei zu entflammen, und so schwuren

1568

sie ihm Treue und Gehorsam bis in den Tod. Jetzt segelte Gourgues nach Florida, verband sich mit den dortigen Indianern, überfiel die Spanier und übte an ihnen dieselben Grausamkeiten aus, welche sie drei Jahre früher den Franzosen angethan hatten. Den größten Theil machte er nieder, die wenigen Gefangenen aber ließ er an den Bäumen aufknüpfen. Der spanische Commandant, Pietro Malendes, befand sich unter diesen. Derselbe hatte seine Gräuel durch eine Inschrift verewigt, welche sich endigte: „nicht als Franzosen, sondern als Lutheranern habe ich ihnen dieses gethan.“ Gourgues setzte eine andere an deren Stelle, welche die genommene Rache erzählte und mit den Worten schloß: „nicht als Spaniern, sondern als Verräthern, Räubern und Mördern that ich ihnen dieses.“ Nach Zerstörung aller Festungswerke kehrte Gourgues, in kurzer Fahrt, nach Bordeaux zurück, stattete an Montluc einen Bericht seiner Thaten ab, wurde von ihm mit Lobsprüchen überhäuft und sodann nach Hofe geschickt. Dort fand Gourgues eine weniger günstige Aufnahme. Man brauchte Spaniens Hülfe, man fürchtete Philipp's Zorn, der bereits durch seine Gesandten Klage geführt hatte, und man stellte sich an, ihm den Proceß machen zu lassen. Gourgues entfernte sich, blieb eine Zeit lang verborgen, und so wurde die ganze Sache der Vergessenheit übergeben, denn im Stillen freute sich das Cabinet von Paris des gelungenen Streichs [1]. So verfuhren Verbündete und fürstliche Verwandte gegen einander!

Der Friede von Lonjumeau bestand übrigens nur den Worten nach, in der That aber blieb alles wie vorher. Nach einer mäßigen Berechnung wurden, binnen 3 Monaten, über 2000 Protestanten bei Volksaufständen, oder heimlich ermordet, ohne daß die Obrigkeiten Kenntniß davon nahmen; von den Kanzeln herab predigten die katholischen Priester Wuth und Verfol-

[1] Daniel, T. VIII. p. 594 seqq.

1568 gung; öffentlich stellten die Jesuiten als Grundsatz auf, daß man mit Ketzern keinen Frieden machen dürfe, daß man ihnen nicht Wort zu halten brauche, es sey eine fromme und heilsame That, sie zu tödten, und alle Christen sollten die Waffen zur Ausrottung dieser Pest ergreifen, so wie einst Moses die Leviten getödtet, welche das goldene Kalb angebetet hatten, und Jehu die Priester des Baal [1]. Die Schweizertruppen und mehrere Compagnien Italiener blieben fortwährend im Dienste des Königs, und von allen Seiten hörte man die Drohung, die Calvinisten hätten nur noch 3 Monate zu leben, nach der Ernte und Weinlese würde man sie sammt und sonders niedermetzeln.

Dagegen warfen die Katholiken den Calvinisten vor, daß sie den königlichen Verordnungen nicht gehorchten, die Städte, welche sie räumen sollten, nicht herausgäben, die Beamten nicht anerkennen und die Auflagen nicht bezahlen wollten; daß sie, ohne höhere Erlaubniß, Schiffe ausrüsteten und zahlreich in Kriegsdienste der rebellischen Niederländer gingen, um gegen Spanien, Frankreichs Verbündeten, zu fechten.

Die gegenseitige Erbitterung brachte die, noch nicht erloschene, Flamme wieder zum Auflodern, als der Hof unverkennbar Schritte that, welche auf den Untergang der protestantischen Häupter zielten. Vorsichtig vermieden Condé und Coligny, sich an einem Orte zu befinden, wohl wissend, daß man den einen nicht antasten werde, wenn man nicht zugleich auch den andern verderben könne. Daher hielt sich ersterer zu Noyers auf, während letzterer zu Chatillon lebte. Jetzt aber hatte sich Coligny doch zu Condé begeben, und sogleich fanden allerhand Truppenbewegungen Statt. Der Herzog von Montpensier besetzte die verschiedenen Brücken der Loire, der junge Herzog, Heinrich von Guise, die Grenzen der Champagne, der Marschall von Cossé in

[1] Thuanus, T. I. L. XLIV. p. 894 seqq.

1568

der Picardie schickte sich an, St. Valeri zu nehmen, einige Compagnien Fußvolk näherten sich Auxerre, Tavannes aber, der Commandant von Burgund, war Noyers am nächsten, und auf ihn rechnete der Hof am meisten, denn durch jene Maßregeln waren dem Prinzen und dem Admiral die muthmaßlichsten Wege zur Flucht abgeschnitten, ein künstliches Netz umstellte sie. Seit einiger Zeit umgab sich die Königin mit einem engern Ausschusse von Vertrauten, Cabinetsrath genannt, welchen sie ihre Entwürfe allein mittheilte. Ihr Sohn Heinrich, Herzog von Anjou, der Kanzler Hopital, der Bischof von Orleans, Johann von Morvilliers, der Bischof von Limoges Aubespine, der Präsident Heinrich de Mesme und der Staatssecretair Villeroi machten denselben aus. Was man zu Bayonne gesäet, sollte nun reifen und Früchte tragen; man hoffte „die Lachse zu fangen um mit den Fröschen im Sumpfe" fertig zu werden. Gleichwohl verrechnete man sich bei der Wahl des Hauptwerkzeugs. Tavannes haßte die Protestanten, war ein rauher Krieger und stets bereitwilliger Diener des Hofs, ihn also hielt man zur Vollstreckung geheimer Befehle für tauglicher, als jeden andern. Ein nächtlicher Bote überbrachte ihm den Auftrag, Noyers zu umzingeln. Krumme Wege und verächtlicher Schergendienst empörten aber doch den sonst rohen Tavannes. Anfangs machte er blos Entschuldigungen und Ausflüchte, zuletzt erklärte er offen: „Verlange man seinen Dienst im erklärten Kriege, so wolle er Ihrer Majestät beweisen, daß er seine Pflicht zu thun verstehe, heimlicher Ueberfall aber sey seine Sache nicht" [1]. Er schrieb hierauf einen Brief an einen Freund, worin bedeutungsvoll die Worte standen: „Der Hirsch ist im Netze, und die Jagd bereitet." Vorsätzlich ließ er den Boten den Weg bei Noyers vorbei nehmen, in der Vermuthung, daß

[1] Daniel, T. VIII. p. 606 sqq.

1568 er würde angehalten werden. Was er erwartet, geschah; Condé und Coligny erriethen das Räthsel sogleich. Zweihundert Reiter waren schon lange stets marschfertig in ihrer Nähe; in aller Stille brachen sie mit diesen in der Nacht vom 25. Aug. auf, setzten an einem seichten Orte über die Loire und entkamen mit ihren Familien glücklich nach la Rochelle, welches der evangelischen Lehre eifrig ergeben war, auch das Vorrecht hatte, ohne Zustimmung der Bürger keine königl. Besatzung einnehmen zu dürfen.

Die Nachricht hiervon erregte den höchsten Unmuth bei der Königin. Vor allem fiel das Gewicht ihres Zorns auf den Kanzler Hopital, welchen sie in Verdacht hatte, als ein stiller Anhänger der Protestanten das Geheimniß verrathen zu haben. Auch ihrem Sohne Karl IX. brachte sie diese Meinung bei; dieser behandelte den würdigen Greis fortan mit Kälte und Gleichgültigkeit und schenkte seinen Rathschlägen keine Aufmerksamkeit mehr. Schon längst war Hopital des unruhigen, mühevollen Lebens müde, welches er führen mußte; da er jetzt aber noch überdieß sah, daß er nichts mehr zum Besten seines Vaterlandes thun könne, so legte er sein Amt nieder und zog sich in den Privatstand zurück. Catharina triumphirte, denn sein Biedersinn war ihr lästig, das Vaterland aber trauerte, denn sein edelster und einziger Vertheidiger wurde ihm entrissen. Der Bischof von Orleans, Morvilliers, trat an seine Stelle.

Auch Johanna d'Albret, Königin von Navarra, flüchtete mit ihrem Sohne Heinrich und ihrer Tochter Catharina nach la Rochelle und schrieb darauf an den Hof, um diesen ihren Schritt zu rechtfertigen. Freimüthig erklärte sie, daß sie, trotz ihrer Verwandtschaft mit dem Hause Valois und ihrer großen Verpflichtungen gegen dasselbe, den Prinzen von Condé doch nicht verlassen könne, da sie durch die Gleichheit der Religion mit ihm vereinigt wäre. Die Guisen

1568

und hauptsächlich der Cardinal von Lothringen seyen übrigens die Hauptursache dieser Unruhen, sie warne darum alle Glieder des königlichen Hauses vor ihren verderblichen und ehrgeizigen Absichten.

So rüstete sich denn alles wiederum zum Kriege; der Friede von Lonjumeau, mit Recht der kleine Friede genannt, denn er dauerte nur 6 Monate, war gebrochen, diesmal offenbar durch Catharinens Schuld, die, wie man glaubte, ihrem Lieblinge Heinrich Kriegsruhm durch den Oberbefehl, sich selbst aber Vortheil durch Einziehung der Güter der Protestanten verschaffen wollte, um ihrem, stets bedrängten, Geldbedarfe zu Hülfe zu kommen. Drei Edicte des Königs folgten im Monat September hinter einander in steigender Strenge gegen die Protestanten. Das erste verhieß denselben Schutz, insofern sie sich ruhig verhielten; bei Verlust des Vermögens und bei Lebensstrafe verbot das zweite das Bekenntniß des evangelischen Glaubens; durch ein drittes wurden die Protestanten für unfähig erklärt, irgend ein öffentliches Amt zu bekleiden, denn bei jeder Anstellung war nun ein Eid auf katholischen Glauben unerläßlich. Alle reformirten Geistlichen hätten, 14 Tage nach Bekanntmachung dieses Edicts, das Königreich zu verlassen. Viele Katholiken mißbilligten diese Strenge und riethen zur Mäßigung und Milde; sie erhielten den Namen Politiker, welches heimliche Calvinisten bedeuten sollte, und hatten sich der Gunst des Hofes nicht zu erfreuen. Die Universität zu Paris erwirkte sich einen Befehl, daß alle ihre Lehrer sowohl als Lernende ein Bekenntniß des katholischen Glaubens in die Hände des Rectors ablegen mußten, und alle übrigen von derselben entfernt wurden.

Coligny und Condé beschlossen bei dem aufs Neue beginnenden Kriege eine andere Weise zu befolgen; nicht einzeln und in den verschiedenen Provinzen des Königreichs wollten sie kämpfen, sondern zu einem

1568 Hauptheere vereinigt; der Sammelplatz sollte la Rochelle und die Provinz Poitou seyn. Dandelot, der Bruder Coligny's, übernahm den schweren Auftrag, die jenseit der Loire befindlichen Truppen der Calvinisten zur allgemeinen Vereinigung über diesen Fluß zu führen. Alle Brücken desselben aber waren von den Königlichen besetzt. Dandelot führte seinen Auftrag dennoch aus, indem er in der Loire eine seichte, gangbare Stelle entdeckte. Die Langsamkeit des Hofes war den Protestanten vortheilhaft. Nicht nur aus Provence und Dauphiné zogen sie bedeutende Verstärkungen an sich, sondern die Königin Elisabeth von England schickte denselben auch eine Unterstützung von 100,000 Goldthalern und einen starken Zug Artillerie, welches alles bequem nach la Rochelle eingeführt werden konnte. Werbungen in Deutschland, wo, so wie in der Schweiz, immer Leute vorhanden waren, welche, den Krieg als ein Handwerk treibend, dem Meistbietenden zuliefen, vermehrten die Streiter beider Parteien. Die Armee der Hugenotten kam auf diese Weise gegen 20,000 Mann Fußgänger und 10,000 Reiter, eine Stärke, welche sie in den vorhergehenden Bürgerkriegen nie erlangt hatte; die königliche war nicht minder zahlreich, aber noch besser ausgerüstet.

Die Erbitterung beider Parteien stieg diesmal höher, als sie jemals gewesen war. Die Zurücknahme der früher zugestandenen Freiheiten entflammte die Protestanten zur grimmigsten Wuth; der Fanatismus der Katholischen wurde von der Geistlichkeit und besonders auch von Catharinen geschäftig angeschürt, welche sich den Ruf einer strengen Katholikin wieder erwerben wollte, den sie durch ihre scheinbaren Begünstigungen der Hugenotten beinahe verloren hatte.

Ohne entscheidende Ereignisse in einzelnen Gefechten und Belagerungen verging jedoch das Jahr 1568. Am 5. März 1569 aber kamen sich beide feindliche Heere bei dem Dorfe Jarnac, in Angoumois, so nahe,

1569
daß eine Hauptschlacht unvermeidlich war. Condé befehligte die Protestanten, der Herzog von Anjou die Katholiken. Mit ungestümer Hitze griff Condé an, stürzte und warf alles vor sich nieder, wagte sich aber zu weit vor. Er ward von den Seinigen abgeschnitten und von den Feinden umringt. Wie ein Verzweifelnder kämpfte er für Freiheit und Leben; da streckte ein Stich sein Roß nieder, es bedeckte seinen Reiter im Fallen, und Condé war gefangen. Er öffnete sein Visir, gab sich zweien Officieren, Tison und Argence von St. Jean, zu erkennen, welche ihm auf Ehrenwort versprachen seines Lebens zu schonen. Da sprengte ein Hauptmann der Leibwache des Prinzen von Anjou herbei, Namens Montesquiou, und während Condé mit seinen Ueberwindern sprach, zog er sein Pistol, feuerte demselben von hinten eine Kugel durch den Kopf und tödtete ihn auf der Stelle. Dieser Meuchelmord geschah, wie man allgemein glaubte, auf geheimen Befehl des Prinzen von Anjou.

Der Prinz von Condé stand erst in seinem 39. Jahre. Ein feuriger Geist und ein unerschütterlicher Muth wohnte in seinem kleinen und unansehnlichen Körper, frühzeitig hatte er die Bahn der Helden betreten. In Piemont, in der Schlacht bei St. Quentin, bei der Belagerung von Calais, Thionville, Havre, bei der Vertheidigung von Metz konnte sein jugendlicher Muth kaum gezügelt werden. Ein glühender Haß entzweite ihn nachmals mit dem Herzoge von Guise, dessen Herrschbegierde er nicht ertragen konnte; mit Löwenkühnheit wagte er alles für seinen Glauben. Muth in der Schlacht, Geschmeidigkeit und Feinheit am Hofe, männliche Beredsamkeit, Schwäche für das weibliche Geschlecht zeigten ihn groß und edel oder auch vorübergehend tadelnswerth. Als Feldherr dürfte er doch nur den zweiten Rang einnehmen.

Hauptleute und Vornehme der Hugenotten geriethen in 1569
Gefangenschaft, unter andern auch der [illegible] Robert Stuart, welcher in der Schlacht von St. Denys den Connetable Montmorency tödtlich verwundete. Er wurde in das Zelt des Herzogs von Anjou gebracht, wo ihn der Marquis von Villars, der Schwager des Connetable, wieder erkannte. Inständig bat er den Herzog, ihm diesen Gefangenen zu überlassen. Nach einigem Weigern that es dieser. Sogleich führte Villars den kriegsgefangenen Stuart aus dem Zelte, überlieferte ihn seinen Leuten, welche ihn mit ihren Dolchen niederbohrten [1]. Das war der Geist, in welchem man jetzt den Krieg führte!

Die Schlacht von Jarnac, wo die Katholiken 26000, die Protestanten nur 15000 Mann stark waren, dauerte 6 Stunden, von Mittags 11 bis Abends 5 Uhr; mit der größten Erbitterung ward von beiden Parteien gefochten, und dennoch war die Zahl der Gebliebenen nur gering, 400 von Seiten der Protestanten, und 200 von der der Katholiken; der Kampf bestand hauptsächlich in Reitergefechten, und die Infanterie litt nur sehr wenig [2].

Wie wenig menschliches Berechnen und Meinen gelte, zeigt sich deutlich bei den Wendepunkten großer Weltereignisse sowohl, als in des Privatmanns kleinen Angelegenheiten; wider Erwarten und Vermuthen folgt das in Dunkel verschleierte Ende dem sichtbaren Anfange.

Mit Condé's Fall schien die Sache der Protestanten verloren, und gerade dieser Verlust war es, welcher ihnen neue Hülfsquellen eröffnete.

Sobald Coligny und sein Bruder Andelot den Tod des Prinzen von Condé vernahmen und die Unmöglichkeit sahen, ihr bestürztes und fliehendes Heer in

[1] Daniel, hist. de Fr. T. VIII. p. 634.
[2] Daniel, l. c. p. 633.

1569
diesem Augenblicke wieder zu sammeln und zu ordnen, wendeten sie sich von Jarnac rechts und gingen nach St. Jean d'Angely; dann aber nach Tonnai = Charente, wohin auch die Königin von Navarra mit ihrem 16jährigen Sohne Heinrich, und dem nachgelassenen 17jährigen Heinrich von Condé, Sohne des gefallenen Prinzen, von la Rochelle aus kam [1]. Sie ließ die Hauptleute und angelangten Truppen einen Kreis bilden, trat in denselben, und mit dem Muthe eines Mannes sprach sie, die zarte Königin, zu den Anwesenden Worte der Ermunterung und des Trostes, wodurch sie die zagenden Gemüther zu neuer Thatkraft spannte. Zuerst lobte sie die Tapferkeit des dahingeschiedenen Prinzen von Condé, ihres Schwagers, welcher, mit unwandelbarer Treue, die gerechte Sache vertheidigt habe bis in den Tod; sie ermunterte zur Nachahmung seines großen Beispiels und zur Vertheidigung des Vaterlandes, welches durch einige Nichtswürdige angefeindet werde. „Glaubet nicht," fuhr Johanna von Albret fort, „daß mit dem Tode des Prinzen von Condé die gute Sache darnieder liege; Männer, welche ächte Frömmigkeit beseelt, dürfen sich durch das gegenwärtige Unglück nicht dem Kleinmuth überlassen; Gott, welcher unsere Sache führt, hat auch für deren Aufrechthaltung gesorgt, er hat dem Verewigten bei seinem Leben schon feste Stützen in wakkern Gehülfen und Rathgebern verliehen, diese werden auch nach seinem Tode ein fester Schutz und Schirm seyn; sehet hier den Prinzen von Bearn und den

[1] Daniel, l. c. p. 637. Thuanus versetzt dieses Ereigniß nach Cognac, welches ganz nahe bei Jarnac liegt; wir folgen der wahrscheinlichern Angabe Daniel's, weil Tonnai-Charente näher bei la Rochelle liegt, wo sich die Königin von Navarra aufhielt, Coligny von St. Jean d'Angely leichter dahin kommen konnte, und Cognac wegen der Nähe der feindlichen Armee für die Anwesenheit der jungen Prinzen gefährlich gewesen seyn würde.

1569

Sohn des großen Condé; Erben ruhmvoller Namen, werden sie es auch der mannhaften Tapferkeit seyn, und mit dem Beistande dieser edlen Häupter werden diese jungen Fürsten, ich zweifle nicht einen Augenblick, auch vermögend seyn, unsere gute Sache zu einem glücklichen Ende fortzuführen" [1]. Diese, mit Nachdruck und Würde gesprochenen, Worte machten einen tiefen Eindruck und belebten den sinkenden Muth der Truppen wieder. Der junge Heinrich von Bearn (nachmals Heinrich IV.), ward zum Oberbefehlshaber der Protestanten, unter dem Beistande des Admirals Coligny, ausgerufen, alle leisteten ihm den Eid der Treue und schwuren, ihn nicht zu verlassen und treulich auszuhalten, bis man einen sichern Frieden erkämpft haben werde. Zum Andenken an diesen männlichen Entschluß ließ die Königin von Navarra eine Münze prägen, worauf man einer Seits ihr, auf der andern das Brustbild ihres Sohnes erblickte, mit der Umschrift: pax certa, victoria integra, mors honesta, (sicherer Friede, vollständiger Sieg, ehrenvoller Tod) [2].

Dem Herzoge von Anjou fehlte es an schwerem Geschütz, um etwas gegen die befestigten Städte unternehmen zu können, daher begnügte er sich, den Feind zu beobachten und durch abgeschickte Corps ihn zu beunruhigen oder seine Verstärkungen anzugreifen und zu erschweren. Jetzt aber erfuhr man, daß der Herzog Wolfgang von Zweibrücken mit 6000 Reitern und 5000 Landsknechten zum Beistande der Hugenotten im Anzuge sey; alles lag daran, das Eindringen dieser Armee in Frankreich zu verhindern, darum ward der Herzog von Aumale (ein Bruder der Guisen) an die Grenzen von Burgund und Champagne geschickt, durch alle in diesen zwei Provinzen befindlichen Truppen, und noch überdieß durch 6000, neuerdings angeworbene Schweizer,

[1] Thuanus, T. I. L. XLV. p. 912 seq.
[2] Daniel, hist. de Fr. L. VIII. p. 638.

1569 so wie durch 17, aus dem Dauphiné kommende Compagnien verstärkt, um das Vorrücken der Deutschen, vor allem aber ihre Vereinigung mit Coligny, zu verhindern.

Der Herzog von Zweibrücken kam durch Franche-Comté: Zu ihm stieß der Prinz von Oranien, mit 1200 Mann, die er aus den Niederlanden mitbrachte; seine zwei Brüder, Ludwig und Heinrich von Nassau, waren mit ihm, ferner schlossen sich noch mehrere calvinistische Edelleute mit etlichen 1000 Mann an, deren genaue Kenntniß des Landes und der Wege dem Herzoge vorzüglich nützte. Der Herzog von Aumale zog neben den einrückenden Fremdlingen her, ohne einen Angriff auf sie zu wagen. Man schickte den Herzog von Nemours ab, das Commando mit ihm zu theilen. Das war die schlimmste Maßregel, die man hätte nehmen können; wegen Uneinigkeit der beiden Befehlshaber kam es zu keinem Entschlusse, daher setzte Wolfgang ohne Schwertschlag über die Saone. Der König war außer sich vor Zorn, als er dieses vernahm. Er hatte selbst zur Armee gehen wollen, aber die inständigen Bitten seiner Mutter hielten ihn davon ab. „Wäre ich bei der Armee gewesen," hörte man ihn jetzt voll Unmuth sagen, „so hätte ich eher bersten wollen (j'aurois plutôt crevé)[1], als daß ich die Deutschen nach Frankreich gelassen hätte." Doch der schwierigere Uebergang über die Loire blieb dem Herzoge von Zweibrücken noch zu bewerkstelligen, und diesen wenigstens hoffte man zu verhindern. Jetzt hörte Aumale auf denselben zu begleiten, und ging in Eilmärschen voraus, um sich mit dem Herzoge von Anjou zu verbinden, in der Voraussetzung, daß für den Feind ein Uebergang über die Loire unmöglich sey. Inzwischen schickte Coligny einen gewissen Guerchi, aus der Gegend von la Charité, an den Herzog von

[1] Daniel, L. VIII. p. 642.

1569

Zweibrücken ab. Durch dieses erfuhr er, daß es zwei Stunden von gedachter Stadt eine Furth durch die Loire gebe. Sogleich ließ er 600 Reiter übersetzen, griff das schlecht befestigte la Charité an, nahm es und ging über die Loire eben so ungehindert, als er über die Saone gegangen war, und am 11. Junius vereinigte sich das deutsche Hülfsheer glücklich mit seinen protestantischen Glaubensbrüdern an der Vienne, wohin ihm Coligny entgegen gezogen war. Doch fand er den wackern Herzog von Zweibrücken nicht mehr, welcher kurz zuvor an einem Fieber verstorben war. Sein Zug wird unter die Meisterstücke in der Kriegskunst damaliger Zeit gerechnet. Fast 40 Meilen hatte er in Feindes Lande zurückgelegt, im Angesicht einer feindlichen Armee, genöthigt, bei vielen befestigten Städten vorbei zu gehen und über mehrere Flüsse zu setzen, dabei, nach damaliger Sitte der Deutschen, vieles Gepäck mit sich führend, wobei dem Feinde sein Zweck, der Uebergang über die Loire, sehr wohl bekannt war. Viele sind indessen der Meinung, daß der Prinz von Oranien und dessen Bruder, so wie der Graf Volrad von Mansfeld und die französischen Officiere in der Armee den meisten Antheil an diesem Ruhme hatten [1]).

Jetzt änderte sich die Lage des Herzogs von Anjou auf das unangenehmste. Täglich verstärkte sich die Armee der Hugenotten, während die seinige augenscheinlich abnahm, sowohl durch Krankheiten als auch durch Desertion. Seine Infanterie war auf die Hälfte, und seine Cavallerie auf das Drittel herabgeschmolzen, und der Ueberrest konnte kaum noch in den Schranken der Disciplin erhalten werden, da seit 3 Monaten kein Sold gezahlt worden war.

In dieser Bedrängniß erschien die Königin bei der Armee zu Limoges, wohin sich der Herzog von

[1] Daniel, l. c. p. 645.

1569 Anjou zurückgezogen hatte, um sich nicht von den Deutschen und von Coligny eingeschlossen zu sehen. Freilich hatte sie nur schöne Worte zu geben, und kein Geld, doch zügelte ihre Gegenwart die Soldaten um vieles. Sie versicherte überdieß, daß von drei Punkten aus Verstärkungen im Anzuge seyen, von Deutschland, Flandern und Italien. Und dieß waren nicht leere Worte. Der Papst und der Herzog von Florenz, Cosmo von Medicis, schickten 4000 Mann Infanterie und 1200 Reiter unter der Anführung des Grafen von Santafiore; der Markgraf von Baden 5000 Reiter und 4000 Landsknechte; Alba endlich ließ 2000 Mann Infanterie und 2500 Reiter, unter Commando des Grafen Ernst von Mansfeld, zur Hülfe des Königs von Frankreich von Flandern abgehen.

Mehrere empfindliche Verluste erlitten die Protestanten durch Todesfälle. Andelot, der Bruder Coligny's, starb plötzlich zu Saintes den 27. May; es verlautete, an erhaltenem Gifte, und wenn dieses nicht bewiesen ist, so hatte wenigstens der Argwohn freies Feld bei der Art und Weise, wie man sich bereits erlaubte, den Krieg zu führen. Er war ein tapferer Kriegsmann und seinem Glauben so treu, daß er einst den Zorn des Königs Heinrich II., der ihn schätzte, lieber auf sich lud, als nur mit einem Worte zu heucheln. Fouquieres, vorzüglich brauchbar durch seine Kenntnisse in der Befestigungs- und Belagerungskunst, war bei la Charité gestorben, so wie zu Straßburg ein tapferer Officier, Namens von Genlis, aus Kummer über Zurücksetzung in der Beförderung.

Beide Parteien hatten sich bereits wieder verstärkt, so daß die der Katholiken 30,000, die der Protestanten 25,000 Mann zählte. Dennoch vermieden beide eine Hauptschlacht, die Wichtigkeit des Ausganges wohl erwägend. Auf Veranlassung des Admirals thaten die Prinzen, Heinrich von Bearn und Heinrich von Condé, dem Könige sogar Friedensvorschläge. Ge-

1569
gen zugestandene Religionsfreiheit wollten sie die Waffen niederlegen und ihr Heer zum ruhigen bürgerlichen Leben entlassen. Der König aber verlangte Entwaffnung, ohne Bedingung, Gehorsam und die Erwartung seiner Gnade. Man wußte zur Genüge, was man von dieser zu erwarten habe, und der Krieg dauerte also fort. Der Herzog von Anjou bezog ein festes Lager bei Roche-l'Abeille; nur eine Viertelstunde davon standen die Protestanten. Die neu angekommenen italienischen Truppen gedachten wohlfeile Lorbeeren zu ernten, griffen die Hugenotten an, ein hitziges Treffen entspann sich, der Herzog schickte aus dem Lager Verstärkung, allein die Königlichen wurden mit Verlust zurückgeschlagen. Der Mangel stellte sich bald in dem Lager des Herzogs ein, darum beschloß er, nach einem gehaltenen Kriegsrath, blos die festen Plätze zu besetzen, die Edelleute aber, mit ihren Vasallen, möchten sich in ihre Heimath begeben, von den Beschwerden des Krieges ausruhen, Geld für die Wiedereröffnung der Feindseligkeiten zusammenbringen, und den 15. August wieder unter ihren Fahnen erscheinen. Diese Zeit wurde nachher sogar bis auf den ersten Oktober verlängert. Die Protestanten hingegen blieben vereinigt, theils wegen der großen Entfernung ihrer verschiedenen Wohnsitze, theils auch wegen der deutschen Hülfstruppen, welche sie nicht müßig lassen wollten. Der Krieg bestand also wieder in Angriff und Belagerung der Städte und in der Plünderung und Verwüstung der offenen Provinzen. Es fehlte dabei nicht an gegenseitigen Grausamkeiten. Zu Orleans ließ der Kommandant alle Protestanten in zwei große Gefängnisse einsperren, unter dem Vorwande, daß dieses zur Sicherheit der Stadt nöthig sey. Der Pöbel aber erbrach das eine davon, ermordete alles, was lebte, und legte Feuer an das andere. Voll Verzweiflung stürzten sich die Gefangenen aus den Fenstern herab und wurden durch den hohen Fall zerschmettert, oder von

1569 dem, unten versammelten, Volke mit Piken ermordet. Nicht glimpflicher verfuhren die Protestanten in Orillac, einer Stadt in Auvergne. Die Einwohner hatten die Thore, bis auf eine kleine hölzerne Pforte, vermauert. Bei nächtlicher Stille bohrten die Hugenotten von außen eine Oeffnung in diese Thüre, warfen gegen 100 Pfund Pulver durch dieselbe, zündeten es an, und mit furchtbarem Krachen flog nicht nur das Thor, sondern auch ein Theil der Mauer in die Luft. Erschrocken eilten die Bürger von Orillac auf die Straßen, wurden aber hier von den eingedrungenen Feinden niedergemacht, die Kirchen erlitten eine gänzliche Zerstörung, und die ganze Stadt fiel in die Hände der Angreifenden. Unter die wichtigeren Unternehmungen gehört die Belagerung von Poitiers, der Hauptstadt von Poitou, welche Coligny im Julius unternahm. Mit dem größten Eifer betrieb er sie, und mit der ausdauerndsten Hartnäckigkeit vertheidigte der tapfere Graf du Lude den ihm anvertrauten Posten. Nichts ließ der Admiral unversucht, was Erfahrung und Kühnheit darbieten konnten; es war alles vergebens. Auch der junge Herzog, Heinrich von Guise, welcher bereits die Bahn der Helden zu betreten anfing, hatte sich in die Stadt mit 1200 Reitern geworfen und fügte den Belagerern durch häufige Ausfälle großen Schaden zu. 6 Wochen bereits stand Coligny vor Poitiers, ohne seinem Ziele näher zu seyn, da vernahm er, daß Chatelleraut durch den Herzog von Anjou eingeschlossen sey. Um nicht das Gewisse dem Ungewissen aufzuopfern, hob er die Belagerung von Poitiers auf und eilte, die genannte Stadt zu entsetzen, welches ihm auch gelang, denn der Herzog von Anjou zog sich bei seiner Annäherung zurück. 2000 Mann verlor er vor Poitiers durch Krankheiten und in den Gefechten, und nicht viel weniger durch Desertion [1].

Mit abwechselndem Erfolge ward in den übrigen

[1] Daniel, L. VIII. p. 652 seqq.

1569

Provinzen gekämpft, doch war in Bearn der größere Vortheil auf Seiten der Hugenotten durch die Thätigkeit und Wachsamkeit des tapfern Montgomery (derselbe, welcher Heinrich II. im Turniere tödtlich verwundete).

Der Hof überzeugte sich indessen immer mehr, daß auf diesem Wege der unselige Krieg nicht geendet werde, daher beschloß er bei nächster Gelegenheit eine Hauptschlacht wagen zu lassen, wenn zuvor ein anderes Mittel versucht worden wäre. Dieses war, den Admiral Coligny, die Seele und den Mittelpunkt der Hugenotten, aus dem Wege zu räumen. Gegen Ende des Septembers erließ daher das Parlament ein amtliches Schreiben, nach welchem der Admiral Coligny, als Rebell und Aufrührer, der verletzten Majestät für schuldig erklärt und zum Tode verurtheilt wurde; 50,000 Goldgulden waren im Namen des Königs dem zugesagt, welcher ihn lebendig fahen würde; ein, kurz nachher erscheinendes, zweites versprach dieselbe Summe demjenigen, welcher ihn tödte; eingeschlossen waren der Graf von Montgomery und der Landhauptmann (Vidam) von Chartres Jean de Ferriere. Ihre Bildnisse wurden auf dem Richtplatze in Paris aufgestellt. Dieser Befehl erging durch das ganze Königreich, und auf Fürsorge des Hauses Guise übersetzte man denselben ins Lateinische, Deutsche, Italienische und Englische [1]. Coligny schien sich wenig zu beunruhigen, dennoch ließ er, in diesem Monate noch, einen seiner Kammerdiener zum Strange verurtheilen, weil er überführt wurde, daß er ihn habe vergiften wollen.

Der Herzog von Anjou begab sich zu seiner Armee, welche sich, nach verflossener Beurlaubung, wieder versammelte. Er hielt eine Musterung und fand, daß er 7000 Reiter und 18,000 Mann Infanterie,

[1] Daniel, L. VIII. p. 669.

1569
pensier mit 9, und Heinrich von Anjou dem Grafen von Nassau mit 7 Kanonen. Die Prinzen Heinrich und Condé waren bei ihrer Armee, doch stellte sie Coligny mit Vorsicht in das Hintertreffen.

Um 8 Uhr des Morgens begann die Schlacht mit einer mehrstündigen Kanonade; doch gingen die Kugeln der königlichen Armee meistens zu niedrig und schlugen in die Erde. Gegen Mittag wurde der linke Flügel der Hugenotten mit dem rechten feindlichen handgemein. Der Kampf war wüthend und mörderisch; Coligny erhielt einen Pistolenschuß seitwärts, welcher ihm 4 Zähne zerschmetterte. Lange suchte er seine Verwundung zu verbergen, mußte sich aber endlich doch aus dem Gewühle zurückziehen. Unentschieden schwankte der Sieg, die Hugenotten riefen mehrmals Viktoria; der Herzog von Anjou stürzte sich ebenfalls in den Tumult, ein Pferd ward ihm unter dem Leibe getödtet, ein Prinz von Baden fiel an seiner Seite, und seine Truppen fingen an zu weichen.

Bis dahin hatte der linke Flügel der Königlichen unbeweglich gestanden. Tavannes, den entscheidenden Augenblick wahrnehmend, ließ jetzt unverzüglich vorrücken. Die daselbst stehenden Schweizer stießen auf die deutschen Lanzenknechte der protestantischen Armee. Ein gegenseitiger Nationalhaß stachelte sie, sich mit Lust niederzumetzeln. Unerhört war daher auch das Blutbad, welches hier entstand. Die Lanzenknechte, des Schutzes und Beistandes der Cavallerie beraubt, wurden überwältigt. Vergebens baten sie um Schonung; Roche=l'Abeille entgegneten ihnen die Schweizer knirschend (dort nämlich hatten die Deutschen ebenfalls kein Quartier gegeben) und metzelten ohne Gnade fort; von 4000 blieben ihrer nur 200 übrig! Die königliche Gensd'armerie vollendete die Niederlage der Hugenotten. Mit ihren großen und rüstigen Schlachtrossen zersprengten sie die leichte Reiterei des Grafen von Nassau, welcher sich vergebens bemühte, die zerrissenen

1569
un[illegible] durch einander [illegible]worfenen Haufen wieder zu ordnen [illegible] sammeln.

[illegible] Sieg der Katholiken war vollständig, die den [illegible] die [illegible] ppen verloren alles Geschütz und Gepäck, [illegible]00 [illegible] als 200 Fahnen. Von letzteren gab man [illegible] [illegible]enern 26, die nach Rom geschickt und, auf [illegible] des Papstes, im Triumphe in der Laterankirche aufgehangen wurden. Die Zahl der Gebliebenen belief sich über 5000 [1], worunter 70 Hauptleu[illegible] der Infanterie; von 28, welche die Deutschen befehligten, blieb ein einziger übrig; und von 4 Obristen der Reiterei nur zwei. Der Verlust der Katholiken wurde etwas über 500 Mann, meistens von der Reiterei, angegeben. Die Häupter der Calvinisten zogen sich zuerst nach Parthenay, dann nach Niort zurück. [2]

Mit hohem Jubel empfing der König Karl IX. diese Siegesnachricht zu Tours; mit lautem Triumphe flog sie von Mund zu Mund durch das katholische Frankreich, Deutschland, Italien, ganz Europa, und der Herzog von Anjou hieß der Zerstörer der ketzerischen Calvinistensekte in Frankreich, von deren gänzlicher Ausrottung man schon fest überzeugt war. Der Erfolg bewies, daß man sich sehr irrte. Nie erscheint Coligny größer als im Unglück. Wenn alles verzagte, behielt er Muth, und mit einer zauberähnlichen Schöpferkraft wußte er die übrigen Trümmer zu sammeln, neue Hülfsquellen zu entdecken, die Gemüther mit frischem Selbstvertrauen zu beleben, und nach 4 Niederlagen, bei Dreux, St. Denys, Jarnac und Montcontour, erhob er sich, seinen Feinden immer furchtbar, stets wieder. Auch jetzt bewies er diese seine Schöpfergabe mehr als jemals. In tiefster Niederge-

---

[1] Nicht 10,000, oder, wie einige schreiben, gar 17,000.

[2] Daniel T. VIII. p. 674. seq. Thuanus T. 1. L. XLVI. p. 930. Davila hist. des guerres civiles T. 1. L. V. p. 241. seqq.

schlagenheit und Muthlosigkeit versammelten sich die 1569
meisten Anführer seines Heeres [illegible] ihn in Parthenay.
Und in der That ihre Lage konnte auch de[illegible] igsten erschüttern. Nach lange ertragenem [illegible] nd, nach der äußersten Anstrengung ihrer Kräfte, [illegible] Schla[illegible] mit einem Schlage ihre Macht gebrochen, ab[illegible]gen [illegible] mittel abgeschnitten; in einen entfernten Winke[illegible] des Reichs zurückgedrängt, war es ihnen kaum möglich, [illegible] ihre, der Zerstörung und Plünderung preisgegebene, Heimath zu entkommen. Daher meinten die me[illegible], man müsse sich der Gnade des Königs unterwerfen und von seiner und der Königin Güte zu erlangen hoffen, was durch die Gewalt der Waffen nicht möglich gewesen sey.

Kaum war Coligny, wegen seiner erhaltenen Wunde, vermögend zu sprechen, dennoch aber nahm er das Wort, seine zagenden Waffen- und Glaubensgenossen wieder aufzurichten. „Noch stehen die Sachen nicht so, sprach er, daß wir uns der Verzweiflung überlassen müßten. Auch früher haben wir Schlachten verloren, und dennoch erhoben wir uns wieder, mächtig und unsern Feinden furchtbar. Die Niederlage einer Armee beendigt den Krieg noch nicht, wenn sie sich nur nicht entmuthigen läßt; Tapferkeit aber und Ausdauer führen endlich den glücklichen Ausgang herbei. Auch sind wir nicht ganz verlassen. Deutschland und England wird uns Hülfe leisten; zahlreich sind unsere Freunde durch die Städte Frankreichs, sie werden aufstehen und die Macht des Königs zertheilen. In Bearn lebt uns noch der tapfere Montgomery; er wird zu uns stoßen und mit seinen Truppen den Kern einer neuen Armee bilden. Fasset und beweiset also den Muth, welchen ihr früher so oft gezeigt habt; glaubet mir, in Kurzem werden sich die Umstände geändert haben, wobei ich mich auf Eure eigene Erfahrung berufe. Eilet ihr aber, die Sieger, bei der Trunkenheit über ihre nun errungenen Vortheile, um Frieden zu bitten, so habt ihr von ihrem

1569
tere Führung des Krieges zu berathschlagen. Mehrere Hauptleute waren der Meinung, der Herzog von Anjou müsse die Häupter der Hugenotten bis zur gänzlichen Vernichtung verfolgen, worauf die ganze Partei, gleich einem Baume, dessen Wurzeln man abgehauen, in Nichts zerfallen werde. Allein manche Schwierigkeiten erhoben sich gegen diesen, an sich gewiß klugen, Vorschlag. Schon ging der Oktober zu Ende. Rauh wurden nun die Gegenden, wohin sich die Prinzen und Coligny zurückgezogen hatten, öde und verwüstet war das Land weit und breit. Zudem herrschten bereits ansteckende Krankheiten in der königlichen Armee, es fehlte an Geld zu ihrer Unterhaltung, denn aus jenen Provinzen floß auch nicht das geringste mehr in die öffentlichen Kassen. Deswegen kam man dahin überein, den Gouverneuren von Languedoc und Gascogne die Verfolgung der hugenottischen Prinzen zu übertragen, der Herzog von Anjou aber sollte suchen, die von den Protestanten noch besetzten Städte zu erobern. Demnach ward St. Jean d'Angely belagert und nach einem Widerstande von 46 Tagen genommen. La Rochelle kam hierauf an die Reihe. Aber weit größer waren hier die Schwierigkeiten. Die Umgegend glich einer Wüstenei, die Stadt konnte von der Seeseite Zufuhr und Verstärkung erhalten, der Papst und der König von Spanien riefen ihre Hülfstruppen zurück, als sey der Krieg beendigt, und außerdem fühlte der Herzog von Anjou seine Gesundheit angegriffen, darum, oder wohl mehr noch aus Sehnsucht nach den Freuden und Vergnügungen des Hofes, verließ er die Armee und übergab dem Prinzen Franz von Bourbon, dem Sohne des Herzogs von Montpensier, das Commando. Am 1. Januar 1570 versammelten sich der König, die Königin und der Herzog von Anjou zu Angers und verabschiedeten einen großen Theil der Armee, weil man sie, aus Mangel an Geld und in der Jahreszeit des Winters, nicht mehr unterhalten konnte.

1569 Glücklich waren alle diese Umstände für die verbündeten Prinzen. Mit unglaublicher Thätigkeit wirkte der 16 jährige Heinrich von Navarra für seine Partei zu Montauban, wo er sich befand. Er forderte den Adel, er forderte das Volk auf, sich an ihn und seine Sache anzuschließen, seine Vertrauten verbreiteten sich, in gleicher Absicht, nach allen Seiten hin, und durch diese Bemühungen, nebst den Rathschlägen des Admirals Coligny, kamen nach 3 Wochen über 3000 Mann Fußvolk zusammen, welche auf Kosten der Umgegend erhalten wurden. Der Graf von Montgomery stieß mit 2000 Fußgängern zu ihm, worauf sie sich in den Besitz mehrerer Städte von Gascogne setzten. Bald waren sie stark genug, um Nimes, so wie andere Städte in Languedoc wegzunehmen, wodurch sie sich mit den nöthigen Kriegsbedürfnissen versorgten. Lau und zögernd bewies sich der Gouverneur d'Anville, und so wurden die Hugenotten beinahe ungestört wieder Meister jener Provinzen. Indessen kam die erwartete Hülfe aus England und Deutschland noch nicht; auch den Prinzen von Oranien beschäftigten die Angelegenheiten der Niederlande zu sehr, um für seine französischen Glaubensbrüder etwas thun zu können, wie er versprochen hatte, daher versuchten es die verbündeten Prinzen noch einmal, dem Hofe Friedensvorschläge unter den gewöhnlichen Bedingungen der Gewissensfreiheit zu thun, welche aber nicht angenommen wurden.

Der Frühling kam. Mit 6000 Mann Infanterie und 2000 Reitern stiegen jetzt die Verbündeten von ihren Bergen herab in die fruchtbarern Gegenden der Rhone. Es gelang ihnen über diesen Fluß zu setzen, die jenseitigen Gegenden mußten das täglich wachsende Heer nähren und kleiden; die Prinzen beschlossen jetzt la Charité, an der Loire, wegzunehmen und dann geradeswegs auf Paris loszugehen, welches den Angelegenheiten eine entscheidende Wendung geben müsse. Coligny, an einem bösartigen Fieber krank, folgte der

1570

Armee in einer unbedeckten Sänfte, und der junge Heinrich von Navarra war schon die Seele des Ganzen. Auch der tapfere Commandant von la Rochelle, la Noue, vertheidigte seinen Posten mit einem unerschütterlichen Heldenmuthe. Bei einem Ausfalle zerschmetterte ihm eine Kugel den Arm, so daß derselbe abgelöst werden mußte; dieses aber hinderte ihn dennoch nicht, nach seiner Genesung mit demselben Muthe zu fechten.

Wider Vermuthen sah demnach der Hof den geendet geglaubten Bürgerkrieg in vollen Flammen aufs Neue auflodern. Die Krankheit des Herzogs von Anjou dauerte noch fort, darum ward der Marschall von Cossé an die Spitze der königlichen Armee gestellt. Diese Wahl war nicht glücklich. Langsam und bedächtig, ängstlich und unentschlossen, verstattete Cossé dem thätigen Feinde stets Gelegenheit, den Vortheil der Stellung und der zu erwerbenden Bedürfnisse zu gewinnen. In dem Prinzen von Navarra hingegen leuchtete schon das keimende Feldherrntalent hervor. Wegen der fortdauernden Krankheit des Admirals befehligte er allein. Bald stellte er sich, als wolle er eine Schlacht liefern, bald entschlüpfte er klüglich einem gelegten Hinterhalte, ließ seinem Gegner durch Scharmützel und neckende Angriffe nimmer Ruhe, und wußte auf diese Weise sein kleines Heer gleichsam zu vervielfachen.

Immer deutlicher sah Catharina ein, daß sie ihr Ziel durch die Gewalt der Waffen nicht erreichen werde. So oft schon hatte man die gehaßte Partei der Protestanten am Rande des Verderbens erblickt, so viele Siege waren über sie erfochten worden, und dennoch, wenn man sie für gänzlich vernichtet hielt, lebte sie immer wieder auf, verjüngte sich, wie ein Phönix, aus ihrer Asche und ihren Trümmern, und trat furchtbarer, als zuvor, in die Schranken. In einer kläglichen Verfassung befanden sich übrigens die Angelegenheiten des Staats. Die Kassen waren leer, die Miethstruppen verlangten mit Ungestüm ihren Sold, alle Stände haß-

1570 ten und verwünschten die Urheber dieser unheilbringenden, endlosen Kriege, und forderten mit Ungeduld Ruhe und Frieden. Zudem vernahm man, daß ein deutsches Hülfsheer, unter dem Prinzen Casimir von der Pfalz, für die Hugenotten im Anzuge sey, die Königin von England lieh ihnen bedeutende Summen, la Rochelle war von der Seeseite durch den kühnen Abenteurer Sore entsetzt worden, was durfte man sich also von einer weitern Fortsetzung des Krieges versprechen!

Nach einer Berathung zwischen dem Könige, der Königin, dem Herzoge von Anjou und dem Cardinal von Lothringen kam man überein, den Hugenotten abermals Frieden anzubieten, und zwar unter Bedingungen, wie es bisher noch nie geschehen war. „Der König bewilligte nämlich den Protestanten allgemeine Verzeihung des Vergangenen; völlige Gewissensfreiheit und Ausübung ihrer Religion, ausgenommen zu Paris und wo sich der Hof aufhalte; zu ihrer Sicherheit räumte man ihnen auf 2 Jahre vier Städte ein, la Rochelle, la Charité, Montauban und Cognac; aller Aemter und Würden sollten sie fähig seyn, und alle, während des Krieges wider sie erlassenen Urtheile wurden widerrufen und aufgehoben.“ [1]

Diese Vorschläge fanden ein geneigtes Ohr bei den Hugenotten. Auch sie sehnten sich nach Ruhe, auch sie seufzten unter den Drangsalen der allgemeinen Noth. Ueberdieß führten die deutschen Hülfsvölker, unter dem Grafen Volrad von Mansfeld, jetzt, den Gränzen Deutschlands weit näher, eine trotzige Sprache und drohten oft mit eigenmächtigem Abzuge, darum fanden jene Vorschläge bei den Prinzen und allen Uebrigen großen Beifall. Nur Coligny theilte denselben nicht. Diese unerwarteten Vergünstigungen erfüllten ihn mit Mißtrauen, er rieth daher, die Waffen noch nicht nieder zu legen, ward aber von der Mehrheit überstimmt. So kam also der Friede zu St. Germain en Laye unter obigen Bedingungen

---

[1] Thuanus, L. XLVII. p. 962. Davila L. V. p. 253.

1570
zu Stande, den 8. Aug. 1570. 17 Monate hatte diesmal der blutige dritte Krieg gedauert. Der Graf von Mansfeld zog mit seinen Truppen ab, deren rückständigen Sold der König noch abtrug, Coligny aber und die Prinzen von Navarra und von Condé begaben sich nach la Rochelle, den Hof vorsichtig vermeidend. Das allgemeine Mißtrauen in die Dauer dieses Friedens sprach sich, dem französischen Charakter gemäß, in einem Wortspiele aus, indem man diesen Frieden „la paix boiteuse et mal assise“ nannte, weil ihn, von Seiten des Königs, die Herren von Biron und Mesmes unterhandelten, wovon ersterer lahm war, letzterer aber die Herrschaft Malassise hatte.

Sechs und zwanzigstes Capitel.

Der Hof schläfert die Wachsamkeit der Hugenotten durch Gnadenbezeigungen ein; Coligny läßt sich durch Hofkünste bethören; Tod der Königin von Navarra; Coligny verachtet alle an ihn ergehende Warnungen.

Wohl war der Argwohn in die Aufrichtigkeit des Hofes nicht ohne Grund. Fester als jemals stand der Vorsatz desselben, die Hugenotten zu unterdrücken und zu diesem Zwecke deren Häupter auszurotten. Weil aber alle diese Entwürfe bisher gescheitert waren, so ging man diesmal mit einer Vorsicht und Planmäßigkeit zu Werke, welche dem Fürsten der Hölle selbst Ehre gemacht haben würde. Fürs erste wurden nur sehr wenig Personen in das Geheimniß eingeweiht, blos der König, die Königin, der Herzog von Anjou, der Cardinal von Lothringen, der Herzog von Guise und der Graf Gondy von Retz wußten davon. Mit der größ-

1570 ten Strenge wurde diesmal auf die Beobachtung des geschlossenen Friedens und die den Protestanten eingeräumten Freiheiten gehalten. Alle Obrigkeiten erhielten hierüber die gemessensten Befehle, und in streitigen Fällen zwischen Katholiken und Protestanten fiel die Entscheidung fast immer zum Vortheile der letztern aus. Eine freundliche Einladung erging an die verbündeten Prinzen und an den Admiral nach la Rochelle, sich bei Hofe einzufinden.

Sogleich traueten diese dem Scheine nicht. Um die wahre Gesinnung des Hofes zu erforschen, schickten sie Coligny, nebst einigen andern, an den König, um denselben verschiedene Bitten vorzutragen. Nimmer, ließen sie sagen, könnten sie mit Sicherheit bei Hofe erscheinen, so lange ihre ärgsten Feinde, die Guisen, daselbst walteten; die Entfernung derselben wäre also ihre erste Bitte, welche sie Sr. Majestät vortrügen; die zweite, den hochverdienten und allgemein geschätzten Kanzler Hopital in seine Würde wieder einzusetzen; ferner, daß es dem Prinzen von Navarra freistehe für Guyenne einen ihm beliebigen Statthalter zu ernennen, nicht aber der Marquis von Villars, dem Prinzen und dem Admiral gleich unangenehm und verhaßt, diese Stelle erhalte; sodann bitte der Prinz von Condé um die Zurückgabe des Schlosses Vallery, das man ihm entzogen, die Königin von Navarra um den freien Besitz der Grafschaft Armagnac, und anderes mehr. Die Bittenden waren überzeugt, daß man ihnen nicht willfahren werde, daraus aber wollten sie auch die wahren Absichten der königlichen Partei wahrnehmen. Ausgezeichnet war die Aufnahme welche ihre Abgeordneten bei Hofe fanden. Alle ihre Bitten wurden zugestanden; nur in Betreff des Kanzlers Hopital entschuldigte man sich wegen seines hohen Alters, und wegen der Entfernung der Guisen versicherte man, sie solle mit der Zeit statt finden, sey aber nicht sogleich möglich, wolle man das Reich nicht in neue Unruhen stürzen. Uebrigens sagte der König, der jetzt sein 21tes Jahr zurück-

1571
gelegt hatte, hänge nun die Leitung der Geschäfte von ihm selbst ab, niemand herrsche bei Hofe, als er allein, und die Guisen nähmen daselbst nur den Platz von Unterthanen ein. Mit diesem überaus gnädigen Bescheide kehrten die Abgeordneten nach la Rochelle zurück. Die Königin von Navarra und die Prinzen wurden dadurch schon halb gewonnen, der Admiral aber verharrte noch bei seinem Mißtrauen. Um beide Theile von der schwächsten Seite anzugreifen, ließ der Hof die letzten Minen springen. Der Feldzeugmeister von Biron erschien im Namen des Königs und der Königin in la Rochelle, der Königin von Navarra eine Vermählung ihres Sohnes Heinrich mit Margarethe, der Schwester Carls IX., anzutragen, damit das Band des Friedens und der Eintracht für alle Zeiten und Umstände geknüpft werde. Für den Admiral Coligny aber hatte er folgenden Auftrag. Der König wünsche die Bürgerkriege für immer beendigt zu sehen, habe aber, wegen des unruhigen, an Schlachten und Kriegsarbeit gewöhnten Geistes seiner zahlreichen Kriegsvölker, wenig Hoffnung dazu; darum wolle er diese durch einen auswärtigen Krieg beschäftigen und, verschiedener Beleidigungen wegen, den König von Spanien in den Niederlanden angreifen, welche bereits unter den Waffen wären. Hierin nun könne ihm niemand besser und gründlicher rathen und helfen, als Coligny, darum ersuche ihn der König inständig, an den Hof zu kommen, damit er sich seiner, in dieser wichtigen Angelegenheit, bediene.

Diese zwei Fallstricke waren mit so kluger Berechnung gelegt, daß sie ihren Zweck nicht verfehlen konnten. Ehrenvoll und gebietend zugleich war der Heirathsantrag des königlichen Hauses. Der Monarch von Frankreich bot einem kleinen Fürsten seines Reichs die Hand seiner Schwester an; Weigerung galt für Beleidigung, und dem Könige von Frankreich, dem Schwager Philipp's von Spanien, möchte es nicht

1571 allzu schwer geworden seyn, an dem, zwischen beiden inne wohnenden, Könige von Navarra Rache zu nehmen. Außerdem aber schien jener Antrag die diesmalige Aufrichtigkeit des Hofes zu verbürgen. Ein Ehebündniß zwischen einem protestantischen Fürsten, dem Oberhaupte der Hugenotten, und einer römisch-katholischen Prinzessin des regierenden Hauses konnte die feindlichen Parteien friedlich vereinen, ein allmähliges Vergessen des Streites, ein unmerkliches Verschmelzen der Streitenden bewirken und so wiederum glückliche Tage über Frankreichs verwüstete Fluren herbei führen, daher nahm auch Johanna von Albret den Antrag, nach kurzem Bedenken, an.

Ein Krieg in Flandern aber setzte Coligny in Feuer und Flammen. So wurde das heillose Bündniß mit Spanien zerrissen, so wurde die evangelische Lehre in und außer Frankreich befestigt, so bekam sein thätiger Geist einen neuen, ausgebreiteten und schönen Wirkungskreis, so endlich ging vielleicht die Macht der ränkespinnenden Mediceerin und der verhaßten Guisen zu Ende, wenn der junge König die Zügel der Regierung selbst kräftig faßte und, seiner Versicherung nach, ferner keinen andern Einfluß mehr neben sich duldete. Die letzten Zweifel schwanden jetzt auch aus Coligny's Seele, er vermeinte untrügliche Pfänder einer ungeheuchelten Aufrichtigkeit des Hofes zu erblicken, warf den Schleier der Vorsicht von sich, und sonnte sich in den Strahlen der Gunst, welche unerwartet vom Throne auf ihn herab glänzte.

Während dieser Verhandlungen war der Hof mit den Vorbereitungen zu einer glänzenden Festlichkeit beschäftigt. Nach einer 9 jährigen, bald angeknüpften, bald wieder abgebrochenen Bewerbung kam endlich ein Ehebündniß zwischen Carl **IX.** und Elisabeth, Tochter des deutschen Kaisers Maximilian **II.**, zu Stande. Durch alle ihm geläufige Künste der Politik hatte Philipp **II.** diese Zögerung veranlaßt, denn ungern sah er eine enge

1571

Verbindung des Hauses Oestreich mit Frankreich. Bald suchte er Zwietracht zu säen, indem er die Wegnahme von Metz, Toul und Verdun wieder in Anregung brachte, bald stellte er sich an, als beabsichtige er eine Vermählung seines Sohnes, Don Carlos, mit einer der Töchter des Kaisers; doch ließ er diesen Gedanken selbst wieder fallen, weil er Bedenken trug, seinem Sohne, ihm durch einen heftigen und störrischen Charakter bereits verdächtig genug, durch die Verbindung mit dem mächtigen Kaiserhause, einen Stützpunkt mehr zu geben. Der Tod seiner Gemahlin Elisabeth von Valois, welchem 1568 das räthselhafte Absterben von Don Carlos vorausging, machte seine Hand zum 3ten Male frei, er vermählte sich zum 4ten Male mit Anna, der ältesten Tochter Maximilians **II.**, und hatte nun keinen haltbaren Vorwand mehr, die vorhabende Verbindung des französischen Hofes mit dem östreichischen zu stören. Carl **IX.** reiste seiner 16jährigen Braut Elisabeth nach Mezieres, an der Mark, entgegen, wo die Vermählung den 26. Nov. 1570 mit großer Pracht vollzogen ward. Den 4ten Januar gab er den glückwünschenden Abgeordneten der deutschen protestantischen Fürsten, wie des Churfürsten von der Pfalz, von Sachsen, von Brandenburg u. m. a., eine Audienz, wobei dieselben in die herkömmlichen Reden manches gewichtige Wort mit einfließen ließen. Sie bäten Se. Majestät, sein Ohr böswilligen Rathgebern zu verschließen, welche behaupteten, Ketzern brauche man das gegebene Wort nicht zu halten; selbst in der Türkei würden neben der mohamedanischen Religion alle übrige geduldet; ein gleiches geschehe in Polen und in Rußland, und Karl **V.** habe, obgleich ziemlich spät, doch eingesehen, daß nur durch die bewilligte Gewissensfreiheit die Ruhe in Deutschland wieder herzustellen gewesen sey; dessen Nachfolger, Ferdinand **I.** und jetzt Maximilian **II.**, folgten einer gleichen Ueberzeugung, deren Beispiel sie dem Könige von Frankreich empföhlen. Mit Feinheit antwortete

1571 Carl, er werde ihren Rath bedenken, und das alte gute Vernehmen mit dem Kaiser, seinem Schwiegervater, zu erhalten suchen.[1]

Eine Schwierigkeit schien sich gegen die Vermählung Heinrichs von Navarra zu erheben in der Abneigung, welche die Prinzessin Margaretha dagegen zeigte, einmal weil Heinrich Protestant war, besonders aber, weil sie den Herzog Heinrich von Guise liebte und seit mehreren Jahren mit demselben ein vertrautes Einverständniß unterhielt. Der König wußte dieses, Widerstand reizte seinen Zorn, und nicht ohne Gefahr weckte man diesen. Um dieses Hinderniß auf dem kürzesten Wege zu beseitigen, beschloß er, den Herzog von Guise ermorden zu lassen. Zum Vollstrecker seines Willens ersah er sich Heinrich von Angouleme, einen natürlichen Sohn Heinrichs II. „Hier sind zwei Degen, redete er diesen an, einer um dich zu durchbohren, wenn du mit dem andern bei der morgenden Jagdpartie den Herzog von Guise nicht ermordest.“[2] Angouleme versuchte wirklich, den erhaltenen Auftrag auszuführen, scheiterte aber durch seine Furchtsamkeit, worüber ihm der König in den härtesten Ausdrücken Vorwürfe machte. Guise war nun gewarnt; er folgte dem Könige nicht mehr auf die Jagd und eilte, sich mit der verwitweten Catharina von Cleve zu vermählen, um weiteren Argwohn zu entfernen. Gleichwohl sagte ihm der Herzog von Anjou, sein entschiedener Feind in der Stille, bei jeder Gelegenheit, er freue sich und könne es kaum erwarten, ihn als seinen Schwager zu begrüßen. Indessen beobachteten der König und seine Mutter den angenommenen Schein so meisterhaft, daß der Papst stutzig ward. Durch seinen Legaten, den Cardinal Alexandrino, beschwerte er sich über die unerhörten Begünstigungen, welche den Protestanten jetzt in Frankreich zu Theil würden, auch verweigerte er die

---

[1] Thuanus, T. I. L. XLVII. p. 673 seqq.
[2] Davila T. VIII. p. 713.

1571
verlangte Dispensation für die Vermählung Heinrichs von Navarra mit Margaretha. Desgleichen schöpfte Philipp II. Verdacht. Eine ungewöhnliche Thätigkeit in dem Hafen von Rochelle, Truppenvereinigungen unter hugenottischen Anführern, welche unverhohlen sagten, ihre Bestimmung sey Flandern, veranlaßten ihn, hierüber bei dem pariser Cabinette ebenfalls Anfragen thun zu lassen. Auch der Herzog von Savoien gerieth in Unruhe. Coligny war Witwer geworden und schloß eine neue Verbindung mit Frau von Entramont, aus einer der reichsten Familien Savoiens. Der Herzog wollte dieses hindern, die Verlobte aber ging heimlich nach Rochelle, sich mit dem Admiral zu vermählen. Die Besorgniß, Coligny, reich und vermögend, dürfte durch das benachbarte Genf auch Religionsunruhen in Savoien anstiften, quälte den Herzog auf das peinlichste. Auf alle Anfragen und Erkundigungen gab Carl IX. nur allgemeine und ausweichende Antworten, wobei seine wahren Absichten stets im Dunkeln blieben.

Unausgesetzt und unermüdet waren indessen die Bemühungen gewesen, den Admiral Coligny zu bewegen, seine Freistätte zu la Rochelle zu verlassen und nach Hofe zu kommen. Seine vertrautesten Freunde, wie der Marschall von Cossé, sein Verwandter Montmorency, der Graf von Nassau, selbst durch den Schein betrogen, riethen ihm hierzu. Die wiederholten Versicherungen von den wohlwollenden Gesinnungen des Königs gegen ihn, die Hoffnung, die fürchterlichen Bürgerkriege, von Coligny zum tödtlichen Ueberdruß ertragen und durchlitten, endlich bis auf den letzten Funken erlöschen zu sehen, mit der Aussicht, das Vaterland von Spaniens Joch und Ränken befreien zu helfen, besiegten endlich seine letzten Bedenklichkeiten, und er versprach am Hofe zu erscheinen. Mit Entzücken vernahm der König diese Nachricht. Der Mann, vor welchem sich die Intrigue vergebens in dichte Nebel verhüllte, welcher bei frühern Einladungen des Hofes immer sagte, er sey nicht der Graf Egmont, und des-

1571 sen Scharfblick die feinsten Schlingen schon von weitem entdeckte, ergab sich endlich doch; die Politik triumphirte und jauchzte, denn der Kunst Meisterstück war ihr gelungen.

Im September war's, wo Karl IX. den Admiral zu Blois bei versammelten Hofe empfing. Nichts konnte über die ehrenvolle Auszeichnung seines Empfanges gehen. Coligny beugte ein Knie vor dem Könige, dieser aber hob ihn auf, schloß ihn in seine Arme, und ihn mit einem heitern Blicke betrachtend, rief er aus: „Endlich halten und besitzen wir Sie, nun kommen sie nicht mehr von uns los, selbst wenn Sie es wollten; dieser Tag ist einer der glücklichsten meines Lebens." Diesen huldreichen Versicherungen folgten verschwenderische Gnadenbewilligungen. Coligny durfte sich 50 Edelleute zu seiner Bewachung wählen; alle seine Würden erhielt er wieder, ward Mitglied des Staatsraths, bekam ein Geschenk von 100,000 Livres, und auf ein Jahr wurden ihm die Einkünfte seines Bruders, des Cardinals von Chatillon bewilligt, der in England durch einen vergifteten Apfel, welchen ihm sein Kammerdiener reichte, starb; endlich veranstaltete der König noch eine feierliche Versöhnung zwischen ihm und den Guisen. Mit ausgezeichneter Güte wurden auch die Begleiter des Admirals, sein Schwiegersohn Teligny, der Graf von Rochefoucault, und der tapfere la Noue behandelt. Die Königin Mutter, der Herzog von Anjou und von Alençon wetteiferten ebenfalls in Güte und Herablassung, unterhielten sich mit ihm in einem vertraulichen Tone; die Hofleute thaten dasselbe, und so sah sich der strenge Coligny plötzlich in eine neue Welt voll zärtlicher Freunde und bereitwilliger Gönner gezaubert. Doch bei diesen äußern Zeichen blieb es nicht blos. Auf das angelegentlichste rathschlagte der König mit ihm über die Mittel, den Krieg bald möglichst in Flandern anzufangen; mit der Königin von England ward ein Schutz- und Trutzbündniß, mit den

1571
protestantischen Churfürsten von der Pfalz, von Sachsen und Brandenburg ein Bündniß geschlossen. Drei Jahre früher hatte man in der Straße St. Denys das Haus eines Kaufmanns geschleift, weil sich Protestanten in demselben versammelten und das Abendmahl feierten; er selbst wurde zum Strange verurtheilt. Ein auf diesem Platze errichtetes Kreuz mit einer Inschrift erhielt das Andenken an diesen schauerlichen Vorfall. Um den Protestanten zu gefallen ließ der König jetzt dieses Kreuz wegnehmen. Der Graf Ludwig von Nassau warb unter den französischen Hugenotten Truppen, führte sie nach Flandern und nahm die Stadt Bergen weg; auch hierzu schwieg der Hof zum großen Mißvergnügen des Königs von Spanien, welcher fast auf dem Punkte war, dieses als eine offenbare Kriegserklärung anzunehmen. Coligny aber und die meisten übrigen Protestanten glaubten hierin einen neuen Beweis von der Aufrichtigkeit Carls zu bemerken.

Im März 1572 langte auch Johanna, die Königin von Navarra in Blois an. Um sie zu empfangen, kam ihr der König mit seinem ganzen Hofe dahin entgegen. Ueberschwenglich waren die Ehrenbezeigungen, in welchen man sich erschöpfte; mit einer wahrhaft zärtlichen Freundschaft behandelte sie Carl und gefiel sich selbst in seinem Benehmen so sehr, daß er nachmals seine Mutter triumphirend fragte, „ob er seine Rolle nicht recht gut gespielt habe!“ „Ja! antwortete sie, aber man hat noch nichts gethan, wenn man anfängt und nicht auch endigt.“ Mit einem kräftigen Schwure, wie er immer pflegte, versicherte alsdann der junge König, er wolle sie alle in sein Netz ziehen.[1]

Bald kam auch Heinrich von Bearn, der Prinz von Condé, nebst vielen andern hugenottischen Edelleuten in Blois an. Den 11ten April ward der Ehecontract unterzeichnet, worin der König seiner Schwester

---

[1] Daniel, T. VIII. p. 715.

1572
300,000 Goldgülden (den Gülden zu 54 Sols gerechnet) zusicherte. Bei den vom Papste erhobenen Schwierigkeiten sagte Karl, Johanna d'Albret bei der Hand fassend: „Liebe Tante, diese Ehe wird statt finden; ich ehre Euch mehr als den Papst; zwar bin ich kein Hugenot, aber ich bin auch nicht einfältig; macht der Herr Papst zu viel Umstände, so nehme ich meine Margot selbst bei der Hand und führe sie in die Kirche.“ [1]

Den 15ten May reiste die Königin von Navarra von Blois nach Paris, um die letzten Vorbereitungen zu der nahen Vermählung ihres Sohnes zu machen. Sie nahm ihre Wohnung in dem Hause des Bischofs von Chartres, Johann Guillart, welcher der reformirten Lehre ergeben war. Am 4ten Junius aber ward sie plötzlich von einem heftigen Fieber ergriffen, das ihrem Leben am fünften Tage in ihrem 44sten Jahre ein Ende machte. Ein männlicher Geist belebte diese Fürstin, mit welchem sie den Stürmen ihrer Zeit muthig Trotz bot. Mit glühendem Eifer der evangelischen Lehre ergeben, scheute sie für deren Erhaltung oder Beförderung weder Gefahren, Kosten noch Mühe. Nach der unglücklichen Schlacht von Montcontour war sie es vornehmlich, welche den sinkenden Muth der Ihrigen aufrichtete; auf ihre Kosten gingen Geistliche in das zu ihrem Reiche gehörige Biscaya, das Volk zu unterrichten; sie ließ das neue Testament, Gebetbücher und den Katechismus in die sehr wenig ausgebildete baskische Sprache übersetzen, zu Rochelle sorgfältig drucken, und unter jenem Volke vertheilen. Ihr Beispiel und ihre Erziehung wirkte unstreitig mächtig auf ihren Sohn Heinrich, und wenn ihn seine muthige großartige Seele gewissermaßen zum Liebling der Mit- und Nachwelt gemacht hat, so spiegelt sich in derselben der edle Geist seiner trefflichen Mutter, welche seine Jugend pflegte

[1] Journal de Henri III. T. I. p. 46.

1572 und leitete. Sie empfahl demselben vor ihrem Hinscheiden Beharrlichkeit in seiner Religion, Eintracht mit seinem Verwandten, dem Prinzen von Condé, liebende Sorge für seine Schwester Margaretha und Wachsamkeit über sich selbst, damit er nicht der Sittenlosigkeit seiner Zeit fröhne. Nach ihrem Tode erst nahm ihr Sohn den Titel König von Navarra an.

Mit Recht erregte dieser plötzliche Todesfall das größte Aufsehen. Er war ein trauriges Vorzeichen der bevorstehenden Freudenfeier, er mußte gegründeten Verdacht erwecken bei der Ruchlosigkeit der Sitten, wo Giftmischerei, Meuchelmord, Meineid mit offenbarem Todschlag Hand in Hand gingen. Daß man übrigens Johanna von Albret wegen ihres bestimmten Charakters haßte und fürchtete, unterliegt keinem Zweifel.

In der veranstalteten Section ihres Leichnams fanden sich zwar keine Spuren eines vorhandenen Giftes, wohl aber entdeckte man in der linken Seite ein Geschwür, welches, nach der Versicherung der Aerzte, ihren Tod verursachte. Indessen war das ganze Verfahren unvollständig, indem man den Kopf nicht geöffnet und untersucht hatte, dabei verbreitete sich gleich damals das Gerücht, die Königin von Navarra sey an erhaltenem Gifte gestorben, welches ihr ein mailändischer Salbenhändler (Parfumeur) Namens René, ein berüchtigter Bösewicht, durch ein Paar wohlriechende Handschuhe beigebracht habe.[1]

Carl IX. schien über den Tod der Königin Johanna sehr betrübt; er legte Trauer an, und der ganze Hof folgte seinem Beispiele, die Vermählung seiner Schwester aber ward nun bis in den Monat August verschoben.

---

[1] Thuanus, T. I. L. LI. p. 1058. Daniel, T. VIII. p. 722 seqq. Davila T. I. L. V. p. 266. Letzterer behauptet, das Fieber habe sich eingestellt, kurz nachdem die Königin jene Handschuhe in den Händen gehabt.

1572 Coligny, dessen Gedanken einzig und allein mit dem Kriege in den Niederlanden beschäftigt waren, drang mehrmals in den König, anzufangen und den günstigen Augenblick nicht vorüber zu lassen. Die Verlegenheit des Monarchen war nicht gering. Nimmer kam es ihm in den Sinn, diesen Krieg jemals anzufangen; Spanien wollte er weder in das Geheimniß einweihen, noch auch durch weitere Schritte reizen; auf der andern Seite mußte er sich hüten, Verdacht bei Coligny zu erwecken, daher hielt er ihn durch Ausflüchte mancher Art hin. Bald gab er vor, mehrere seiner Räthe stimmten diesem Unternehmen nicht bei, Coligny möge daher, um alle zu überzeugen und zu gewinnen, eine Schrift entwerfen und alle Gründe für die Unternehmung dieses Krieges darin entwickeln, welches dieser auch mit vieler Umständlichkeit that; bald eröffnete er ihm mit einer vertraulichen, halblaunigen Offenheit, daß er unter allen seinen Generalen auch nicht einen einzigen wisse, welchem er die Führung eines so wichtigen Kriegs anvertrauen könne. Einige ständen unbedingt im Solde der Guisen, andere hätten ihre besondern Fehler. Der Marschall von Cossé sey geld=, und Tavannes ehrgeizig; Franz von Montmorency beschäftige sich mit nichts als Jagd und Vogelfang und der Marschall von Vielleville habe sich durch die Freuden der Tafel zu Grunde gerichtet. Diese Zutraulichkeit des königlichen Jünglings entzückte den großen Coligny so sehr, daß er an keine Hinterlist oder Verrätherei glauben wollte, so viele Warnungen er auch von allen Seiten erhielt.

Der schnelle Tod der Königin von Navarra schreckte vornehmlich die Protestanten in den entfernteren Provinzen und Städten auf. Aus la Rochelle und Genf ergingen deswegen wiederholte Briefe an den Admiral, worin man ihm rieth, auf seiner Hut zu seyn, was ihm auch sein Schwiegersohn Teligny empfahl. Einige Protestanten verließen Paris wieder, und ein

1572
Hauptmann, Namens Langoiran, antwortete dem Admiral, als er sich bei ihm beurlaubte, und dieser ihn fragte, warum er sich entferne, „man liebkost uns hier zu sehr, ich will mich lieber mit den Thoren retten, als mit den klugen Leuten untergehen.“ Ein Schreiben insonderheit schilderte mit starken Zügen die Gefahr, in welcher nothwendig jeder Nichtkatholik in dieser Zeit schwebe. „Erinnert Euch, hieß es in demselben, an den, von jedem Papisten angenommenen und von allen Concilien bestätigten, Grundsatz, daß man den Ketzern, für welche die Protestanten gelten, nicht Wort zu halten brauche; erinnert Euch, daß, seit den letzten Kriegen, der Haß gegen die Protestanten unauslöschlich ist, und daß der Zweck der Königin kein anderer seyn kann, als dieselben auszurotten, um welchen Preis es auch immer seyn möge; erinnert Euch, daß ein Weib, eine Ausländerin, eine Italienerin, aus einer päpstlichen Familie entsprossen, deren ganzer Charakter aus Trug und Hinterlist zusammengesetzt ist, gegen ihre Feinde das Aeußerste nicht verschmähen wird. Betrachtet ferner, in welcher Schule der König erzogen ist, und was er von seinen preiswürdigen Lehrern gelernt hat. Fluchen, sich vermessen, Gotteslästerungen auszustoßen, Weiber und Mädchen zu verführen, seine Religion, seine Absichten und sein gegebenes Wort zu deuteln und nach den Umständen zu modeln, dabei sein Gesicht in beliebige Falten zu legen, das hat man ihn von Jugend auf als einen lustigen Zeitvertreib gelehrt. Damit er auch das Blut seines Volkes könne fließen sehen, ließ man ihn, als einen zarten Knaben, Thiere erwürgen und zerfleischen. Ein treuer Anhänger Machiavel's, ist er fest entschlossen, keine andere Religion als die seinige in dem Reiche zu dulden, und glaubt, daß es außerdem keinen Frieden geben könne. Man hat nicht aufgehört, ihm zu wiederholen, daß die Protestanten nach dem Leben und der Krone des Königs streben,

1572 nimmer wird er daher die versprochenen Freiheiten denen lassen, welche die Waffen gegen ihn ergriffen haben, oder glauben, daß er dieses zu thun schuldig sey." Man berief sich noch auf mehrere Thatsachen und führte Beispiele der Tyrannen älterer und neuerer Zeit an und schloß endlich den Brief mit den Worten: „Wenn Ihr also klug seyd, so müßt Ihr Euch je eher je lieber aus Paris und von dem Hofe entfernen, welcher ein verpesteter Pfuhl ist.[1] Und was antwortete Coligny darauf? „Er könne nicht glauben, daß einer der besten Könige, welchen Frankreich seit mehreren Jahrhunderten gehabt habe, solcher Treulosigkeit fähig sey; Alles zeige, daß er den Frieden ernstlich wolle; er bitte daher jedermann, ihn nicht mehr mit solchen Besorgnissen zu ermüden; er habe wichtigere Dinge zu thun, als an dergleichen Hirngespinste zu denken; man werde besser thun, Gott um seinen Segen für das Wohl der Kirche und des Staats zu bitten." Und bei einer andern Gelegenheit schrieb er: „Er sey fest entschlossen, dem Könige treu zu bleiben, und wolle sich lieber durch die Straßen von Paris schleifen lassen, als sich wieder in einen Bürgerkrieg verwickeln.

Sieben und zwanzigstes Capitel.

Vermählungsfeier des Königs von Navarra mit Margaretha von Valois; Mordanschlag auf Coligny; Mordscenen der Bartholomäusnacht.

Der Papst Pius V. starb in dieser Zeit, und sein Nachfolger, Gregor XIII., gab die, von jenem ver-

---

[1] Thuanus, T. I. L. LII. p. 1058.

1572

weigerte, Dispensation, welche wegen der Verwandtschaft und Religionsverschiedenheit des Königs von Navarra und seiner Verlobten nöthig war. Den 17. August fand die Vermählung statt. Mit Feierlichkeit und Pracht begaben sich der König, das königliche Haus, alle Marschälle und übrigen Vornehmsten in die Notredame-Kirche, und der König von Navarra, der Prinz von Condé, Coligny nebst einem zahlreichen Gefolge protestantischer Edelleute erschienen eben daselbst. Der Gottesdienst begann mit einer Messe, während welcher sich alle Nichtkatholiken wieder aus der Kirche entfernten. Der Cardinal von Bourbon verrichtete die Trauung. Auf die an die Prinzessin Margaretha gerichtete Frage: „ob sie den gegenwärtigen König von Navarra zu ihrem ehelichen Gemahl wolle" blieb sie ganz stumm. Ihr Bruder Carl aber erhob sich, neigte ihr mit der Hand das Haupt vorwärts, welches für ein Zeichen der Einwilligung galt, und die Trauung wurde vollzogen. [1]

Mancherlei Lustbarkeiten folgten der Feierlichkeit. Ein Ball belustigte den ersten Abend die Gäste im Louvre, nach welchem ein Schauspiel eigner Art aufgeführt ward. Versilberte bewegliche und künstlich auf Maschinen gestellte Felsen wurden durch den Saal gezogen. Auf dem ersten stand der König ganz allein, auf zwei andern seine Brüder, noch sieben andere folgten mit Göttern und Seeungeheuern besetzt. In der Mitte des Saales hielten sie jedesmal still, und die besten Sänger trugen Verse von den ausgezeichnetsten Dichtern dieser Zeit vor. Auch ein Tournier wich von der sonstigen Weise ab. Man erblickte einerseits die elisäischen Felder, worin 12 Nymphen lustwandelten, auf der andern den Tartarus mit gräßlichen Ungeheuern, aus welchem Flammen von Schwefel aufloderten. Einige irrende Ritter, angeführt von dem Könige von

---

[1] Daniel, T. VIII. p. 725.

1572 Navarra, versuchten in das Paradies einzudringen, woran sie aber von dessen Wächtern, welche der König und seine Brüder vorstellten, verhindert, ja selbst in den Tartarus gestürzt wurden. Merkur, auf einem Hahne reitend, und Cupido stiegen aus der Höhe herab, ertheilten den Beschützern des Paradieses große Lobsprüche in Versen und erhoben sich alsdann wieder. Diese aber vereinigten sich mit den Nymphen zu einem künstlichen Tanze um einen Springbrunnen, welcher mitten im Saale emporrauschte, dann befreiten sie die irrenden Ritter aus dem Tartarus, welche ein Lanzengefecht aufführten. Mit Pulver gefüllte Röhren, welche rings um den Springbrunnen liefen, sprühten, knallten und verzehrten zuletzt die unnütz gewordenen Maschinen, womit das Schauspiel endigte. Doch veranlaßte dasselbe bei Mehreren ernsthafte Betrachtungen. Daß den protestantischen Kämpfern gerade der Tartarus angewiesen wurde, schien entweder eine Beleidigung oder eine Andeutung, wenigstens entfernte sich deswegen der Marschall Franz von Montmorency aus Paris, unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit. In einem andern Lanzenspiele erschien der König, sein Bruder und die Guisen als Amazonen verkleidet, und der König von Navarra mit seinem Gefolge in türkischer Tracht. [1]) Doch diese leichtfertigen Zeitvertreibe machten bald Ereignissen ganz anderer Art Platz.

An einem Freitage, den 22. Aug., kehrte der Admiral Coligny vom Louvre, wo er dem Könige einige Zeit beim Ballspiele zugesehen hatte, nach seiner Wohnung zurück, gegen 11 Uhr Vormittags. Er las im Gehen eine ihm überreichte Bittschrift, da fiel plötzlich ein Schuß in einem benachbarten Hause, und in demselben Augenblicke fühlte sich Coligny durch zwei Kugeln getroffen. Eine nahm ihm den Zeigefinger der rechten Hand weg, die andere verwundete ihn am linken Arme. Er be-

---

[1] Thuanus, T. I. L. LII. p. 1069—70.

1572

zeichnete seinen Begleitern sogleich das Haus, von wo der Schuß gekommen war, und setzte seinen Weg zu Fuße bis nach seiner Wohnung fort. Jene brachen mit Gewalt in das bezeichnete Haus, fanden aber niemanden darin als einen Laquais und eine Magd, welche verhaftet wurden; ein Gewehr lag noch in einem Zimmer. Den Mordstreich hatte ein gewisser Nicolas Louviers de Morevel geführt, ein feiler Bösewicht, der schon früher den tapfern Mouy, einen protestantischen Befehlshaber, meuchlings ermordete. Mehrere Tage lag er in diesem Hinterhalte verborgen, und ein Pferd stand immer zu seiner Flucht bereit; auf diesem war er auch durch eine Hinterthür durch die Vorstadt St. Anton entflohen. Das Haus gehörte dem ehemaligen Erzieher der Guisen, dem Canonicus Pierre Pile de Villemur, und stand unbewohnt. Diener von Guise besorgten die Unterbringung des Mörders.

Der König von Navarra und der Prinz von Condé vernahmen sogleich die Schandthat, eilten zu ihrem Freunde und waren bei seiner Verbindung gegenwärtig. Mit Fassung und frommer Ergebung ertrug er die heftigen Schmerzen, welche er litt, denn der Wundarzt schnitt ihm den zerschmetterten Finger vollends mit einer Scheere ab, welche aber stumpf war. „Das also ist die schöne Versöhnung mit dem Herzoge von Guise, hörte man ihn blos sagen, für welche sich der König verbürgt hat.“

Carl **IX.** war noch mit Ballspielen beschäftigt, als ihm dieser Vorfall gemeldet wurde. Zornig und mit scheinbarer Ueberraschung warf er sein Schlagnetz auf die Erde; „soll ich denn niemals Ruhe haben, rief er; was, immer neue Unruhen!“ [1] Er eilte sogleich ins Louvre, der Herzog von Guise aber entfernte sich durch eine andere Thür des Ballsaals. Bald erschienen Heinrich von Navarra und der Prinz von Condé

[1] Thuanus T. I. L. LII. p 1017.

1572 bei dem Könige, um Klage über dies verrätherische Bubenstück zu führen; sie baten um Erlaubniß, sich aus Paris entfernen zu dürfen, weil weder sie, noch ihre Freunde daselbst sicher wären. Mit Flüchen und Schwüren, wie man sie kaum gehört, versicherte ihnen dieser, er werde den Mörder, die Mordanstifter, die Hehler und Mitschuldigen strafen zur Zufriedenstellung Coligny's und seiner Freunde, und zum warnenden, schaudererregenden Beispiele für die Nachwelt; das Verbrechen sey gräßlich, niemand empfände es mehr als er, und er wolle alles in Bewegung setzen, um der Welt zu zeigen, Coligny habe die Wunde empfangen, der König aber habe sie gefühlt. Dann bat er die Prinzen, in Paris zu bleiben, um selbst Zeugen dieser Genugthuung zu seyn. Catharina von Medicis war gegenwärtig. Auch sie drückte den größten Abscheu über das Vorgefallene aus, nannte es eine Beschimpfung des Königs selbst, wovon man die Urheber durch alle nur ersinnliche Mittel entdecken müsse, um eine angemessene Rache an ihnen zu vollziehen. Leute wurden dann, um dem flüchtigen Mörder nachzusetzen, nach allen Seiten ausgeschickt, und die Thore von Paris geschlossen, bis auf zwei, die man aber mit Wachen besetzte, um des Thäters habhaft zu werden, wenn er sich etwa noch in der Stadt befände; desgleichen ernannte der König eine Untersuchungscommission, befahl, den Herzog von Guise zu verhaften, der sich aber verborgen hielt, und sandte Schreiben an die fremden Höfe, welche die Guisen als Urheber des geschehenen Frevels anklagten. Dieses zusammen beruhigte die Prinzen, Heinrich und Condé, so sehr, daß sie allen Argwohn ablegten und nicht weiter an eine Abreise dachten.

Coligny bezeugte ein sehnliches Verlangen, den König zu sehen und zu sprechen, und ließ ihn deshalb um eine Unterredung bitten. Carl willigte, wie es schien, gern in dieses Gesuch und kam zu ihm um 4 Uhr

1572

Nachmittags, an demselben Tage, in Begleitung seiner Mutter, seiner beiden Brüder, des Cardinals von Bourbon, der Herzöge von Montpensier, von Nevers, des Grafen von Retz und mehrerer andern. Er fragte theilnehmend nach seinem Befinden und wiederholte auch hier mit vielen Schwüren und Betheuerungen, wie entrüstet er über diesen Vorfall sey. „Ihr habt die Wunde, lieber Vater (so pflegte er den Admiral vertraulich zu nennen), ich aber habe den Schmerz; eine beispiellose Rache soll für diese Schandthat geübt werden." Coligny gab ihm die Versicherung seiner Treue, welche unter allen Umständen dem Könige gehört habe, rieth ihm nochmals, den Krieg in Flandern zu unternehmen, und die den Protestanten gegebenen Freiheiten in Kraft zu erhalten, weil ohne das an Ruhe und Friede im Königreiche niemals zu denken sey. Der König versprach alles hierüber, antwortete jedoch nichts auf die Vorschläge von Flandern, sondern sprach von gleichgültigen Dingen und beurlaubte sich endlich, um, wie er sagte, den Kranken nicht allzusehr aufzuregen. Im Weggehen fragte er einen der gegenwärtigen Edelleute, ob der Admiral viel Blut verloren, ob er bei dem Verbande geklagt habe, und verlangte zuletzt die mörderische Kugel zu sehen, welche man gefunden hatte; man zeigte sie ihm, sie war von Kupfer. Während der Unterredung hatte er mehrmals vorgeschlagen, den Admiral, der Sicherheit wegen, nach dem Louvre zu bringen, welches aber von den Aerzten für unthunlich erklärt ward.

Nach des Königs Entfernung bestürmten mehrere Freunde den Verwundeten mit Bitten, Paris um jeden Preis zu verlassen. Sie beriefen sich auf mehrere verdächtige Anzeigen, Winke und Warnungen, die ihnen von sicherer Hand zugekommen wären. Aber das Vertrauen Coligny's in die Freundschaft seines königichen Gönners war unerschütterlich, auch hing er fortwährend mit Begeisterung an dem Gedanken, zum

1572 Wohle seines Vaterlandes und seiner Glaubensgenossen wirken zu wollen, so daß er sich nicht entschließen mochte, durch eine mißtrauische und beleidigende Entfernung diese schönen Hoffnungen zu vernichten. Die beiden Prinzen und sein Schwiegersohn Teligny, gleichfalls durch den Schein getäuscht, billigten seine Meinung; die besorgten und argwöhnischen Freunde wurden überstimmt, und Coligny blieb in Paris.

Nach dem ersten Schrecken erwachte die höchste Erbitterung unter den zahlreichen Protestanten, die sich jetzt am Hofe befanden. Sie gaben ihrem Unwillen ohne Rückhalt Worte, und einer derselben, Pardillan, scheuete sich selbst nicht, bedeutsame Drohungen an der Tafel der Königin auszustoßen, bei welcher er zum Abendessen war.[1] Dieses, und die Erklärung der Wundärzte, daß die Verletzungen des Admirals nicht tödtlich seyen, und man auf seine Genesung rechnen dürfe, versetzte die Königin Catharina, den Herzog von Anjou und dessen ganzen Anhang in die größte Unruhe.

Schon längst war diesen das ungewöhnliche Vertrauen, dessen sich Coligny bei dem Könige erfreute, mißfällig und bedenklich. Mit Neid und Besorgniß bemerkte es Catharina und die übrigen Höflinge, erstere insonderheit vernahm es nicht ohne Entsetzen, daß der Admiral ihrem Sohne öfters rieth, selbst an die Spitze seiner Armeen zu treten, sich von seinem jüngern Bruder nicht durch Kriegsruhm verdunkeln, noch von seiner Mutter so unbedingt beherrschen zu lassen. Dies war aus der feurigen ehrgeizigen Seele Carl's IX. gesprochen, und mit durstigen Blicken hing er an dem Munde seines Rathgebers. Sollte demnach Coligny wiederhergestellt werden, was stand alsdann nicht alles auf dem Spiele? Einem grimmigen und gereizten Bären gleich,

---

[1] Daniel, T. VIII. p. 726.

1572

würde er mit seinem furchtbaren Anhange eine schreckliche Rechenschaft von seinen Widersachern gefordert haben.

Catharina begab sich zu ihrem Sohne, dem Könige, nachdem sie ihn durch den Grafen von Retz, der viel über ihn vermochte, hatte vorbereiten lassen. Sie stellte ihm vor: das Reich, seine Krone, ja sein Leben stehen auf dem Spiele. Schon hielten die Häupter der Hugenotten Rache schnaubend häufige Versammlungen, schon setze der Vorfall mit Coligny ganz Paris in Bewegung; wenigstens 8000 Hugenotten befänden sich jetzt in der Hauptstadt, welche sich anschickten, Gewalt gegen den Herzog von Guise zu üben; so werde sich Paris grauenvoll in ein Schlachtfeld verwandeln, das unruhige Volk Partei ergreifen, und sollten die Hugenotten Sieger bleiben, dann wehe ihnen und dem ganzen königlichen Hause; man müsse diesem allem zuvor kommen, und zwar schon in der nächst folgenden Nacht (es war dieses der 23. August, ein Sonnabend vor dem Bartholomäustage).[1]

Der junge König erschrak und berief unverzüglich einen Rath in die Tuilerien, welcher aus den wüthendsten Feinden der Hugenotten bestand; es war nämlich gegenwärtig der Herzog von Anjou, der Herzog von Nevers, die Grafen von Tavannes, von Retz, Birague, der Bastard von Angouleme und Catharina von Medicis. Die Entscheidung der Berathenden ging zuletzt dahin: „man müsse sich Coligny's und aller Häupter der Hugenotten entledigen." Bei der Frage, ob auch der König von Navarra und der Prinz von Condé mit eingeschlossen werden sollten, verneinten es der Marschall Tavannes und der Herzog von Nevers auf das entschiedenste, und so stimmten auch die übrigen für ihre Erhaltung.

Eine unter dem Volke bemerkbare Bewegung hatte den Admiral vermocht, den König um eine Wa-

[1] Daniel, T. VIII. p. 726 seqq.

1572 che bitten zu lassen. Sehr gern ward ihm dieses bewilligt. Ein Oberster der französischen Garden, Namens Cosseins, erhielt Befehl, Coligny's Haus mit einer Truppenabtheilung zu besetzen, welchem einige Mann der Schweizergarde des Königs von Navarra beigegeben wurden. Man that noch mehr. Allen protestantischen Edelleuten wurden Wohnungen in der Nähe des Admirals angewiesen, ein gemachtes Verzeichniß enthielt ihre Namen und ihre Anzahl. Die Schlachtopfer waren bezeichnet und dem Messer des Schlächters bereit gelegt. Dem Könige von Navarra ward die wohlmeinende Weisung, seine zuverlässigsten Leute in seiner Nähe zu behalten, um sich ihrer, im Nothfalle, gegen den Uebermuth der Guisen zu bedienen. Heinrich befolgte diesen, vermeintlich guten Rath, und berief die tapfersten seiner Glaubensgenossen, um die Nacht im Louvre zuzubringen. Wohl bemerkte man, daß in der Nähe desselben Bewaffnete hin und wieder gingen; Coligny, in der Meinung, es dürfte dieses ein beabsichtigter Anschlag der Guisen seyn, ließ dem Könige Nachricht davon geben und erhielt die Antwort, er möge ruhig seyn, denn alles geschehe auf seinen Befehl zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe. In derselben Zeit erhielt Teligny, Coligny's Schwiegersohn, die warnende Anzeige, Lastträger schafften große Waffenvorräthe in das Louvre. Er verbot, dem Admiral hiervon etwas zu melden, weil diese Waffen zu einem Lustgefechte bestimmt wären. Wie das wehrlose Wild des Waldes wurden demnach die Protestanten umgarnt, während sie in trüglicher Sicherheit ruhten.

Der Herzog von Guise, der unversöhnliche Feind Coligny's, welchen er stets für den Mörder seines Vaters hielt, der entschiedene Widersacher der Hugenotten, erhielt den Befehl, die Zurüstungen zu dem blutigen Trauerspiele zu machen, welches nun beginnen sollte; nie hatte er einen Auftrag freudiger übernommen. Spät in der Nacht berief er die Comman-

1572

danten der Schweizer aus den 5 katholischen Kantons und einige französische Obersten zu sich. Nachdem er ihnen den Willen des Königs bekannt gemacht, fuhr er fort: „die Zeit ist gekommen, diese, von Gott und den Menschen gehaßten, Rebellen zusammt ihren Anhängern auszurotten, das Wild ist im Netze, laßt es nicht entrinnen. Benutzet diese herrliche Gelegenheit, den Feind des Reichs niederzuschlagen; der in blutigen Schlachten erworbene Ruhm, erkauft mit dem Leben so vieler treuen Unterthanen des Königs, ist nichts im Vergleich mit dem, welchen Ihr heute erwerben könnt.“ Hierauf stellte er die Schweizer und einige französische Compagnien um das Louvre her, mit dem Befehle, niemanden von der Dienerschaft des Königs von Navarra oder des Prinzen von Condé heraus zu lassen; ein gleicher Befehl erging an den Obersten Cosseins, der Coligny's Haus besetzt hielt, jedermann den Ausgang zu verwehren. Dann berief er den Bürgermeister Jean Charon zu sich, befahl ihm, den Hauptleuten der verschiedenen Stadtviertel aufzugeben, ihre Compagnieen zu bewaffnen und um Mitternacht auf dem Rathhause zu erscheinen, um das Weitere zu vernehmen. Durch einen gewissen Marcel ward dem Volke bekannt gemacht, der König erlaube jedermann die Waffen zu ergreifen; seine Absicht sey, Coligny mit seinem ganzen verruchten Anhange auszurotten, niemand solle ihnen daher in seinem Hause Schutz verleihen; die andern Städte würden dem Beispiele von Paris folgen. Das Zeichen zur That werde mit der Sturmglocke von der Thurmuhr des Schlosses gegeben werden; zur Erkennung und Unterscheidung möge ein jeder eine weiße Binde um den linken Arm und ein weißes Kreuz auf dem Hute tragen; um Unordnung zu vermeiden, solle man, noch vor dem gegebenen Zeichen, Licht in die Fenster stellen. Mit wilder Freude vernahmen die Schöppen und Vorsteher der Stadtviertel diese Befehle. Auf allen freien Plätzen und

1572
an den Ecken der Hauptstraßen wurden Hauptposten aufgestellt, die sich anfangs in den nahen Häusern verborgen hielten; alles geschah in der tiefsten Stille, kein warnendes Geräusch weckte die sorglosen Schläfer.

Mitternacht war gekommen, da stieg die Königin Catharina, von einer Kammerfrau begleitet, in das Zimmer ihres Sohnes hinab. Guise, Aumale, der Herzog von Anjou, Biragne, Tavannes und Retz umgaben ihn. Noch schwankte Carl IX., er zagte, zitterte, Schweiß bedeckte seine Stirn, ein kalter Fieberfrost schüttelte seine Glieder, sein guter Engel rang zum letzten Male gegen den bösen Dämon, welcher bereits seine schwarzen Fittige über ihm schwang. Die Vorstellungen seiner Umgebung hatten nicht vermocht, ihn zu bewegen, den letzten, entscheidenden Befehl auszusprechen. Jetzt nahm Catharina das Wort. Sein Zögern werde alles verderben, und die Gelegenheit, welche ihm Gott dargeboten, über seine Feinde zu triumphiren, gehe durch sein Schwanken verloren. Ist es nicht besser, fuhr sie fort, diese verfaulten Glieder eher, als den Schooß der Kirche, der Braut unsers Erlösers, zu zerfleischen. Mitleid wäre hier Grausamkeit und Grausamkeit ist Mitleid.[1] Diese Worte erweckten plötzlich in Carl den Verdacht, als halte man ihn für feig; dieser Gedanke war ihm unerträglich, er raffte sich zusammen und befahl anzufangen. Catharina erhaschte dieses Wort, sobald es nur ausgesprochen war. Ohne Verzug ließ sie das Zeichen zum Beginnen der Mordgreuel geben, und zwar eine Stunde früher, als verabredet war, denn man war übereingekommen, erst eine Stunde vor Tagesanbruch anzufangen; auch läutete man nicht die Glocke des Palastes, sondern die nähere von St. Germain Auxerrois. Dumpf und schauerlich hallten ihre Töne durch die Stille der Nacht, und einige Pistolenschüsse fielen zu gleicher Zeit. Der

[1] Vie de Coligny T. II. p. 612 — 613.

1572

König schauderte zusammen, als er es vernahm, und schickte den Befehl, man solle noch ein wenig warten. Doch er erhielt die Antwort, es sey zu spät, die Blutarbeit habe bereits begonnen. Wie außer sich schrie er jetzt: Wohl denn, so sollen sie auch alle sterben; nicht einer bleibe übrig, der mir es vorwerfen könne [1].

Von Minute zu Minute wächst der Lärm auf den Straßen. Auch Coligny vernimmt es. Ein Schuß fällt in dem Hofe seines Palastes und benachrichtigt ihn, daß die Gefahr nahe. Er springt von seinem Lager auf, wirft ein Nachtgewand über, lehnt sich an die Wand und verrichtet sein Gebet. Der Herzog von Guise mit seiner Schaar war angelangt. Im Namen des Königs verlangte Cosseins die Oeffnung der Thür von Cabonne, dem Haushofmeister Coligny's, welcher die Schlüssel hatte. Ohne noch zu ahnen, was bevorstehe, öffnete derselbe und fiel im nächsten Augenblicke unter den Dolchen der eindringenden Mörder. Im Hofe waren Schweizer von Heinrich's von Navarra Leibwache aufgestellt. Sie eilten nach der Treppe, verschlossen hinter sich die Treppenthür und verrammelten dieselbe mit Tischen, Kästen, und was sie sonst in der Eile fanden. Doch diese schwache Schutzwehr konnte nicht lange widerstehen; bald war die Thür erbrochen, das Bollwerk überstiegen, und der Oberst Cosseins nebst zwei andern Obersten der französischen Truppen, einem Italiener, Namens Petrucci, und einem Deutschen, Beme, einem ehemaligen Bedienten in dem Hause der Guisen, alle mit Kuirassen angethan, stürmten die Treppe hinauf.

Ein Geistlicher, Namens Merlin, betete mit Coligny; als dieser aber den nahenden Tumult hörte, sprach er zu seinen Wundärzten und den übrigen im Zimmer befindlichen Personen: „es gilt mein Leben; nie habe

---

[1] Mezerai, abregé chronol. T. V. p. 154—155. Brizart, du massacre de la St. Barthélem. part. 1. p. 51.

1572 ich den Tod gefürchtet, ich danke Gott, daß ich in vollem Bewußtseyn und mit der gewissen Hoffnung eines ewigen Lebens sterbe. Meine Freunde, menschliche Hülfe habe ich nicht mehr vonnöthen, rettet Euch, damit Ihr nicht in meinen Fall verwickelt werdet." Alle flohen davon, theils in die obern Zimmer, theils hinaus auf das Dach.

Krachend fliegen jetzt die Thüren des Gemaches des einsamen Helden auf; mit dem Degen in der Faust dringen die Mörder ein. Bist du Coligny, schrie ihm Beme entgegen! Ich bin's, entgegnete dieser ruhig; „junger Mensch, setzte er dann hinzu, du solltest meine grauen Haare ehren; doch mach', was du willst, du kannst mir mein Leben nur um weniges verkürzen." Ohne weitere Antwort stieß ihm Beme den Degen durch den Leib, versetzte ihm dann mehrere Hiebe über das Gesicht und streckte ihn todt zu Boden.

Guise war in dem Hofe geblieben: „Ist's geschehen," rief er zu den Mördern hinauf; ja, antwortete Beme. Der Herr von Angouleme will es nicht glauben, versetzte der Herzog, wenn er ihn nicht zu seinen Füßen sieht. Einen Augenblick nachher stürzte man den Leichnam Coligny's durch das Fenster in den Hof. Der Bastard von Angouleme wischte ihm mit einem Tuche das Blut aus dem Gesichte, und nachdem er sich überzeugt hatte, es sey wirklich Coligny's Körper, soll er ihm einige Stöße mit dem Fuße gegeben haben. Hierauf verließ er, mit seiner Rotte, das Haus; auf, Kameraden rief er, weiter zur Arbeit, der König befiehlt es!

Jetzt tönte auch die Sturmglocke von dem Thurme des Palastes; zu den Waffen, zu den Waffen, brüllten tausend Stimmen; in einem Augenblicke war das Haus Coligny's mit einem Schwarm von Gesindel angefüllt. Coligny's Leichnam ward, nach unzähligen Beschimpfungen, in einen Pferdestall geworfen. Von hier riß ihn der wüthende Haufe wieder hervor, hieb

1572

ihm den Kopf ab, welchen man Catharina überbrachte, [1] verstümmelte ihn an allen Gliedern, schleifte ihn durch die Straßen, warf ihn in den Fluß, von wo er wieder herausgezogen wurde, dann hing man ihn zu Montfaucon mit Ketten auf, machte ein Feuer unter demselben an, welches ihn nur halb verzehrte; mehrere Tage blieben diese schauderhaften Ueberreste den Blicken der Vorübergehenden ausgesetzt. Wer in der Behausung des Admirals gefunden ward, starb unter den Händen der plündernden Rotten, welche nun alle Gemächer durchtobten. Alle Kostbarkeiten oder sonstigen Gegenstände von einigem Werthe verschwanden in wenig Augenblicken, nur Papiere und Briefe durften, nach einem strengen Befehle der Königin, nicht berührt werden.

Jetzt durchzogen Nevers, Tavannes und Monpensier mit bloßen Schwertern die Straßen, den an sich wüthenden Pöbel zur thierischen Wildheit aufzureizen. Coligny und sein Anhang hätten eine Verschwörung gegen den König und dessen ganze Familie angestiftet, sagten sie; durch eine besondere Gnade Gottes sey diese entdeckt worden, und man komme ihnen nur zuvor; keine Gnade diesen Feinden des Vaterlandes, ihre Güter sind verfallen, sie sind die rechtmäßige Beute der Sieger; „zapft Blut, das Aderlassen ist im August eben so gesund wie im May,“ hörte man Tavannes mit kannibalischem Spotte rufen [1]; vernichtet dieses Otterngezücht, nur eine Religion künftig, den Glauben unserer Väter! Auch im Louvre selbst begann nunmehr das Morden. Auf Befehl des Königs mußten die daselbst befindlichen Protestanten die Zimmer verlassen und in den Hof hinabsteigen; dort nahm man ihnen ihre Waffen, vertrieb sie aus dem Palaste, wo sie von den bereitstehenden Mordknechten nieder ge-

[1] Voltaire, Henriade, chant. II. les notes.
[2] Voltaire, Henriade, chant. II. les notes.

1572 macht wurden. Einer der Unglücklichen, Namens Leiran, stürzte sich voll Verzweiflung in das Schlafgemach der jungen Königin von Navarra selbst, blutend und von vier Garden verfolgt. Die Königin entriß sich dem Mordgewühl, Leiran umklammerte sie, sein Blut strömte über sie her; ein Hauptmann der Garden kam endlich hinzu und befahl, auf Fürbitten der Königin, den Geängstigten zu schonen. Ueber 200 Edelleute wurden in und vor dem Louvre niedergemacht, denn viele flüchteten sich, in dem Wahne, dort Sicherheit und Schutz zu finden, nach demselben hin. Gräßlich und schauderhaft ging das Morden nun auch durch die ganze Stadt und drang in alle Häuser. Rache und Habsucht fanden jetzt einen erwünschten Freibrief, der entfesselten Lust zu fröhnen. Mancher Schuldner erschlug seinen Gläubiger, mancher ergrimmte Feind seinen Gegner, ohne Rücksicht auf Religion, denn auch viele Katholiken kamen auf diese Weise um. Der berühmte Philosoph, Petrus Ramus, starb unter den Händen der aristotelischen Schüler seines Widersachers Charpentier. Teligny, Coligny's Schwiegersohn, entwaffnete durch seine schöne Bildung und die Sanftmuth seiner Gesichtszüge die ersten, welche ihn auffanden; bald aber kamen andere, welche ihn niedermachten. Der Graf von Rochefoucault ward von Carl IX., wegen seiner muntern und scherzhaften Laune, sehr geliebt. Am Abende der Mordnacht war er noch bei demselben. Dieser machte einen schwachen Versuch, ihn zu retten, indem er ihm vorschlug, im Louvre zu schlafen. Rochefoucault lehnte es ab, und Carl entließ ihn endlich, indem er bei Seite sagte, ich sehe wohl, daß ihn Gott zum Verderben bestimmt hat. Als einige Stunden nachher verlarvte Mörder in seine Wohnung eindrangen, meinte er, es sey dieses ein Scherz des Königs, und bat, man möge glimpflich mit ihm umgehen, bis ihn die Dolche der Banditen schrecklich aus seinem Irrthume rissen. Einen Grafen Dupont

führte ein Scheidungsproceß nach Paris; unter den Fenstern der Königin selbst vertheidigte er sein Leben lange, bis er endlich auch unterlag. Neugierig kamen die Damen der Königin an die Fenster und auf die Balcons, betrachteten die aufgehäuften nackten Leichname, besonders aber zog der von Dupont ihre Blicke auf sich, weil ihn seine Gattin des Mangels männlicher Kraft angeklagt hatte, und jene Damen sich hiervon durch den Augenschein überzeugen wollten. Der König befand sich im Untergeschosse des Louvre. Voll Angst flüchteten viele der Verfolgten in Kähnen über die Seine. Nach dem ersten Zagen ergriff ihn beim Anblick dieser Gräuel selbst eine wilde Mordlust. „Tödtet, tödtet", rief er aus dem Fenster; ja ein Page mußte ihm ein Jagdgewehr laden, und mit eignen Händen sandte Frankreichs König die mörderische Kugel auf seine protestantischen Unterthanen.[1] In schauderhafter Mannichfaltigkeit berichten die verschiedenen Geschichtschreiber die einzelnen Gräuelthaten. Ein protestantischer Edelmann aus Guyenne, Namens Laumont, schlief mit seinen zwei Söhnen in einem Bette. Die Mörder durchbohrten ihn und den einen der Söhne; der andere, ungefähr 12 Jahre, verbarg sich unter den Leichen seines Vaters und Bruders, blieb unbemerkt, ward gerettet und erhielt, als der einzig übrig gebliebene Sprößling, diese Familie.

Unter diesen Blutscenen ließ der König den Prinzen von Condé und den König von Navarra vor sich bringen. „Auf meinen Befehl," sagte er ihnen, „ist Coligny, der Urheber aller Kriegsübel, getödtet worden; gleiches Schicksal haben jetzt alle, die von seinen Irrthümern angesteckt sind. Wohl weiß ich, wie viel Böses auch Ihr mir zugefügt habt, als Häupter der Rebellen; mehr als genug Ursachen hätte ich zur Rache, und günstiger dazu könnte die Gelegenheit nicht seyn.

---

[1] Voltaire, Henriade, chant. II. les notes.

1572
Doch in Betracht Eurer Jugend, Eurer Verwandtschaft mit dem königlichen Hause, und daß Ihr durch Coligny und seine Genossen verführt waret, will ich Eure Fehler verzeihen und in Vergessenheit begraben, wenn Ihr von nun an gehorsam seyn und zur römisch-katholischen Religion, dem Glauben unsrer Väter, zurückkehren wollt." Heinrich von Navarra war sehr bestürzt. Er bat, man möge seiner Person und seinem Gewissen keinen Zwang anthun, im Uebrigen gelobe er Treue und Gehorsam. Entschlossener zeigte sich Condé. Er entgegnete, er habe sich auf das königliche Wort verlassen und könne nicht glauben, daß man jetzt gewaltsam mit ihnen verfahren werde; die Religion lasse sich nicht befehlen; seine irdischen Güter seyen in der Gewalt des Königs, was aber seinen Glauben anlange, so wolle er eher sterben, als demselben entsagen, denn er sey von dessen Wahrheit überzeugt. Der König gerieth in den heftigsten Zorn. Er nannte ihn einen Rebellen und Rebellensohn, einen trotzigen Aufrührer, und schloß, wenn er binnen 3 Tagen nicht von seiner Halsstarrigkeit ablasse, so solle es ihm den Kopf kosten.

Wohl 2000 Schlachtopfer fielen in dieser ersten Nacht; 3 Tage dauerte das Morden, die 3 ersten Tage mit dem ganzen Grimm africanischer Tiger, die 4 letzten ermattete die Wuth in etwas. Ein Fleischer rühmte sich gegen den König, in der ersten Nacht 150 Personen umgebracht, und ein Golddrahtzieher, deren überhaupt 400 getödtet zu haben. 5000 Menschen ungefähr kamen in Paris um, worunter 5—600 Edelleute. Dennoch war die Zahl derer, welche sich durch die Flucht, durch Geld oder Glück retteten, größer als die der Umgekommenen.

Dieselben Scenen wiederholten sich in allen Städten Frankreichs, wohin schon am 23. August Eilboten mit den königlichen Befehlen abgingen. Am gräßlichsten zeichneten sich hierin die Städte Meaux, Orleans, Troyes, Bourges, Angers, Toulouse, Rouen und Lyon

1572

aus. Glücklicher dagegen waren Provence, Dauphiné und Auvergne. Der Graf von Tende antwortete dem Ueberbringer des Mordbefehls, de la Mole, bei der großen Anzahl der Protestanten in der Provence sey es bedenklich, sie aufs Aeußerste zu treiben, auch hätte er vor kurzem Befehle vom Könige, welche gerade das Gegentheil von dem, was man jetzt verlange, verordneten, darum ziehe er vor, den ersteren zu gehorchen. Der edle Tende starb kurz darauf plötzlich zu Avignon, nicht ohne den Verdacht der Vergiftung. Eine ähnliche Antwort ertheilte de Gordes, Gouverneur von Dauphiné; und St. Heran, Statthalter von Auvergne sagte, daß er einem solchen Befehle nur gehorchen werde, wenn er ihn aus dem Munde des Königs erhielte. Einige Tage nachher kamen neue Eilboten, welche den Befehl überbrachten, man solle nunmehr fernerem Blutvergießen Einhalt thun. Wenigstens 30,000 Protestanten waren durch ganz Frankreich niedergemetzelt worden.[1]

Acht und zwanzigstes Capitel.

Angebliches Wunder bei den Mordgräueln; Benehmen des Königs; Betrachtungen über die Entstehung und Fortbildung des Planes zu dem Blutbade der Bartholomäusnacht.

Ein klarer, heitrer Himmel beleuchtete die Gräuel in der Hauptstadt Frankreichs. Dieses und die Nachricht,

[1] Thuanus, L. LII. p. 1073. Davila L. V. p. 212. sq. Mezeray T. V. p. 153. Brizard, du massacre de la saint Barthélemi. Wachler's Pariser Bluthochzeit p. 45. sqq.

1572 daß ein Weißdorn auf einem Kirchhofe sich plötzlich mit Blüthen bedeckt habe, fachte die Wuth der Mörder noch einmal an. Unter Trommelschall ward dieses angebliche Wunder der ganzen Stadt verkündet; haufenweise strömte das Volk dahin, sich durch den Augenschein davon zu überzeugen; der kleinste Zweig von diesem Dornenstrauch galt für eine Reliquie. Die römische Kirche und das Königreich werden wieder in ihrer vorigen Reinheit und Kraft erblühen, das war die Deutung, welche die katholischen Fanatiker dieser, im Monat August eben nicht sehr wunderbaren, Erscheinung gaben; die Protestanten aber entgegneten, wenn es ein Wunder ist, so deutet es vielmehr auf die Wiederherstellung unserer ungerecht verfolgten Kirche, von deren Unschuld die weiße Farbe jener Blüthe das ächte Sinnbild ist. Der ganze Hof und Catharina von Medicis mit allen ihren Damen gingen ebenfalls auf jenen Kirchhof; auf dem Rückwege besuchten sie diejenigen Straßen, wo die meisten Leichname aufgehäuft lagen, und auch den Platz von Montfaucon, wo die traurigen Ueberreste von Coligny's Leichname noch an einem Galgen aufgehenkt waren. Ein pestartiger Geruch der Fäulniß verunreinigte die Luft rundumher; einige Höflinge verstopften sich Mund und Nase und wichen mit Ekel zurück; bei dieser Gelegenheit war es, wo Carl, der allerchristlichste König, am Ende des 16. Jahrhunderts wiederholte, was der heidnische Kaiser Vitellius 1500 Jahre früher, schon damals zum Abscheu der Menschen, sagte: „der Geruch eines getödteten Feindes ist immer angenehm." Mit niedriger Rohheit äußerte er auch, in Bezug auf die blutige Hochzeitfeier seiner Schwester, seine dicke Margot (sa grosse Margot) habe die hugenottischen Rebellen mit der Lockpfeife (à la pipée) gefangen.[1]

Einem entmasteten, steuerlosen Schiffe gleich,

---

[1] Satyre Menippée Vol. I. p. 120.

1572
schwankte er übrigens jetzt von einem Entschlusse zum andern, so wie seine hinterlistige Mutter und ihr Anhang ihn lenkten. Schrittweise hatten sie ihn bereits von einem einzelnen Verbrechen bis zu einem höllischen allgemeinen Frevel geführt. Ein tiefer Groll gegen die Protestanten wurzelte in seiner Seele seit den Ereignissen von Meaux, deshalb hatte man zuerst nur die Hinopferung Coligny's von ihm erlangt; bald darauf entriß man auch seiner unschlüssigen, von Gewissensangst gefolterten Seele den Befehl zur Ausrottung aller Protestanten. Noch schämte er sich der, in seinem Namen verübten, Gräuel, daher wollte er die Schuld davon auf die Guisen wälzen, diese sollten sich vom Hofe entfernen, wodurch jenes Vorgeben wahrscheinlicher ward, er selbst aber hätte sich ihrer zugleich entledigt, denn drückend wirkte ihre Herrschbegierde bereits auf seinen, nach Selbstständigkeit verlangenden, Geist. Allein Catharina und ihr Sohn Heinrich standen mit diesen im Bunde, darum strebten sie eifrigst, den König zu einem andern Schritte zu bewegen. Zwar hatte Carl IX. bereits an alle Statthalter der Provinzen Schreiben erlassen, worin die Guisen als Urheber jener Mordscenen dargestellt wurden, woran er selbst gar keinen Antheil habe. Catharina stimmte in denselben Ton ein, wie ihre Briefe zeigten, welche sie in Frankreich, der Schweiz, in England und Deutschland an verschiedene Personen schrieb. Allein bald stellte sie und der Herzog von Anjou ihm vor, das werde die unruhigen und zugleich mächtigen Guisen zur Empörung treiben, den Bürgerkrieg aufs Neue entzünden; und die alten Unordnungen wieder hervorrufen. „Was müssen ferner, fuhr Catharina fort, die auswärtigen Fürsten von Frankreichs Könige denken, welcher selbst eingesteht, daß er nicht vermag, seine Unterthanen im Zaume zu halten! Ueber den Haß kann sich ein König hinwegsetzen, gesteht er aber seine Ohnmacht, so folgt ihm die Verachtung, und ein verachteter Fürst muß mit Grund

1572
seinen Untergang fürchten.[1] Dieses wirkte auf das stolze Herz Carl's IX.; lieber wollte er Haß als Verachtung ertragen, daher beschloß er sogleich, laut und aktenmäßig zu erklären, die letzten Ereignisse in Frankreich hätten alle auf seinen Befehl statt gehabt. Nach Anhörung einer feierlichen Messe erschien der König am nächstfolgenden Dienstag, nebst seinen zwei Brüdern, dem Könige von Navarra und einem zahlreichen Gefolge des Hofes zu einer amtlichen Sitzung (lit de justice) in dem vollständig versammelten Parlement. „Von seiner Kindheit an, begann er, sey er von Coligny und einigen Bösewichtern, welche die Religion zum Deckmantel gebraucht, mit beschimpfenden Beleidigungen entehrt worden; der allgemeinen Ruhe wegen habe er jedoch Pacificationsedikte zugestanden; zum Danke dafür aber sey von Coligny, um das Maß seiner Verbrechen voll zu machen, eine Verschwörung gegen das ganze königliche Haus angesponnen worden; alle Glieder desselben, den König von Navarra, obschon Protestant, mit eingeschlossen, hätten sollen ermordet werden; auf den erledigten Thron habe der Admiral den Prinzen von Condé setzen wollen, um ihn alsbald auch zu ermorden, damit er sich selbst des ganzen Reichs bemächtige. Ein so höllischer Plan habe nur durch die gewaltsamsten Mittel können hintertrieben werden, darum erkläre er, der König, hiermit und wolle, daß jedermann es wisse, daß die, am 24. August über so viele Schuldige begonnene, Strafe auf seinen Befehl ausgeübt worden sey." Welche empörende Geringschätzung gegen den obersten Gerichtshof des Königreichs drückt sich nicht in diesem ungereimten und schamlosen Lügengewebe aus, welchem auch sogar der entfernteste Schimmer der Wahrscheinlichkeit fehlte! Doch Carl IX. wußte wohl, daß er es mit feilen Seelen zu thun habe, die sich der Würde ihres hohen Amtes selbst begaben.

---

[1] Thuanus, T. I. L. LII. p. 1081.

Der erste Präsident des Parlements, Christoph de Thou, 1572
hielt eine wohlgesetzte Rede, worin er die Klugheit und die weise Verstellungskunst des Königs lobte, wodurch er eine so gräßliche Verschwörung, zur Wohlfahrt des Königreichs, in der Geburt erstickt habe, nach dem Grundsatze seines erlauchten Vorfahrens, Ludwig's **XI.**, „ohne Verstellung keine Herrschergewalt.“ Die gegebene Erklärung des Königs ward in die Register des Parlements eingetragen, ferner eine Verbesserung des geistlichen Standes, so wie der Rechtspflege angeordnet, endlich auf allen öffentlichen Plätzen ausgerufen, das Morden und Plündern nunmehr einzustellen. Zwei Tage darauf hielt der König mit seinem ganzen Hofe, unter einem ungeheuern Zulauf des Volks, eine feierliche Procession durch die Stadt, um Gott für die glückliche Beendigung einer so wichtigen Angelegenheit zu danken.

Hier ist es Zeit den Lauf der Erzählung einige Augenblicke zu unterbrechen, um etliche Fragen zu erörtern, die so oft über die Gräuel der Bartholomäusnacht aufgeworfen worden sind. Verneinend bereits haben wir uns ausgesprochen über die Vermuthung Vieler, daß dieser satanische Plan schon 7 Jahre vorher, bei der Zusammenkunft in Bayonne mit dem Herzog Alba, entworfen worden sey. Zweimal entbrannte seitdem der Bürgerkrieg, und zwei Friedensschlüsse liegen dazwischen. Ein Beweis, daß man die Unterdrückung der Protestanten durch offenbare Waffengewalt noch immer hoffte. Die bekannten Worte Alba's aber: „ein Lachskopf sey mehr werth, als alle Frösche im Sumpfe,“ dürften als der erste Funke der ungeheuern Feuersbrunst zu betrachten seyn, welcher in der verrätherischen Seele der Mediceerin schlummerte und aufbewahrt blieb, zum gelegentlichen Gebrauch nach den Umständen; denn ihre Hauptpolitik bestand eben darin, aus dem Laufe der Ereignisse Vortheil zu ziehen. Der König Carl aber war bis dahin so jung und dem Willen sei-

1572 ner Mutter so unbedingt unterworfen, daß es weder rathsam, noch auch nöthig schien, ihn in einen solchen Plan einzuweihen, Falls er schon vorhanden gewesen wäre. In bestimmtern Umrissen trat der Entwurf zu einem geheimen Anschlage unstreitig bei Catharinen und ihren Vertrauten hervor nach dem, für die Protestanten so ungemein vortheilhaften, Frieden von St. Germain 1570. Die entschiedensten Siege der katholischen Partei wurden durch Coligny's unerschöpfliches Genie nutzlos, er war die Seele seiner Partei, nach seinem Tode mußte dieselbe, so schmeichelte man sich, von selbst in Nichts zerfallen. Sein Untergang wurde demnach im Rathe Catharinens beschlossen, das dürfte wohl außer Zweifel seyn.[1] Auch der König mag dieses gewußt und gebilligt haben, wenigstens erlaubt sein Haß gegen die Protestanten und seine große Abhängigkeit von Catharinen diese Vermuthung. Coligny erschien am Hofe und ward der Vertraute des Königs. Der großartige, kühne Geist dieses Mannes, sein männlich kräftiger Sinn und seine Rathschläge, Carl möge doch endlich einmal selbst herrschen, selbst seine Heere befehligen und, statt den Lorbeer des Ruhms seinem jüngern Bruder zu überlassen, denselben um die eigne Stirn flechten, eröffneten dem königlichen und ehrbegierigen Jüngling eine neue Ideenwelt.[2] So pflegte seine Mutter, so pflegten seine Höflinge nicht zu sprechen; überall fand er dort Widerspruch und Hemmung, und hier hörte er die geheimsten Wünsche seines Herzens in klaren, bis ins innerste Mark dringenden Worten ausgesprochen. Unwiderstehlich fühlte er sich zu diesem neuen Freund und Führer hingezogen, und wankelmüthig, wie er war, liebte er den aufrichtig, welchen er zuerst nur unter der Maske der Freundschaft empfing. Wenigstens geht dieses aus dem Neide und der Eifer-

---

[1] Daniel T. VIII. p. 733.

[2] Daniel, T. VIII. p. 735. seqq.

1572
sucht hervor, welche bei Catharinen, dem Herzoge von Anjou und den übrigen Höflingen entstand; wären sie überzeugt gewesen, der König sey entschieden Willens Coligny zu opfern, so gehörte sein Benehmen zu der empfangenen Rolle, welches die Eingeweiheten nicht schrecken konnte.[1] Wie ernstlich aber die Besorgnisse der Königin Catharina waren, erhellet aus einer wohlberechneten Scene, welche sie aufführte, und worin sie gleichsam einen Hauptsturm auf das Herz ihres Sohnes unternahm. In Begleitung eines gewissen de Sauve, einer ihrer Kreaturen, ging sie mit thränenvollen Augen zu ihm. Sie erinnerte ihn an die vielfältigen Beweise ihrer Liebe und an die Gefahren, welchen sie sich, für die Erhaltung seiner Krone, so oft ausgesetzt habe; sie sprach von dem unbedingten Vertrauen, das er ihr bisher geschenkt, und wie schmerzhaft es für ein liebendes Mutterherz seyn müsse, daß er ihr dieses jetzt entziehe und einem Fremdling, einem Ketzer, einem Feinde des Vaterlandes zuwende. Sie stellte ihm ferner das Gefährliche von Coligny's Rathschlägen vor, weil durch einen Krieg mit Flandern Frankreich durch spanische, englische, deutsche und hugenottische Kriegsvölker zugleich zerfleischt werden würde. Jetzt spielte auch de Sauve seine Rolle. Er warf sich dem Könige zu Füßen, gestand, er habe der Königin alle Anschläge Coligny's entdeckt, einzig nur in der Absicht, um Se. Majestät von dem, bereits offenstehenden, Abgrunde zurückzuziehen. Der König ward erschüttert, um aber einen entscheidenden Sieg davon zu tragen, erklärte ihm Catharina: daß sie sich, unter so bewandten Umständen, von dem Hofe zurückziehe. Sie reiste wirklich ab und ging nach Monceaux. Dieß brachte den getäuschten König außer Fassung; er folgte ihr, bat, be-

---

[1] Villeroy, Mém. d' état T. II. p. 59 seqq. Discours du roi Henri III. à Cracovie etc. Wachler's Pariser Bluthochzeit p. 85 seqq.

1572 schwor sie, zurückzukehren, versprach fernerhin ihrem Rathe wieder, wie ehemals, zu folgen, und so ward er tiefer in die verrätherischen Netze seiner Mutter verstrickt, als jemals. Jetzt schrieb Catharina gleich von Monceaux aus an den Guisen, Herzog von Aumale, Coligny ermorden zu lassen, wovon jedoch der König nichts wußte.[1]

Der Mordstreich auf Coligny gelang nur halb, und zweierlei geht daraus hervor; einmal, daß sich die Königin, nach den letzten Scenen, für stark genug hielt, diesen Schritt bei dem Könige zu verantworten, zweitens aber, daß am 22. August die Ermordung aller Protestanten noch nicht beschlossen war; denn wozu bedurfte es dann dieses einzelnen Meuchelmords, der ja im Gegentheil die Sichern warnen und also den Plan vereiteln mußte. Das Benehmen Carl's IX., als er die Verwundung des Admirals erfuhr, war daher nicht Heuchelei, sondern der wahre Ausdruck seines Unwillens. Der unverhohlene Grimm der Protestanten, die Wahrscheinlichkeit von Coligny's Genesung setzte Catharinen in Schrecken. Das Aeußerste war zu fürchten, das Aeußerste also auch zu wagen. Mit glühenden Farben stellte sie ihrem Sohne die wieder losbrechenden Gräuel der Bürgerkriege vor Augen, welche nicht außen bleiben könnten, wenn Coligny, jetzt zu doppelter Rache gereizt, lebe. Und so entriß man ihm zuerst den Mordbefehl für Coligny, welchem Carl, wie von den Furien der Hölle gepeitscht und seiner Sinne nicht mächtig, den für alle vorhandene Protestanten von selbst noch beifügte, und die satanische Medicis sorgte, daß er schleunig vollzogen ward.

Das scheint uns der psychologische, stufenweise Gang, wodurch Carl IX., mehr ein Werkzeug fanatischer, ehrgeiziger und bübischer Einflüsterungen und

---

[1] Daniel T. VIII. p. 736., wobei er sich auf die Memoiren von Tavannes beruft.

1572

Intriguen, den Fluch und den Abscheu der Nachwelt auf sich lud und mit schauderhafter Berühmtheit seinen Namen verewigte.

Neun und zwanzigstes Capitel.

Verschiedenartiger Eindruck der Bartholomäusnacht auf die Gemüther; Uebertritt der Prinzen von Navarra und von Condé zur katholischen Kirche; erlassenes Edikt gegen Coligny; verfehlter Zweck der veranstalteten Mordgräuel.

Mit Entsetzen und Abscheu vernahm man in allen protestantischen Ländern den blutigen Gräuel; nur in Rom und Madrid war lauter Jubel. Der Papst Gregor XIII. ging mit allen Kardinälen in einer feierlichen Procession nach der Kirche des heiligen Ludwig; auf der Engelsburg löste man die Kanonen; in der Stadt brannten Freudenfeuer, und der Kardinal von Lothringen, welcher sich noch in Rom befand, zahlte dem Ueberbringer jener großen Zeitung 1000 Goldgulden.[1] In Madrid aber wurde von Philipp II. eine Lobrede auf das Pariser Mordfest gehalten, unter dem Titel: „Der Triumph der streitenden Kirche".[2] Bis auf die Zeit Heinrich's IV. ward der Gedächtnißtag der Bartholomäusnacht in Paris jährlich gefeiert, und Denkmünzen, welche man dem König überreichte, die eine mit der Umschrift: virtus in rebelles, „Tapferkeit gegen Empörer," und auf der andern Seite: pie-

[1] Thuanus, T. I. L. LIII. p. 1087. seq.
[2] Mezeray T. V. p. 162.

1572
tas excitavit justitiam, „die Frömmigkeit weckte die Gerechtigkeit"; noch eine andere mit dem Bildnisse des Königs, umschrieben: **rebellium domitor, Carl IX.** Besieger der Rebellen, auf der Rückseite ein Herkules, eine Fackel haltend in der einen Hand und mit der andern die Keule schwingend über die Hydra, drückten die Freude und Zufriedenheit der Schmeichler oder Fanatiker aus.[1]

Doch nicht alle katholische Franzosen, zur Rechtfertigung der Vernunft sey es erwähnt, theilten oder billigten den geschehenen Frevel. Viele betrachteten es vielmehr als eine Strafe des Himmels gegen ganz Frankreich. Die unaufhörlichen Flüche und Gotteslästerungen, welche, vom Könige und dem Hofe ausgehend, bei allen Ständen eine ruchlose Gewohnheit geworden waren, so wie Schamlosigkeit, Ehebruch und Lasterhaftigkeit, allgemein und ungescheut verübt, hätten, so meinte man, die Langmuth Gottes endlich ermüdet, weshalb eine blinde Wuth aller von der Vorsehung auferlegt und zugelassen worden.[1] Niemand glaubte auch an das Mährchen der Verschwörung Coligny's. Dem bejahrten, der Bürgerkriege überdrüssigen Manne sollte es eingefallen seyn, eine Verschwörung gegen den Hof in Paris anzustiften? Und wenn sollte er es gethan haben? Vor seiner Verwundung? Man wußte, daß er an nichts dachte, als an den Krieg in Flandern. Nach seiner Verwundung? Er war dann außer Stand, sich nur zu bewegen und durfte nicht einmal anhaltend sprechen. Und hatte ihn der König nicht in seiner Gewalt; konnte er ihn nicht nach den Gesetzen verurtheilen, wäre er eines solchen Verbrechens schuldig gewesen? brauchte es für ein einziges schuldiges Haupt so vieler blutiger Opfer? Dieses alles war so einleuchtend, daß kein, nur in etwas ruhiger, Beobachter darüber in Zweifel

---

[1] **Thuanus, T. I. L. LIII. p. 1087.**

1572

blieb. Mit der größten Sorgfalt ließ Catharina die Papiere des ermordeten Coligny durchsuchen, aber auch nicht ein einziges Blatt fand sich vor, wodurch seine vorgegebene Verschwörung erwiesen worden wäre. In einem Tagebuche las man, daß er dem Könige den Rath gab, seinen Brüdern keine allzugroßen Gehalte anzuweisen, damit sie nicht zu viel Gewalt erlangten. Mit großem Geräusch theilte die Königin dieses ihrem jüngsten Sohn, dem Herzoge von Alençon mit, welcher den Admiral aufrichtig geliebt und öffentlich beklagt hatte. „Das ist ein freundschaftlicher Rath Eures Freundes," sprach sie. „Ich sehe hierin nur den Rath eines treuen Dieners seines Königs", entgegnete der Prinz. An einem andern Orte hatte Coligny dem Könige vorgestellt, wenn er sich der Niederländer nicht annehme, so würden sie sich in die Arme Englands werfen, und faßte dieser Staat wieder festen Fuß auf dem festen Lande, so möchten auch die alten Feindseligkeiten zwischen Frankreich und Britannien wieder aufleben. Catharina eilte, dieses dem englischen Gesandten, Walsingham, mitzutheilen. „So undankbar bewies sich Coligny gegen seine Wohlthäterin, die Königin Elisabeth!" deutete sie dabei an. „Das ist der Rath eines treuen Franzosen, war die Antwort des Gesandten, und der Tod Coligny's bleibt ein Verlust für den König von Frankreich und sein Reich".[1] So offenbar war im Einzelnen auch die Mißbilligung jener That im In- und Auslande. Der milde und aufgeklärte Kaiser Maximilian II., Carl's Schwiegervater, äußerte; wollte Gott, mein Tochtermann hätte mich um Rath gefragt, ich wollte ihm treulich als ein Vater gerathen haben, daß er dieses gewißlich nimmermehr mit meinem Rathe gethan hätte.

Scharenweise flüchteten die Protestanten nach der Schweiz, nach Deutschland und England, wo sie von

[1] Thuanus, T. I. L. LIII. p. 1084 — 1085.

1572 dem Churfürsten von der Pfalz und Elisabeth mit offenen Armen aufgenommen wurden, denn wackere Staatsbürger waren die, welche ihre äußere Wohlfahrt ihrem Glauben und ihrer Ueberzeugung aufzuopfern den Muth hatten. Auch zwei Söhne Coligny's, der Graf Laval, seines Bruders Dandelot's Sohn, so wie seine Tochter, die Witwe Teligny's, retteten sich nach Bern. Weniger glücklich war Coligny's Gattin. Sie ward ergriffen, dem Herzoge von Savoien ausgeliefert, gegen dessen Willen sie, seine Unterthanin, ihre Vermählung vollzogen, und schmachtete bis an ihren Tod 15 Jahre zu Turin im Kerker. Einem andern Theile der Unterdrückten gelang es nach Rochelle, Nimes, Montauban oder in einige feste Schlösser in den Cevennen zu entkommen. Viele aber auch, welche es nicht vermochten, ein neues Vaterland in der Fremde zu suchen und der geliebten Heimath und theuern Verwandten zu entsagen, gaben dem Drange der Umstände nach und bekannten sich äußerlich wieder zur katholischen Religion, wozu man in Paris gewisse Abschwörungsformeln fertigte.

Gegen dieses Bekenntniß sträubte sich der König von Navarra und der Prinz von Condé noch fortwährend. Man hatte aber so gut als nichts gewonnen, wenn es nicht gelang, sie, die Häupter der Protestanten, von einflußreichem, weitgreifendem Beispiele, in den Schooß der katholischen Kirche zurückzuführen, daher war dieses das Erste, was Carl IX. allen Ernstes unternahm. Nach dem verschiedenen Charakter der beiden Prinzen war auch der Weg verschieden, welchen er bei jedem einschlug. Sanft waren die Mittel, die gegen das biegsamere und nachgiebigere Gemüth des Königs von Navarra angewendet werden sollten; durch die Furcht, den Schrecken und die äußerste Härte hoffte man den starren Sinn Condés zu brechen. Am 9. September also ließ der König seine Waffen herbeibringen und die Officiere seiner Garden versammeln.

1572
Er schwur laut, jetzt die letzten Reste der Protestanten zu vertilgen, und mit Condé wolle er den Anfang machen. Dieß vernahm seine junge Gemahlin, Elisabeth. Mit inständiger Bitte flehte sie ihn, eine so wichtige Sache nicht ohne Zuziehung seiner Räthe vorzunehmen; eine Uebereilung könne hier durch keine Reue wieder gut gemacht werden. Die Macht ihrer Rede siegte, denn Karl liebte sie zärtlich; er legte die Waffen bei Seite und entließ die versammelten Officiere.[1] Erst den folgenden Tag ließ er den Prinzen von Condé vor sich bringen. „Messe, Tod, oder Bastille", donnerte er ihm entgegen. „Gott verhüte, daß ich das Erste wähle, erwiederte Condé; Eure Majestät entscheide über beides letztere, wobei die Vorsehung sie leiten möge." Diese ruhige und besonnene Antwort besänftigte den König in etwas, und er enthielt sich wenigstens gewaltsamer Mittel. Dagegen nahm man seine Zuflucht zu einem protestantischen Geistlichen, Hugo Sureau du Rosier, welchen die Furcht zur katholischen Lehre zurückgeführt hatte. Er mußte vor den protestantischen Prinzen und Prinzessinnen die Gründe entwickeln, welche ihn bewogen, dem katholischen Glauben den Vorzug zu geben, und die Hauptlehren desselben vortragen. Rosier that es mit Scharfsinn und Beredsamkeit, worauf der König von Navarra, seine Schwester Catharina, Condé's Gemahlin, Maria von Cleve, so wie deren Mutter, Françoise von Orleans, erklärten, sie seyen bereit das katholische Glaubensbekenntniß anzunehmen. Noch einige Zeit zögerte Condé, dann that er ein Gleiches; alle schwuren ihren bisherigen Glauben ab, besuchten fortan die Messe, und ihr Oheim, der Kardinal von Bourbon, ertheilte ihnen, im Namen des Papstes, Absolution. Derselbe Rosier aber begab sich nachmals nach Heidelberg, bekannte sich öffentlich wieder zur protestantischen Kirche, welches er in einer Schrift dar-

[1] Thuanus, T. I. L. LIII. p. 1087.

1572 legte, worin er zugleich den Prinzen von Condé um Verzeihung bat, ihn zur Annahme einer Religion beredet zu haben, in welcher sein Seelenheil in so großer Gefahr schwebe. Er verlor dadurch, als ein wankelmüthiger und leichtsinniger Mann, die Achtung bei beiden Parteien.[1]

Den 20. September erließ das Parlement ein furchtbares Edikt gegen Coligny. Weil er überführt sey, die Majestät des Königs verletzt, den Frieden und die öffentliche Ruhe gestört, eine Verschwörung gegen seinen Monarchen angesponnen zu haben; so erkläre man seine Güter für verfallen, seinen Namen für ehrlos und ausgetilgt auf immerdar; sein Leib, wenn man ihn finden könne,[2] oder wenigstens sein Bildniß, solle durch den Henker auf einer Schleife durch die Straßen der Stadt geschleift und dann auf dem höchsten Platze von Montfaucon an einem Galgen aufgehängt werden. Desgleichen werde man sein Wappen, an den Schweif eines Pferdes gebunden, in allen Städten des Königreichs, zum Zeichen eines ewigen Schimpfes, durch die Gassen schleppen; wo sich selbiges, zu seiner Ehre erhöht, fände, würde es durch Henkershand herabgerissen und zertrümmert, seine Bildsäulen oder Bildnisse zerschlagen und zerrissen werden; sein Stammschloß Chatillon solle man der Erde gleich machen, mit dem ausdrücklichen Verbot, es je wieder zu erbauen; die Bäume seines Parks werde man in

---

[1] Thuanus, T. I. L. LIII. p. 1088.

[2] Die verstümmelten Reste desselben waren von einem seiner Diener heimlich gesammelt und in einem bleiernen Sarge auf seinem Stammschlosse Chatillon bestattet worden. Sie blieben da bis zum 18. August 1786 unbemerkt, wo sie Montesquieu, mit Bewilligung des Herzogs von Luxemburg, auf seinen Landsitz Maupertuis bringen und in einem Sarkophag von schwarzem Marmor, in einer Gruft, die er in seinem eigenen Park erbaute, beisetzen ließ; dieses Denkmal kam nachmals in das Museum der königlichen Denkmäler.

1572

Mannshöhe abhauen, den Boden mit Salz bestreuen und auf dem Schloßhofe eine Säule errichten, mit einer kupfernen Tafel, worauf dieser Urtheilsspruch eingegraben stehe. Seine Kinder waren des Adels für verlustig erklärt, unfähig zu erben oder zu vererben, unfähig zu besitzen, was sie besaßen, oder zu irgend einem Amt oder einer Würde im Königreiche zu gelangen. Dasselbe Edikt verordnete auch eine jährliche Feier der Bartholomäusnacht mit einer Procession durch die Straßen von Paris. Briquemaut und Cavagnes, zwei vornehmere Protestanten, die in der Bastille saßen, wurden an demselben Tage öffentlich gehenkt. Der ergrimmte Pöbel mißhandelte nachher ihre Leichname, zog sie durch die Straßen, und zugleich mit denselben einen Strohmann, den Admiral Coligny vorstellend. Zur Verhöhnung steckte man demselben einen Pflock von Mastixbaum in den Mund, weil Coligny die Gewohnheit hatte, bei tiefem Nachdenken über einen Gegenstand einen Zahnstocher zwischen den Zähnen zu halten und zu drehen. Der König und seine Mutter sahen diesen Ausschweifungen hinter dem Vorhange eines Fensters im Rathhause zu, wobei auch der König von Navarra gegenwärtig seyn mußte.[1] Hierdurch gedachte man die Wahrheit der vorgegebenen Verschwörung des Admirals zu beweisen.

Nun sollte der letzte Schritt zur gänzlichen Vernichtung der Protestanten, durch Wegnahme der, ihnen früher bewilligten, Sicherheitsplätze, geschehen, und jetzt sah man mit einem Male, in welchem Irrthum man über die wahre Lage der Dinge gestanden hatte. Für ausgetilgt, entmuthigt, mit dem Tode oder der Gefangenschaft der vornehmsten Häupter aller fernern Hülfsquellen beraubt hielt man die Partei der Protestanten, und nichts von alle dem fand sich in der Wirklichkeit bestätigt. Mit größerer Erbitterung als jemals

[1] Thuanus, T. I. L. L.III p. 1093. seq.

1572
griffen sie aufs Neue zu den Waffen, mit wilderm Grimm fochten sie für ihren Glauben, mit wüthenderm Hasse lechzten sie nach Rache für ihre, in jener Blutnacht gemordeten, Brüder; was, nach der Meinung der Mediceerin, ihres Anhanges und des Königs selbst, dem jammervollen Bürgerkriege ein Ende machen sollte, das fachte ihn zur lodernden, himmelanstrebenden Flamme wieder an, und die ernste, bedeutungsvolle Lehre ward gegeben, daß den Riesenschritt der menschlichen Aufklärung keine äußere Gewalt vermag zu hemmen, daß eine blutige Aussaat eine blutig wuchernde Ernte giebt, und daß vor allem die Hand der Vorsehung, wie im Einzelnen, so auch im Ganzen, menschliche Schicksale leitet, welcher der schwarze Dämon des Aberglaubens oder geistiger Verruchtheit vergebens widerstrebt.

Dreißigstes Capitel.

Vierter Bürgerkrieg; Belagerung von la Rochelle; unvermuthete Unterbrechung derselben; geschlossener Friede; höchstes Elend der eingeschlossenen Stadt Sancerre.

Die erste Bestürzung der Protestanten sollte benutzt werden, ihnen die eingeräumten Sicherheitsplätze zu entreißen. Dieses gelang mit la Charité. Unter dem Vorgeben, ihren Sold in Empfang zu nehmen, drang eine Compagnie Gensdarmen des Herzogs von Nevers ein, nahm die Thore und Hauptplätze der Stadt in Besitz und zwang die Bürger zu einem schweigenden Gehorsam. Einen gleichen Auftrag hatte der Vicomte von Joyeuse gegen Montauban, und der Marschall Strozzi gegen la Rochelle. Allein hier waren die Einwohner auf ihrer Hut, sie verweigerten den königlichen

1572
Truppen den Eintritt, und somit begann der vierte Bürgerkrieg.

Der wichtigste Punkt war la Rochelle. Aus Besorgniß, diese Stadt möchte sich an die Engländer ergeben, versuchte man anfangs den Weg der Güte. Deswegen hatte Strozzi einige Unterredungen mit der Bürgerschaft, worin er sie durch die freundlichsten Verheißungen zur Unterwürfigkeit unter die Befehle des Königs zu bewegen suchte. Allein die Bürger von la Rochelle antworteten, seitdem man Coligny und so viele andere edle Häupter, die sich, alle im Vertrauen auf den geschlossenen Frieden, an den Hof begeben hätten, so schändlich gemordet, traue man keinem Versprechen mehr, und sie wollten lieber mit den Waffen in der Vertheidigung ihres Glaubens, als unter Henkers Hand sterben. Nicht glücklicher war der Marschall Biron, welchen man nach Strozzi an sie abschickte. Er meldete sich als, von dem Könige ernannter, Commandant von la Rochelle, ward aber nicht aufgenommen. Endlich beauftragte der Hof la Noue, einen Protestanten, die Rocheller zur Unterwürfigkeit zu bewegen, und schickte ihn an dieselben. Als ihren Glaubensgenossen, nahmen sie ihn freudig auf, ja sie ernannten ihn zu ihrem Commandanten und gewannen in ihm einen erfahrenen und tapfern Officier. Dieser ließ jedoch dem Könige wissen, er habe den Oberbefehl in der Stadt nur angenommen, um zu verhindern, daß sie sich den Engländern ergebe, mit der Zeit hoffe er dieselbe zur Unterwerfung unter seinen Willen zu bewegen. Biron erhielt jetzt Befehl, la Rochelle zu Lande, und der Admiral Strozzi, es zu Wasser einzuschließen.

La Rochelle zeichnete sich unter dem Könige Carl V. (er starb 1380) durch treue Anhänglichkeit während der Kriege mit England aus und erhielt dafür eine Menge Freiheiten und Vorrechte, die es beinahe zu einem kleinen Freistaate machten. Handel und Schiffahrt gaben den Bürgern einen freiern, weltbürgerlichen

1572
Sinn, darum fand auch die Reformation bei ihnen einen schnellen und allgemeinen Beifall, und la Rochelle blieb die fortwährende Freistätte der, um ihres Glaubens willen, Verfolgten. Die Natur schon machte es zu einer Festung. An der Küste des atlantischen Meeres erhebt es sich auf einer Anhöhe; durch einen Canal trägt das Meer die Schiffe bis in das Innere der Stadt. Zwei Thürme, der Nikolasthurm und der Kettenthurm genannt, denn mit einer quer über gezogenen Kette kann man den Eingang sperren, vertheidigen denselben. Zwei Landzungen, die sich weit hinaus in das Meer erstrecken, bilden eine Rhede, wo die Schiffe gewöhnlich vor ihrer Abfahrt günstigen Wind erwarten. Von der Landseite sicherten tiefe Graben und Moräste östlich und westlich die Stadt vor einem Angriff; nur von Poitou her führte ein zugänglicher Weg. Im Laufe der Bürgerkriege waren die Befestigungen vermehrt worden, wozu ein Ingenieur aus Venedig, Scipio Vergano, das Meiste beitrug. Mund= und Kriegsvorräthe schützten die Bürger, welche die kriegerischen Zeiten meistentheils zu geübten und tapfern Soldaten gebildet hatten, gegen den Mangel bei einer Belagerung; Flüchtlinge aus dem benachbarten Poitou, Anjou und Saintonge vermehrten, seit der Bartholomäusnacht, ihre Anzahl, und 55 Geistliche, ebenfalls durch die letzten Schreckenstage dahin geführt, belebten den Muth der Streiter durch religiöse Beweisgründe. 1300 Mann regelmäßiger Truppen, 2000 wohlbewaffnete Bürger, befehligt durch die besten Officiere, 170 Kanonen, 160000 Pfund Pulver, wovon man täglich noch mehr fertigte, waren Streitmittel, durch welche man jedem Feinde trotzen konnte. Dazu stand an der Spitze der Bürgerschaft als Maire ein rüstiger Mann, der Kaufmann Jacque Henri. Er hatte unter Coligny gedient, besaß zwar keinen sehr durchdringenden Verstand, dagegen aber einen eisernen Willen, große Entschlossenheit und eine Beharrlichkeit, die nichts erschüt=

1572

terte. Den Adel haßte er, weil er sich, seiner Meinung nach, stets nach der Hofluft wende. Muth und Durst nach Rache wurzelten, seit der Bartholomäusnacht, vor allem in den Gemüthern der Bürger von la Rochelle. Ohne Furcht sahen sie daher auch die Anstalten zu ihrer Belagerung. Sie kannten den zerrütteten Zustand der Finanzen des Königs, die Parteiungen seines Hofes; wie schnell und unvermuthet menschliche Dinge wechseln, hatten sie durch die zeitherigen Kriege gelernt, und von den Mühseligkeiten, welche auf ein belagerndes Heer, und zwar je stärker es ist, desto gewisser und verderblicher warten, hofften sie am meisten für sich und ihre Sicherheit. Nach zwei Monaten, im Februar 1573, kam der Herzog von Anjou im Lager an, um die Unternehmungen zu leiten. Kaum hatte man ein so zahlreiches Heer in dieser Zeit beisammen gehabt. Sein Bruder, der Herzog von Alençon begleitete ihn, und weil die Königin dessen unruhigem Kopfe mißtrauete, mußte er an der Tafel seines Bruders Heinrich speisen und in dessen Zelte schlafen. Auch dem Könige von Navarra, dem Prinzen von Condé wurde auferlegt, gegenwärtig zu seyn bei der Belagerung ihrer bisherigen Glaubensgenossen; mit freudiger Seele folgten noch der Herzog von Guise und seine beiden Brüder Aumale und Mayenne, so wie überhaupt die Blüthe des vornehmsten und Hof-Adels.

Da die Stadt nur von der Seeseite Zufuhr erhalten konnte, so hatte schon Biron, vor der Ankunft des Herzogs von Anjou, mehrere, mit Steinen angefüllte, Schiffe am Eingange des Hafens versenken lassen und dem Baron de la Garde aufgetragen, vor demselben zu kreuzen, welches aber den Grafen von Montgomery, der eine Flotte in England zusammengebracht hatte, nicht hinderte, vier Schiffe mit Munition nach la Rochelle gelangen zu lassen. Heinrich ließ dafür den Baron de la Garde verhaften und sperrte den Hafen mit 9 Schiffen und 6 Galeeren, welche

1573 sich unter dem Schutz der Kanonen der Forts befanden.

Die Besatzung von la Rochelle machte oftmalige Ausfälle und fügte den Belagerern großen Schaden zu. Strozzi rieth deswegen, die Belagerung nach Form und Regel zu beginnen, schrittweise näher zu rücken, durch Minen und Untergrabungen die Außenwerke zu zerstören und dann durch einen Hauptsturm zu endigen. Dem Prinzen Heinrich war dieser Weg zu langsam, er seufzte nach dem Ende dieser Belagerung und erfuhr, daß eilen nicht immer beschleunigt. In den letzten Tagen des Februars fing man an die Stadt zu beschießen; eine Kugel, aus derselben zurückgesandt, tödtete den Herzog von Aumale am 3. März. Abermals gelang es Montgomery eine Nachricht in die Stadt gelangen zu lassen, indem er versprach, bald mit 60 Fahrzeugen zu ihrer Hülfe da zu seyn. Lauter Jubel verbreitete sich unter den Bürgern, la Noue aber verließ dieselbe bei Gelegenheit eines Ausfalls; er war ein persönlicher Feind Montgomery's und fürchtete, unter dessen Befehlen stehen zu müssen. Er ging zum Herzog von Anjou, berichtete, daß keine Hoffnung sey, die erbitterten Rocheller zur Unterwerfung zu bewegen, und daß er sich darum entfernt habe. Mit Mühe rückten die Belagerer der Stadt näher; am 3. April hatte man endlich eine Bresche in einem der Außenwälle gemacht, und denselben Tag auch wurde ein Sturm unternommen. Allein er ward abgeschlagen, der Herzog von Mayenne und von Nevers wurden verwundet, und die Stürmenden litten einen starken Verlust. Nicht glücklicher war ein zweiter und bald darauf noch ein dritter. Montgomery erschien in dieser Zeit mit 40 Fahrzeugen vor dem Hafen, wagte jedoch nicht, sich den Strandbatterien auszusetzen, und begnügte sich, ein Fahrzeug mit Lebensmitteln in die Stadt zu senden. Mit unendlicher Anstrengung ward die Belagerung fortgesetzt, wobei jedoch der Vortheil immer

1573

auf Seiten der tapfern Rocheller blieb. Ein unerwartetes Ereigniß änderte unvermuthet alles. Ein Courier überbrachte die Nachricht, der Herzog Heinrich von Anjou sey zum König von Polen erwählt worden. Es war den Bemühungen des Bischofs von Valence, Johann von Montluc, gelungen, die Stimmenmehrheit, nach dem Absterben des letzten Jagellonen, Sigismund III., für Heinrich von Valois zu gewinnen. Catharinens Ehrgeiz hatte hieran eben so viel Theil, als ihr Aberglaube. Es war ihr nämlich durch Wahrsager prophezeiht worden, daß sie vor ihrem Tode alle ihre Söhne werde gekrönt sehen. Geschmeichelt einerseits, erfüllte sie dieses Orakel auch mit einem geheimen Schrecken. Sollten nämlich alle ihre Söhne die Krone Frankreichs tragen, so konnte dieses nur durch eine große Sterblichkeit derselben geschehen. Daher warf sie ihre Blicke auf alle Throne Europa's, um jener Prophezeihung auf eine andere, ihr erfreulichere Art zu genügen. Zu diesem Ende wurden der Königin Elisabeth von England Heirathsvorschläge, sowohl für den Herzog Heinrich von Anjou, als auch für dessen jüngern Bruder, den Herzog von Alençon, gemacht; Catharina hatte sogar den Gedanken, Algier in Afrika zu erobern, um einem ihrer Söhne eine Königskrone zu verschaffen, und ergriff daher vor allem die Gelegenheit mit beiden Händen, welche sich hierzu in Polen darbot.[1] Die Erfüllung dieses Wunsches hatte jetzt auch auf die Angelegenheiten der Protestanten in Frankreich den größten Einfluß.

Der Herzog von Anjou wollte die Ehre, den Krieg beendigt zu haben, um jeden Preis davon tragen; Rochelle aber vertheidigte sich fortwährend mit Glück und Tapferkeit, die Hoffnung, es zu bezwingen, war ungewiß und sehr entfernt, daher blieb nichts übrig, als den Protestanten solche Bedingungen zu bewilligen, welche

[1] Thuanus, T. I. L. LIII. p. 1090. seq.

1573
sie zur Niederlegung der Waffen bewegen konnten; dieses schien außerdem um so dringender, weil die protestantischen Adligen Polens, deren es viele gab, dieses zu einer ausdrücklichen Bedingung bei der Wahl des Prinzen von Valois gemacht hatten. Es wurden also Unterhandlungen mit den Bürgern von la Rochelle angeknüpft. Während derselben gerieth Heinrich in eine offenbare Lebensgefahr. Bei der Besichtigung einer Mine näherte er sich den feindlichen Werken so sehr, daß ein Soldat aus der Festung auf den Herzog anlegte. Wie er die Lunte zum Zündkraute führte,[1] bemerkte es Heinrich's Stallmeister, de Vins; er warf sich sogleich in die Schußlinie und deckte den Prinzen mit seinem Körper. Der Schuß fiel, und der treue Diener empfing die Kugel in seinen Leib, ohne jedoch tödtlich verwundet zu werden. Da aber auch mehrere kleine Kugeln in das Gewehr geladen worden waren, so fuhr eine derselben durch die Halskrause des Prinzen, eine andere streifte ihn am Handgelenke, und noch eine andere am Schenkel.[2]

Am 24. Junius endlich kam es zu einem Vergleich, welcher den 1. Julius vom Könige genehmigt ward. Durch denselben erhielten, außer einer allgemeinen Amnestie, die Protestanten zu Rochelle, Nimes und Montauban freie Religionsübung, nach den letzten Edikten; den protestantischen Edelleuten, welche die hohe Gerichtsbarkeit hatten, war verstattet, Gottesdienst in ihren Häusern zu halten; in den genannten drei Städten würde der König zwar Gouverneurs anstellen, aber keine Besatzung einlegen. Vier der vornehmsten Bürger aus jeder der gedachten Städte sollten sich zwei Jahre lang, unter vierteljähriger Ablösung, als Geiseln am Hofe

---

[1] Noch waren damals die Flintenschlösser nicht bekannt, und auch die Musqueten wurden mit einer Lunte abgefeuert.

[2] Daniel, T. VIII. p. 754. seq.

1573

des Königs aufhalten.[1] So endigte sich, nach einem siebenmonatlichen Kampfe, auch dieser vierte Bürgerkrieg zum Vortheil der Protestanten; die Schwäche der Regierung erschien in ihrer traurigen Blöße; unermeßliche Summen waren aufgewendet, und 40,000 Mann auserlesener Truppen theils in den Gefechten, theils durch Krankheiten aufgeopfert worden; unter diesen befanden sich 60 höhere Officiere[2]; die Mordscenen der Bartholomäusnacht, durch welche man die Bürgerkriege für immer zu beendigen wähnte, zeigten sich als nutzlos und vergebens, dagegen aber war Haß, Mißtrauen und Erbitterung, als reichlicher Zunder zu neuen Parteiungen, in die Gemüther gekommen. Wohl suchte der Marschall Biron und der Cardinal von Lothringen diesen Friedensschluß zu hintertreiben, und beide schrieben darüber dringende Briefe an den König. Catharina aber setzte ihren Sohn Heinrich davon in Kenntniß. Nichts war diesem unerfreulicher, als die Verlängerung eines Krieges, dessen Ende er so eifrig herbeiwünschte. Daher ließ er das ganze Gewicht seines Stolzes und seines Zornes auf den Marschall Biron fallen. Bei versammeltem Kriegsrathe warf er ihm zuerst vor, daß er ihn in diese mißliche Belagerung, wo keine Ehre zu gewinnen, verwickelt habe, und wolle nun noch überdieß den Frieden verhindern. „Es fehlt nicht viel, setzte er hinzu, daß ich Euch den Degen durch den Leib renne; oder ich stelle Euch vor ein Kriegsgericht, das ich leicht dahin bringen will, Euch den Kopf abzuschneiden.“ Desgleichen schrieb er donnernde Briefe an den Cardinal von Lothringen, und niemand wagte ferner ein Wort gegen den Friedensschluß von la Rochelle.[3] Neun Mal war Sturm gelaufen worden gegen diese Stadt; 35,000 Kanonenkugeln wurden gegen sie abgefeuert, und Frauen

---

[1] Thuanus, T. I. L. LII. p. 1098.
[2] Thuanus T. II. L. LVI. p 35.
[3] Daniel, T. VIII. p. 757.

1573 und Mädchen standen mit in den Reihen der Vertheidiger. Während der Belagerung meinten die Einwohner eine Art Wunder zu bemerken. Die Flut brachte nämlich eine ungewöhnliche Menge großer Austern (**sourdons** genannt) an den Strand, welche zur Sättigung der ärmern Volksclasse dienten. Nach aufgehobener Belagerung erschienen sie nicht mehr, so wie überhaupt niemals wieder in so großem Ueberfluß.

Heldenmüthig auch war der Widerstand, welchen zu gleicher Zeit die Bürger von Sancerre leisteten. Auf einem hohen und steilen Felsen, fast eirund erbaut, welchen die Loire bespült, bildete dieser Ort, selbst bei schwacher Befestigung, einen sehr festen Punkt. Der treffliche, fruchtbare Boden rings umher erzeugt Wein und Getreide im Ueberfluß, dessen Anbau auch die Hauptbeschäftigung der dortigen Bürger, alles eifrige Protestanten, ausmachte. Ein Oberbefehlshaber, la Chatre, erhielt den Auftrag, Sancerre dem Könige zu unterwerfen. Zu seinem Erstaunen aber fand er einen Widerstand, auf welchen er nicht gefaßt war. Bald ertönte die ganze Gegend von dem Geschütz der Belagerer, die nahen Wälder und Thäler hallten davon wieder, aufgeschüchtert von dem ungewohnten Kanonendonner, stürzten sich mehrere Hirsche durch das Lager, wurden in dem Stadtgraben erlegt und im Triumph in die Stadt gebracht. Doch eben so muthig antworteten die Feuerschlünde der wackern Bürger von Sancerre. Schnell vermauerten sie alle nach außen gehende Fenster ihrer Häuser bis auf eine schmale Schießscharte, und aus dem sichern Hinterhalte streckten ihre Scharfschützen die Angreifenden scharenweise nieder. La Chatre gedachte den mäßig befestigten Platz mit Sturm zu nehmen, ward aber mit empfindlichem Verluste zurückgeschlagen. Nicht besser gelangen die angelegten Minen. Die Belagerten gruben Gegenminen oder verdarben sie durch zugeleitetes Wasser, bis endlich der königliche Commandant kein anderes Mittel vor sich sah,

1573
als die Halsstarrigen durch den Hunger zu bezwingen. Er verwandelte demnach die Belagerung in eine Blokade und schloß Sancerre in einer bestimmten Entfernung so genau ein, daß keine Zufuhr mehr dahin gelangen konnte. Bald wüthete der Hunger, dieser mächtigste und furchtbarste aller Feinde, auf eine schauderhafte Art unter den Belagerten. Anfangs schlachtete und verzehrte man Esel, Maulesel, Pferde, Hunde, Katzen, Ratzen, Mäuse und Maulwürfe. Als dieses alles aufgezehrt war, nahm man seine Zuflucht zu Leder und Häuten, welche ins Wasser gelegt und weich gekocht wurden. Auch hiervon ging der Vorrath zu Ende. Pergament, alte Urkunden, das Riemen- und Lederwerk von Geschirren, Sätteln, Halftern, Degengehenken u. d. gl. kam sodann an die Reihe; selbst Hufe von Pferden und Rindern wurden nicht verschmäht. Aus gehacktem Stroh, klein gemahlnen Nußschalen, zu Pulver geriebenem Schiefer buk man Brod; halbverfaulte Schuhsohlen, auf den Straßen aufgelesen, Talg oder Oel, in den Laternen gesammelt, ward, mit Ueberwindung des Ekels und Abscheu's, verschlungen, um den wüthenden Hunger zu vertreiben; ja das Gräßliche erreichte den höchsten Gipfel; was die Geschichte schaudernd von dem belagerten Jerusalem und Numantia berichtet, erneuerte sich im 16. gesittetern Jahrhunderte, — ein Vater und eine Mutter gruben ihr verstorbenes dreijähriges Töchterchen wieder aus und verzehrten es! Täglich mehrte der Tod seine Opfer; gleichgültig sahen Eltern ihre Kinder, Kinder ihre Eltern oder Verwandten dahin sterben, denn die Todten waren glücklicher als die Lebenden. Man suchte das Elend zu mindern, indem man aus der Stadt abziehen ließ, wer es nur immer wollte oder vermochte. Allein die Geschosse des belagernden Feindes verwehrten ihnen den Abzug, in kläglicher Verlassenheit verschmachteten diese Unglücklichen vor den Thoren ihrer Vaterstadt, oder an den Verschanzungen ihrer Peiniger. Mit Zu-

1573
versicht hatte man auf Hülfe von la Rochelle gehofft, oder doch wenigstens in die Vortheile der Capitulation mit eingeschlossen zu werden. Keines von beiden erfolgte, der Herzog von Anjou wollte Sancerre durchaus nicht in die Capitulation mit aufnehmen, und so mußte sich denn diese unglücklichste aller Städte nach einer achtmonatlichen, unter übermenschlichen Leiden verbrachten Belagerung, den 19. August, ergeben. Auf Verwenden der polnischen Abgesandten erhielt sie wenigstens Gewissensfreiheit; Glocken und Thurmuhr aber wurden weggenommen, die Mauern niedergerissen, und die Plünderung wendete man nur durch eine Summe von 40,000 Livres ab, die in 6 Tagen bezahlt werden mußten; 5915 Kanonenkugeln waren gegen Sancerre abgeschossen worden, und dennoch kamen nur 84 Einwohner durch das feindliche Geschütz um, da hingegen der Hunger deren 500 wegraffte. Die Belagerer verloren über 1200 Mann.[1]

Bedeutende Unruhen zeigten sich im Dauphiné, viele Schlösser und Burgen besetzten und behaupteten die Protestanten; allein den Hof beschäftigten jetzt ganz andere Sorgen, darum wendete er seine Blicke ab von einem Schauplatze, der des menschlichen Elends genug, von Freuden und Genüssen aber freilich nichts darbot.

[1] Daniel, T. VIII. p. 758 seq. Thuanus T. II. L. LV. p. 17. seq. Mezeray, T. V. p. 163. 171.

1573

Ein und dreißigstes Capitel.

Heinrich von Anjou wird zum König von Polen ernannt; glänzende Feste in Paris; empörende Gewaltthätigkeit; Abreise Heinrich's; die Politiker; fünfter Bürgerkrieg; Carl IX. stirbt; Charakterzüge und Privatleben desselben.

Nach Beendigung der Verhandlungen mit la Rochelle schiffte sich der neue König von Polen, nebst dem Könige von Navarra, dem Prinzen von Condé, dem Herzoge von Alençon und vielen andern Vornehmen der Armee, ein, lief bei Nantes in die Loire ein und ging den Strom aufwärts, bis nach Clery, um einem, daselbst befindlichen, Marienbilde ein gethanes Gelübde darzubringen. Dann hielt er den 24 Julius zu Orleans einen wahrhaft königlichen Einzug. Sein Bruder Carl hatte dieses veranstaltet. Mit Eifersucht und Neid blickte dieser bereits auf den steigenden Ruf Heinrich's, dessen Entfernung aus Frankreich war ihm höchst erwünscht und er betrieb sie mit dringender Eile, an den äußern Ehrenbezeigungen aber ließ er es durchaus nicht fehlen. Dem Herzog von Anjou war die neue Königswürde nichs weniger als erfreulich. In den Lüsten seines Hofes schwimmend und nur der Freude und dem Genusse huldigend, betrachtete er jene Berufung nach Polen wie eine harte, kaum zu ertragende Verbannung. Auch beleidigte es ihn tief, daß ihn sein Bruder so eilig aus dem Lande trieb; doch verbarg er diese seine Gefühle auf das sorgfältigste.

Mittlerweile trafen die polnischen Abgesandten, zur Begrüßung ihres neuen Königs, in Metz ein, den 10. August. Auf das freundlichste wurden sie dort von einer Deputation des französischen Hofes bewillkommt. Den 19. August hielten sie ihren feierlichen Einzug in Paris, welcher diese, an Aufzüge und Feste doch so sehr gewöhnte, Stadt in das größte Erstaunen setzte. Ueber

1573
250 junge Edelleute machten das Gefolge der polnischen Gesandten aus. In 50 Kutschen, jede mit 4 Pferden bespannt, zogen sie in Paris ein. Die schönen Gestalten, der edle Stolz, der männliche Anstand dieser Nordländer, nebst den langen Bärten, ihren mit Edelsteinen und kostbarem Pelzwerk reichlich verzierten Mützen, ihre halb orientalische Tracht, setzten ganz Paris in Bewegung, und kaum vermochten die Balcons und Dächer, denn diese hatte man zum Theil abgedeckt, die Masse der Schaulustigen zu tragen. Zur großen Beschämung der Schranzen des Pariser Hofes zeigten sich diese nordischen Barbaren weit unterrichteter als diese. Es war keiner unter den Polen, welcher nicht fertig Latein gesprochen hätte; die meisten aber redeten auch noch die italienische, deutsche und französische Sprache, mit einer Reinheit und Fertigkeit, als wenn sie in diesen Ländern geboren wären. Mit Erröthen und Stillschweigen beantworteten daher die Pariser Hofherren die meisten Fragen, welche die neuen Gäste an sie thaten.

Kurz vor der Ankunft der polnischen Gesandtschaft in Paris trug sich daselbst eine Begebenheit zu, welche zur Charakteristik des damaligen Hofes gehört.

Anton Duprat, Herr von Nantouillet, bewohnte dem Louvre gegenüber, auf der andern Seite der Seine, sein Haus. Er war reich und unvermählt, darum machte man ihm den Antrag, eine junge und vornehme Dame, aber die erklärte Maitresse des Herzogs von Anjou, zu heirathen. Nantouillet schlug es ab, mit der Erklärung, er sey nicht gesonnen, seine Ehre auf diese Weise preiszugeben. Heinrich von Anjou vergaß dieses nicht, eben so wenig als seine Dame; er dachte auf Rache. Auch Carl **IX.** liebte diesen Edelmann nicht, daher trat er folgendem unedlen Anschlage bei. Spät in der Nacht drangen der König von Frankreich, der neue König von Polen, der König von Na-

1573

varra, der Bastard von Angouleme, der Herzog von Guise und noch einige junge Herren des Hofes in die Wohnung von Nantouillet, welcher bereits zu Bette lag. Nachdem sie ihn persönlich gemißhandelt, zerrissen sie sein Bettzeug, die Tapeten der Zimmer, nahmen mit, was sie fanden; die Dienerschaft bemächtigte sich alles Silbergeräths, erbrach Koffer und Schränke und plünderte alles vorhandene Geld.[1] — Dieß that der König mit den nächsten seiner Verwandten. Welcher Frevel oder Uebermuth konnte wohl einem zügellosen Adel, einer rohen und sittenlosen Volksmenge unerlaubt scheinen, nach einem solchen Beispiele vom Throne herab!

Der edle Hopital, fast dürfte man sagen, der einzige weise und tugendhafte Mann in dieser verruchten Zeit, starb in diesem Jahre. Nach besten Kräften hatte er gekämpft gegen Neid, Bosheit und Lasterhaftigkeit, die ihn von allen Seiten umgaben; den Preis der Redlichkeit gestanden ihm selbst seine grimmigsten Feinde zu; er wich vom Platze, da er, der einzige Gerechte, dem zahllosen Heer der Verworfenen nicht zu widerstehen vermochte. In stiller Zurückgezogenheit lebte er seitdem ein ruhiges Alter bis zu seinem 70. Jahre. Manche treffliche Verordnung, manches musterhafte Gesetz war von ihm ausgegangen, und sein Andenken blieb gesegnet und ungeschwächt bei der kleinen Zahl der Guten.

Noch dauerten die Feierlichkeiten für den neuen König von Polen eine Zeit lang fort. Der Papst Gregor XIII. überschickte ihm eine goldne Rose, nebst einem höchst verbindlichen Glückwünschungsschreiben, wobei er seinen bisherigen Kriegsruhm besonders hervorhob. Die polnischen Gesandten machten ihm mit dem größten Pomp ihre Aufwartung, wobei sie den Pari-

---

[1] Thuanus, T. II. L. LI. p. 42.

1573
sern wieder ein nie gesehenes Schauspiel gaben. Zu Pferde durchzogen sie dießmal die Hauptstraßen; in ihren langen, goldstoffnen Gewändern glichen sie den Senatoren des alten Roms; die Zügel ihrer Pferde, die Sättel, das ganze Reitzeug strahlten von Gold und Edelsteinen; vor jedem Gesandten ritt jedesmal ein Trupp Edelknaben, in Seide gekleidet; Bediente mit großen, eisernen Keulen eröffneten den Zug. Heinrich von Anjou empfing diese Abgeordneten mit der größten Leutseligkeit und erregte bei seinen neuen Unterthanen das höchste Wohlgefallen durch seine schöne, hohe Gestalt und die Würde, welche er seinem Benehmen zu geben wußte. Bei einem feierlichen Gottesdienst in der Notredamekirche beschwor er die Constitution seines neuen Reichs, und die Abgeordneten leisteten dagegen den Eid der Treue. Die öffentliche Verlesung der Erwählungsakte und die Anerkennung derselben von dem Könige von Frankreich veranlaßte ebenfalls eine majestätische Feierlichkeit. In dem größten Saale des königlichen Palastes errichtete man eine Art von Schaubühne, worauf sich der königliche Thron nebst Sitzen für die Prinzen von Geblüt und ersten Beamten des Staats befanden. Jene saßen unter einem Thronhimmel; etwas tiefer eine lange Reihe von Bischöfen, die fremden Gesandten, die Staatsräthe, die Glieder des Parlements in ihrer scharlachenen Amtstracht, der Rektor der Universität, die Richter und Schatzmeister des Königreichs. Auf errichteten Gallerien und den Stufen der Treppen waren wohl an 10,000 Zuschauer. Jetzt näherten sich die polnischen Abgeordneten; ein Trompetenstoß gebot Stillschweigen; der Herzog von Guise, als Haushofmeister, empfing sie an der Thür des Saales, führte sie unter einer rauschenden Musik ein und geleitete sie bis an den Thron, an dessen Stufen sie das Erwählungsdecret, in einem silbernen Kästchen eingeschlossen und von zwei der Gesandten auf der Schulter getragen, niederlegten. Der Bischof von Posen führte

1573
das Wort; Reden und Gegenreden wurden gehalten, das Erwählungsdecret des polnischen Reichstags ward vorgelesen; die Musik stimmte ein Te Deum an, wobei der König von Frankreich und der König von Polen niederknieten; Glückwünsche, von den Prinzen durch Kuß und Umarmung, von den übrigen durch Handkuß, beschlossen die Feierlichkeit, deren Ende der Stadt durch den Donner der Kanonen verkündet ward. [1] Diese Gelegenheit zu lustigen Hoffesten blieb nicht unbenutzt. Niemand war hierin erfindungsreicher als Catharina von Medicis. In den Tuilerien, ihrer Wohnung, bewirthete sie die Fremden durch ein glänzendes Abendbanket. Nach aufgehobener Tafel erschien ein wandelnder Felsen, auf dessen obersten Spitzen 16 Nymphen, die 16 Provinzen Frankreichs vorstellend, saßen; die schönsten ihren Hofdamen waren dazu ausgewählt worden. Sie belustigten die Anwesenden einige Zeit durch Gesang und Declamation, dann aber stiegen sie herab und führten, zu dieser Gelegenheit erfundene und eingelernte Tänze auf, worin Kunst, Grazie, Geschicklichkeit und Ueppigkeit mit einander wetteiferten.

Bis hierher hatte sich Carl IX. in Gefälligkeiten gegen seinen Bruder Heinrich erschöpft. Er entsagte sogar dem Vergnügen, welchem er mit der größten Leidenschaft ergeben war, der Jagd, und schien seine ganze königliche Gewalt in dessen Hände gelegt zu haben, um ihn zu ergötzen. Als er aber bemerkte, daß dessen Abreise von einer Zeit zur andern verschoben ward, und derselbe nur einen Vorwand suche, um den Winter noch in Paris zuzubringen, so veränderte er, wie jemand, der plötzlich aus einem tiefen Schlafe erwacht, den Ton. Es kam zwischen ihm und seiner Mutter, welcher er fast unbedingt gehorchte, die aber den Liebling ihres Herzens, ihren zweiten Sohn, ungern von sich ließ, zu heftigen Auftritten, wobei er, seiner Ge-

[1] Thuanus T. II. L. LVII. p. 49. seqq.

1573 wohnheit nach, mit einem kräftigen Schwure versicherte, sein Bruder habe jetzt ohne Verzug abzureisen, denn einer von ihnen beiden müsse das Königreich meiden. [1] Die Vorliebe der Mutter für diesen Sohn, und besonders der kriegerische Ruhm, mit welchem denselben die letzten Ereignisse bedeckten, reizten Carl's Eifersucht und seinen Widerwillen. Es fand demnach keine weitere Zögerung mehr statt, und den 28. September reiste Heinrich von Anjou ab. Vorher aber behielt er sich, in einer gerichtlichen Akte, alle Rechte und Ansprüche eines französischen Prinzen vor. Der König, seine Mutter, der Herzog von Alençon, der König von Navarra und unzählige andere Vornehme und Hofleute begleiteten ihn. Zu Vitri ward der König krank und mußte zurückbleiben; die übrigen folgten dem Könige von Polen bis Blamont, in Lothringen. Eine lange Unterredung fand statt zwischen ihm und seiner Mutter, worin er sie bat, dem Herzoge von Alençon die nun erledigte Stelle eines Oberbefehlshabers der Armee nicht zu übertragen, sondern dem Herzoge von Lothringen, und sey es nöthig einen Connetable zu ernennen, den Herzog von Guise zu wählen; Eifersucht und Mißtrauen gegen seinen jüngern Bruder, er möchte ihm die Krone Frankreichs streitig machen, wenn Carl stürbe, bestimmten ihn bei ersterer Bitte, bei der zweiten aber die Ueberzeugung, daß Guise allein fähig sey den Hugenotten die Spitze zu bieten, denn außerdem liebte er den Herzog keinesweges. Mit großer Betrübniß und unter vielen Thränen schied er endlich von seiner Mutter, welche unvorsichtigerweise die Worte fallen ließ, die nachmals eine so gehässige Deutung erhielten: „Geh, mein Sohn, du wirst nicht lange dort bleiben.“ [2]

Auf seiner Weiterreise kam Heinrich auch nach Heidelberg, wo der Churfürst von der Pfalz, Fried-

[1] Thuanus, T. II. L. LVII. p. 48.
[2] Mezeray, T. V. p. 174.

rich III., ein eifriger Protestant, residirte. Er nahm 1573
den Hauptanstifter der Bartholomäusnacht frostig auf. Beim Eintritt in das Zimmer fiel diesem zuerst ein großes Gemälde in die Augen, worauf die Mordscenen jener Nacht dargestellt waren; Coligny und mehrere andere erblickte man nach dem Leben abgebildet. Der Churfürst fragte den König von Polen auf einmal, ob er diese Personen kenne? „O ja!" erwiederte dieser, „ich kenne sie!" „Wehe denen," fuhr Friedrich mit einem flammenden Blicke fort, welche sie getödtet haben; es waren rechtliche Leute und ausgezeichnete Feldherren!" „Wohl wahr," versetzte Heinrich „sie hätten recht handeln können, wenn sie gewollt hätten." Der Churfürst kam noch oft auf diesen Gegenstand zurück, und zum Dienste des französischen Prinzen hatte er nur französische Edelleute gewählt, die sich in jener Schreckensperiode nach Deutschland flüchteten, und bei Tafel sprachen die Hofleute unter sich nur von den *lothringischen Schlächtern* und den *italienischen Verräthern*, auf die Guisen und Catharina anspielend, welches Heinrichen hinterbracht ward, da einige seines Gefolges deutsch verstanden. Der Churfürst selbst kam ihm nur bis an die Thüre seines Zimmers entgegen, mit der Entschuldigung, daß er nicht wohl gehen könne; dennoch spazierte er den folgenden Tag gesunden und festen Schrittes eine lange Zeit mit seinem Gaste in einer Gallerie auf und ab. Ohne weitere Abenteuer kam darauf Heinrich in Crakau an und ward mit großem Pompe empfangen. [1]

Während dieser Reise stellten sich auch Deputirte der Protestanten aus Nimes, Montauban, der Provence, Dauphiné ein, und überreichten dem Könige zu Villers-Coterez, wo er verweilte, ihre Bittschriften und Klagen. Noch immer dauerten die Bedrückungen gegen sie fort, noch immer wurden ihnen

---

[1] Daniel T. VIII. p. 764. seqq.

1574
die versprochenen Freiheiten nicht gehalten, deren Aufrechthaltung sie verlangten; auch seufzten sie über die Auflagen, welche sie fast nicht mehr erschwingen konnten. Catharina fand diese Vorstellungen so kühn, daß sie äußerte, der Prinz Condé, wenn er noch lebte, würde an der Spitze von 30,000 Mann nicht die Hälfte der Forderungen gemacht haben, welche die Protestanten jetzt machten. Der König antwortete ihnen erst mündlich und dann schriftlich, es solle ihren Klagen abgeholfen werden. [1]

Inzwischen war in dem Innern Frankreichs so vielfältiger Brennstoff vorhanden, daß das Feuer des Bürgerkrieges bald wieder auflodern mußte. Zwei mächtige Familien machten sich die höchste Gewalt streitig, die der Montmorency, aus vier Brüdern bestehend, wovon der älteste der Marschall Franz von Montmorency war, und die der Guisen. An letztere schloß sich die Königin Mutter, aus mehrern Gründen, an. Seit der Bartholomäusnacht waren die Guisen am Hofe die mächtigsten, der katholische Adel hing ihnen größtentheils an, und bei dem Volke standen sie in außerordentlichem Ansehen, so daß Catharina berechnete, sie werde mit ihrer Hülfe den Scepter Frankreichs ihrem Lieblinge Heinrich zuwenden können, wenn Carl, wie es unverkennbar war, bald stürbe.

Aber außer den bereits vorhandenen zwei Parteien der Katholiken und Protestanten bildete sich seit zwei Jahren noch eine dritte unter den Katholiken selbst. Die elende Regierung des Reichs, die noch elendere Verwaltung des Innern, die nie endenden und neue Unruhen stets wieder herbeiführenden Religionsverfolgungen erzeugten bei den Gemäßigtern ein allgemeines Mißvergnügen, so wie den Wunsch nach einer Verbesserung, und da diese von selbst nicht zu erwarten war, eine Verbindung der Gleichgesinnten, welche sich

[1] l. c. p. 767.

1574

die Malcontenten oder, weil sie es nicht mit der Religion, sondern nur mit der Verbesserung des Staats zu thun hatten, auch die Politiker nannten. Ihr Zweck war eine Hauptumbildung des Staates durch die Zusammenberufung der Stände. Die Familie Montmorency, der von seiner Mutter vernachlässigte und stets zurückgesetzte Herzog Franz von Alençon, unruhigen, aber beschränkten Geistes und von verdorbenen Sitten, der Feldzeugmeister Biron, der Marschall Cossé u. v. a. traten dieser Partei bei; bald fand eine Annäherung zwischen derselben und den Protestanten statt, die eine eigentliche Verbindung ward, und von nun an erhielten die zeitherigen innern Kriege Frankreichs einen andern Charakter; aus Religionskriegen, was sie bisher gewesen, wurden sie eigentliche Bürgerkriege.[1]

Indessen bewarb sich der Herzog von Alençon um die Oberbefehlshaberstelle der Armee, wobei der Marschall von Montmorency die Fürsprache bei dem Könige übernahm. Eindringlich stellte er ihm vor, daß er seinem Bruder dieses Gesuch nicht abschlagen könne, ohne ihn zu beschimpfen und dadurch gefährliche Folgen für die öffentliche Ruhe hervorzurufen, und führte so viele triftige Gründe für seine Meinung an, daß Carl nachgab und die nachgesuchte Stelle seinem Bruder zusprach.

Das war ein Donnerschlag für Catharina. Die Kräfte des Königs schwanden immer mehr, und seine Tage waren gezählt. Stand aber Alençon an der Spitze der Armee, verbunden mit den Montmorency's und den Malcontenten, war es dann nicht wahrscheinlich, ja fast gewiß, daß er dem Könige von Polen die Rückkehr verwehren und sich die Krone von Frankreich selbst zueignen werde! Mit allen, ihr zu Gebote stehenden, Mitteln bestürmte sie also den schwachen, krän-

[1] Thuanus T. II. L. LVII. p. 59. seqq.

1574 kelnden König; das Wohl des Reichs und der katholischen Kirche stehe in der augenscheinlichsten Gefahr, stellte sie ihm vor, wenn er seinem Bruder, dem ungestümen, neuerungssüchtigen Jünglinge, der es mit den Montmorencys, das heißt, mit den Protestanten halte, einen so wichtigen Posten anvertraue; entweder müsse derselbe ganz unbesetzt bleiben, oder einem unverdächtigen Manne anvertraut werden, welchen man an dem Herzoge Carl von Lothringen habe. Der König ward durch diese Gegenvorstellungen erschüttert, entschied sich aber noch nicht. Er kannte die Vorliebe seiner Mutter für die Guisen und das Haus Lothringen, ihm eben so verhaßt, als die Montmorency; daher schwankte er noch unentschieden, als ihn folgendes Ereigniß zu einem festen Entschluß brachte.

Der Hof hielt sich zu St. Germain auf, die Protestanten beschlossen einen entscheidenden Schritt zu thun, um den Herzog von Alençon zu nöthigen, sich öffentlich an ihre Spitze zu stellen, den Hof zu schrecken und zur Nachgiebigkeit zu bringen. Daher erschienen plötzlich, im März, 200 Reiter, unter Johann von Chaumont, in der Nähe von St. Germain. Die Anzahl dieser Bewaffneten war zu groß, um verborgen zu bleiben, und zu klein, um etwas Gewaltsames zu unternehmen. Alençon wagte daher nicht, sich für sie zu erklären, und sein Vertrauter, la Mole entdeckte sogar den ganzen Anschlag der Königin Catharina, um sich ihrer Gunst zu empfehlen. Mit vorsätzlichem Geräusch veranstaltete Catharina eine eilige Flucht des ganzen Hofes mitten in der Nacht. „Hätten sie doch wenigstens warten können, bis ich todt bin," rief der, seiner Auflösung entgegenwelkende Carl, als man ihn um Mitternacht weckte. In einer Sänfte brachte man ihn zuerst in die Vorstadt St. Honoré, in das Haus des Grafen von Retz, seine Schwäche erlaubte keine andere Art des Fortkommens; nach einigen Tagen aber begab er sich, der bessern Luft wegen, nach Vincennes. Uebri-

1574
gens war dieses bereits der dritte mißlungene Versuch des Herzogs von Alençon, vom Hofe zu entkommen. Das erste Mal im Lager vor Rochelle, und das zweite Mal in Champagne, nachdem er den Herzog von Anjou mit begleitet hatte; auch der König von Navarra wollte von dort mit ihm entfliehen, doch seine eigene Gemahlin entdeckte es dem Könige. Jedesmal stürzte Alençon seine Mitwisser, durch voreilige Angeberei, ins Verderben.[1] Der Herzog von Alençon und der König von Navarra mußten nun mit nach Vincennes folgen, nicht ganz als Gefangene, aber doch unter strenge Aufsicht gestellt.

Daß jetzt der Herzog von Alençon nicht mehr den Oberbefehl über die Armee erhalten konnte, war nun mit einem Male und bestimmt entschieden. Eine schwere Untersuchung gegen alle Mitschuldige und Mitwisser dieser Unternehmung begann, von welcher man behauptete, sie sey gegen die Person und das Leben des Königs selbst gerichtet gewesen, worüber sich der König von Navarra und der Herzog von Alençon in einem öffentlichen Schreiben rechtfertigten.

La Mole, und der Graf von Coconnas, aus Mailand, die zwei vertrautesten Günstlinge des Herzogs von Alençon, wurden zuerst verhaftet, und nach ihnen viele andere. La Mole leugnete hartnäckig, Coconnas aber entdeckte alles, was er wußte. Der Plan des Prinzen sey gewesen, sich nach Flandern zu begeben, dort Truppen zu sammeln, dieselben nach Guyenne zu führen, und sich mit den Protestanten zu vereinigen. Hierauf ward der Herzog selbst verhört. Er nannte den König von Navarra, die Montmorency, la Noue, Cossé und viele andere als Mitwisser, so wie auch den Prinzen von Condé. Dieser aber befand sich gerade zu Amiens, erhielt Nachricht von dem, was vorgegangen war, und rettete sich glücklich nach Straßburg, wo er sich wiederum zur protestantischen Kirche bekannte. Die

---

[1] Daniel, T. VIII. p. 772.

1574
Reihe des Verhörs traf sodann den König von Navarra. Nicht als ein Schuldiger erschien er vor den Richtern, sondern als ein schwer Beleidigter. Da Catharina selbst gegenwärtig war, so richtete er seine Rede an sie und führte die bittersten Klagen über die Verfolgungen, welche er von Jugend auf von ihr habe zu erdulden gehabt. Er läugnete übrigens nicht, daß er habe entfliehen wollen, weil er nicht einsehe, warum er nicht suchen solle einen Ort zu verlassen, wo man die Bourbons hasse, und wo die Unschuld der Verleumdung, dem Betruge und der Hinterlist unterliege. [1] La Mole und Coconnas wurden im April zur Enthauptung verurtheilt, ein dritter, Tourtray, ward gerädert. Bei ersterem fand man ein kleines Bild von Wachs, dessen Herz mit Nadeln durchstochen war. Man befragte ihn hierüber, und er sagte aus, es sey dieses geschehen, um die Gegenliebe eines Mädchens, das er liebe, durch Zauberkünste zu gewinnen, wobei ihm ein Florentiner, Namens Cosmo Ruggieri, behülflich gewesen. Dieser ward ergriffen, und als eine, für solche Vergehungen gewöhnliche, Strafe wurden ihm die Haare abgeschoren; von weitern Ahndungen rettete ihn die Gunst Catharinens, welche Leuten seines Gewerbes stets ihren besondern Schutz verwilligte, da sie selbst mit gläubigem Herzen Wahrsagern, Astrologen und Zauberern ein aufmerksames Ohr lieh. Montmorency und Cossé wurden in die Bastille gesetzt; [2] der König von Navarra und der Herzog von Alençon erhielten Wache.

Nach diesen Ereignissen griff alles wieder zu den Waffen durch ganz Frankreich. Die Protestanten erließen eine Vertheidigungsschrift, um sich wegen ihrer Rüstungen zu rechtfertigen. Es wäre ihnen bekannt, sagten sie in derselben, daß man ihren Untergang beschlossen habe, darum befänden sie sich im Stande der

---

[1] Thuanus, T. II. L. LVII. p. 63.
[2] Thuanus, T. II. L. LVII. p. 64.

1574

Nothwehr; auch ward jetzt die bedenkliche Frage aufgeworfen: „ob es den Unterthanen erlaubt sey, die Waffen gegen eine Obrigkeit zu ergreifen, die ihre Gewalt mißbraucht?" und bejahend beantwortet. [1] Zum fünften Male entbrannte der Bürgerkrieg in dem unglücklichen Frankreich. Zu Languedoc, Dauphiné, in Guyenne, Normandie und Poitou brachen die Feindseligkeiten los; in beiden letztern Provinzen mit der allergrößten Erbitterung. Eine Menge größerer und kleinerer Städte fielen den Protestanten in die Hände, und die Bürger von Rochelle, die man hatte überlisten wollen, bewiesen sich wieder besonders thätig. Der König ließ vier Heere zugleich ausrüsten, wovon das eine in Poitou und Saintonge, das andere in Dauphiné, ein drittes in Languedoc, und ein viertes in der Normandie gegen die Rebellen fechten sollte. Montgomery, so lange der unermüdete Vertheidiger seiner protestantischen Glaubensgenossen, kam ebenfalls nach der Normandie. Eine Zeit lang blieb er in St. Lo, das belagert wurde. Weil er aber hier mit seiner Reiterei nichts unternehmen konnte, brach er mit einer kleinen Abtheilung derselben durch die feindlichen Vorposten und warf sich den 7. Mai in das, mit einem festen Schloße versehene, Städtchen Domfront. Bald ward er auch hier belagert, hart bedrängt, und da seine Leute, theils durch das feindliche Geschütz, theils durch Desertion, zu einem kleinen Häuflein zusammengeschmolzen waren, mußte er capituliren und sich an den königlichen Befehlshaber Matignon ergeben. Obgleich er sich das Leben und die Freiheit ausbedungen hatte, so kamen doch bald Briefe von Catharinen an, mit dem Verbote, dieses Versprechen zu halten, sondern ihn vielmehr ohne Verzug nach Paris zu senden. Seit 15 Jahren lechzte diese Königin nach seinem Blute. Nie verzieh sie ihm den Tod ihres Gemahls, den er doch

[1] Thuanus l. c.

1574 ohne Schuld und Vorsatz veranlaßt hatte. Gegen Ende des Mai langte Montgomery in Paris an, wo das Parlement sogleich einen Criminalproceß gegen ihn einleiten mußte. Es erkannte auf den Tod, weil er der verletzten Majestät schuldig sey. Zuvor aber ward er noch gefoltert, um Geständnisse über die angebliche Verschwörung Coligny's, nach dessen Verwundung, worein man auch den Herzog von Alençon verwickelt glaubte, zu erpressen. Montgomery ertrug alle Martern mit Standhaftigkeit und sagte nichts aus. Heitern Blicks ging er auf den Richtplatz, mit unerschüttertem Muthe empfing er den Todesstreich auf dem Greveplatze den 26. Juny. Er hatte nichts Todeswürdiges verbrochen, denn die wiederholten Verzeihungen für die, welche die Waffen in den Bürgerkriegen geführt, sollten auch ihn straflos machen; er fiel nur als ein Opfer der racheschnaubenden Medicis, welche sich, wo möglich, auch gegen die Fügungen der göttlichen Vorsehung aufgelehnt hätte.

Immer näher rückte indessen die Sterbestunde des Königs; seine Kräfte schwanden dergestalt, daß er am 18. Mai selbst erklärte, er sey unvermögend, die Geschäfte der Regierung noch ferner zu führen, weshalb er seine Mutter zur einstweiligen Regentin, und seinen Bruder, den Herzog von Anjou, der Zeit König von Polen, zu seinem Nachfolger ernannte.

Schaudererregend war der Zustand, in welchem sich dieser unglückliche Monarch in den zwei letzten Jahren seines Lebens geistig und körperlich befand. Seit der blutigen Bartholomäusnacht schienen ihn die Furien der Hölle zu verfolgen; fürchterliche Träume peinigten ihn in seinem kurzen und unregelmäßigen Schlafe; bald zogen gräßliche Gespenster vor seiner wilden Phantasie vorüber, bald schauderte er vor einem Abgrunde zurück, der ihn an seinen Füßen angähnte; bald rauschten

1574

Ströme von Blut an seinem erschreckten Ohre vorüber. [1] Zuweilen ließ er seine Amme zu sich kommen. „Blut, Mord,“ schrie er unter Schluchzen und Thränen, „ich bin verloren, Gnade, Barmherzigkeit, o mein Gott!“ [2] Ein schleichendes Fieber verzehrte seine Kräfte, und die drei letzten Monate drang ihm Blut aus den Augen, den Ohren und den Schweißlöchern hervor. In langsamen Schritten näherte sich ihm der Tod, tropfenweise leerte er den Becher des letzten Kampfes unter nervenzerreißenden Schmerzen, bis er endlich seine gequälte Seele aushauchte, den 30. Mai 1574.

Nur 24 Jahre alt war er geworden, seine Regierung hatte 13 Jahre, 5 Monate und 25 Tage gedauert.

Ein siebenfältiger Fluch ruht auf dem Namen Carl's IX., die Geschichte muß ihn zu den blutigsten Tyrannen zählen, und gleichwohl dürfte er mehr Bedauerung als Abscheu verdienen. Die Natur hatte ihm schöne Gaben verliehen, welche ihn zu einem weisen, gerechten und glücklichen Regenten hätten machen können. Er besaß Scharfsinn, viel Urtheilskraft, kriegerischen Muth, Klugheit, eine männliche, leicht fließende Beredsamkeit, war selbst der Dichtkunst und den Wissenschaften nicht abgeneigt und machte zuweilen ziemlich gelungene Versuche in der Poesie. Allein wie konnten diese guten Anlagen unter einer Catharina von Medicis, und an einem lasterhaften Hofe, wie der damalige Pariser, gedeihen! Lebendigen Thieren mit einem Hiebe den Kopf abzuschlagen, war, mit Bewilligung seiner Mutter, ein Lieblingszeitvertreib seiner ersten Knabenjahre; wollüstige, bis zur empörendsten Unsittlichkeit ausartende Feste, woran die jungen Prinzen von Jugend auf Theil nahmen, stumpften und vernichteten den Keim der Tugend in ihnen bei seinem ersten Entstehen; die stets wie-

[1] Peleus, vie de Henri IV. T. II. p. 385. u. 390.
[2] Journal de Henri III. T. I. p. 72.

1574 derholte Lehre der Mediceerin, die Kunst des Regierens bestehe in der Verstellung, machte aus Carl IX. sowohl, als aus seinem Bruder Heinrich, vollendete Heuchler, und Lüge, Betrug, Hinterlist und Verrätherei galten für Witz und feine Politik. Und dennoch hatte diese heillose Erziehung keinen Weichling, noch Wollüstling aus Carl IX. machen können. Er liebte vielmehr körperliche und heftige Anstrengungen bis zur Leidenschaft, wohin vor allen die Jagd gehörte, worüber er Essen, Trinken und den Schlaf vergaß. Desgleichen beschäftige er sich gern mit mechanischen Arbeiten. Unter seinen Zimmern im Louvre hatte er eine vollständige Schmiede einrichten lassen. Täglich arbeitete er hier, einen schwarzen Leinwandkittel über seinen Kleidern, mit einer Aemsigkeit, als müsse er seinen Unterhalt damit verdienen, und ein Rad für ein Flintenschloß, einen Schlüssel oder ein Hufeisen zu fertigen, darin nahm er es mit dem geschicktesten Meister dieses Gewerbes auf; ja sogar falsche Münzen zu verfertigen, ergötzte ihn zuweilen. [1] Durch seine Geschicklichkeit im Reiten erregte er bei seiner Anwesenheit in Bayonne, wo er im 15. Jahre stand, sogar die Bewunderung des Herzogs von Alba, eines erfahrnen und bewährten Kenners und Meisters der Reitkunst. Nach einem eigenthümlichen Einfalle ließ er einst, als er bereits König war, zu einem Hoffeste 10 bis 12 der geschicktesten Beutelschneider und Taschendiebe kommen. Unter vorheriger Zusicherung der Straflosigkeit mußten sie ihre Kunst ausüben und ihm jedesmal ihren Raub zustellen. Der Betrag an Uhren, Ringen, Börsen u. dgl. belief sich auf 3000 Kronen (écus). Einigen Hofherren waren die Mäntel abgeschnitten worden, und sie mußten, zur übermäßigen Freude des Königs, den ganzen Abend gestutzt umherwandeln. Wenn einer der Gauner einen

[1] Brizard, du massacre de la St. Barthélemi. p. 46. la note.

1574

Raub begehen wollte, bezeichnete er jedesmal dem Könige die Person, welche er sich auserſehen hatte, durch einen Wink. Nach beendigtem Feste stellte der König die gestohlenen Sachen ihren Eigenthümern wieder zu, ermahnte die Gauner, künftig ein ehrliches Gewerbe zu treiben, ihm unter den Waffen zu dienen, und drohte ihnen, sie im entgegengesetzten Falle ohne Gnade hängen zu lassen.[1]

Bei Regenwetter oder großer Hitze ließ er zuweilen etliche der berühmtesten Dichter zu sich kommen, namentlich Ronsard, d'Orat und Baïf, damit sie ihm ihre Verse vorläsen, und hier war es, wo er es wohl versuchte aus dem Stegreife zu dichten, und wobei er Talent bewies. Nur mäßig waren die Belohnungen, welche er diesen Männern von Zeit zu Zeit zukommen ließ, nach einem, öfters von ihm geäußerten, Grundsatze, die Dichter glichen den Pferden, welche man nicht zu fett machen dürfe, wenn sie gut bleiben sollten. Gewöhnlich hielt er sich im Freien auf, indem er die Gebäude die Gräber der Lebendigen nannte. Die, bei Audienzen an ihn gehaltenen, Reden beantwortete er ohne Vorbereitung und gut. Amiot, der Uebersetzer des Plutarch, war sein Lehrer gewesen. Er liebte Musik, hatte eine ziemlich angenehme Stimme und accompagnirte oft die Sänger in der Messe. Auch verfaßte er ein Buch über die Jagd, welches 1625 zum Druck befördert und Ludwig **XIII.** gewidmet ward.[2] Die heftigen Leibesübungen, als: Ballspielen, Tanzen, Reiten, Jagen, so wie eine große Nüchternheit in Essen, Trinken und Schlafen entfremdeten ihn der Wollust, und er unterhielt eine Maitresse, die Tochter eines Apothekers aus Orleans, Marie Touchet genannt, mehr der Mode, als des eigenen Wohlgefallens wegen. Als dieselbe das Bildniß von Carl's

---

[1] **Brantôme, vies des hommes illustres T. IV. Art. Charles IX.**
[2] **Daniel, T. VIII. p. 785.**

1574
Brant erblickte, nachdem seine Vermählung mit Elisabeth von Oestreich bestimmt war, sprach sie voll Selbstgefühl: „Deutschland macht mir nicht bange.“ Er hatte einen Sohn von Marien, welcher den Namen Carl Graf von Auvergne führte. [1] Von seiner rechtmäßigen Gemahlin hinterließ er eine achtjährige Tochter und äußerte sterbend, er freue sich, keinen Sohn zu haben, da Frankreichs Krone unter den obwaltenden Umständen ein unglückliches Vermächtniß sey. Er liebte seinen Bruder Heinrich nicht und beurtheilte ihn, wie die Folge lehrte, richtig. „Ich bin ein Franzos,“ sagte er einst zu Coligny, „aber mein Bruder Heinrich spricht nicht leicht anders als mit dem Kopfe, den Augen und den Schultern: — er ist ein Italiener.“ [2]

Carl IX. war lang, hager, trug den Körper etwas vorgebeugt und hatte eine bleiche bleiartige Gesichtsfarbe; seine Adlernase gab ihm ein männlich gebieterisches Ansehen, der Blick seiner kleinen gelblichen Augen war finster; sein Benehmen entbehrte nicht der Anmuth und eines gewissen Ausdrucks von Sanftheit, welcher sich jedoch in den letzten Jahren mehr verlor. Er war jähzornigen, heftigen Gemüths und äußerte seinen Unwillen in rohen und gemeinen Flüchen und Schwüren, nach seiner schlechten Erziehung und den schlechten Sitten seiner Umgebungen.

Um den entstandenen Verdacht einer Vergiftung zu widerlegen, ward eine Sektion seines Körpers vorgenommen. Die Aerzte erklärten, daß er sich durch starkes Blasen mit dem Horn auf der Jagd eine Entzündung der Brust zugezogen habe, wodurch sein bereits kränkelnder Körper aufgerieben worden sey.

Voll Unruhen, von innern Parteiungen zerrissen, hatte Carl IX. 14 Jahre vorher das Reich übernommen, voll Unruhen, wieder in vollen Flammen des Bürger=

---

[1] Brantôme l. c.
[2] Vie de Coligny T. II. p. 490.

1574
krieges hinterließ er es. Wohl fühlte er, der ewigen Abhängigkeit von seiner Mutter endlich müde, den Wunsch, etwas Besseres und Würdigeres zu leisten. Er war gesonnen, die Montmorency's so wie die Guisen zu entfernen, sich der Oberherrschaft Catharinens zu entreißen, sie nach Polen zu schicken, und selbstständig zu regieren. [1] Allein sein Lauf war zu Ende, ehe er dieses alles ausführen konnte, in der Blüthe seiner Jahre mußte er hinweg und schied mit dem bittern marternden Gefühle, sein Leben in unseliger Verblendung verloren, seinen Beruf nicht verstanden zu haben.

[1] Thuanus, T. II. L. LVII. p. 66. seqq.

Heinrich III.

Zwei und dreißigstes Capitel.

Heinrich's Flucht aus Polen; sein Aufenthalt in Wien, Venedig und Turin; weise Rathschläge des Kaisers Maximilian II. und des Dogen von Venedig; neue Intriguen Catharinens; Heinrich in Lyon; die Fortsetzung des Kriegs gegen die Protestanten wird beschlossen.

Kaum hatte Carl IX. sein qualvolles Daseyn geendet, so flogen auch schon zwei Eilboten, in verschiedenen Zeiträumen von Catharinen entsendet, Heinrich in Polen diese wichtige Zeitung zu überbringen und ihn zur schleunigen Rückkehr nach Frankreich aufzufordern. Nicht unerwartet zwar und höchst willkommen kam ihm diese Nachricht, allein sie setzte ihn dennoch in einige Verlegenheit. Sollte er die kaum angetretene Regierung schon wieder aufgeben, oder sollte er bleiben, und den, von ihm so schmerzlich vermißten und sehnlich gewünschten, Genüssen von Frankreichs Hauptstadt noch länger entsagen? Er berathschlagte sich hierüber mit den Franzosen, welche ihm nach Cracau gefolgt waren. Die gemäßigtern und weisern riethen ihm noch zu bleiben, weil es seine Ehre und sein Vortheil zugleich erheischten. Denn eine so übereilte Abreise würde einer unrühmlichen Flucht ähnlich sehen und den Verlust der Krone Polens nach sich ziehen. Erhalte er sich dieselbe aber, so könne er sie auf seinen Bruder, den unruhigen, mit den Hugenotten bereits verbündeten Herzog von Alençon übertragen, und denselben, zum Heile Frankreichs, mit Anstand entfernen. Anders redeten Heinrich's

1574
Schmeichler und Genossen seiner Vergnügungen. Sie stimmten mit Villequier, seinem vorzüglichsten Günstlinge, für eine augenblickliche Abreise, und ihre Meinung erhielt den Vorzug. Wie ein Gefangener, der seiner Haft entwischt, verließ Heinrich in der Nacht des 18. Junius Cracau mit einem geringen Gefolge und eilte den Grenzen Oestreichs zu, um sich nach Wien zu begeben. Er hinterließ nur eine schriftliche Erklärung an den Senat, daß ihn die dringende Nothwendigkeit seiner Gegenwart in Frankreich zu diesem Schritte veranlasse, nach dort hergestellter Ordnung werde er zurückkehren. Kaum ward Heinrich's Entfernung in der Stadt ruchtbar, so setzten ihm die Polen nach, erreichten ihn auch an der Grenze, konnten ihn aber auf keine Weise zur Rückkehr bewegen.

So wie der Kaiser Maximilian **II.** die Annäherung eines so unerwarteten Gastes vernahm, schickte er ihm seine beiden Söhne, Matthias und Maximilian, entgegen, und empfing ihn selbst, mit einem Gefolge von 60 Staatswagen und 300 Reitern, einige Meilen vor seiner Hauptstadt. Unter dem Geräusch der glänzenden Feste, welche veranstaltet wurden, ermahnte Maximilian seinen Gast, die neue Regierung in Frankreich mit Milde und Duldung zu beginnen. Die Erfahrung habe ihn gelehrt, daß der Krieg und die Gewalt Religionsstreitigkeiten verschlimmere, und nur seit einer zugestandenen Freiheit und Duldung erfreue sich Deutschland der Ruhe und des Friedens. Heinrich hörte diese Rathschläge mit scheinbarer Gefälligkeit an, ohne jedoch etwas zu versprechen. Den 1. Julius verließ er Wien, um sich nach Venedig zu begeben. Schon an der Grenze von Friaul empfing ihn der Statthalter dieser Provinz an der Spitze von 500 Edelleuten. 60 Senatoren kamen ihm in ihrer Amtstracht von rothem Atlaß von Venedig entgegen, 40 Gondeln mit schwarzem Taffet bedeckt waren bestimmt ihn und seine Begleitung aufzunehmen; der Doge mit dem ganzen Se-

1574

nate bewillkommnete ihn hierauf, und der Bucentauro trug zuletzt den neuen König von Frankreich nach Venedig, unter dem Donner der Kanonen, dem Schmettern der Trompeten und dem Zujauchzen unzähliger Zuschauer, welche in vielen hundert Fahrzeugen jeder Gestalt und Größe um den Zug herschwammen. Neun Tage erlustigte sich Heinrich in dieser, durch ihren Handel und ihre Verfassung, damals so merkwürdigen Stadt, und eben so viele Nächte verschwelgte er im Taumel der Wollust. Staunend betrachtete er die ungeheuren Magazine, Arsenale und Werkstätten, welche die Blüthe der Seemacht und des Handels Venedigs beurkundeten, und hörte mit Vergnügen zu, wie 4 Arbeiter einen Helm im genauesten Takt und Zeitmaß schmiedeten. [1] Ein glänzender Ball, wo 200 der schönsten Venetianerinnen, alle in weiße Seide gekleidet, und von Perlen und Diamanten strahlend, einen künstlichen Tanz mit unübertrefflicher Anmuth aufführten, machte den Beschluß der vielfältigen Festlichkeiten, welche die Republik ihrem königlichen Gaste zu Ehren veranstaltete. Auch der Doge Ludwig Mocenigo gab Heinrich, vor seiner Abreise, den freundschaftlichen Rath, einen haltbaren Frieden in Frankreich zu begründen.

Nach einem kurzen Besuch in Mantua und Ferrara kam Heinrich nach Turin. Nicht ohne Grund bot der Herzog von Savoyen alles auf, sich demselben durch eine glänzende Aufnahme zu empfehlen. Seit der Regierung Franz I. waren noch einige Städte und Provinzen von den Franzosen besetzt. Es lag dem Herzoge alles daran, dieselben wieder zu erhalten, und es gelang ihm. Geschmeichelt und berauscht von den für ihn veranstalteten Lustbarkeiten, gab Heinrich seinem freundlichen Bewirther, Pignerol, Savigliano und das Thal Perouse zurück. Heftig war zwar der Widerspruch des Herzogs von Nevers, Gouverneurs von Pignerol

---

[1] Thuanus, T. II. L. LVIII. p. 68.

1574
und des Kanzlers Birague, und sie weigerten sich, die hierüber ausgefertigte Akte zu unterzeichnen und zu untersiegeln; allein Heinrich ergriff Petschaft und Feder und that beides selbst.[1] Mit geringerm Erfolge betrieb der Herzog von Savoyen einen zweiten, für Frankreich wahrhaft ersprießlichen, Plan. Er wollte nämlich eine Versöhnung zwischen der mächtigen Familie der Montmorency und dem neuen Könige von Frankreich stiften. Zu diesem Ende ließ er den Marschall d'Anville, den Bruder des Marschalls von Montmorency, nach Hofe kommen, und stellte ihn seinem Monarchen vor. Seine Tante, die kluge und verständige Herzogin Margarethe, wendete zugleich mit alle ihre Erfahrung und Beredsamkeit zu einem günstigen Erfolge an. Allein eines Theils war Heinrich an sich schon wider die protestantisch gesinnten Montmorency durch seine Mutter eingenommen, und neigte sich, wie sie, mehr zu den fanatischen Guisen; dann hatte diese bereits durch Villequier erfahren, daß Heinrich, durch die Vorstellungen mehrerer Fürsten gewonnen, mit friedlichen Absichten und dem Vorsatze wichtiger Veränderungen zurückkehre. Dieses erfüllte die ehrgeizige und herrschbegierige Medicis mit Schrecken, denn nun eben hoffte sie ihre Macht erst recht fest zu begründen. Ohne Verzug mußten drei von ihren Creaturen, Cheverin, Bernard Fizes und Neuville von Villeroy, zu ihrem Sohne nach Turin reisen, um alle Vorschläge zur Beendigung der bürgerlichen Unruhen, so wie zu sonstigen Veränderungen zu hintertreiben. Sie entledigten sich ihres Auftrags nur zu gut. Heinrich behandelte d'Anville plötzlich mit solcher Kälte, daß dieser sofort Turin verließ, nach Languedoc zurückkehrte und nun der Verbindung der Hugenotten und Politiker beitrat, womit er bis dahin gezögert hatte.[2]

---

[1] Henault. T. I. p. 518.

[2] Thuanu, T. II. L. LVIII. p. 82.

1574
Den 5. September betrat Heinrich den französischen Boden. Die Königin, seine Mutter, kam ihm bis in das Dorf Bourgoin entgegen; er hielt alsdann seinen Einzug in Lyon, wo ihn der Stadtcommandant, an der Spitze der bewaffneten Bürgerschaft, bewillkommnete. Catharina stellte hier ihrem Sohne den Herzog von Alençon und den König von Navarra vor, welche sie von Paris mit sich geführt hatte. Dorthin nämlich waren sie von Bois de Vincennes auf ihren Befehl gebracht worden. Um sie unter eigner Aufsicht zu haben, wies sie denselben ein Zimmer im Louvre selbst an. Wachen an den Thüren, und Gitter an den Fenstern verhinderten jede Annäherung ihrer Freunde von Außen, so wie jeden Versuch ihrer Seits zu entkommen. Mit schmeichelnden, tröstenden Worten und der Hoffnung einer baldigen Befreiung suchte Catharina den Trübsinn von ihren Gefangenen zu verscheuchen, und um sie durch unsichtbare, darum aber nur desto festere Bande zu halten, war ihnen der Eintritt in die Gemächer ihrer Hofdamen gestattet. Dort mochten sie sich ergötzen so oft und so viel sie wollten, Catharina hinderte es nicht, denn so gedachte sie vornehmlich den löwenkühnen Bearner zu zähmen. Zahlreiche Spione, durch das ganze Königreich verbreitet, und besonders die Schaar der 25, zuverlässige, von ihr selbst gezogene und reichlich besoldete Hauptspione, die sich zu den Vornehmen und Mächtigen in ihren Trinkgelagen und Orgien gesellten, gaben ihr von jeder verdächtigen Bewegung der Gegenpartei, Kunde.[1] Heinrich empfing die ihm vorgestellten Prinzen kalt, gab ihnen zwar die Freiheit, ließ sie aber fortwährend beobachten.

Das katholische Frankreich empfing Heinrich von Anjou mit frohen Erwartungen. In die Stürme des Krieges war seine Jugend gefallen, im Kriege hatte er sich bereits Ruhm erworben, so hoffte man also, er

[1] Mezeray, T. III. p. 3, 4.

1574
werde ein kriegerischer König seyn, fähig seinem Volke mit kräftigem Arme die lang entbehrte Ruhe zu erkämpfen. Allein schon bei seinem Aufenthalte in Lyon vernichtete er diese freudigen Hoffnungen. Er zeigte sich fast niemals öffentlich, weder zu Pferde noch auf andere Weise. Ein Schwarm werthloser Jünglinge von verrufenen Sitten umgab ihn; mit diesen schloß er sich ein in seinem Cabinet, oder ließ sich in einer bunt gemalten Gondel auf den Wellen der Saone schaukeln. Ueber den Schnitt eines Kleides berietheh und stritten sie sich mit Gründen und Gegengründen, als gälte es das Wohl von Europa [1]; sie beredeten ihren königlichen Gönner, minder vertraulich mit den Vornehmen, möglichst unzugänglich für das Volk zu seyn, so werde er, nach Art der morgenländischen Könige, wie eine unsichtbar waltende Gottheit, geehrt und gefürchtet werden. Es beleidigte Vornehme und Geringe, daß er die Tafel, an welcher er speiste, mit einem Geländer umzog, und noch mehr, daß keiner der ergraueten und bewährten Diener des Staats oder der Armee Zutritt zu ihm hatte, denn eine steife Regel bestimmte, wer den Eintritt habe in sein Zimmer und wer in sein Cabinet. Anfänglich sollte jedermann Gehör finden täglich nach der Mittagstafel; bald verminderte er dieses auf drei Tage wöchentlich und jedesmal nur eine Stunde, welches er nachmals auf zwei Tage und blos für eine halbe Stunde herabsetzte. Bittschriften nahm er im Vorübergehen zwar an, allein sie blieben unbeantwortet. Dieses Verfahren erbitterte den Adel so sehr, daß der Hof in kurzem öde und leer ward, denn einer nach dem andern reiste ab und zog sich zurück in seine Provinz und auf seine Schlösser [2]. Die neuen Günstlinge, welche den Spottnamen Mignons erhielten, um die unkeusche und lasterhafte Verbindung zwischen ihnen und

[1] Mezeray, l. c. p. 34.
[2] Mezeray, T. III. p. 35.

1574
ihrem Gebieter anzudeuten, triumphirten, denn jetzt waren sie unbeschränkte Meister am Hofe und schalteten über Ehrenstellen und Finanzen.

Während Heinrich noch in Lyon war, berathschlagte man über einen wichtigen Gegenstand. Sollte den Protestanten und Politikern, deren Abgeordnete täglich erwartet wurden, der Friede bewilligt, oder der Krieg, als gegen Rebellen und Ketzer, gegen sie fortgesetzt werden, das war die große Frage, über welche in Gegenwart des Königs, Catharinens, des Cardinals von Lothringen, des Herzogs von Guise und seiner Verwandten, des Herzogs von Nemours, des Bastards von Angouleme, des Grafen von Rays und vieler Marschälle und Herrn verhandelt wurde.

Außer den zwei bestimmt erklärten Parteien der Guisen und der Montmorency theilte sich der Hof und die Räthe des Staats noch in zwei abweichende Meinungen; die einen vertheidigten mit blindem Eifer den Glauben ihrer Väter, ohne Rücksicht auf Veränderungen und Umformung, welche die Zeit und der Mißbrauch erfordern könnten; die Aufrechthaltung der römisch-katholischen Kirche war ihr einziger Zweck, und sie wählten dazu den Krieg eben so bereitwillig, als den Frieden, auch schien es ihnen unnöthig, den Protestanten die oft bekräftigten Verträge zu halten; und diese neigten sich, ihren Grundsätzen nach, zu der Partei der fanatischen Guisen, obschon sie dieselben nicht liebten. Die andern bekannten sich zwar fortwährend auch zur katholischen Kirche, allein sie gestanden ein, daß Unwissenheit und Eigennutz viele Mißbräuche in dieselbe gebracht habe, welche durch eine Hauptverbesserung abzustellen wären, die aber nur im Frieden statt finden könne, daher stimmten sie für denselben, dachten billig gegen die Protestanten, und näherten sich auf diese Weise den Montmorency. Auch der treffliche Kanzler Hopital hatte in diesem Geiste gedacht und gehandelt, noch viele folgten seinen Fußstapfen, und der ehemalige Bischof von Orleans, Jean de Mor-

1574 villiers, stand jetzt an ihrer Spitze, ein Mann von einem unbescholtenen und sanften Charakter, ob er gleich dem verstorbenen Hopital an Talenten bei weitem nicht gleich kam. Die Partei der Gemäßigten war zahlreich am Hofe, aber dieses gerade veranlaßte auch die blinden Eiferer sich enger und fester zu verbinden. [1]

Alle Glieder der berathenden Versammlung saßen jetzt in erwartungsvoller Stille, der König forderte zuerst Paul de Foix auf, seine Meinung zu sagen, welcher von gemäßigten Gesinnungen war, und mit Feuer und Wärme vollzog er den erhaltenen Auftrag.

Ein jeder Bürgerkrieg, sagte er, sey ein Unglück, wohin sich auch immer der Sieg neigen möge; man müsse die Streitkräfte der Protestanten nicht für unbedeutend halten, sie besäßen jetzt Städte, Häfen und feste Schlösser, wo sie, nach verlorenen Hauptschlachten, den Krieg in die Länge ziehen könnten, dieses aber dürfte allmählig den Geist der Ungebundenheit herrschend machen, welcher zuletzt noch den Zaum der Gesetze und der königlichen Gewalt abschüttle; die bisher angewendete Gewalt, selbst die Ereignisse der Bartholomäusnacht, wo die Protestanten ihrer Hauptanführer beraubt worden wären, hätten nicht vermocht das Feuer zu löschen, daher wisse er, übereinstimmend mit dem Rathe des weisen Kaisers Maximilian und des Senats von Venedig, nichts Besseres vorzuschlagen, als den Protestanten die verlangte Gewissensfreiheit zu bewilligen, wodurch einzig und allein ein dauernder Friede zu bewirken sey. [2] Der Gegenstand selbst, und die gerechte Besorgniß, daß die Umtriebe der Fanatiker dennoch die Greuel des Bürgerkriegs wieder erneuern würden, ergriffen den edeln Paul de Foix so sehr, daß am Schlusse der Rede seinen Augen helle Thränen entstürzten.

---

[1] Thuanus, T. II. L. LIX. p. 89 seqq.
[2] Thuanus, l. c.

1574

Höhnisch und naserümpfend nahm sogleich der höfische und feile Villequier das Wort. Er vermöge zwar nicht gelehrt und kunstreich zu sprechen, begann er, aber mit den Ketzern Friede machen, das hieße Gott selbst den Krieg erklären; was solle aus dem Staate, was aus der öffentlichen Wohlfahrt werden, wenn es zwei Religionen im Reiche gebe; vergebens habe man wiederholte Friedensschlüsse gemacht, der Krieg sey nie beendet worden. „Es ist überflüssig länger zu berathschlagen," fuhr Villequier zum Könige gewendet fort, „die Zeit des Handelns ist gekommen; gekommen ist die Zeit, wo Ew. Majestät die Früchte so vieler glorreichen Anstrengungen Ihrer Vorfahren ernten werden, und welche ein frühzeitiger Tod Ihrem erlauchten Bruder entriß. Rechtmäßiger Erbe seiner Macht, Dir allein ist dieser Preis beschieden; nach so viel errungenen Lorbeern, nach zweien rechtmäßig erworbenen Kronen verdiene auch noch die dritte, die Feinde Gottes zu zerschmettern, und der Kirche den Frieden zu geben! Dieß ist mein Rath, um dessen Genehmigung ich Ew. Maj. fußfällig bitte; der zu führende Krieg wird leicht und glücklich seyn, und die Umstände machen ihn nothwendig; Frankreich ist in seinem Innern getheilt, es bleibt keine Wahl; Ew. Maj. muß entweder untergehen mit dem Staate, oder die Protestanten bis auf die letzte Spur vertilgen." [1] Nach diesen Worten erhob sich der König und sein Gefolge, die Versammlung war aufgehoben und die Fortsetzung des Kriegs, wie durch allgemeine Zustimmung, beschlossen. Um den gewichtigen Gründen von Paul de Foix einige Aufmerksamkeit zu zeigen, hielt man am folgenden Tage noch eine Versammlung, worin man bestimmte, die Abgeordneten der Protestanten, im Fall sie noch erschienen, zwar anzuhören, daß man aber indessen den Krieg vorbereiten und auch nachdrück-

[1] Thuanus, l. c.

1574 lich beginnen werde. Catharina, der böse Dämon Frankreichs, triumphirte abermals, und neue, dem Bürgerglück entnommene Opfer sollten ihrer nimmersatten Herrschbegierde bluten.

Drei und dreißigstes Capitel.

Fortgang des Krieges; Heinrich III. in Avignon ein Mitglied der Flagellanten-Brüderschaft; Tod des Cardinals von Lothringen; seine Charakteristik; Verheirathung und Krönung Heinrich's III.; Flucht des Herzogs von Alençon vom Hofe; tiefes Elend Frankreichs; Flucht des Königs v. Navarra; Friede zu Beaulieu den 6. May 1576.

Der Herzog von Montpensier erhielt den Auftrag, den Krieg in Poitou fortzusetzen; Bellegarde, neuerdings zum Marschall ernannt, sollte Dauphiné unterwerfen, zugleich auch wünschte man ihn vom Hofe zu entfernen, welchem er, als ketzerisch gesinnt, verdächtig war; Heinrich selbst beschloß, sich nach Avignon zu begeben, um Languedoc näher zu seyn, wo der Herzog d'Anville an der Spitze der Unruhen stand. Bald loderte der Krieg wieder in allen Provinzen auf. Entrüstet über die Ausfälle und Streifzüge, welche die Protestanten von Livron, Pousin und andern Punkten an der Rhone machten, schickte Heinrich einen Wappenherold an sie ab, mit der leeren Aufforderung, sich zu ergeben. Sie wären bereit ihrem Könige Gehorsam zu beweisen, war die Antwort, aber ihr Eigenthum und selbst ihr Leben seyen in Gefahr, darum würden sie dieses vertheidigen bis in den Tod gegen die Störer der öffentlichen Ruhe. Mit abwechselndem Glücke ward in der Provence und im Dauphiné gefochten; den Herzog d'Anville suchte der König durch schmeichelhafte Briefe in

1574

die Falle zu locken, oder wenigstens seiner Partei verdächtig zu machen, aber vergebens; der Herzog hörte die königlichen Abgeordneten nur in Gegenwart seiner Mitbefehlshaber an, und maß übrigens jenen Schmeicheleien keinen Glauben bei.

Während der Bürgerkrieg die Provinzen Frankreichs verwüstete, beschäftigten den König und seinen Hof ganz andere Angelegenheiten zu Avignon. Seit 200 Jahren der unmittelbaren Herrschaft der Päpste unterworfen [1], zeichneten sich die Bewohner dieser Stadt durch einen finstern Fanatismus aus, wodurch sie den widersinnigsten, ja empörendsten Ausschweifungen religiöser Schwärmerei zugeneigt wurden. Deswegen fand auch hier die Brüderschaft der Flagellanten oder Geißler Beifall und Anhang, Leute, welche sich zur Ehre Gottes und zur Abbüßung ihrer Sünden in öffentlichen Processionen selbst geißelten, nach einer verkehrt erklärten Stelle der Psalmen Davids, wo es in der lateinischen Bibelübersetzung oder Vulgate heißt: „quoniam ego in flagella paratus sum," die Strafe des Herrn ist über mir. Zum äußern Zeichen der innern Demuth des Herzens trugen diese Flagellanten

[1] Die Grafschaft Venaissin, in welcher Avignon liegt, ward 1273 von Philipp dem Kühnen an den Papst Gregor X. abgetreten; die Stadt Avignon, nebst deren Gebiete, überließ Johanna, Königin von Sicilien und Gräfin von Provence, an den Papst Clemens VI. 1348 für 80,000 Gulden. Ein Vicelegat regierte Venaissin und Avignon für den Papst und wurde alljährlich verändert oder aufs Neue bestätigt. 7 Päpste residirten hier hinter einander von 1305 bis 1377, und weil sie dadurch von den Königen von Frankreich sehr abhängig wurden, hat man diese Zeit oft die babylonische Gefangenschaft der Päpste genannt. Oft gab es Streitigkeiten zwischen dem päpstlichen Legaten in Avignon und der französischen Regierung, bis endlich Avignon nebst dem ganzen Gebiet an die französische Republik übertrat, 1790, und 1791 von der Nationalversammlung derselben feierlich einverleibt wurde. Jetzt ist Avignon die Hauptstadt im Departement de Vaucluse.

1574 einen groben Kittel, welchen man einen Sack nannte, andeutungsweise auf die morgenländische Sitte, Buße zu thun im Sack und in der Asche. Die ganze Brüderschaft theilte sich in drei Gesellschaften und unterschied sich durch die Farbe ihrer Gewänder; es gab daher schwarze, weiße und blaue Flagellanten. Einer solchen Procession nun schloß sich Heinrich III., Frankreichs König, zu Avignon an, und der ganze Hof folgte seinem Beispiele [1]; der König erkor für sich die Gesellschaft von der weißen, und Catharina die von der schwarzen Farbe. [2] Selbst Heinrich von Navarra durfte sich von dieser Mummerei nicht ausschließen, und lachend bemerkte der König dabei, daß derselbe nicht recht für dergleichen passe. [3] Auch der Cardinal von Lothringen hatte diesen Processionen in Person beigewohnt; da es aber bereits im Monat December war, so zog er sich eine heftige Erkältung zu, welche seinem Leben ein Ende machte, den 26. Dec. 1574 in seinem 74. Jahre.

Als eine Eigenthümlichkeit hat man bemerkt, daß der Cardinal von Lothringen den Sankt Matthiastag, oder den 24. Februar, zum Geburtstag hatte, an welchem Carl V. geboren, und Franz I. in der Schlacht von Pavia gefangen genommen wurde, als ob dieser Tag für Frankreich in verschiedener Beziehung hätte unheilbringend seyn sollen. Frühzeitig ward Carl von Lothringen, aus dem Hause Guise, für den geistlichen Stand bestimmt und erwarb sich hierzu ausgebreitete Kenntnisse. Nachmals widmete er sich ausschließlich den Staatsgeschäften. Eine natürliche Wohlredenheit, Anmuth und Würde verliehen ihm Ansehen und Einfluß. Uebrigens aber trieb ihn ein unsteter, unruhiger Geist von einem Gegenstande zum andern. Immer unzufrieden mit der Gegenwart, immer einer ungewissen Zukunft entgegen=

---

1 Thuanus, T. II. L. LIX. p. 92.
2 Journal du règne de Henri III. T. I. p. 10.
3 Ibidem.

1571
lauschend, durchkreuzten tausend Entwürfe seinen Kopf. Bei der Verbreitung der Reformation schien er sich derselben anfangs zuzuneigen; nachdem er aber auf dem Concilium zu Trident gegenwärtig gewesen, und die Bürgerkriege in Frankreich ausbrachen, zeigte er sich stets als einen heftigen Feind und Gegner der Protestanten und machte sich zum Protektor des französischen Clerus, bei dem er aber ebenfalls verhaßt war; denn man warf ihm vor, der Königin Catharine, um deren Gunst er kriechend buhlte, gerathen zu haben, die Kirchengüter zur Führung der Kriege anzugreifen, und dem Adel Pensionen auf die reichsten Abteien anzuweisen.[1] Furchtbar schwang er die Geißel der Tyrannei über Frankreich, als er zu der höchsten Gewalt gelangt war. Die Einkerkerungen in der Bastille, die geheimen Verhaftsbefehle, die Verdrehung des Rechts durch besoldete Richter waren seine Erfindungen, welche fluchwürdig bis auf die neuesten Zeiten fortwucherten. Nicht weniger als vier Erzbisthümer, sieben Bisthümer und vier Abteien besaß er und bezog deren Einkünfte.[2] Carl IX. bewilligte ihm eine Leibwache, die ihn selbst am Altare, bei seinen geistlichen Verrichtungen, umgab. Sein Uebermuth kannte keine Grenzen; in voller Rathsversammlung nannte er einst den ehrenwerthen Kanzler Hopital einen Nichtswürdigen (belître), und an einem, auf dem Schloßhofe zu Fontainebleau errichteten, Galgen drohete er alle Officiere aufknüpfen zu lassen, welche sich mit einem Gesuch um Auszahlung ihrer Rückstände oder um Bewilligung eines Gnadengehalts melden würden. Seine Sitten waren ausschweifend und seinem Zeitalter gemäß. Oeffentlich unterhielt er eine berüch-

---

[1] Thuanus, T. II. L. LIX. p. 92, 93.

[2] Er war Erzbischof von Lyon, Rheims, Sens und Narbonne; Bischof von Metz, Toul, Verdun, Terruenne, Luçon, Alby, Valence, u. Abt von Fecamp, Gorze, Clugny und Marmoutier.

1574 tigte italienische Buhlerin, bekannt unter dem Namen der schönen Römerin, und sein, mit derselben erzeugter, Sohn ward nach seinem Tode Abt von Clugny, welche Abtei gleichsam ein Erbe seiner Familie war. [1] Der Haß und die Verwünschungen aller Parteien folgten diesem unredlichen, fast jeder Tugend ermangelnden Manne in das Grab.

Heinrich **III.** war am wenigsten gestimmt den Tod des Cardinals zu betrauern, denn ganz andere Wünsche und Hoffnungen beschäftigten ihn jetzt. Noch bei Lebzeiten seines Bruder Carls **IX.** hatte er Luise von Lothringen, Tochter von Nicolaus von Lothringen, Grafen von Vaudemont, Oheim des Herzogs von Lothringen, Carl **II.**, bei Hofe gesehen und war durch ihre Reize gefesselt worden. Auf seiner Reise nach Polen sah er sie nochmals in Lothringen und faßte eine ernstliche Neigung zu ihr. Gleichwohl verheimlichte er dieses seiner Mutter und ließ es sogar geschehen, daß auf deren Veranlassung Bewerbungen um die Hand von Elisabeth, Schwester Johanns **III.**, Königs von Schweden, eingeleitet wurden, denn Catharina wünschte eine Schwiegertochter, welche in Frankreich ganz fremd sey, um keine Nebenbuhlerin in der Regierungsgewalt an ihr zu erhalten. Kaum hatte der Cardinal von Lothringen die Augen geschlossen, so eröffnete Heinrich seiner Mutter seine stille Liebe für Luisen, jetzt keinen Widerspruch mehr besorgend, welchen sonst Catharinens Erinnerung an Maria Stuart und ihren mächtigen Einfluß auf den kränkelnden Franz **II.** durch ihre Oheime, den Herzog und den Cardinal, die kühnen und herrschbegierigen Guisen, gewiß mit allem Nachdruck erhoben hätte. Beide, von ihr gefürchtete Männer aber waren nun todt, und so willigte sie in das Gesuch ihres Sohnes. Ein zweiter Abgeordneter eilte flugs nach

---

[1] **Brizard, du massacre de la St. Barthélemy, partie IIde, p. 14. seqq.**

1575
Schweden die bereits eröffneten Unterhandlungen abzubrechen und zugleich bei seiner Reise durch Lothringen um die Hand der schönen Luise zu werben. Beide Aufträge wurden pünktlich vollzogen. Uebel entließ der König von Schweden den französischen Brautwerber Pinart, mit Bereitwilligkeit empfing der Herzog von Lothringen die Bewerbung um seine Tochter, und die Feier der Krönung zu Rheims sollte für Heinrich **III.** auch die Vermählungsfeier mit Luisen von Lothringen werden. Den 11. Februar 1575 traf Heinrich, von Lyon kommend, zu Rheims ein. Bereits waren die Vornehmsten des Hofes und Reiches daselbst versammelt, die königliche Verlobte, nebst ihrem Vater und sonstigen Verwandten, langte an, und Alles rüstete sich zu dem glänzenden Doppelfeste. Am 15. Februar fand die feierliche Salbung und Krönung durch den Cardinal von Guise, den Bruder des verstorbenen Cardinals von Lothringen, Statt. Als man dem Könige die Krone aufsetzte, sagte er ziemlich laut: „sie thut mir weh!" und zweimal glitt sie ihm vom Haupte, als wolle sie herabfallen, welches bemerkt und als ein unglückliches Vorzeichen angesehen wurde.[1] Desgleichen unterließ man, das gewöhnliche Te Deum zu singen. Die Messe, welche nach kirchlichem Gebrauche stets in der Morgen- oder Vormittagszeit gelesen wird, konnte an diesem und dem folgenden Tage erst gegen Abend gelesen werden, weil der König den ganzen Tag über keinen Augenblick Zeit dafür fand, indem er mit der Anordnung und Auswahl der Edelsteine und des Schmucks für sich und seine Gemahlin, so wie mit dem Anprobiren seiner Kleider oder derer seiner Braut emsig beschäftigt war.[2] Auch dieses machte einen nachtheiligen Eindruck auf das Volk, weil man sonst gewohnt war, den König ängstlich genau die kirchlichen Gebräuche beobach-

[1] Journal de Henri, III. T. I. p. 13.
[2] Thuanus, T. II. L. LX. p. 121.

1575 ten zu sehen. Während der Hof in Lustbarkeiten und Freude schwamm, trafen höchst unangenehme Berichte aus Metz ein. Es war dort zwischen der Garnison und den Bürgern zu blutigen Händeln gekommen. Seit mehrern Monaten hatte man derselben nämlich keinen Sold ausgezahlt, dieses veranlaßte Bedrückungen der Bürger, thätlichen Widerstand derselben und zuletzt gewaltsame Auftritte. Der Hof ließ sich dadurch keinesweges in seiner Lust stören, voll Unwillen gab daher der Präsident des pariser Parlaments, Christoph de Thou, welcher ebenfalls in Rheims gegenwärtig war, seiner Entrüstung Worte. Unverantwortlich sey es, daß man jeden Tag unermeßliche Summen in überflüssigen Festen und Schauspielen vergeude und die nothwendigsten Bedürfnisse unbefriedigt lasse. Auch dieses trübte die Laune der Fröhlichen nicht. Man betrachtete den Präsidenten als einen altmodischen Ueberrest der alten Zeit, und die Höflinge ergossen ihren Witz über ihn.

Der König besuchte hierauf mehrere Kirchen und Kapellen dem Herkommen gemäß; auch die Kirche St. Maclou, wo die Könige Frankreichs, nach neuntägigem Fasten, die Kraft erhalten sollen, durch Anrühren Kröpfe zu heilen. Gegen Ende des März endlich hielt er seinen feierlichen Einzug in Paris.

Am 6. April kamen die Abgeordneten der Protestanten und Politiker dort an, nachdem sie sich vorher mit dem Prinzen von Condé, der sich in Basel aufhielt, besprochen. Heinrich empfing sie in feierlicher Audienz; mit Unterwürfigkeit versprach Arennes, welcher das Wort führte, Gehorsam im Namen der Protestanten, wenn ihnen nur Gewissensfreiheit bewilligt werde. Freundlich entgegnete der König, er habe für alle seine Unterthanen ein gleichliebendes Herz; auch die Protestanten sollten diese Liebe erfahren, wenn sie wirklich so gehorsam seyn würden, als sie versprächen. Doch diese Sprache änderte sich sehr, als die Abgeordneten die, unter 90 Artikeln abgefaßten, Forderungen der Protestan-

1575

ten vorlegten. Außer einer uneingeschränkten Religionsfreiheit verlangten sie noch, daß das Parlament und die Gerichtskammern zur Hälfte mit protestantischen Gliedern besetzt würden; die Bestrafung der Urheber des pariser Blutbades; völlige Amnestie und Wiedereinsetzung in alle Aemter des Prinzen von Condé, des Marschalls d'Anville, so wie aller Freunde derselben; die Entlassung der Marschälle von Montmorency und Cossé aus der Bastille; die Zusammenberufung der Reichsstände; die Herabsetzung der Auflagen auf den Fuß, wie unter Ludwig XII., u. d. m.[1] Der König gerieth über diese Forderungen in den höchsten Zorn und verweilte sich vornehmlich bei dem ersten Artikel, wo eine gänzliche Gewissensfreiheit verlangt wurde. Gleichwohl fand es der Hof nicht rathsam, sogleich alle Unterhandlungen abzubrechen, denn fast zu derselben Zeit wurden von der Königin von England, von dem Herzoge von Savoyen und den katholischen und protestantischen Kantons der Schweiz Vorstellungen für die Wiederherstellung des Friedens in Frankreich gemacht. Heinrich ließ also den Abgeordneten sagen, er werde ihren Bitten auf eine passende Weise Genüge leisten. Mit diesem Bescheide nicht zufrieden, entfernten sie sich, bis auf zwei, wieder von dem Hofe, welche zur Erhaltung des guten Scheines zurückblieben, und beide Parteien setzten die Feindseligkeiten fort.

Die Witwe Carls IX., die tugendhafte, sittenreine Elisabeth, verließ jetzt Paris und kehrte nach Deutschland zu ihrem Vater und zu ihrer Familie zurück. Der Hof dieser Valois und einer Catharina von Medicis paßte nicht für ein Gemüth, welches, dem Geistigen und Höheren verwandt, vor dem Schlamme der ausgelassensten Sinnlichkeit zurückbebte.

Guyenne, Poitou, Dauphiné und die Normandie wurden aufs Neue der Schauplatz des verheerenden Bür-

[1] Thuanus, T. II. L. LX. p. 121.

1575 gerkriegs, wo sich das Glück bald für die eine, bald für die andere Partei entschied. La Noue nahm für die Protestanten die Schlösser St. Angeli und Benon weg und stellte dadurch die Verbindung zwischen Rochelle und der Stadt Pons wieder her. Montbrun schlug die königlichen Truppen bei Die, la Popeliniere bemächtigte sich der Städte Tonnai = Boutonne und Langoirant, dagegen aber besetzten die Katholiken die kleine Insel Ré, Rochelle gegenüber, um dieses stete Bollwerk der Calvinisten enger einzuschließen, konnten sich aber kaum 24 Stunden daselbst behaupten.

Um diese Zeit lieferte die Nemesis den Meuchelmörder Bême, welcher in der Bartholomäusnacht dem Admiral Coligny den Mordstahl zuerst ins Herz bohrte, den Protestanten bei Jarnac im Angoumois gefangen in die Hände. Er kam aus Spanien zurück, wohin ihn der Herzog von Guise geschickt hatte, unter dem Vorwande, ihm Pferde einzukaufen, in der That aber, wie man vermuthete, um mit Philipp die Unterhandlungen wieder anzuknüpfen, welche durch den Tod des Cardinals, des Herzogs Oheim, waren abgebrochen worden.[1] Unermeßliche Summen bot der verworfene Bême für Leben und Freiheit an, aber vergebens. Um jedoch einigen Geldgewinn aus ihm zu lösen, boten seine Ueberwinder den Bürgern von Rochelle an, ihnen diesen Bösewicht für 1000 Thaler (écus d'or) zur martervollen Bestrafung auszuliefern. Diese aber, nach dem Rathe des gemäßigten de la Noue, gingen diesen Handel nicht ein, aus Furcht, die Gegner zur Wiedervergeltung zu reizen. Eine gleiche Besorgniß hegte Bertoville, der Befehlshaber der Soldaten, welche Bême gefangen hielten; gleichwohl konnte er sich auch nicht entschließen, ihn gegen Lösegeld frei zu lassen. Er wählte demnach einen Mittelweg. Unter dem Scheine, ihm zu seiner Flucht behülflich zu seyn, schlug ein Sol=

[1] Thuanus, T. II. L. LX. p. 125 seq.

1575

bat dem Gefangenen vor, mit ihm zu entweichen. Freudig ergriff dieser den Vorschlag; in der Nacht machten sie sich auf den Weg; aber schon stand ein Hinterhalt bereit; er überfiel die nächtlichen Wanderer und Bême ward niedergebohrt, zur gerechten Vergeltung seiner Thaten.

Ein ähnliches Loos traf jedoch Montbrun, einen der thätigsten und tapfersten Anführer der Protestanten. In einem Reitergefechte gerieth er in Gefangenschaft, indem er mit seinem Pferde stürzte und den Schenkel zerbrach. Der Hof frohlockte bei dieser Nachricht. Montbrun war einer der ersten gewesen, welcher die Fahne des Aufruhrs erhob, kühn hatte er oft gegen den König gesprochen, und durch seinen unternehmenden Geist sammelten sich die, oft zersprengten, Haufen immer wieder unter ihm. Unwiderruflich ward daher sein Todesurtheil gesprochen und zu Grenoble durch das Parlement vollzogen. Die Protestanten wählten einen feurigen jungen Mann, Lesdiguieres, an seine Stelle, welcher die verfallene Disciplin unter den Truppen wiederherstellte, die Hinrichtung Montbrun's aber brachte eine solche Erbitterung in die Gemüther der Protestanten in Languedoc, daß sie fortan von keinen Friedensvorschlägen des Hofes mehr hören wollten, welche durch denselben noch immer gemacht wurden.

Der Senat von Polen hatte im Mai ein Schreiben an den König Heinrich ergehen lassen, ihn zur Rückkehr aufzufordern. Gewiß war es nicht an der Zeit, das durch Parteien allenthalben zerrissene und erschütterte Frankreich zu verlassen, welches Heinrich III. überdieß nicht in den Sinn kam. Die Polen wählten sich also, in dem Fürsten von Siebenbürgen, Stephan Bathori, einen andern König den 14. Dec.; Heinrich aber behielt fortwährend den Titel eines Königs von Polen bei.

Ein unerwartetes Ereigniß versetzte den Hof in große Unruhe und hatte auf die Angelegenheiten des

1575 Reichs wichtigen Einfluß. Der Herzog von Alençon, des Königs Bruder, sah sich am Hofe auf alle Weise vernachlässigt und zurückgesetzt. Sein mäßiger Gehalt wurde ihm nicht einmal regelmäßig ausgezahlt, daher hatte er keine Anhänger und Creaturen, denn er konnte sie nicht belohnen. Außerdem fehlte es ihm an körperlicher und geistiger Kraft, sich selbst in Ansehen zu setzen, daher erlaubten sich des Königs Günstlinge ungestraft tausend Unwürdigkeiten gegen ihn, um so ungescheuter, da es der König selbst zu billigen schien. Dieser haßte ihn nämlich offenbar und hatte ihn im Verdachte der schwärzesten Anschläge. Denn als er einst an einem heftigen Schmerze am Ohre litt, so glaubte er fest, sein Bruder habe ihn vergiftet. Er ließ den König von Navarra kommen und trug demselben auf, den Herzog von Alençon zu ermorden. Heinrich schauderte über diesen Auftrag, machte Gegenvorstellungen und konnte den König nur mit Mühe auf andere Gedanken bringen. [1]

Dem Herzoge von Alençon blieb dieses nicht verborgen, und theils seine mißliche Lage, theils sein unruhiger Geist vermochten ihn, durch heimliche Flucht den Hof zu verlassen. Unter dem Vorwande eines geheimen Liebeshandels begab er sich am 16. September Abends in die Vorstadt St. Marceau, ließ sein Gefolge, welches ihn zu bewachen bestimmt war, an der Thür eines Hauses warten, wo einer seiner Vertrauten wohnte, mit dessen Hülfe er durch eine Hinterthür entwischte. Die weitern Anstalten zu seiner Flucht waren bereits genommen, und so entkam er glücklich nach Dreux, wo sich bald viele der Mißvergnügten um ihn versammelten. In einem erlassenen Manifest erklärte er sodann, daß er nicht gesonnen sey, etwas gegen die königliche Gewalt zu unternehmen, wohl aber wolle er dahin wirken, dem Königreiche die Ruhe und seinen vorigen Glanz wieder zu geben, den Bedrückungen, Ungerech-

[1] Mezeray, T. III. p. 76.

1575
rigkeiten und Veruntreuungen Einhalt zu thun, die ungerecht eingekerkerten Vornehmen zu befreien, das Volk von seinen unerschwinglichen Abgaben zu erleichtern, die katholische Religion aufrecht zu erhalten, aber auch den Protestanten die bewilligten Freiheiten zu lassen. Dieses wolle er nicht durch Waffengewalt bewirken, sondern durch eine allgemeine Versammlung der Stände, an welche er hiermit appellire.[1]

Der Hof war in der größten Bestürzung. Man dachte vor allem an die Befestigung der Städte und Plätze, welche Paris zunächst waren, und die Prinzen von Guise, so wie die übrigen Befehlshaber der Armee erhielten dem gemäße Aufträge. Die Besorgniß vermehrte sich, da man vernahm, daß sich auch der Prinz von Condé rüste mit deutschen Hülfsvölkern in Frankreich einzudringen. Casimir, der Sohn des Churfürsten von der Pfalz, hatte sich mit demselben verbündet; 6000 Reiter wollte dieser im Namen des Prinzen von Condé, und 2000 in seinem eigenen in Deutschland anwerben, wozu noch 6000 Schweizer kamen mit 4 Stücken Belagerungs- und 16 Stücken Feldgeschütz. Hierüber versprach Condé in Frankreich 12000 Mann Infanterie und 2000 Reiter in Languedoc aufzubringen, auch werde er nicht ohne die Einwilligung des Prinzen Casimir in Friedensunterhandlungen treten. Demselben wurden, während des Krieges, monatlich 12000 Thaler (écus d'or) versprochen; eine Bedingung des künftigen Friedens sollte seyn, daß der Prinz Casimir die Verwaltung der Städte Metz, Toul und Verdun erhielte, und nach Abschließung des Friedens demselben 200,000 Thaler baar ausgezahlt würden. Unendlich hart waren diese Bedingungen, doch sah sich Condé in der Nothwendigkeit Alles zu bewilligen, um schnell ein Heer zu haben; die Werbung in Deutschland ging rasch von Statten.

---

[1] **Thuanus, T. II. L. LXI. p. 133 seq.**

1575 Der Herzog von Alençon begab sich inzwischen nach Poitou.

La Noue, der reiche Graf Ventadour, der feurige Vicomte von Turenne, eine Neffe des Herzogs d'Anville und mehrere Andere kamen mit zahlreichen Mannschaften zu ihm. Wankelmüthig und doppelzüngig und für die Zukunft bangend, schickte der Herzog von Alençon seinen Geheimschreiber zum Papste nach Rom, um sich bei demselben über seinen Schritt zu entschuldigen. Nur die Nothwendigkeit für seine Sicherheit zu sorgen, keineswegs die Liebe zu den Protestanten habe ihn zu diesem Bündnisse getrieben; er wolle sich ihrer blos bedienen, den Frieden in dem Staate und der Kirche wieder herzustellen; er sey weit entfernt, ihre Lehrmeinungen anzunehmen, und suche nichts anderes als der heilige Vater selbst, die Ehre Gottes und die Beruhigung des Landes. Huldreich antwortete ihm der Papst, er möge ja diese zwei Hauptzwecke nicht aus den Augen verlieren und die Religion seiner Väter nicht vergessen.[1]

Abermals trat jetzt Catharina handelnd in die verworrenen Angelegenheiten ein. Zwar wünschte sie den Frieden nicht, denn nur bei der Zwietracht der Parteien hoffte sie das Ruder des Staats zu behalten, allein dieser Bruderzwist schien diesmal ihrem eigenen Vortheile zuwider. Zwischen ihre beiden Söhne mitten inne gestellt, fürchtete sie, beiden zuerst verdächtig und dann verächtlich zu werden, die gefährlichste Stimmung für ihr ferneres Ansehen. Daher rieth sie zuerst dem Könige, mit seinem Bruder in Unterhandlungen zu treten, und dann erbot sie sich, die Leitung derselben selbst zu übernehmen. Weil der Herzog von Alençon die Marschälle von Montmorency und von Cossé liebte, so wurden sie ihrer Haft entlassen, um die Königin bei ihrer bevorstehenden Zusammenkunft mit ihrem Sohne zu beglei-

[1] Thuanus, l. c. p. 133. 134.

1575
ten. Das Leben des erstern war in großer Gefahr gewesen. Es verbreitete sich das Gerücht, der Herzog d'Anville, der Bruder des Marschalls von Montmorency, sey in Languedoc an einem Fieber verstorben. Sogleich faßte der Hof den Entschluß, diesen letztern in der Bastille ermorden zu lassen; denn so wäre man zweier Glieder dieses verhaßten Hauses entledigt gewesen. Der erste Leibarzt des Königs, Miron, mußte zur Vorbereitung das Gerücht ausstreuen, Montmorency sey häufigen Anwandlungen des Schlagflusses unterworfen, und an Souvré, den Oberaufseher der Garderobe (grand-maître de la garderobe) erging bereits der Befehl, den Gefangenen heimlich zu tödten. Doch diesmal hatte man sich geirrt; Souvré war ein rechtlicher Mann, er wollte nicht das blinde Werkzeug der Tyrannei seyn, und verschob die Vollziehung des erhaltenen Auftrags; die Sage von d'Anville's Ableben ward inzwischen widerlegt, jetzt wagte man auch die Ermordung Montmorency's nicht mehr, und Souvré's Redlichkeit ersparte seinem Monarchen wenigstens ein Verbrechen.[1]

Catharina langte bald in Touraine in dem Schlosse Champigny an. Ueber einen Monat dauerten die Unterhandlungen zwischen ihr und ihrem Sohne, wobei Montmorency den Vermittler machte. Dennoch kam kein Friedensschluß zu Stande, sondern blos ein siebenmonatlicher Waffenstillstand, vom 22. November bis zum 25. Junius des folgenden Jahres, für welchen allein der König schon die größten Opfer versprach. 160,000 Thaler wollte er den Deutschen auszahlen, welche Condé angeworben hatte, damit er sie nur nicht über den Rhein führe, und die Städte Angouleme, Niort, Saumur, Bourges, Charité, an der Loire, und Mezieres an der Maas sollten den vereinigten Protestanten und Politikern bis zum Ablaufe des Waffenstillstandes eingeräumt werden; zur Bewachung die-

---

[1] Thuanus, l. c. p. 134.

1575 ser Plätze werde der König 2000 Mann auf eigene Kosten unterhalten und dem Prinzen von Condé noch überdieß eine Leibwache von 100 Edelleuten, eine Compagnie von 100 Gens'd'armen, 50 Schweizern und 100 Schützen bewilligen; er selbst entlasse alle fremde Truppen, mit Ausnahme der Schweizer und schottischen Garde. Vom ersten Januar an möchten alle Prinzen und Herren, alle Städte und Provinzen ihre Bevollmächtigten zur Abschließung eines Friedens an den Hof schicken. Catharina und der Herzog von Alençon unterzeichneten diesen Waffenstillstand; doch vernahmen die Protestanten bald, daß der König 6000 Schweizer und 8000 Reiter in Deutschland für seinen Dienst anwerben lasse, für welche aber sogleich 100,000 Thaler baar, und 450,000 bei ihrem Erscheinen an der französischen Grenze bezahlt werden sollten. Der Hof zögerte lange, bevor er mit der Forderung dieser Geldsumme hervortrat, endlich aber berief der König eine Versammlung auf das Rathhaus, wo er zunächst eine Anleihe von 200,000 Livres forderte, um den Schweizern 4 Termine rückständigen Soldes zu bezahlen.

Ueber alle Beschreibung war der Unwille, welcher sich hierüber in allen Ständen aussprach, und der gesunkene Wohlstand der sonst reichen Hauptstadt Paris trat mehr als jemals ans Licht. Nach langen Berathungen gingen, im Monat December, im Namen des Parlaments, der Rechnungskammer, der Obersteuer, der Geistlichkeit und der gesammten Bürgerschaft, die dringendsten Vorstellungen an den König ein. „Seit 15 Jahren, sprach der, welcher das Wort führte, so lange die Unruhen dauern, hat die Stadt Paris dem Könige 3 Millionen 600,000 Livres bezahlt, und die Geistlichkeit fast das Doppelte; und weder der Monarch noch das Vaterland haben einen Gewinn dabei gehabt, sondern diese Summen dienten nur, um die Franzosen gegen einander selbst zu bewaffnen. Man muß dieses als eine Strafe des Himmels wegen der allgemeinen Ver-

dorbenheit betrachten. Um bei der Geistlichkeit anzufangen, so giebt sie ein allgemeines Aergerniß durch ihre Habsucht, den schändlichen Handel mit den Pfründen, ihren Luxus und die Sittenlosigkeit ihrer Mitglieder. Seitdem auch die Richterstellen verkauft werden, ist es kein Wunder, daß man fast keinen rechtlichen oder wohl unterrichteten Sachwalter oder Richter mehr findet. Die Ausgelassenheit der Truppen und besonders der Garden ist so groß, daß sich die Bauern aus ihren Behausungen davon flüchten, weil selbst ihr Leben nicht sicher ist vor den Soldaten. Die Einkünfte des Einzelnen, woraus doch zuletzt die des Staats bestehen, sind fast bis auf Nichts herunter gebracht, und die Hospitäler können die Schaaren von Verarmten nicht mehr erhalten, welche sich dahin drängen, da ihre Einkünfte versiegt sind. Der Unterschleif der Kassenführer ist ungeheuer. Seit der Belagerung von la Rochelle sind in 3 Jahren an Geschenken und unnützen Ausgaben 900,000 Thaler ausgegeben worden, und 700,000 das folgende Jahr. Die Unordnungen dauern noch immer fort, denn in diesem halben Jahre sind 300,000 Thaler (écus d'or) dahingeschwunden. Jedes Jahr betragen Pensionen und andere Ausgaben, welche nicht zu seyn brauchten, 200,000 Thaler. Diese verschwenderische Freigebigkeit erschöpft die Kasse des Königs, und nur durch das letzte Blut und Mark des Volks kann man noch Rath schaffen. Immer kommen neue Auflagen, die Erfindung von Ausländern, wahre Blutigel, wodurch denn die Unterthanen zum tiefsten Elend herabgedrückt werden. Von den bereits üblichen Gotteslästerungen und dem ungestraften Wucher will ich nichts sagen. Abänderung und Verbesserung aller dieser Gebrechen und vor allem innerer Frieden sind die dringenden und einzigen Mittel gegen so viele Uebel." [1] Und was sprach der Kö-

[1] Thuanus, T. II. L. LXI. p. 135 seq.

1576 nig zu diesem fast schauderhaften Gemälde seines Reichs und seiner Unterthanen? Gewohnt, nur die Sprache kriechender Schmeichler und Schmarotzer zu hören, fühlte er sich beleidigt über diesen freimüthigen Vortrag; zwar mäßigte er sich selbst in Worten, aber Villequier, der niedrigste Höfling, fuhr den Abgeordneten mit der Frage an, wie er die Ehrfurcht so sehr gegen seinen Monarchen aus den Augen setzen könne? Dieser aber zog ein Papier hervor, um den Beweis von dem, was er gesprochen, darzulegen. Dieß war dem Könige unerwünscht, er gab Villequier einen Wink, sich zu mäßigen, sagte aber, die gegenwärtige Gefahr des Staates sey dringend und allgemein, betreffe daher auch einen jeden insbesondere, er hoffe, noch treue Unterthanen zu haben, welche ihm und dem Vaterlande die Last des Krieges würden tragen helfen. In der That schlugen sich einige ins Mittel. Der Herzog von Nevers hatte seine Güter in Flandern verkauft, so wie Carl von Hallevin, aus einem der ältesten Häuser; sie boten dem Könige die gelösten bedeutenden Gelder an, wofür er ihnen die Einkünfte seiner Domainen in Betragne anwies.

Bereits war der Januar gekommen, ohne daß die Friedensunterhandlungen zwischen dem Herzoge von Alençon und dem Hofe fortrückten. Der Prinz von Condé, nebst dem Prinzen Casimir von der Pfalz, standen in Lothringen mit einem Heere von 18,000 Mann, aus Deutschen, Schweizern und Franzosen zusammengesetzt. Von dem Herzoge von Alençon selbst aufgefordert, rückten sie in Frankreich ein und bezeichneten ihren Weg durch Gewaltthätigkeiten und Verwüstungen.

Das Ende des Februars führte abermals ein unerwartetes Ereigniß herbei. Der König von Navarra entwich von dem Hofe. Durch öftere und längere Jagdbelustigungen, die er unternahm, war man daran gewöhnt worden, ihn kommen und gehen zu sehen. In aller Stille traf er die Anstalten zu seiner Flucht, ging

1576

eines Tages in den Wald bei Senlis auf die Hirschjagd, besuchte den Herrn von Trimouille in Chantilli, machte sich dieselbe Nacht auf den Weg von la Fleche, Saumur und kam ungehindert nach Guyenne. Dort trat er öffentlich zur protestantischen Kirche zurück, indem er erklärte, die Annahme des katholischen Glaubensbekenntnisses sey erzwungen und unfreiwillig gewesen. Diese Flucht machte einen tiefen Eindruck auf die Umgebung des Hofes, weniger auf den König und auf dessen Mutter. Bei mehrern Häuptern, war ihre Meinung, werde desto leichter Zwietracht unter die Hugenotten kommen.

Inzwischen war der Prinz von Condé bis nach Bourbonnois vorgerückt und vereinigte sich, unweit Moulins, mit dem Herzoge von Alençon, welchem er den Oberbefehl abtrat; ihr vereinigtes Heer betrug 30,000 Mann, während die Truppen des Königs unter dem Herzoge von Mayenne, dem Bruder des Herzogs von Guise, kaum 18,000 Mann ausmachten. Der König von Navarra und der Herzog d'Anville kamen nach Moulins, und in Gemeinschaft mit Condé und dem Herzoge von Alençon verfaßten sie ein Schreiben an den König, welches die schon oft gemachten Vorschläge eines Friedens gegen freie Religionsübung enthielt. Der König Heinrich nahm die Abgeordneten der Protestanten freundlich auf und entließ sie mit dem Versprechen, daß seine Mutter bald mit ganzer Vollmacht zu dem Herzoge von Alençon kommen werde. Dieses geschah. Unter Begleitung des Marschalls von Montmorency und einer großen Menge ihrer Damen erschien sie im Lager ihres Sohnes zu Beaulieu bei Loches in Touraine. Nach vielen und gegenseitigen Klagen und Beschwerden kam am 6. Mai das 5te Pacificationsedikt, seit dem vom Januar 1562, in der Abtei zu Beaulieu unter 63 Artikeln zu Stande, und der sechste Bürgerkrieg ward beendigt. Mit einer allgemeinen Amnestie ward den Protestanten die uneingeschränkteste Religionsfreiheit im ganzen Königreiche gestattet. Nur in Paris und zwei Mei-

1576
len umher war ihnen der Gottesdienst untersagt; in jedem der 8 Parlamente des Königreichs sollte eine, mit gleicher Anzahl von Katholiken und Reformirten besetzte, Kammer (chambres mi-parties) sitzen; überdieß erhielten die Protestanten 8 Sicherheitsplätze: Beaucaire und Aigues-Mortes in Languedoc; Perigueux und Mas de Verdun in Guyenne; Nions und Serres in Dauphiné; Issoire in Auvergne, und Seine in Provence, die sie mit ihren eignen Truppen besetzen konnten; innerhalb 6 Monaten sollte, zur Abstellung aller Beschwerden, eine Reichsversammlung zu Blois gehalten werden; der Pfalzgraf, Johann Casimir, erhielt 700,000 Thaler rückständigen Sold für seine Truppen, ein Jahrgeld von 14,000 Thalern, eine Compagnie von 100 Gensd'armen und die Herrschaft Chateau-Thierry. Dem Herzoge von Alençon wurde das Herzogthum Anjou und die Landschaften Touraine und Berry, nebst allen dazu gehörigen Einkünften, zugetheilt, und den Prinzen von Condé ernannte der König zum Gouverneur der Picardie, Peronne war seine Residenz.

Solche Bedingungen hatte man den Protestanten noch nie, selbst vor der Bartholomäusnacht in dem Frieden von St. Germain nicht zugestanden. Die gänzliche Schwäche und Erschöpfung aller Kräfte des Staats, so wie der geheime Vorbehalt des Hofes, alles dieses wieder zurückzunehmen und aufzulösen, sobald die Umstände es erlauben wollten, müssen als die Ursachen dieser Nachgiebigkeit angesehen werden. Bemerkenswerth noch war die Erklärung des Königs, daß er an den Greueln der Bartholomäusnacht keinen Theil gehabt habe und darüber tief betrübt gewesen sey.[1]

---

[1] Thuanus, T. II. L. XII. p. 170 seq.

Vier und dreißigstes Capitel.

Feindselige Stimmung der Gemüther; Charakteristik Heinrichs von Guise; Ursprung der Ligue; neue Bewegungen in einigen Provinzen; Reichstag zu Blois; Rede Heinrichs III.; offenkundige Absichten der Urheber der Ligue; Heinrich III. erklärt sich zum Oberhaupte derselben.

1576

Die verbündeten Fürsten entfernten sich jetzt nach verschiedenen Seiten. Casimir von der Pfalz ging mit seinem Truppencorps nach Burgund, blieb aber bei Langres stehen, um die, noch nicht vollzogenen, Versprechungen abzuwarten. Der Herzog von Alençon, welcher von nun an Herzog von Anjou hieß, begab sich nach Berry, ebenfalls in Erwartung der noch zu erfüllenden Friedensartikel, Heinrich von Navarra zog sich zögernd nach Guyenne zurück, Condé aber erhielt weder die versprochene Verwaltung der Picardie, noch wurde ihm Peronne eingeräumt. Mit Unwillen nämlich und Ingrimm sahen die Katholiken die Vortheile, welche den Protestanten in dem letzten Frieden zugestanden worden waren. Sie murreten laut über die Königin Mutter, welche, aus dem thörichten Verlangen, ihren Sohn wieder bei sich zu haben, den nachtheiligsten, ja schimpflichsten Frieden für die treuen Anhänger des Glaubens ihrer Väter mit tadelnswerther Uebereilung abgeschlossen habe. Unmöglich könne es so bleiben, bald würden die ketzerischen Hugenotten die Oberhand haben, wogegen man aber noch Mittel finden wolle.[1] Der König lieh diesen Reden ein williges Ohr; denn nachdem er der Gegenpartei seinen Bruder wieder entzogen sah, dachte er nur daran, wie er das Versprochene rückgängig machen wolle.

Die Feinde Condé's und der Protestanten über-

---

[1] Thuanus, T. II. L. LXIII. p. 173 seqq.

1576.
haupt benutzten diese Stimmung der Gemüther, welche der Monarch selbst begünstigte, zur Gründung eines Vereins, unter dem Namen der Ligue, welche tausendfältiges Weh über Frankreich brachte und Heinrich III. am allerverderblichsten ward. Der Zweck derselben sey, so gab man vor, die katholische Religion gegen die überhandnehmende Gewalt der Ketzer zu schützen, und zu verbessern, was sich durch die allzugroße Nachsicht des Königs eingeschlichen habe. [1]

Das unsichtbare Oberhaupt dieses Bundes war der Herzog Heinrich von Guise. Seit 2 Jahren schon ging er bestimmt mit dem Plane einer solchen Verbrüderung um, [2] und niemand war geeigneter zu einem solchen Unternehmen, als er.

Herzog Heinrich von Guise, damals in der schönsten Blüthe des kräftigen Mannesalters von ungefähr 30 Jahren, war von einer hohen, edlen Heldengestalt. Eine wolkenlose Heiterkeit glättete die gewölbte Stirn, Geist und Sanftmuth spiegelten sich zugleich in dem feurigen Auge, ein liebliches Lächeln umschwebte den wohlgeformten Mund, die frische Gesichtsfarbe verkündete die Fülle der Gesundheit. Eine tiefe Narbe, von einem Pistolenschusse in dem Treffen bei Langres, wo er die Reiterhaufen des Pfalzgrafen Casimir zerstreute, bezeugte seinen kriegerischen Muth und zog ihm den Beinamen des Benarbten (le balafré) zu, wodurch er dem schönen Geschlechte nur noch anziehender erschien. Anstand, Kühnheit, Stolz und Herablassung in seinem Wesen erweckten Wohlgefallen und Furcht, Achtung und Liebe in denen, an welche er seine Rede richtete. Innere

---

[1] Thuanus, T. II. L. LXIII. p. 373.

[2] Maimbourg, hist. de la ligue. T. I. p. 26. Unerweislich und unerwiesen ist die Meinung, daß der erste Entwurf zur Ligue von dem Cardinal von Lothringen herrühre seit 1563, als er von dem Concilium zu Trident zurückgekehrt; die fortlaufende Erzählung wird zeigen, wie und warum Guise als der eigentliche Stifter dieser Verbindung anzusehen ist.

1576

Vorzüge entsprachen dieser äußern Hoheit. Muthig im Gefecht, leutselig im Umgang, unermüdlich in Beschwerden, fröhlich bei jedem Wechsel der Umstände, freigebig, offen, einschmeichelnd, überredend, fesselte er, bis zur Begeisterung die, welche ihm nahe standen. Diese Eigenschaften strahlten um so glänzender hervor, je mehr der König Heinrich durch sein weibisches und unmännliches Betragen die allgemeine Achtung verscherzte. Aber diese seltenen Gaben, welche die Natur so reichlich an Heinrich von Guise verschwendet hatte, waren auch mit den größten Fehlern verschwistert. Ein unersättlicher Ehrgeiz, das Erbtheil seines Hauses, verzehrte und stachelte ihn. Dem Durst nach Macht, Ruhm und Ehre opferte er alles auf, alle seine Gedanken und Wünsche strebten nach diesem einzigen Ziele hin. Er war nur freigebig und großmüthig, um sich fügsame Diener seines Willens zu machen, dienstfertig und liebkosend, um bereitwillige Hände für seine Entwürfe zu gewinnen. Er huldigte den Frauen, schwelgte in ihrer Gunst und benutzte ihre Intriguen, ohne sich jedoch von ihnen beherrschen zu lassen; unter dem Scheine, nur für den Staat und die Kirche zu wirken und zu wagen, wirkte er einzig nur für sich und seinen Vortheil. Gleichwohl war er der Abgott des Volks und der Liebling der Pariser, und selbst die, welche ihn durchschaueten, konnten nicht umhin, ihn mit Wohlgefallen zu betrachten. [1]

So war Heinrich von Guise, der Stifter der Ligue. So lange sein Ansehen bei Hofe von niemanden erreicht, fest und ungeschmälert stand, war er demselben treu ergeben. Er erhob seine Augen zu der Prinzessin Margaretha von Valois, der Schwester Carl's IX., fand Gegenliebe und schmeichelte sich, dem Königshause verschwägert zu werden; auch bestärkte ihn Heinrich, damals Herzog von Anjou, in dieser stolzen Hoffnung,

[1] Maimbourg, hist. de la ligue T. I. p. 27 seqq.

1576
denn oftmals sagte er, ihn liebkosend, „o wie wollte ich mich freuen, wenn Ihr mein Bruder wäret.“ [1] Doch Carl verhinderte diese Verbindung; er gab Margarethens Hand an den König von Navarra und zwang den Herzog, sich gleichfalls zu vermählen. Dennoch blieb dieser der vielgeehrte und vielgefürchtete Günstling des Monarchen und der Prinzen. Alles aber änderte sich, als Heinrich **III.** aus Polen zurückkehrte und den Thron von Frankreich bestieg. Seine verächtlichen Mignons umschwärmten ihn, sie allein besaßen sein Ohr und seine Gunst, ihren Uebermuth ließen sie allen fühlen, und sie verschonten selbst den Herzog von Guise nicht, welchen auch der König mit einer schneidenden Kälte und einer offenbaren Vernachlässigung behandelte. Dieses ertrug die stolze Seele des Herzogs nicht. Geringschätzung von dem, welchen er innerlich verachtete, erfüllte sein Innerstes mit dem glühenden Gefühle des Hasses, spannte alle seine Sehnen zu einer Rache sonder Beispiel. Vollkommen war er sich der Macht bewußt, welche ihm die Umstände in die Hand legten. Laut murreten die Katholiken über die Begünstigungen der Protestanten, neidisch blickte der Hofadel auf die nichtswürdigen Mignons, geschäftig schürte Catharina das glimmende Feuer des allgemeinen Mißmuths, denn durch Zwietracht gedachte sie am sichersten zu herrschen, verschwunden war die frühere Liebe der Unterthanen zu dem Könige; dagegen vergötterte das Volk den Herzog von Guise als einen rechtgläubigen Helden, die Geistlichkeit ehrte ihn als die feste Stütze ihrer Gerechtsame, der größere Theil des Adels, so wie der Soldaten, hing ihm an aus Neigung oder in der Hoffnung, durch ihn Ruhm und Beute zu erlangen, ein zahlloses Heer von Kreaturen, schon längst von ihm für eine gelegene Zeit besoldet, war seines Winks gewärtig, der heilige Vater endlich beehrte ihn mit seiner Gunst, und Phi-

[1] L'esprit de la ligue, T. II. L. V. p. 161.

1576
lipp von Spanien, unverrückt das zerrüttete Frankreich im Auge behaltend, verhieß ihm Hülfe und Beistand. [1] Das waren die innern und äußern Gründe, warum Guise die Ligue stiftete.

Eine, 12 Artikel enthaltende, Formel ward entworfen und von des Herzogs Agenten durch das ganze Königreich verbreitet, welche den angeblichen Zweck des Bundes enthielt, wozu sich alle Theilnehmer eidlich verpflichten und unterschreiben mußten. Der Bund beabsichtigt, hieß es, die Wiederherstellung der katholischen Kirche; die Wiederaufrichtung der königlichen Gewalt; die Erneuerung aller Vorrechte und Freiheiten der verschiedenen Provinzen; jedes Mitglied verpflichtet sich mit Leib und Leben, allen Hindernissen des Bundes entgegen zu kämpfen; Rache zu nehmen an den Verfolgern desselben, ohne Ansehen der Person; jeder Abtrünnige ist für einen Verräther an Gott und Menschen zu betrachten und der Rache des Bundes preisgegeben; alle Mitglieder schwören dem Bundeshaupte einen unbedingten Gehorsam und Beistand gegen wen es auch sey; alle katholische Städte und Dörfer sollen zum Besten und Frommen der Ligue beitragen und mitwirken; jeder Streit unter den Mitgliedern ist der Entscheidung des Oberhaupts unterworfen. Eine Eidesformel, unter Anrufung Gottes und der heiligen Dreieinigkeit, machte den Beschluß. [2]

Durch die Gesetze dieses Bundes ward offenbar die königliche Macht, so wie jede amtliche Gewalt im Staate vernichtet und aufgehoben; denn einem eigenmächtig gewählten Oberhaupte Gehorsam und Beistand geloben gegen jeden ohne Ausnahme, hieß augen-

---

[1] l. c. p. 33 seqq.

[2] Davila, T. I. L. VI. p. 257 seq. L'esprit de la ligue, T. II. L. V. p. 163—164. Maimbourg, hist. de la ligue, T. I. p. 35—36. Thuanus, T. II. L. LXIII. p. 174. Daniel, hist de Fr. T. IX. p. 58 seqq.

1576
scheinlich nichts anders, als sich zum Mitwisser und Theilnehmer einer Empörung machen.

Zunächst zog der schlaue Guise den Commandanten von Peronne, Namens d'Humieres, in das Einverständniß. Dem Hause Guise schon an und für sich sehr ergeben, hatte dieser noch seinen eigenen Vortheil zu berücksichtigen. Das letzte Edikt vom Mai ernannte den Prinzen von Condé zum Gouverneur der Picardie, gab ihm Peronne zur Residenz, und entzog also beides dem bisherigen Inhaber d'Humieres; ein mehr als hinreichender Sporn für denselben, seinen ganzen Einfluß bei dem Adel dieser Provinz, so wie bei den Einwohnern anzuwenden, damit man laut erkläre, man wolle den Prinzen von Condé nicht. Vor allen zeichnete sich die Picardie durch eine feste, strenge Anhänglichkeit an den katholischen Glauben aus; als man daher verbreitete, der Prinz von Condé sey gesonnen, den alten Glauben auszurotten und die calvinistische Lehre an dessen Stelle zu setzen, so traten der Adel und die meisten Städte in der Picardie der Ligue bei, welche sonach gleich bei dem ersten Entstehen einen bedeutenden Anhang fand.[1] Auch in Paris warb man für diese neue Verbindung, doch verfuhr man dort in einer umgekehrten Ordnung, man fing in der Hefe des Volks an. Ein gewisser Salbenhändler (parfumeur), Namens la Bruyere, nebst seinem Sohne, waren die ersten Apostel der Ligue in Paris. Sie erhoben ihre Stimme unter dem verworfensten Gesindel der Residenz, unter Menschen, welche bei den innern Unruhen ihre Rechnung fanden und stets da zur Hand waren, wo geraubt und geplündert wurde. Schaarenweise also traten diese dem neuen Bunde bei. Bald nahmen auch wohlhabende und reiche Bürger daran Theil, welche der Haß gegen die Protestanten beseelte, und zuletzt schlossen sich auch viele aus den höhern Ständen an. Man machte

[1] Maimbourg, hist. de la ligue, T. I. p. 37 seq.

alle glauben, daß diese Verbindung die geheime Billigung des Königs habe. Da aber die Versammlungen mit einer ängstlichen Heimlichkeit gehalten wurden, so schöpften einige Mitglieder Verdacht und wendeten sich unmittelbar an den Parlamentspräsidenten de Thou und befragten ihn, ob er und der König von dem, was vorgehe, Kenntniß hätten. Mit Erstaunen und Bestürzung vernahm de Thou diese Umtriebe. Er versicherte, daß er nichts davon gewußt habe, auch sehr zweifle, daß der König dieses billigen werde. Heinrich III. jedoch, in seiner unheilbaren Verblendung und nur auf Mittel sinnend, dem letzten Pacificationsedikte zu entkommen, war thörichterweise erfreut über diese Nachricht und billigte in der That diese Ligue, die ihm selbst das allergrößte Verderben brachte. Ein Edelmann, Hamplincourt, besetzte jetzt Peronne mit gewaffneter Hand, wofür man dem Prinzen von Condé, um ihn für den Augenblick zu beruhigen, St. Jean d'Angely in Saintonge und Cognac im Angoumois als Entschädigung anwies. Wäre diese Ligue blos unter den Mißvergnügten Frankreichs geschlossen worden, dürfte die Gefahr durch dieselbe geringer gewesen seyn; allein der Herzog von Guise verbündete sich auch mit Philipp II., König von Spanien. Diesem lag die Fortdauer der Bürgerkriege in Frankreich am Herzen, damit die berüchtigten Hugonotten ihren Glaubensbrüdern in den Niederlanden nicht Hülfe leisten möchten, darum behielt dieser stets eine Zwietracht verbreitende Hand in Frankreichs Angelegenheiten.[1] 1576

Laut erhoben sich nun die Klagen der Protestanten über die Gewaltthätigkeiten, welchen sie, trotz des letzten Friedens, überall ausgesetzt waren. Aufrührerische Anschläge und schimpfliche Pasquille gegen die Protestanten las man an allen Ecken der Straßen; wenn sie aus ihren gottesdienstlichen Versammlungen zurück gin-

[1] Daniel, hist. de Fr. T. IX. p. 66—67.

1576
gen, rottete sich das Volk zusammen und beleidigte sie; zu Rouen kam, bei der Anwesenheit des Hofes daselbst, der Cardinal von Bourbon, welcher Erzbischof von dieser Stadt war, in Begleitung mehrerer Prälaten in einen Betsaal der Protestanten, bestieg die Kanzel, erklärte von da herab, er sey der wahre Geistliche dieser Gemeinde, und drohete allen denen, welche nicht zur wahren Kirche zurückkehren würden, mit Gefahren und Verderben. Dieser Schritt, von einem nahen Verwandten des königlichen Hauses und unter den Augen des Hofes, wirkte in zwiefacher Richtung. Die katholische Geistlichkeit im ganzen Königreich, so wie die Obrigkeiten in den Provinzen, erlaubten sich nun jede Ungerechtigkeit gegen die Calvinisten, diese aber sahen wie ganz nichtig die gemachten Verträge seyen. Sie erfuhren außerdem, daß der König den Bischof von Paris, Peter von Gondy, nach Rom geschickt habe, um von dem Papste die Erlaubniß zu erwirken, der Staatskasse 50,000 Goldthaler von den Einkünften der Geistlichkeit anzuweisen. Gegen wen aber konnte wohl der Gebrauch dieser Summen anders bestimmt seyn, als gegen die Nichtkatholiken? Sie dachten also abermals auf Gegenwehr wider die nahe Gewalt. Der König von Navarra begab sich nach Rochelle, mit den dortigen tapfern Bürgern Vorkehrungen zu treffen, die ihn jedoch mit einigem Mißtrauen betrachteten, obgleich er zur protestantischen Kirche zurückgetreten war.[1] Seine Schwester wurde noch am Hofe zurückgehalten; er verlangte ihre Entlassung, welche erfolgte; Catharina kam zu ihm nach Poitou. Auch Condé erschien in Rochelle; ihn nahmen die Bürger mit ungetrübter Freude auf; er ließ sich in St. Jean d'Angely nieder. Seit 3 Monaten stand der Prinz Casimir von der Pfalz noch immer mit seinen Truppen in Burgund, zur größten Beschwerde dieser Provinz, um die Erfüllung der Verträge zu er-

[1] Thuanus, T. II. L. LXIII. p. 174.

1576
warten. Heinrich von Navarra und Condé riethen ihm, seine Beschwerden dem Könige vorzutragen. Er that es durch einen Abgeordneten, Theodor Wier, mit einer Freimüthigkeit, welche man am Pariser Hofe nicht gewohnt war und noch weniger liebte. Der Prinz Casimir könne seinen Unwillen nicht bergen, ließ er sagen, daß man seit 3 Monaten noch nicht an die Erfüllung des gegebenen Versprechens gedacht habe; außerdem wäre der Druck gegen die Protestanten in Frankreich allgemein; in Lyon und Gien habe man sogar auf sie geschossen, als sie sich aus ihrer Versammlung zurückbegeben; Agenten durchzögen das Land, um die Gemüther zu erbittern, und die Prediger der katholischen Kirche sagten von der Kanzel herab, dieser Friede werde nicht länger dauern, als die vorhergehenden; die Truppenwerbungen im Reiche und die vorhandene Ligue gäben dieses auch deutlich genug zu erkennen; er bitte Se. Majestät, diesen Unordnungen zu steuern und nicht ferner mit den schuldigen Zahlungen zu zögern, damit Burgund von dem unvermeidlichen Drucke befreiet werde. Heinrich **III.** antwortete, er werde die verschiedenen Beschwerden abzustellen suchen und den Prinzen Casimir befriedigen. Ein Theil des schuldigen Soldes wurde auch wirklich abgetragen, für das Uebrige stellte man Geiseln, worauf Casimir von der Pfalz abzog.

Mißtrauen und Argwohn, kaum verhaltener Grimm und kochende, in jedem Augenblick zum Losbrechen bereitwillige Rachsucht erfüllten jetzt die Gemüther von Frankreichs Bürgern. In Languedoc kam es zuerst zu unruhigen Auftritten. Ein gewisser Hauptmann de Luynes, eine Kreatur des Hofes, hatte sich vor dem Könige gerühmt, daß er den königlichen Truppen den Weg in die Provence bahnen wolle. Zu diesem Ende ließ er den Bruder des Herzogs d'Anville, des Gouverneurs von Languedoc, Herrn von Thoré, unversehens verhaften. Ein so kühner Schritt von einem

1576
Manne eines untergeordneten Ranges wirkte wie ein Donnerschlag aus heiterm Himmel. Jedermann begriff, daß dieses nur durch geheime Vergünstigung des Hofes habe geschehen können, darum griff fast ganz Languedoc, Saintonge und Poitou, wie auf einen Ruf, zu den Waffen, die Protestanten befestigten sich in ihren Städten und bemächtigten sich noch mehrerer anderer, und alles war zum neuen Kampfe bereit. Der König von Navarra schrieb ungesäumt an Heinrich III., Genugthuung für diesen Friedensbruch zu fordern. Begütigend und verdeckt antwortete der König, die Vermessenheit eines einzigen Menschen dürfe nicht die Ruhe des ganzen Königreichs unterbrechen.

Indessen beriefen königliche Schreiben die Stände des Reichs zu einer allgemeinen Versammlung nach Blois, zur Berathung über die gegenwärtigen Zeitumstände; der König nebst dem ganzen Hofe begab sich zuerst dahin, und den 3. Dec. hatte die erste Versammlung statt, wo sich die Geistlichkeit in der Kirche St. Sauveur, der Adel in dem königl. Palaste, und der dritte Stand auf dem Rathhause versammelte. Eine feierliche Procession durch die Stadt, und ein allgemeines Fasten sollte die Gemüther zu dem wichtigen Werke vorbereiten. Unter einem Thronhimmel sitzend, ihm zur Linken seine Gemahlin, die Königin Luise, etwas tiefer rechts Catharine, seine Mutter, weiter hinab die königlichen Prinzen, auf Bänken endlich dem Könige abermals zur Rechten die Geistlichkeit, links der Adel und zu unterst der dritte Stand, eröffnete Heinrich III. die ständischen Versammlungen durch eine Rede, verfertigt, wie man sagte, durch den Bischof von Orleans, Johann von Morvilliers, worin Wahrheit und Dichtung auf eine künstliche Weise verwebt waren. „Ihr selbst seyd Zeugen, sprach er, in welchen Zustand die Bürgerkriege in kurzer Zeit das blühendste aller Reiche gebracht haben. Die Lasterhaftigkeit, wovon alle Stände, wie von einem Krebsschaden, ergriffen sind,

trägt die erste Schuld; vermißt wird jetzt die Anhänglichkeit an die Religion, die Eintracht unter den Bürgern, die Liebe und Achtung für den Monarchen, die man ehemals so sehr bewunderte, und wovon auch die letzte Spur verschwunden ist. Bei dem Anblick dieser allgemeinen Auflösung aller Ordnung kann ich nicht umhin, mein Geschick zu beweinen, besonders wenn ich meine Regierung mit den glücklichern Zeiten meines Vaters und Großvaters vergleiche. Damals waren den Franzosen alle die Tugenden eigen, welche jetzt bis auf den letzten Gedanken unter ihnen ausgetilgt scheinen. Was mich hierbei am meisten schmerzt, ist, daß das unwissende und verblendete Volk gewöhnlich den Fürsten für den Urheber dieser Mißbräuche hält und ihn für alle Uebel verantwortlich macht. Doch *mein Gewissen spricht mich frei* bei so vielem thränenwerthen Unglück. Die große Jugend meines Bruders Karl gab bekanntlich die erste Veranlassung zu den Bürgerkriegen; das ganze Königreich ist Zeuge von den unermüdeten Sorgen und Anstrengungen meiner Mutter, diesen Brand zu löschen, welches ihr auch durch ihre Weisheit und Geschicklichkeit *gelungen* ist, wenn auch noch einige Funken des ungeheuern Feuers zurückgeblieben sind. Ich selbst, sobald es meine Jugend erlaubte, habe die *zweckdienlichsten* Mittel gegen jene Uebel angewendet. Mit den Waffen in der Hand habe ich mich in den Kriegen meines Bruders allen Gefahren ausgesetzt, meine Gesundheit, meine Ruhe, mein *Vergnügen* zum Opfer gebracht, um einen billigen Vergleich zu Stande zu bringen; vor meiner Besteigung des Thrones von Polen, und seit meiner Rückkehr von dort, habe ich alle Mittel für die Erreichung eines glücklichen Ziels erschöpft. Doch der Himmel hat meine guten Absichten nicht gesegnet; wider meinen Willen muß ich zum Aeußersten greifen, und nach so vielen Bürgerkriegen werde ich aufs Neue in dieselben verwickelt. Statt meine Unterthanen von

1576

1576
drückenden Auflagen zu befreien, muß ich sie vielmehr mit neuen belasten. Das ist die vornehmste Quelle meines Kummers und meiner Leiden; oft habe ich gewünscht, lieber in der Blüthe meiner Jahre zu sterben, als die unglücklichen Ereignisse wiederkehren zu sehen, welche das Reich unter meinem Bruder betroffen haben. Jedoch bin ich zum Throne berufen, um das Glück meiner Unterthanen zu befördern, und ich betheure hiermit, daß das Wohl derselben das einzige Ziel meines Strebens ist. Daher bitte ich die versammelten Stände mir mit ihrem Rathe beizustehen; vergesset alle eure Zwistigkeiten und denket nur daran, dem Vaterlande den Frieden zu schenken. Ich aber gebe hiermit mein königliches Wort, die Beschlüsse, welche durch die Versammlung werden gefaßt werden, heilig und unverletzlich beobachten zu lassen." [1]

So sprach Heinrich **III.**, bei innerer und äußerer Widerlegung seiner Worte, ein Meister in der Kunst der Verstellung und der Gleißnerei, zu den unterrichtetesten und aufgeklärtesten seiner Unterthanen. Bald aber wurde er durch den Augenschein belehrt, welcher Geist die, von ihm selbst thörichterweise begünstigte, Ligue besecle. Gleich am folgenden Tage vereinigten sich die drei Stände zu einem Decret, welches man dem Könige zur Bestätigung vorlegte. Man solle eine gewisse Anzahl Richter ernennen, denen ein Deputirter aus jeder Provinz beigegeben wäre, und was diese Richter beschlössen, solle wie ein Reichsgesetz angesehen werden. Wenn ihn dieser Vorschlag befremdete, so beleidigte ihn ein drei Tage darauf folgender höchlich. Der Erzbischof von Lyon nämlich, Peter von Espinac, legte den versammelten Ständen ein Schreiben vor, das er unter dem Tische, an welchem man die Berathungen hielt, gefunden habe, worin man verlangte, der König solle alles das billigen, was

[1] Thuanus, T. II. L. LXIII. p. 179 seqq.

durch die Stände mit Stimmenmehrheit genehmigt 1576 worden sey. Wären aber die Stimmen getheilt, so solle er nur mit Zuziehung und Beistimmung seiner Mutter, der Prinzen von Geblüt, der Pairs und zwölf Deputirter der Stände entscheiden können. Das hieß mit andern Worten, ihn unter eine Art Vormundschaft setzen. Die Geistlichkeit überreichte ihm diesen Plan, und Heinrich behielt ziemlich viel Mäßigung, erklärte aber, er wolle zwar gestatten, daß ihm die Stände durch Deputirte ihre Meinung vortrügen, doch werde er im Voraus nichts genehmigen, da er nicht wisse, was man von ihm verlangen könne. In volle Kenntniß über die Absichten der Ligue wurde Heinrich **III.** endlich gesetzt durch ein Bittschreiben der Häupter der Ligue an den Papst, welches die Protestanten auffanden und öffentlich bekannt machten. Zum Verfasser hatte dasselbe einen Parlamentsadvocaten, David, einen übelberüchtigten und wegen schlechter Streiche allgemein verachteten Menschen. Der Inhalt dieses Schreibens war kürzlich folgender. Durch alle bisherige Bürgerkriege in Frankreich habe man gegen die Sektirer so gut wie nichts ausgerichtet; es erhelle daraus, daß die Nachkommen Hugo Capet's des apostolischen Segens nicht theilhaftig geworden seyen, welcher einzig dem Stamme Carl's des Großen gebühre; Hugo Capet sey ein Usurpator und Verächter des heiligen Stuhls gewesen, das größte Unglück für Frankreich wären die Freiheiten der *gallicanischen Kirche*, hinter welchen sich alle Ketzer versteckten; kein Heil sey zu erwarten, so lange die Krone bei dem Stamme Capet bleibe; zum Glück habe die göttliche Vorsehung noch einige Sprößlinge Carl's des Großen, kräftig an Geist und Körper und feste Stützen des katholischen Glaubens, erhalten (die Guisen gaben vor von Carl dem Großen abzustammen), denn außerdem müsse, zum Entsetzen aller guten Katholiken, Frankreichs Krone gar auf ketzerische Erben übergehen; die Verbündeten

1576
seyen übereingekommen, der Ligue die größtmöglichste Ausdehnung zu geben, die Gewalt der Waffen in die Hände des Herzogs von Guise zu legen, die Freiheiten der gallicanischen Kirche abzuschaffen, den katholischen Glauben nach dem tridentinischen Concilium einzuführen, den Herzog von Anjou, wegen seines wiederholten Abfalls, zu richten, so wie alle seine Mitschuldigen, den König in ein Kloster einzuschließen, wie einst Pipin mit dem König Childerich gethan, dieses alles aber möchte der heilige Vater genehmigen und billigen. [1]

Mit diesem Bittschreiben war David nach Rom gereist, um es dem Cardinal Pellevé, einem wüthenden Anhänger der Guisen, zu übergeben. Auf seiner Rückkehr starb David, und eine Copie jener Schrift kam zufällig in die Hände der Protestanten. Der König würde derselben ebendeswegen schwerlich Glauben beigemessen haben, wenn er nicht zu gleicher Zeit durch seinen Gesandten in Spanien, Jean de Vivonne, von deren Aechtheit überzeugt worden wäre, wohin sie zur Mittheilung an Philpp II. ebenfalls geschickt worden war, und wo sie auch zur Kenntniß des französischen, seinem Könige treu ergebenen Gesandten kam.

Heinrich erschrak heftig über diese Entdeckung. Die Häupter dieser Partei zur Rechenschaft zu ziehen, und ihnen, als Empörern und Rebellen, einen Criminalproceß zu machen, das wäre unstreitig das erste gewesen, was ein König, der es im eigentlichen Sinne des Worts gewesen, gethan hätte. Aber Heinrich III. war bereits nur ein Schattenkönig; er durfte es nicht wagen, die mächtigen Guisen mit offener Gewalt anzugreifen, da er nicht auf die Unterstützung der Nation rechnen konnte. Den furchtsamen Einschlägen seiner Mutter und des Bischofs Jean de Morvilliers also Gehör gebend, erklärte er sich selbst zum Ober=

---

[1] **Thuanus, T. II. L. LXIII. p. 179 seqq.**

1576

haupte der Ligue, schrieb seinen Namen oben an die lange Reihe der Verbündeten, schickte dieses, seine Schwäche und Schande verkündende Papier, zur offnen Kundwerdung nach Paris und Burgund und wähnte so das drohende Ungewitter beschworen zu haben.

Fünf und dreißigstes Capitel.

Heinrich von Navarra, der Prinz von Condé und der Herzog d'Anville erklären sich über die Ligue; auch de Thou auf Befragen; Friede zu Bergerac; Catharina hat eine Zusammenkunft mit dem König von Navarra zu Nerac; Heinrich III. versinkt ganz in Weichlichkeit; sein Hof wie er war; Stiftung des heiligen Geistordens.

1576

Weder der König von Navarra, noch der Prinz von Condé oder der Herzog d'Anville erschienen auf dem Reichstage zu Blois, weil sie im Voraus wußten, daß die Anhänger der Ligue daselbst nach Gutdünken walten würden. Sie hatten sich nicht geirrt, und in Betreff der Religion ward den 15. Dec. als Grundartikel festgesetzt: „von nun an werde man in Frankreich nur **eine** Religion, die römisch-katholische, dulden." [1] Mit Lebhaftigkeit rief hier Johann Bodin, ein Deputirter des dritten Standes der Provinz Vermandois, der nächsten nach Paris, welcher auch als Schriftsteller rühmlich bekannt, übrigens der katholischen Kirche zugethan war, dieser Beschluß widerspreche den Edikten des Königs gerade zu, und müsse das Reich wieder in die vorigen, so verderblichen Kriege stürzen. Seine

---

[1] Thuanus, T. II. L. LXIII. p. 183. „ut ad unitatem Catholicae Apostolicae Romanae religionis omnes regiae ditioni Subditi populi revocarentur."

1576
Stimme verhallte unbeachtet, zog ihm aber viele Feinde zu. Eben so wenig berücksichtigt wurde eine Protestation, welche die reformirte Geistlichkeit bei dem Reichstage eingab; jener Artikel ward unterzeichnet von allen Deputirten der Provinzen Isle de France, Normandie, Champagne, Languedoc, Orleans, Picardie und Provence; die von Burgund, Bretagne, Guyenne, Lyonnois und Dauphiné wollten denselben mit der Clausel unterschreiben „in soweit dessen Ausführung auf dem Wege der Güte und ohne Gewalt möglich sey," wurden aber ebenfalls nicht gehört, sondern an den König verwiesen.

Mit Bangigkeit sah inzwischen Heinrich III. deutlicher ein, daß dieser Beschluß den Bürgerkrieg nothwendig erneuern müsse; gleichwohl fürchtete er sich vor den mächtigen Gliedern der Ligue, und ihre Umtriebe beängstigten ihn nicht weniger, als der nahe Krieg; um also einen Ausweg zu finden, ließ er den drei Ständen merken, er halte es für dienlich, an den König von Navarra, den Prinzen von Condé und den Herzog d'Anville eine Deputation zu schicken, um sie zur Nachgiebigkeit und Beistimmung jenes Beschlusses zu vermögen. Es geschah, und bald darauf reisten ernannte Abgeordnete nach ihrer dreifachen Bestimmung ab.

Nach Art schwacher, eigener Kraft ermangelnder Seelen wollte Heinrich III. ein Bollwerk haben, hinter welches er sich gegen eigene und fremde Vorwürfe flüchten könne, darum verlangte er zuvor noch von den vornehmsten Personen des Hofes eine schriftliche Erklärung ihrer Meinung über die vorliegende Frage, ob man zu den Waffen greifen, oder den Frieden erhalten solle. Catharina von Medicis, des Königs Bruder, der Cardinal von Bourbon, sämmtliche Guisen, der Marschall von Cossé, von Biron, der Kanzler Biragne und viele andere stimmten alle für den Krieg. Die Guisen drangen sogar auf möglichste Beschleunigung desselben, darum erboten sie sich, zur Vermehrung der bereits vor-

1577

handenen Truppen des Königs, zu geheimen Werbungen in den Provinzen, welche der Ligue anhingen. Auch Catharina war dieser Meinung und schlug noch überdieß vor, um den König von Navarra an den Hof zu ziehen, seiner Schwester Catharina eine Vermählung mit dem Herzoge von Anjou anbieten zu lassen.

Inzwischen kamen die Abgeordneten bei dem Könige von Navarra an, welchen sie zu Agen trafen. Der Erzbischof von Vienne führte das Wort. Die Stände in Blois, sagte er kürzlich, ersuchten Se. Majestät, sich ihrer Versammlung anzuschließen, um mit ihnen einen dauernden Frieden zu begründen, indem man von nun an nur eine Religion im Reiche genehmige. Zugleich entwarf er von den Greueln der Bürgerkriege ein so ergreifendes Gemälde, daß dem jungen Könige die Thränen in die Augen traten. Mit der größten Leutseligkeit richtete dieser ein Schreiben an die versammelten Stände, worin er ihnen jedoch zu bedenken gab, ob sie einen glücklichen Ausgang hoffen dürften, wenn sie nur die Duldung einer Religion im Königreiche aussprächen; er finde den Ausspruch, der König dürfe sein so wiederholt gegebenes Wort brechen, sehr gewagt, und es werde demselben dadurch für die Zukunft alle Möglichkeit, einen dauernden Frieden zu schließen, benommen. Er fügte noch eine zweite, ausführlichere Denkschrift bei, worin er unter andern sagte: „ich bitte Gott vor dem Angesicht dieser ehrwürdigen Versammlung, mich stets auf dem Wege der Wahrheit zu erhalten, wenn ich mich, wie ich es jetzt überzeugt bin, auf demselben befinde; wäre ich im Irrthum, so möge er mich zur wahren Religion leiten und darin bis ans Ende beharren lassen.“ [1] Man hat nicht ermangelt, diesen Worten in der Folge die Deutung einer Prophezeihung zu geben.

Anders war der Empfang, welchen die an Condé

---

[1] Thuanus, T. II. L. LXIII. p. 186.

1577
geschickten Abgeordneten hatten. Er befand sich zu St. Jean d'Angely, wollte Anfangs die Deputation nicht vor sich lassen und weigerte sich, die an ihn gerichteten Briefe zu eröffnen, denn, sagte er, die zu Blois versammelten Stände seyen nicht gesetzmäßig, man müsse sie vielmehr als den Verein von Aufrührern betrachten, im Solde der Störer der öffentlichen Ruhe, zusammen berufen, um den König zur Zurücknahme der letzten Edikte zu bereden. Der Erzbischof von Autün, welcher die Gesandtschaft anführte, verschwendete seine Beredsamkeit vergebens, Condé wollte sie nicht anerkennen und entließ sie endlich mit der mündlichen Bemerkung, daß er mit dem tiefsten Schmerze den Zustand des Königreichs betrachte, gern wolle er für die allgemeine Ruhe sein Leben opfern und habe deswegen schon oft gewünscht, daß man, um das Blut des Volks und des tapfern Adels zu schonen, den Häuptern beider Parteien erlaube, unter sich einen, nur allzulange dauernden, Kampf zu beendigen. Habe man übrigens etwas von Seiten des Königs vorzutragen, so sey er bereit, die Abgeordneten anzuhören. Mit diesem Bescheide entließ er sie.

Nicht viel glücklicher war man mit dem Herzog d'Anville. Zwar nahm er die Abgeordneten in Montpellier, seinem damaligen Aufenthaltsorte, mit Güte auf, gab ihnen auch eine schriftliche Antwort mit, worin er aber erklärte, daß ein neuer Krieg gegen die Protestanten eben so ungerecht als gefährlich sey, und daß, der öffentlichen Ruhe unbeschadet, zwei Religionen sehr wohl neben einander bestehen könnten; gewiß würden sich die Protestanten ihre, bereits mit so vielem Blute verfochtenen, Vorrechte nicht ohne den hartnäckigsten Widerstand entreißen lassen. [1]

D'Anville hatte nur zu wahr gesprochen. Kaum verbreiteten sich die Nachrichten dieser Ereignisse nach den entferntern Provinzen, so entbrannte der Bürger-

[1] Thuanus, l. c. p. 188.

1577

krieg zum sechsten Male. Mehrere Städte, wie St. Macaire in Guyenne, Chivné in Poitou, Quimperlé in Bretagne, fielen in die Hände der Protestanten, unter der Anführung des Königs von Navarra. Aber auch Heinrich III. rüstete zwei Armeen aus; die eine, unter der Anführung des Herzogs von Alençon, war gegen die Provinzen dies- und jenseit der Loire bestimmt, die andere, unter dem Herzoge von Mayenne, nach Saintonge; ein drittes Corps wurde, unter dem Oberbefehl von Lansac, eingeschifft, um Rochelle zu bloquiren. Der Herzog von Alençon nahm la Charité, zog nach Auvergne und belagerte Issoire, ein durch die Natur und die Kunst stark befestigter Platz, welchen die Einwohner als Verzweifelnde vertheidigten. Drei Mal liefen die Belagerer Sturm und wurden jedes Mal zurückgeworfen, ihr Verlust an Todten betrug bis an 500. Indessen hofften die tapfern Bürger von Issoire von einem Tage zum andern auf Entsatz. Er kam nicht, und das feindliche Geschütz fuhr fort ihre Festungswerke zu zerstören, dergestalt, daß sie sich auf Gnade und Ungnade ergeben mußten. Zwar hatte man den, nur um ihr Leben flehenden, Bürgern anbefohlen, sich in die große Hauptkirche zu begeben. Allein die Heiligkeit des Orts schützte sie nicht gegen den tauben Grimm der einrückenden Feinde. Die ganze Stadt wurde der Plünderung überlassen, die Bürger sammt ihren Familien kamen meistentheils durch das Schwert um, und eine ausbrechende Feuersbrunst legte die Stadt fast ganz in Asche.[1] In demselben Geiste handelten beide Parteien gegen einander, so oft sich nur immer Gelegenheit dazu fand.

Mittlerweile blieben die Stände zu Blois noch versammelt. Die Berathungen betrafen jetzt vornehmlich die Finanzen. Der König verlangte der Stände Genehmigung zur Veräußerung eines Theils der Kron-

[1] Davila, T. I. L. VI.

1577 güter, 100,000 Kronen (écus) an Werth. Mit rühmlichem Widerspruch, der freisinnige Präsident von Bordeaux, Hemar, war an der Spitze, erklärten die Stände, daß dieses gegen die Verfassung sey, und willfahrten nicht. Eben so wenig gaben sie nach, da der König 2 Millionen, als außerordentliche Beiträge, zur Bezahlung seiner Schulden und zur Führung des Krieges forderte. Theils dieser Widerspruch, theils auch die Wahrnehmung, daß die Ligue einen andern Zweck verfolge, als man aussprach, warfen den trostlosen König Heinrich in neue Sorgen und Unruhen. Er sehnte sich nach dem Rathe eines rechtlichen Mannes, darum schickte er seinen ehemaligen Erzieher, Claude Dorron, einen ehrlichen und zuverlässigen Mann, ins Geheim an den Parlamentspräsidenten de Thou nach Paris, um ihn zu fragen, was er über die Ligue und die jetzt zu nehmenden Maßregeln denke. De Thou hatte sich bereits, zum großen Aerger der Guisen, wider die Ligue erklärt, daher sprach er auch zu dem Abgeordneten des Königs, welcher, aus Furcht vor den Liguisten, des Nachts zu ihm kam, gewichtige und fast prophetische Worte. Der bedenkliche und unglückliche Zustand seines Vaterlandes bewegte den edlen Patrioten so sehr, daß er seine Thränen nicht zurückhalten konnte. „Man denkt sehr spät daran," sprach er, „mich um Rath zu fragen, da bereits das ganze Königreich von dem Geräusch der Ligue ertönt, und fast alle Provinzen und Städte, von dem Parteigeist hingerissen, oder von dem eiteln Schein verblendet als gälte es die Religion, derselben beigetreten sind. Uebrigens sehe ich nicht erst heute die Gefahr, welche dem Könige droht; ich habe ihn längst gewarnt, bin aber nicht gehört worden, und viele sind darum meine Feinde geworden. Weil man indessen doch meine Meinung verlangt, so will ich sie auch unverhohlen sagen. Jede Partei in einem Staate führt nothwendig zu dessen Untergang. Die der Protestanten zeigt es schon genugsam, was soll man daher erwarten,

1577
wenn sich auch die Katholiken noch theilen! Und wenn Se. Majestät solche Parteiungen selbst begünstigen, so kann dieses nicht anders als unglücklich enden. Es war ein unseliger Rath, welchen man dem Könige gab, sich zum Haupte der Ligue zu erklären, um diese Partei aufzulösen. Durch diesen Schritt hat er sich seiner königlichen Würde entkleidet, des großen Vorrechts beraubt, welches ihm der Thron gibt, keinen Gleichen neben sich zu haben; was ihm die Vorsehung und seine Geburt verliehen, hat er aufgegeben und sich dem niedrigsten seiner Unterthanen gleichgestellt. Was kann der Zweck dieser Verbindung seyn, welche, unter dem Vorwande der Religion, Bewaffnete durch das ganze Königreich wirbt? Kein andrer, als den Franzosen zu lehren, daß es, außer dem Könige, noch eine Gewalt geben könne, welche Truppen werben, besolden, zu einem besondern Eid verpflichten, Krieg führen, mit einem Worte einen Staat im Staate bilden darf. Ich gebe Sr. Majestät alle die traurigen Folgen zu bedenken, welche ein so verwegenes Unternehmen haben muß. Ich, meines Theils, sehe im Geiste voraus, daß diese, jetzt unter dem Paniere der Religion zusammenberufenen, Truppen ihre Waffen einst gegen den König selbst wenden werden; dieser Anfang ist nur das Vorspiel, wodurch die Aufrührer die Geduld des Königs erproben wollen, um zu wissen, wie weit sie in der Folge gehen können. Der König mag bestimmt glauben, daß die Völker, denen man jetzt, ohne seinen Befehl, die Waffen in die Hand gibt, seine Befehle nicht achten werden, wenn er sie wird nöthigen wollen dieselben wieder nieder zu legen. Und wie viel Vorwände werden sie nicht haben, außer dem der Religion, ihren Ungehorsam zu beschönigen! Der einzige Vorwand, das unerträgliche Joch der Auflagen abzuschütteln, die man noch immer vermehren muß, wird zur offnen Empörung mehr als hinreichend seyn. Wird das geheiligte Ansehen der Obrigkeiten und der Gesetze im Stande seyn,

1577 das empörte Volk zu zügeln, wenn es, von jenem Schwindelgeiste ergriffen, im Gefühle seiner Kraft aufsteht? Wird es dann noch die Majestät des Königs scheuen? Ach! ich höre schon von den Kanzeln herab den Aufruhr predigen, durch die von der Gegenpartei erkauften Priester. Wer wird ihrer Wuth ein Ziel setzen, wer wird sie zu ihrer Pflicht zurückführen können? Unheilbar ist alsdann das Uebel; dem Könige bleibt nichts übrig, als sich den Häuptern der Rebellen selbst in die Arme zu werfen; verlassen von den Seinen wird er den tödtlichen Kummer erfahren, daß seine Unterthanen über sein Reich und seine Krone, noch ehe er ins Grab steigt, schalten und ihm einen Nachfolger geben; der Sturz eines der blühendsten Reiche der Welt wird allen Monarchen zeigen, daß man, in Angelegenheiten der Religion, nicht ungestraft einen Fehltritt macht. Gott gebe, daß meine Besorgnisse ungegründet seyen! Nach diesem allem glaube ich, daß der weiseste Entschluß, welchen Se. Majestät fassen kann, ist, Friede zu machen, und, da man das letzte Edikt umgestoßen, ein neues, aber verständigeres zu entwerfen. Die Protestanten, welche durch den Krieg sehr leiden, werden gern die Hand zum Frieden bieten, dadurch kann es dem Könige gelingen die Partei, welche einen, ihr nöthigen, Krieg sucht, allmählig zu vertilgen. Da sie aber schon so mächtig ist, so muß man einige der minder bedeutenden Häupter, zum warnenden Beispiele, hart bestrafen, um der königlichen Gewalt allmählig wieder Ansehen zu verschaffen." So ließ sich de Thou über die Angelegenheiten der damaligen Zeit vernehmen. Dorron kehrte nach Blois zurück und stattete dem Könige einen treuen Bericht ab. Betroffen schwieg dieser eine Zeit lang still; wir hätten de Thou eher um Rath fragen sollen, sprach er endlich; so wollen wir wenigstens jetzt seinen letzten Rath befolgen und unsern Unterthanen einen dauern-

1577

den Frieden zu geben suchen.[1] Uebrigens gebot er Dorron selbst seiner Mutter Catharina zu verschweigen, daß man de Thou um Rath gefragt habe. Durch den Herzog von Montpensier und den Herrn von Biron ließ er sodann dem Könige von Navarra Friedensvorschläge thun. Der Prinz von Condé machte jedoch so hohe Forderungen, daß die Feindseligkeiten noch fortdauerten. Das Glück begünstigte die Waffen der königlichen Armee, wodurch sich auch Condé zu gemäßigteren Bedingungen herabstimmte, beide Parteien aber, der Verwüstungen und des Elends müde, sehnten sich jetzt gleich sehr nach dem Frieden. Durch die Bemühungen von Montpensier und Biron ward zu Poitiers im September ein Edikt, in 63 Artikeln, abgefaßt, wodurch den Protestanten eine bestimmte Religionsfreiheit zugesichert ward. Einige Beschränkungen fanden darin allerdings für die Protestanten Statt; z. B. wurde ihnen das früher bewilligte Recht, in den 8 Parlamentern von Frankreich die Stellen der Parlamentsglieder zur Hälfte aus ihren Glaubensgenossen besetzen zu dürfen (les chambres mi-parties), für die Städte Paris, Rouen und Dijon entzogen, in den übrigen zwar gelassen, doch mit einer verminderten Anzahl. Ueberdieß räumte man ihnen auf 4 Jahre 8 Sicherheitsplätze ein, nämlich in Languedoc: Montpellier und Aiguemortes; in Dauphiné: Nions und Serres; in der Provence: Senne; in Guyenne: Perigueux, la Reole und le Mas de Verdun.[2] Der Friede ward unterzeichnet zu Bergerac den 17. Sept. 1577. und den 8. October von dem Parlament zu Paris einregistrirt.

Inzwischen gab auch dieser Friede dem unglücklichen Frankreich die so heiß ersehnte Ruhe nicht. Wie die vorigen Friedensschlüsse, ward auch dieser nicht beobachtet. In Languedoc und Dauphiné dauerten die

---

[1] Thuanus, T. II. L. LXIII. p. 191 seqq.
[2] Fleury, hist. ecclés. T. XXXV. L. LXIV. p. 329.

1577 Unruhen fort, die Beamten belästigten die Protestanten, so oft sie konnten, das Volk erlaubte sich offenbare Gewaltthätigkeiten gegen dieselben, welchen niemand steuerte.[1] Am schlimmsten ging es in Avignon und dessen Bezirk, wo die päpstlichen Obrigkeiten dem Pacificationsedikte die meisten Schwierigkeiten erregten. Catharina von Medicis gewann jetzt noch mehr Einfluß, wenn dieß überhaupt möglich war, indem der König in den Schlamm der Wollüste immer tiefer versank und ihr alle Geschäfte überließ. Zur gänzlichen Beilegung der Unruhen veranstaltete sie eine Zusammenkunft mit dem Könige von Navarra. Dieselbe fand zu Nerac Statt, in Guyenne. Catharina führte Heinrich von Navarra seine Gemahlin Catharina zu, welche bis dahin am Hofe geblieben war. Bis in den Februar verzögerten sich die Verhandlungen. Das Pacificationsedikt erhielt Erläuterungen zum Besten der Protestanten, denen noch drei neue Sicherheitsplätze in Guyenne, und elf andere in Languedoc überlassen wurden, mit der Bedingung, jene im August, diese im October zurückzugeben. Die Königin von Navarra hatte nämlich Catharinens Rathgeber, Pibrac, gewonnen, durch diesen überlistete die Tochter ihre Mutter. Zur Beruhigung der Protestanten errichtete man in Agen eine Kammer (chambre tripartie), aus zwölf Räthen und zwei Präsidenten bestehend, wovon der eine katholisch, der andere protestantisch seyn mußte, und welche keinen Beschluß abfassen konnte, wenn nicht der dritte Theil der anwesenden Richter Protestanten waren. Streitigkeiten und Reibungen nahmen kein Ende in diesem Vereine, der Gang der Gerechtigkeitspflege ward stets behindert, und man war endlich genöthigt, diese Kammer wieder aufzulösen.

So fuhr also Frankreich fort in seinem Innern unglücklich zu seyn; den Hof aber beschäftigten weit

---

[1] Thuanus, T. II. L. LXVI. p. 251.

1578

andere Angelegenheiten. Ein unvertilgbares Mißtrauen herrschte fortwährend zwischen Heinrich III. und seinem Bruder, dem Herzoge von Anjou. Jener blieb in steter Besorgniß wegen des unruhigen, zur Intrigue und Meuterei immer aufgelegten Charakters des letztern. Dieser, ohne innern Gehalt und Werth, doch aber stolz, ehrgeizig und begierig von Gewicht zu seyn und Aufsehen zu machen, meinte der König mache Anschläge gegen seine Freiheit oder sein Leben. Kaum bemerkten dieß die Höflinge, so eilten sie das glimmende Feuer zu nähren, denn aus Gewohnheit oder Eigennutz wünschten sie Zwietracht und Streit am Hofe. In der Nacht vom 15. Februar entwich daher der Prinz heimlich vom Hofe und schrieb darauf von Alençon aus an den König, um die Gründe seiner Entfernung darzulegen. Anfangs war dieser über das Ereigniß bestürzt, ließ sogleich die Thore von Paris schließen, die Vertrauten und Günstlinge seines Bruders verhaften, doch bald sank er in seine Schlaffheit zurück, sich mit dem Gedanken beruhigend, es werde dieses keine weitern Folgen haben. Tiefer bekümmerte ihn ein anderer Unfall, der einen seiner Lieblinge (Mignon) betraf. Er hieß Caylus, war jung, schön und besaß die volle Gunst seines Monarchen. Ein Streit, welchen er mit einem andern Herrn des Hofes, Namens Balsac, hatte, veranlaßte eine Ausforderung. Nach damaliger Sitte nahm jeder zwei Secundanten, die sich, wie es der barbarische Gebrauch wollte, gleichfalls schlugen. So trafen sich die 6 Kämpfer verabredetermaßen beim Anbruche des Tages, den 27. April an einem Sonntage, unweit der Bastille. Der Kampf begann und war so wüthend, daß zwei der Secundanten todt auf dem Platze blieben, worunter ein anderer Liebling Heinrich's, Namens Maugiron war; ein dritter starb den folgenden Tag an seinen Wunden, zwei andere waren schwer verwundet, Caylus aber ward mit 19 Wunden in ein benachbartes Haus getragen. Kaum erfuhr der König

1578
den Unfall seines Lieblings, so eilte er zu ihm, brachte ganze Tage und Nächte an dessen Bette zu, übernahm eigenhändig die kleinsten Dienste, ließ durch Ketten die ganze Umgegend sperren, damit kein Geräusch den theuren Kranken störe, versprach den Wundärzten 100,000 Franken, wenn sie ihn wieder herstellten, dem jungen Caylus eben so viele Kronen, um ihn zu ermuthigen; doch er war nicht zu retten; ein Stich war in den einen Lungenflügel gedrungen, und der Kranke starb nach einem Monat. Zärtlich küßte Heinrich die Leiche des Verblichenen, schnitt, zu ewiger Verwahrung, eine seiner blonden Locken ab, nahm die goldenen Ohrgehenke, die er ihm einst geschenkt, an sich, ließ ihn in der St. Paulskirche, unter Begleitung des ganzen Hofes, beisetzen, während er selbst dem Zuge von einem Fenster zusah, denn die Etiquette verbot ihm die Begleitung in eigner Person. Solche Ehre, welche nur Mitgliedern des königlichen Hauses, oder dem höchsten Verdienste um Staat und Vaterland zukam, verschwendete Heinrich an einen werthlosen, unbedeutenden und lasterhaften Jüngling, vor den Augen seiner Residenz und somit seines Königreichs, und verlor dadurch mehr und mehr Achtung und Ansehen.[1] Doch nicht lange umdüsterte der schwarze Gram Heinrich's lebensfrohe Seele. Neue Lieblinge fanden sich und brachten die alten in Vergessenheit. Der geschäftige Diener und Gehülfe seiner Ausschweifungen war der ehrlose René von Villequier. Außer tausend Nichtswürdigkeiten war dieser Verworfene des offenbaren Mords schuldig, welchen er an seiner schwangern Gattin, aus dem Hause de la Mark, verübte. Er durchbohrte sie eines Morgens mit einem Dolche, weil er erfahren, daß sie einen Liebeshandel unterhalte. Er wohnte in dem Palaste des Königs, und diese blutige That ge-

[1] Journal de Henri III. T. I. p. 32 seq. Thuanus, T. II. L. LXVI. p. 254 seqq.

1578

schah also gleichsam unter den Augen seines Herrn, dessen Gunst er darum nicht minder behielt. Das Volk fühlte diese Barbarei mehr als sein König, und untenstehendes Spottgedicht drückt den öffentlichen Abscheu, wenn auch nach der anstößigen Weise dieser Zeit, deutlich aus.[1] Er ward nach und nach Gouverneur von Paris und Isle de France und Ritter des Ordens vom heil. Geiste.

Dieser Villequier sann Tag und Nacht darauf, auch die letzte gute Regung seines Gebieters unter der gröbsten Sinnlichkeit zu ersticken. Ihm stand treulich zur Seite ein Schwiegersohn, der eines solchen Schwiegervaters vollkommen würdig war. Franz Do, so hieß er, galt für den verdorbensten Menschen des ganzen Hofes. Nachdem er früh Ehre und Vermögen verloren hatte, begleitete er, auf die Empfehlung von Villequier, Heinrich III. nach Polen. Hier wußte er sich bei demselben so einzuschmeicheln, daß ihn dieser nachher zum Oberaufseher der Finanzen machte. Bei die=

---

[1] Arrête ici, passant, et dessus ce tombeau
  Discours en ton esprit de cet acte nouveau:
Celle qui git ici est l'impudique femme
  D'un cocu courtisan, execrable et infame,
Qui de sa propre main la daguant, l'étoufant
  Occit cruellement et la mère et l'enfant;
Non l'ire, non l'honneur non quelque humeur jalouse
  L'ont fait ensanglanter du sang de son épouse.
D'honneur il n'en eût onc, il n'eût été jaloux
  D'une qu'il savoit bien être commune à tous,
Et que même il avoit souvent en tout delice
  Adheré, consenti millefois à son vice,
Et qui n'aimoit pas moins à le faire cocu
  Qu'il aime et qu'il cherit d'un B..... le C.....
Va passant, car elle a justement le salaire
  Que merite à bon droit toute femme adultère,
Et luy soit pour jamais dit l'infame boureau
  De celle dont il fut autrefois macquereau. *

* Journal de Henri III. T. I. p. 28. 29.

1578 sem Amte blieb es zweifelhaft, ob ihn der allgemeine Haß mehr seiner Habsucht oder seines unerträglichen Hochmuths wegen traf. Jeder rechtliche Mann hatte an ihm einen Feind. Ein Wüstling, ein Verläumder und Ränkemacher, hatte er nur Talent für boshafte Umtriebe des Hofes, oder neue Auflagen für das geplagte Volk zu erdenken, weshalb er auch dem Könige rieth, alle, verschieden benannte, Auflagen abzuschaffen, und dagegen eine allgemeine Abgabe zu verlangen, die er nach Belieben vermehren könne. Uebrigens war dieser Do ein Mensch ohne Geist oder Kenntnisse, weshalb er auch Gelehrte und Gelehrsamkeit verachtete und bei jeder Gelegenheit vor dem Könige lächerlich machte. Wechsler und Mäkler umgaben ihn stets und durften allein auf seinen Schutz rechnen.[1]

Diese Menschen leiteten und schufen die Ergötzlichkeiten des Königs und hatten daher auch unbegrenzte Gewalt über ihn. Sie führten ihm junge Leute aus vornehmen Familien zu, mit welchen er sich erlustigte. Franz d'Espinay, Coussade, Anne und Wilhelm Joyeuse, Bernhard und Johann von Noyoret, genossen dieselbe Gunst, welche der vielbeweinte Caylus und Maugiron besessen hatten. Anfangs begnügten sich diese jungen Leute in der Stille mit der Gnade des Königs, bald aber trugen sie ihre Begünstigung öffentlich zur Schau. Die ersten Diener des Staats mußten ihnen huldigen, sie schalteten über die vornehmsten Würden des Königreichs, behielten die einträglichsten für sich und gaben die andern ihren Schmeichlern und Bewunderern. Die Einkünfte, so reichlich sie auch immer seyn mochten, waren nicht mehr hinreichend; unablässig erschienen vom Könige Edikte zu außerordentlichen Abgaben; weigerte sich das Parlament sie zu genehmigen, so fanden die verächtlichen Mignons einen strafbaren Ungehorsam darin, sie trieben den König an,

---

[1] Thuanus, l. c. p. 255.

1578

seine Würde geltend zu machen, und so erschien dieser gewöhnlich zu einer außerordentlichen Sitzung (lit de justice) in dem Parlament und erzwang, unter den härtesten Vorwürfen, die Vollziehung seiner unersättlichen Geldforderungen.[1] Ein bis jetzt noch schweigender Haß gegen den König gesellte sich allmählig zu der stets zunehmenden Verachtung desselben, und das Freudengeschrei, welches das Volk sonst beim Anblick des Monarchen zu erheben pflegte, verstummte. Er suchte den Genuß und die Freude, wo sie sich nur immer darbieten mochte. Ein ehemaliger Goldschmied, Claude Marcel, welchen er zum Rath und Oberaufseher der Finanzen ernannt hatte, veranstaltete bei der Verheirathung seiner Tochter ein lustiges Fest, wobei sich auch der König mit seiner Familie, dem Herzog von Guise und vielen Herren und Damen des Hofes einfanden. Nach Tische maskirte sich der König und seine mitgebrachten Damen, letztere alle einerlei gekleidet, und die Zügellosigkeit wurde bald so groß, daß sich diejenigen der Gäste, welchen noch einige Sittlichkeit innen wohnte, entfernten.[2] Einer seiner Mignons, Sainte Megrin, ward bei seiner Rückkehr aus dem Louvre Nachts um elf Uhr von 20 oder 30 Menschen mit Dolchen und Pistolen angefallen, welche ihn so übel zurichteten, daß er für todt liegen blieb. 34 bis 35 schwere Wunden hatte er empfangen, woran er auch bald nachher starb. Der König ließ ihn mit demselben Gepränge, wie Caylus, begraben, wagte aber nicht nach dem Urheber dieser That forschen zu lassen, weil verlautete, sie rühre vom Herzoge von Guise her, und daß man dessen Bruder, den Herzog von Maine, unter den Mördern bemerkt habe. Die Veranlassung dazu war, weil sich dieser Megrin eines vertrauten Umgangs mit des Guisen Gemahlin gerühmt habe. Der König

---

[1] Thuanus, l. c. p. 254.
[2] Journal de Henri III. l. c. p. 30—31.

1578 von Navarra hörte davon und äußerte, er, der Bessre, minder Verdorbene: „ich lobe meinen Vetter, den Herzog von Guise, daß er sich von einem verächtlichen Mignon nicht mag krönen lassen; möge es allen seines Gleichen so gehen, die sich unterstehen die Prinzessinnen mit ihrer Liebe zu beschmuzen.“ [1] Zur Freudenfeier über die Wiedereroberung von la Charité gab der König ein Banket, wobei alle Damen und Herrn, erstere in Mannskleidern, in grüne Seide gekleidet seyn mußten, welche der König selbst lieferte. Der Kostenbetrag war 60,000 Franken. Catharina ließ kurz darauf ein ähnliches folgen, welches 100,000 Franken kostete. Diese Summe wurde von den reichsten Hofleuten, auch von einigen italienischen Beamten, unter dem Namen einer Anleihe, zusammengebracht, welche sich dafür mit doppeltem Gewinn zu entschädigen wußten. Heinrich liebte ferner das Spiel mit Leidenschaft, und verlor oft in einem Abend 80,000 Kronen (écus). Die Zeiten der Sardanapale und Caligula schienen sich zu erneuern!

Troß seiner, fast ununterbrochenen Völlerei bemerkte Heinrich dennoch, daß der Herzog von Guise in der Ligue und anderwärts weit mehr Ansehen und Anhang besitze, als er selbst. Um also die Vornehmen des Hofes und Reichs durch ein neues Band an sich zu ziehen, beschloß er einen neuen Orden zu stiften. Er sollte der heilige Geistorden heißen, weil er am Pfingsttage 1573 zum Könige von Polen ernannt worden und 1574 an demselben Tage die französische Krone erhalten hatte. Die Zahl der Ritter setzte er auf 100 fest, worunter 4 Erzbischöfe oder Bischöfe und die vornehmsten Hofbeamten seyn sollten. Jedem Mitgliede wurde ein Jahrgeld von 800 Kronen zugesichert. Nur Katholiken konnten diesen Orden erhalten; Heinrich hoffte dadurch viele Protestanten, so wie man-

[1] Journal de Henri III. l. c. p. 36.

chen Anhänger der Guisen oder Söldling des Königs von Spanien an sich zu locken. Er selbst war Großmeister, und mit Bedacht besetzte er Anfangs kaum die Hälfte der Stellen, um die Hoffnung der Aufnahme zum Köder zu gebrauchen.

Am 1. Januar 1579 ging die feierliche Errichtung dieses Ordens vor sich mit einer Versammlung sämmtlicher Ritter in der Augustinerkirche zu Paris. Ein Barett von schwarzem Sammet bedeckte das Haupt, Beinkleider und Wamms waren von Silberstoff, Schuhe und Degenscheide von weißem Sammet; einen großen schwarzen Sammetmantel faßte am Rande eine Goldstickerei von Lilien, abwechselnd mit der silbernen Chiffre des Königs ein; das Unterfutter war von Orange-Atlaß; ein Mäntelchen von Goldstoff und Stickerei ward, statt des Kragens, noch über den großen Mantel geworfen. An einer goldenen Halskette hing eine Taube als Sinnbild des heiligen Geistes. Ein großes gesticktes orangefarbenes Kreuz, auf Wamms und Mantel, und ein kleines Kreuz, an blauem Bande um den Hals, diente für die gewöhnliche Tracht der Ritter, welche sämmtlich Commandeure hießen.

Durch diese neue Stiftung, nebst seinen Mignons und einem Garderegiment, das ihn stets umgab, hoffte Heinrich III. den Angriffen seiner offenbaren und heimlichen Feinde Trotz zu bieten.[1]

---

[1] Journal de Henri III. T. I. p. 39 seqq.

Sechs und dreißigstes Capitel.

Nachdrückliche Vorstellungen der Stände von Burgund; neue Veranlassung zum Kriege; Versammlung der katholischen Geistlichkeit zu Melun; Ausbruch des siebenten Bürgerkriegs; Eroberung von Cahors; sinkendes Kriegsglück der Protestanten; Friede zu Flex.

1579

Die Stände von Burgund versuchten es zuerst die, fast unerschwinglichen, täglich sich vermehrenden Auflagen abzulehnen. Der Adel dieser Provinz, an eine größere Freiheit aus frühern Zeiten gewöhnt, ertrug das neue Joch mit Ungeduld und war besonders entrüstet, daß sich verdienstlose junge Leute die ersten Staatsämter zueigneten. In einer zu Dijon gehaltenen Versammlung verfaßten sie deswegen eine Bittschrift an den König, worin sie die Verminderung der Abgaben auf den Fuß, wie sie unter Ludwig XI. gewesen, so wie ihre unter den bisherigen Königen bestandenen Vorrechte und Freiheiten verlangten. Die Ueberbringer dieses Schreibens sprachen zum Könige mit einer ungewohnten Freimüthigkeit. Sie flochten jenen Ausspruch des Kaisers Tiber: „ein guter Hirte muß seine Heerde zwar scheren, ihr aber nicht das Fell abziehen," in ihre Rede mit ein, so wie die Antwort, welche man einst dem Triumvir Antonius gab, da er in Kleinasien die Getreidelieferungen verdoppeln wollte: „so möge er auch nur befehlen, daß es zwei Sommer und zwei Herbste in einem Jahre gebe." Ueberdieß trugen sie noch vor, man möge die öffentlichen Kassengelder nicht vergeuden, der ungeheuern Verschwendung Einhalt thun, unter welcher das ganze Volk seufze, und wovon nur einige Personen Nutzen zögen; es sey nöthig die Schuldenmasse des Königs zu untersuchen, die gegründeten Anforderungen von den unbegründeten zu trennen, jene zu bezahlen, diese

aber abzuweisen, und hierzu treue und zuverlässige Com- 1579
missarien zu ernennen; auch möge man künftig die wichtigsten Aemter nicht mehr untauglichen und unwürdigen Menschen verleihen, die Richterstellen nicht ins Unendliche vermehren, dagegen aber eine gleichmäßige Vertheilung der Abgaben und öffentlichen Lasten vornehmen, der Beschaffenheit und den Vermögensumständen einer jeden Provinz angemessen.

Diese Rede, in ihrem Tone so ganz von dem der Schmeichler des Hofes verschieden, mißfiel zwar Heinrich **III.** in hohem Grade, allein wegen der Besorgniß, die andern Provinzen Frankreichs dürften das Beispiel Burgunds nachahmen, unterdrückte er seinen Unwillen, nahm die neuen Anforderungen für diese Provinz zurück und versprach auch ihren sonstigen Klagen abzuhelfen. Uebrigens zweifelte man nicht, daß dieser kühne Schritt der Stände von Burgund durch die Guisen veranlaßt worden sey. Der Herzog von Mayenne war Gouverneur von Burgund; mit Dankbarkeit und Liebe mußte dieses ihm und seinem Hause anhangen, wenn es durch dasselbe Schutz fand gegen den Druck der Regierung; als Vermittler zwischen dem Könige und dem Volke traten also die Guisen auf, sie hielten die Waagschale der Sache des Monarchen und der Nation, gewöhnten dieselbe an den Gedanken, der König sey der Höchste nicht im Reiche, und rückten dadurch ihrem Ziele um einen Schritt näher.[1]

Der Tod des Marschalls Franz von Montmorency, welcher den 6. Mai in diesem Jahre erfolgte, hatte auf die allgemeinen Angelegenheiten Einfluß. Montmorency nahm den Ruhm eines edlen, zuverlässigen Mannes und den Ehrennamen des letzten Franzosen mit in das Grab.[2] Da er kinderlos starb, so war sein Bruder, der Marschall d'Anville, sein Erbe,

---

1 Thuanus, T. II. L. LXVI. p. 255. 256.
2 l. c. L. LXVIII. p. 280.

1579 welcher von nun an auch den Namen Montmorency führte. Dieser aber hatte die Partei der Protestanten verlassen, um sich dem Hofe anzuschließen. Von diesem beauftragt, begab er sich nach Mazeres, in der Grafschaft de Foix, wo der König von Navarra eben eine Versammlung wegen der protestantischen Kirchenangelegenheiten hielt. D'Anville oder Montmorency, wie er nunmehr genannt werden wird, forderte die den Protestanten verwilligten Sicherheitsplätze zurück, weil die bestimmte Frist jener Vergünstigung abgelaufen sey, und ersuchte zugleich den König von Navarra, ihm, unbeschadet des letzten Edikts, zu gestatten, die Protestanten in Languedoc zu züchtigen, weil sie sich mehrerer kleinen Plätze bemächtigt und eine Menge Räubereien und Plünderungen der Umgegend verübt hätten. Heinrich von Navarra bewilligte letzteres, schlug aber ersteres bestimmt ab, mit der Bemerkung, er stehe hierüber mit dem Könige von Frankreich bereits in Unterhandlungen. Denn laute Klagen wurden von den Protestanten aller Gegenden erhoben, daß ihnen die verheißenen Freiheiten durch die Bedrückungen der Gouverneure und Obrigkeiten vorenthalten würden, darum eben zögerte Heinrich mit der Zurückgabe der Sicherheitsplätze. Montmorency verließ Mazeres, die dortige Versammlung aber theilte sich in zwei Parteien, die eine stimmte für die unmittelbare Erneuerung des Krieges, die andere hingegen für den vorausgehenden Versuch des gütlichen Vergleichs; schlüge dieser fehl, so möge der Krieg unter dem Befehle und nach der Anordnung des Königs von Navarra beginnen.

Heinrich stimmte dieser letztern Meinung bei. Er zog Anton de Pleix, den Abgeordneten der protestantischen Kirchen von Languedoc, und Calignon, den von Dauphiné, bei Seite, zerbrach in ihrer Gegenwart zwei Goldthaler, gab ihnen zwei Hälften davon, mit dem Auftrage, die eine an Franz von Chatillon, den Sohn des Admirals Coligny in Languedoc, die andere an den

1579
tapfern Lesdiguières in Dauphiné zu übergeben und ihnen zu sagen, wenn sie die andere Hälfte des zerbrochenen Goldstücks erhalten würden, so sey dieses das Zeichen zum Beginn der Feindseligkeiten.[1] Hierauf entließ er die Versammlung; ein jeder begab sich in seine Heimath und rüstete sich zum wahrscheinlich nahen Kampfe.

Den 16. März kehrte der Prinz von Anjou, ohne alle vorausgegangene Unterhandlung, nach Paris zurück, übernachtete im Louvre und überraschte den König eben so sehr, als den ganzen Hof. Ersterer war darüber erfreut; er schloß, daß sein Bruder ohne alles Mißtrauen sey, hoffte, daß ihn derselbe von nun an nicht mehr in seiner Ruhe stören werde, und dafür hätte er alles vergeben und alles bewilligt. Der Herzog von Anjou trug dem Könige die Bitte vor, ihm zu erlauben nach England zu gehen, weil er sich um die Hand der Königin Elisabeth bewerben wolle, und den Truppenwerbungen nicht entgegen zu seyn, die er in Frankreich zum Besten Flanderns anzustellen im Begriff sey. Catharina unterstützte diese Bitte, und Heinrich willigte in alles; doch reiste der Prinz von Anjou erst im August dieses Jahres, mit einem kleinen Gefolge, nach England ab, fand bei der Königin Elisabeth eine freundliche Aufnahme, weshalb nach einiger Zeit eine glänzende Gesandtschaft des Königs von Frankreich in London erschien, um die Bewerbung seines Bruders zu unterstützen.

Auch die katholische Geistlichkeit hielt eine Versammlung zu Melun, mit Bewilligung des Königs. Die gewöhnlichen Klagen über eingeschlichene Mißbräuche in der Kirche wurden erneuert, zu deren Abstellung man dem Könige zwei Mittel vorschlug, nämlich die Einführung einer bessern Kirchenzucht und eine genauere

[1] Thuanus, T. II. L. LXVIII. p. 281. Davila, T. I. L. VI. Daniel, T. IX. p. 94.

1579 Auswahl bei Besetzung der geistlichen Aemter. Erstere werde man bewirken durch Annahme der Beschlüsse des tridentinischen Conciliums, und man bitte daher den König flehentlich darum. (Dadurch aber wären alle Freiheiten der gallicanischen Kirche, durch so viele Kämpfe errungen und durch so manche Verträge befestigt, für Frankreich verloren gegangen; doch war dieses ein fortwährendes Ziel der Päpste, welches sie zu erreichen strebten.) Von den eingeschlichenen Mißbräuchen der kirchlichen Angelegenheiten entwarf die Versammlung zu Melun ein trauriges Bild. Acht und zwanzig Erzbisthümer oder Bisthümer wären unbesetzt, deren Einkünfte Laien bezögen, der Gottesdienst aber gerathe dadurch in den kläglichsten Verfall; in den 36 Diöcesen von Guyenne und Languedoc und an der Garonne hielten sich die wenigsten Bischöfe in ihrem Sprengel auf; eine gleiche Bewandniß habe es mit den Abteien, wovon die Einkünfte auf eine gewissenlose und ärgernißgebende Weise vergeudet würden; viele Familien betrachteten schon die Einkünfte geistlicher Stellen als ihr Eigenthum und rechneten sie zu ihrem Erbe; in dem geheimen Rathe des Königs selbst habe man einer vornehmen Frau ein Bisthum zugesprochen, wie ein verkäufliches Besitzthum; alle Scheu und Scham über dergleichen Unbilden sey gewichen, sie fänden ganz öffentlich Statt, und steure man dieser Unordnung nicht bald, so würden die Laien und Kriegsleute nächstens alle Güter der Kirche an sich reißen.

Den König reuete jetzt die ertheilte Erlaubniß zu jener Versammlung. Nach seiner gewöhnlichen, nichts bestimmenden Weise antwortete er, über die Annahme des Conciliums zu Trident wollte er gelegentlich nachdenken, für die Abstellung der übrigen Mißbräuche aber Sorge tragen. [1] Das Hauptanliegen je-

---

[1] Thuanus, l. c. p. 282. Fleury, hist. ecclés T. XXXV, L. LXXV. p. 381 seqq.

1579
doch trug die Geistlichkeit zuletzt vor. Im Jahre 1561 hatte sie sich nämlich zu Poissy zur Zahlung eines Zehnten verbindlich gemacht, um dem Vaterlande zur Dämpfung der innern Unruhen beizuspringen. Jetzt erklärte die Geistlichkeit, sie sey jenen Verpflichtungen lange genug nachgekommen und halte sich nunmehr für entlastet. Ein wüthender Tumult des Volks zu Paris war die Folge. „Auf Anrathen und zum Vortheil der Geistlichkeit sind jene unseligen Bürgerkriege hauptsächlich unternommen worden," hieß es allgemein, „und jetzt will sie sich aller Lasten entziehen?" Die Unruhen ließen nicht eher nach, bis der König verordnete, die Geistlichkeit solle noch 10 Jahre die gewohnten Beiträge liefern.[1]

Die Lage der Protestanten verbesserte sich indessen nicht; die geheimen und offenbaren Bedrückungen derselben dauerten fort, deshalb beschloß der König von Navarra, selbst unter Mißbilligung eines Theils seiner Partei, dießmal die Waffen zuerst zu ergreifen; er schickte die verhängnißvollen Hälften der Goldthaler an Coligny, Chatillon und Anton du Plaix, benachrichtigte Lesdiguières in Dauphiné, und das Zeichen zum siebenten Bürgerkriege war gegeben.

Der König von Navarra wollte mit einem Hauptschlage beginnen; die Wegnahme von Cahors sollte ihm Ruhm und Vertrauen bei den Seinigen verschaffen. Cahors, in Guyenne, wird von drei Seiten vom Loth umflossen, und nur nördlich kann man auf ebener Erde zu der Stadt gelangen. Drei Brücken führten von den andern Seiten zu derselben, wovon die eine, die neue Brücke genannt, keine Zugbrücke war, wie die übrigen, aber zwei Thore verschlossen sie, das eine am äußern Eingange, das andere gegenüber an der Stadtmauer; den mittlern Raum vertheidigten zwei Basteien. Von hier beschloß Heinrich seinen Angriff

[1] Thuanus, l. c. p. 282. 283. Fleury, l. c. p. 387 seqq.

1580 zu machen. Eine, seit Kurzem erst gewöhnlich gewordene, Sprengmaschine (pétard) sollte dabei angewendet werden. Dieselbe bestand in einem Gefäß, groß genug, um 15 bis 20 Pfund Pulver zu fassen. An der Mündung desselben war ein Haken in Gestalt eines Kreuzes, wodurch man es an der Thür oder Wand, die man sprengen wollte, befestigte; vermittelst einer Lunte brachte man das Feuer hinzu, und mit einem donnerähnlichen Krachen zertrümmerte diese Maschine gewöhnlich alles um sich her.

Heinrich berief seine erfahrensten Officiere zu einem Kriegsrathe. Er legte ihnen seinen Plan vor, die beiden Thore jener Brücke durch die gedachte Maschine zu sprengen, in die Stadt einzudringen und sie mit Sturm zu nehmen. Die meisten fanden dieses Vorhaben sehr gewagt; 1500 Soldaten vertheidigten die Stadt unter einem tapfern und entschlossenen Anführer, wozu noch eine zahlreiche Bürgerschaft kam. Aber Heinrich's Entschluß stand fest; „mit so braven Männern, als ihr seyd," entgegnete er auf ihre Einwendungen, „ist alles möglich."[1] Den 5. May setzte er sich des Abends mit seinen Truppen in Bewegung und langte mit einbrechender Nacht vor Cahors an. Eine Viertelstunde vor der Stadt stieg er vom Pferde und ordnete die Seinigen zum Angriff. Ein fürchterliches Gewitter begünstigte ihn. Sechs Mann begleiteten die, welche die Sprengmaschine an dem äußern Thore befestigten; 18 auserlesene Streiter, unter dem Baron von Salignac und dem Hauptmann der Garden St. Martin, folgten in einer Entfernung von 30 Schritten; Anton von Roquelaure unterstützte sie an der Spitze des Adels; 1200 Scharfschützen bildeten den Nachtrab. Das erste Thor empfing durch die Sprengung nur ein Loch, blieb aber in seinen Bändern und Angeln. Durch einige Hebebäume war es bald ausgehoben; Salignac stürzte

[1] Daniel, T. IX. p. 95.

jetzt mit seiner Abtheilung gegen die Wache auf der 1580
Mitte der Brücke, überwältigte und zerstreute sie und stand nun vor dem andern Thore an der Stadtmauer. Eine zweite Sprengmaschine warf es zertrümmert zu Boden. Die heftigen Donnerschläge des eben dahinziehenden Gewitters ließen die Bewohner der entferntern Viertel über die Veranlassung des ungewöhnlichen Getöses in Ungewißheit. Doch der Commandant, dem man gemeldet hatte, man bemerke beim Leuchten der Blitze ungewöhnlich viel Menschen auf der Brücke, raffte eiligst 40 Edelleute und 300 Scharfschützen zusammen, auf welche Salignac beim Eindringen in die Stadt zuerst stieß. Nach einigen Flintenschüssen kam es zum Handgemenge mit der Pike und dem Schwert. Der Stadtcommandant Verins war mitten in dem Gewühle; in der Eile hatte er seinen Harnisch nicht anlegen können, ein Schuß ging ihm durch den Leib, er fiel, und die Seinen wichen bestürzt zurück. Doch er erhob sich wieder, rief, es fehle ihm nichts, und erneuerte den Angriff, bei welchem Salignac und Roquelaure ebenfalls verwundet wurden, St. Martin aber blieb auf dem Platze. Vor- und rückwärts drängten sich die Kämpfenden, beide Theile erhielten nach und nach Verstärkung, und das Gefecht entflammte sich bis zur äußersten Wuth. Die Angreifenden wurden endlich zurückgedrängt, und über 500 stürzten in wilder Flucht durch das Stadtthor hervor. Heinrich von Navarra war noch außerhalb. Er gab einem Hauptmann mit 50 Edelleuten und 300 Scharfschützen, die nur erst anlangten, Befehl, wieder einzubrechen und die Bedrängten zu unterstützen. Dieser hatte Mühe von dem Strome der Fliehenden nicht fortgerissen zu werden. Endlich gelangte er in die Stadt. Sechshundert feindliche Schützen fand er hinter Fässern, Kisten und ähnlichen Dingen in der Gasse verbollwerkt. Er machte einen Augenblick Halt, ordnete seine Leute, hielt eine Salve der Gegner aus, dann aber stürzte er, den Sä-

1580 bel in der Faust, vorwärts, bemächtigte sich des Bollwerks, verfolgte den Feind auf dem Fuße und erstürmte das Rathhaus, wo ihm 3 Kanonen und eine Feldschlange in die Hände fielen.

Indessen drangen vor der Stadt die angesehensten Officiere in den König von Navarra, zu Pferde zu steigen und sich zurückzuziehen, weil er leicht umringt und gefangen werden könnte, wenn es den Feinden gelingen sollte, die Hugenotten zu werfen und aus der Stadt herauszubrechen. „Sprecht mir nicht von Rückzug," rief Heinrich in vollem Zorn, „heute will ich sterben oder mit Ehre aus diesem Kampfe gehen." [1] Sogleich stellte er sich an die Spitze seiner noch übrigen Truppen, rückte im Sturmschritt in die Stadt ein, gelangte bis zum Rathhause, wo ihm der tapfere Hauptmann Chouppes, so hieß derselbe, meldete, der Feind verschanze sich, mehr als 2000 Mann stark, in dem Schulgebäude und dessen Umgebungen. Heinrich marschirte dahin. Aus allen Häusern machten die Bürger ein fürchterliches Gewehrfeuer; um und neben Heinrich von Navarra wurden Officiere und Soldaten getödtet oder verwundet. Er mußte das Schulgebäude belagern und die benachbarten Häuser einzeln erobern. Fünf Tage dauerte das Gefecht in der Stadt. In allen Vierteln derselben schlug man sich, der unermüdete Chouppes erstürmte sechs Bollwerke in den verschiedenen Theilen; endlich gelang es das Schulgebäude zu ersteigen, der festeste Punkt war dadurch erobert. Der Commandant Verins wich nun der Uebermacht und verließ die Stadt, welche von den ergrimmten, durch den langen und hartnäckigen Widerstand bis zur Tigerwuth entflammten Siegern schonungslos geplündert ward. Die Eroberung von Cahors war für Heinrich von Navarra vielleicht minder wichtig, als das felsenfeste Vertrauen, welches die Seinen von dieser

---

[1] Daniel, T. IX. p. 97.

1580

Zeit an in ihn setzten. Er erregte in diesen Gefechten die höchste Bewunderung durch seine Unerschrockenheit, Thätigkeit und Geistesgegenwart, mit welcher er seine Soldaten bald anfeuerte, bald zur Ordnung rief, und in dem wogenden Getümmel alles nach seinem Plan und Willen leitete. Wo die Gefahr am größten, das Gefecht am wüthendsten war, fand man ihn, er erstürmte, an der Spitze seiner Garden, das letzte Bollwerk der Feinde, und gab den entscheidenden Ausschlag. Zur Verwunderung wird bemerkt, daß Heinrich an Todten nur 70 Mann verlor; viel größer war die Zahl der Verwundeten, wodurch sich die Bemerkung abermals bestätigt, daß die Angreifenden sehr oft weit weniger leiden, als die Angegriffenen, auch soll es dem Commandanten von Cahors sehr an Pulver und Kugeln gefehlt haben, daher man mehr mit der Pike und dem Degen kämpfte, wobei es mehr Verwundete als Todte gab. [1]

Die Nachricht von diesem allem kam mit vielen Uebertreibungen und Vergrößerungen an den Hof. Heinrich war höchst aufgebracht, besonders gegen seine Schwester, die Königin von Navarra, weil sie ihm noch kurz vorher die heiligsten Versicherungen von den friedlichen Gesinnungen ihres Gemahls gemacht hatte, als er ihr auf die entstandenen Gerüchte von geheimen Kriegsrüstungen schrieb. Mehrere Plätze, wie Montaigu, in Poitou, viele Schlösser in Saintonge, und die bedeutendere Stadt Mende fielen den Protestanten in die Hände. Mit gleichem Glücke fochten sie in Languedoc. Caux, Montagnac, St. Sauveur und viele andere befestigte Städte mußten sich ihnen ergeben, von wo aus sie Ausfälle und Streifzüge machten und Verheerungen über die ganze Provinz verbreiteten. In Dauphiné hatten die Bedrückungen und

[1] Daniel, T. IX, p. 97. 98. Thuanus, T. II. L. LXXII. p. 358 seqq.

1580 der Uebermuth des Adels die Geduld der Bauern endlich ermüdet. Sie standen in Masse auf, griffen zu den Waffen und vergalten ihren Tyrannen mit roher Grausamkeit die jahrelangen Leiden. Lesdiguières benutzte diese Bewegung, verband sich mit den aufrührerischen Bauern, und so empfand auch diese Provinz die Geißel des Bürgerkriegs in neuen, namenlosen Leiden. Der Prinz von Condé hatte diesen Krieg durch die Wegnahme von la Fere begonnen. Jetzt ging er in die Niederlande, nach England und Deutschland, um auch auswärtige Hülfe zu suchen. Dieses rüttelte den König Heinrich III. aus seiner zeitherigen Unthätigkeit. Ein Krieg mit dem Auslande, während der Bürgerkrieg im Herzen seiner Staaten loderte, erfüllte ihn mit Bangigkeit. Drei Armeen wurden zu gleicher Zeit gebildet und in Bewegung gesetzt; eine gegen Guyenne, unter dem Marschall Biron, die zweite gegen Dauphiné, unter dem Herzoge von Mayenne, und eine dritte sollte unter dem Marschall von Matignon la Fere wieder erobern. Um Uneinigkeit unter die Protestanten selbst zu bringen, machte der König am 3. Junius eine Erklärung bekannt, worin er alle früheren, zu deren Gunsten erlassene Edikte wiederum bestätigte, wenn sie ruhig in ihren Wohnungen blieben. Der Herzog von Mayenne schlug in Dauphiné einen Weg ein, welcher vielleicht sicherer zum Ziele führen konnte, als übergroße Strenge. Der dortige protestantische Adel sah mit Neid und Mißgunst Lesdiguières in der Gunst des Königs von Navarra; viele mißbilligten überdieß, daß dieser den Krieg erneuerte, es fehlte daher an sich schon an Gemeinsinn und Einheit in dieser Provinz unter den Protestanten. Mit schlauer Feinheit benutzte dieses der Herzog von Mayenne. Er überhäufte nämlich die Einzelnen des mächtigern Adels mit Liebkosungen und lockte sie durch glänzende Versprechungen an sich. Feste, Tourniere, ergötzliche Lustbarkeiten folgten auf einander im bunten

1580

Wechsel; Grenoble, wo er sich aufhielt, ahmte im Kleinen den Hof der erfindungsreichen Mediceerin zu Paris nach, und dadurch nützte der Herzog der Partei des Königs mehr als durch gewonnene blutige Schlachten. Lesdiguières zeigte vergebens, daß dieses der trügerische Zaubertrank der Circe sey, und Aller Wohl nur in der allgemeinen Eintracht bestehe, er vermochte nicht, seine Glaubensgenossen aus ihrem Schlummer zu wecken, daher fiel auch nichts Entscheidendes in dieser Provinz vor.[1]

Nicht viel vortheilhafter standen die Angelegenheiten der Protestanten in Guyenne. Mehrere Städte, wie Gontauld, Mont-Marsam, nahm der Marschall Biron wieder, und Heinrich von Navarra konnte wenig gegen ihn unternehmen. Seine Gemahlin hielt sich zu Nerac auf und hatte für diese Stadt Neutralität vom Hofe zu Paris erlangt, welche jedoch Biron nur beobachtete, so lange sich der König von Navarra nicht in derselben befand. Dieser aber unterhielt mit einigen Hofdamen seiner Gemahlin Liebesverständnisse und begab sich von Zeit zu Zeit heimlich dahin, welches dem Marschall nicht verborgen blieb. Deswegen näherte er sich der Stadt einst, da er wußte, der König befinde sich daselbst. Heinrich verließ dieselbe zwar bei Annäherung des Feindes, Biron ließ aber dennoch 7 bis 8 Kanonenschüsse gegen Nerac thun; eine Kugel schlug in das Schloß, wo sich Margaretha von Navarra befand; sie nahm dieses für eine vorsätzliche Beschimpfung, welche ihr der Marschall habe anthun wollen, und verzieh es ihm in der Folge niemals.[2] Auch der Marschall Matignon entledigte sich seines Auftrags, und begann die Belagerung von la Fere mit 40 Kanonen und einer wohl ausgerüsteten Armee. Es war im Junius, das Wetter schön, an

---

[1] Thuanus, T. II. L. LXXII. p. 361.
[2] Daniel, T. IX. p. 99.

1580 Lebensmitteln kein Mangel, daher fühlten sich die Belagerer so behaglich, daß sie dieses Unternehmen die sammtweiche Belagerung (le siége de velours) nannten. Doch paßte diese Benennung nicht auf die übrigen Umstände. Denn die Garnison leistete einen hartnäckigen Widerstand, und Matignon verlor allmählig in Gefechten und Ausfällen der Belagerten 2000 Mann, und eben so viele starben an Krankheiten, welche durch die sumpfige Umgegend und durch die ungewöhnliche Hitze entstanden. Endlich aber mußte sich la Fere doch ergeben. Zwei Merkwürdigkeiten werden von dieser Belagerung erzählt. Erstens wurde der Garnison die bewilligte vortheilhafte Capitulation gehalten, welches in diesen Kriegen eine Seltenheit war; zweitens bediente man sich hier zum ersten Male der Feuerwerke, oder, wie andere meinen, der glühenden Kugeln gegen die Festungswerke dieser Stadt.[1]

Heinrich von Navarra sah mit Besorgniß, daß ihn sein anfängliches Glück verlasse, darum wünschte er Frieden. Er forderte deswegen seinen Schwager, den Herzog von Anjou, auf, das, seiner Schwester früher gegebene, Wort, stets zu ihrem Besten zu wirken, jetzt zu erfüllen, und den Frieden bei seinem Bruder, dem Könige von Frankreich, zu vermitteln. Der Prinz that es, nebenbei auch einen besondern Plan beabsichtigend. Er schickte einige Vertraute an Heinrich **III.**, welche ihm die dringendsten Vorstellungen machten. „Seit zwanzig Jahren," sagten diese, „wird Frankreich durch einen unseligen Bürgerkrieg zerrissen; wilde Parteien bewegen es, die Zügellosigkeit und die zufälligen Vortheile des Krieges hinwiederum haben das Volk und den Adel so unbändig gemacht, daß von einem plötzlichen Frieden nichts zu erwarten ist. Nur ein Mittel gibt es, die zerstörenden Kräfte von Frankreich abzulenken, und die verwilderten Gemüther allmählig wieder

[1] Daniel, l. c. p. 101.

1580

an die Ordnung eines bürgerlichen und friedlichen Lebens zu gewöhnen. Dieses ist ein auswärtiger Krieg. Flandern bietet hierzu die willkommenste Gelegenheit. Schon längst haben die Niederländer Frankreichs Schutz gegen Philipp's Grausamkeit angefleht. Dieses aber will sich in Spanien keinen neuen Feind, bei innern, alten Uebeln, erwecken; so erlaube man dem Herzoge von Anjou, den Flanderern zu Hülfe zu eilen; die unruhigsten Kriegsvölker werden sich an ihn anschließen, Frankreich von ihrer Gegenwart befreien, und dieses erspart sich dennoch den Krieg mit Spanien, da des Herzogs Unternehmen für eine Privatsache gelten kann." Heinrich III. fand dieses alles sehr nach seinem Sinne. Sehnlichst wünschte er Frieden, um der Freude und dem Genusse ungestört zu leben, daher willigte er in die gemachten Vorschläge, versprach ihm noch überdieß große Geldsummen, nur verbat er im Voraus, daß man ihm nicht zumuthe, dem Könige von Navarra zu erlauben, Spanien von Guyenne aus anzugreifen, welches ihn mit Philipp nothwendig entzweien müsse. [1]

Nach diesen Einleitungen kam es auf dem Schlosse Flex, in Perigord, zu Unterhandlungen. Ein neues Edikt bewilligte die, den Protestanten früher zugestandenen, Freiheiten wiederum; für die Stadt und Citadelle Reole, welche der König von Navarra verloren hatte, räumte man ihm zwei andere Städte, Figeac und Monsegur, ein; durch einen geheimen Artikel, wie man glaubt, ward dem Marschall Biron, der Königin von Navarra so verhaßt, die Statthalterschaft von Guyenne entzogen und dem Marschall Matignon übergeben. Die Sicherheitsplätze wurden noch auf 6 Jahre bewilligt. Nach einigen Monaten trat auch der Prinz von Condé und Lesdiguières diesem Frieden von Flex bei, welcher den 12. September geschlossen, den 26.

---

[1] **Thuanus, T. II. L. LXXII. p. 364.**

1580
December von Heinrich III. ratificirt und den 26. Januar 1581 von dem Parlamente zu Paris registrirt wurde.

Sieben und dreißigstes Capitel.

Unglücksfälle kommen über Frankreich; Uebermuth der Mignons; beispiellose Verschwendung und Weichlichkeit Heinrich's III.; der Herzog von Anjou wird zum Herzog von Brabant ernannt; entdeckte Verschwörung gegen das Haus Valois; Tod des Präsidenten Christoph de Thou.

1581
Ueber vier Jahre schwiegen jetzt die Stürme des Krieges. Gleichsam aber als ob das unglückliche Frankreich ausersehen gewesen wäre, wechselsweise durch die furchtbarsten Geißeln des Menschengeschlechts zerfleischt zu werden, so durchzog nun eine verheerende Pest dessen Provinzen und Städte. 40,000 Menschen starben in Paris, 6000 in Laon und 20,000 in Aix in der Provence. In der Normandie standen ganze Dörfer leer; die Todten blieben unbeerdigt liegen, welches eine Menge Wölfe in diese Gegend zog. Wer davon befallen wurde, fühlte, wie von einem Pfeile getroffen, ein plötzliches Uebelbefinden, welches stündlich zunahm. Einzelne Bösewichter benutzten das allgemeine Elend zu ihrem Vortheile. Nicht nur, daß Räuber und Diebesbanden in den entvölkerten Ortschaften und verödeten Häusern ihr Gewerbe trieben, sondern auch unter den Wundärzten gab es einige Verruchte, welche das Pestübel geflissentlich weiter verbreiteten, und ein Landstreicher aus Italien trieb sich, in dem Gewande eines Eremiten, in der Provence umher, gab vor, er könne durch bloßes Anblicken die Pest heilen, ward deswegen eine Zeit lang

1581

wie ein Heiliger und Wunderthäter von dem abergläubischen Volke verehrt, bis man endlich entdeckte, daß er durch verpestete Kleidungsstücke und Wäsche die Seuche weiter verbreite. Er ward öffentlich verbrannt, und seine Asche in die Luft gestreut.[1] Ein katarrhalisches Fieber (coqueluche), erst seit der Regierung Ludwig XII. (von 1498 bis 1515) in Frankreich bekannt, gesellte sich zu dem gedachten Uebel und ward gefährlich durch die einseitige Behandlungsart der damaligen unwissenden Aerzte, welche alle Krankheiten durch Aderlassen und Laxiren heilen wollten; wer sich der Natur überließ, genas hiervon meistentheils.

Heinrich III. und der Hof begab sich nach Blois, um eine gesündere Luft einzuathmen. In Rücksicht der Protestanten befolgte der König von nun an eine von der frühern ganz abweichende Weise. Sie hatten keine gewaltsamen Maßregeln mehr zu fürchten, aber auch durchaus keine Gunst zu hoffen. Kein Protestant wurde in seine Nähe gelassen, keiner erhielt eine Anstellung bei Hofe, ja selbst nicht bei der Armee oder in sonst einem öffentlichen Amte. Er wollte nicht einmal, daß sie in den vornehmern Zirkeln Zutritt hätten; er betrachtete sie mit dem Auge einer vornehmen, kalten Geringschätzung und wirkte dadurch, gleich jenem Kaiser Julian gegen die ersten Christen, mehr, als durch die sonstigen blutigen Verfolgungen, denn viele Ehrgeizige oder der Eitelkeit Ergebene, oder dem Vergnügen Nachjagende opferten ihren Glauben der weltlichen Größe auf und wurden katholisch, um von dem Monarchen und dem Hofe beachtet zu werden.[1]

Die im Königreiche eingetretene Ruhe war für Heinrich III. auf eine andere Art verderblich. Er versank nämlich so ganz in Schwelgerei und allen Wollüsten,

---

[1] Mezerai, grande hist. de Fr. T. III. L, LXI. p. 496. 497.

[2] l. c. p. 498.

1581 ließ seine verächtlichen Mignons so ungezügelt schalten, vergeudete mit ihnen und durch sie das Mark des Landes und den Schweiß seiner geplagten Unterthanen so schonungs- und gewissenlos, daß es schwer ist, zu entscheiden, ob das Gefühl des Hasses oder der Verachtung gegen ihn am stärksten war.

Die Keckheit und der Uebermuth der Günstlinge überschritt jetzt alle Grenzen; jedes Verhältniß ward von ihnen mit Füßen getreten. Ungescheut beleidigten sie die Vornehmsten und Angesehensten des Reichs, verdrängten sie aus ihren Aemtern, um sie für sich zu behalten; nicht blos den Lebenden entzogen sie Amt und Brod, sondern auch die Verstorbenen wurden noch von ihnen geplündert, indem sie sich deren Vermögen zueigneten. Für ihre Gewaltthätigkeiten in den Regierungsangelegenheiten hatten sie eine Art Kunst- oder Gewerbssprache erfunden. Wollte sich ein gewissenhafter Beamter ihren Räubereien widersetzen, so pflegten sie zu sagen: „man muß den Stier zur Schlachtbank schicken;" die Bedrückungen gegen das Volk nannten sie „dem Kalbe das Fell abziehen," gegen den Kaufmannsstand „die Schafe scheren," gegen die Verwalter der Finanzen „das Huhn rupfen."[1] Nichts glich ihrer Frechheit bei den Versammlungen des Hofes. Sie sprachen oft mit bedecktem Haupte zu den Prinzen von Geblüt und ließen sich von den Hofleuten die bloße Benennung „Monsieur," gefallen, welche nur den Söhnen des königlichen Hauses gebührt. Der einzige Vortheil, welchen sie von Zeit zu Zeit gewährten, war, daß sie sich durch gegenseitige Intriguen selbst stürzten und vom Hofe entfernten. So ward der schändliche Do angeklagt, die Juwelen der Krone verkauft zu haben. Zur Strafe ward er — man denke — zum Gouverneur der Normandie gemacht, und nach einigen Jahren fand er dennoch Mittel, an den Hof zurückzu-

[1] Mezerai, l. c. p. 499.

1581
kehren. Ein ähnliches Loos traf den hochbegünstigten Saint-Luc; er mußte den Hof verlassen, dagegen bemächtigten sich zwei andere, Arques und la Valette, der Gunst des Königs und stiegen zu einer beispiellosen Höhe empor. Heinrich erklärte selbst, er wolle sie so erheben, daß sie über dem Bereiche des Neides und des Glückes stünden. Hierzu legte er emsig Hand ans Werk. Da er selbst keine Töchter hatte, so beschloß er, sie mit den Schwestern seiner Gemahlin zu vermählen. Zwar waren Arques und la Valette bereits verlobt mit Töchtern der angesehensten Familien, allein des Königs Willen mußte alles weichen. Zu so hoher Verwandtschaft bedurften sie einen erhöheten Rang, Titel und die erforderlichen Einkünfte; ihr königlicher Gönner eilte, ihnen alles dieses zu verleihen. Den Anfang machte er mit Arques. Er erhob die Grafschaft Joyeuse zu einem Herzogthum und ernannte seinen Liebling zum Herzoge von Joyeuse und Pair des Reichs, mit dem Vorrange vor allen Herzögen und Pairs von Frankreich, so daß nur die Prinzen des königlichen Hauses über ihm standen. Den 18. Sept. fand die Verlobung zwischen dem neuen Herzoge und Margaretha von Lothringen in den Gemächern der Königin im Louvre Statt, und den 24. Sept. die Vermählung in St. Germain. Der König führte die Braut selbst zum Altare; nie erinnerte man sich, den Hof in solcher Pracht gesehen zu haben. Die Kleidung des Königs war mit der des Brautpaars ganz übereinstimmend, mit Stickereien und Perlen so überdeckt, daß die Augen durch den Glanz verblendet wurden. Ein jedes dieser Prachtgewänder kostete 10,000 Kronen (écus). 17 Hauptfeste folgten in bestimmten Zeiträumen und wurden der Reihe nach von den Prinzen, Prinzessinnen und Verwandten der Neuvermählten gegeben, wobei der ganze Hof jedes Mal in neuen Anzügen erschien. Die Rechnung für die gesammten Maskenbälle, Tourniere, Bälle, Ballette, künstlichen Seegefechte, Schauspiele, Ringelstechen, Concerte und Ge-

1582
schenke betrug 1200,000 Kronen. [1] Der Braut wurde ein Heirathsgut von 300,000 Goldthalern ausgesetzt, die bestimmte Summe für die Prinzessinnen von Frankreich. [2]

Um seinen zweiten Liebling, la Valette, nicht zur Eifersucht zu reizen, kaufte Heinrich die Herrschaft Epernon, schenkte sie demselben und ernannte ihn zum Herzoge von Epernon und Pair des Reichs, mit denselben Vorrechten und Auszeichnungen wie Arques. Die zweite Schwester der Königin, Christina von Lothringen, wurde mit ihm verlobt. Sie war noch nicht erwachsen; darum verschob man die Vermählung, aber die baare Auszahlung der Mitgift fand nichts destoweniger Statt, desgleichen überreichte man auch die Hochzeitgeschenke. Inzwischen kam es nie zu einer Vermählung, denn Christina nahm den Schleier und ging ins Kloster. Als man Heinrich III. Vorstellungen machte über diese ungeheuern Summen, welche er für einige Personen nur verschwendete, antwortete er, „wenn er seine Kinder werde versorgt haben, wolle er sparsam werden." Wenigstens 4 Millionen Livres waren für diese zwei Mignons aufgewendet worden. [3]

Durch den Tod des Marschalls Cossé, welcher in dieser Zeit erfolgte, ward Frankreich eines seiner besten Befehlshaber beraubt. Er war ein Bruder des berühmten Marschalls Brissac und hatte dem Staate lange mit Auszeichnung gedient.

Dauphiné blieb noch unruhig. Der König sandte den Herzog von Mayenne dahin, die Ruhe herzustellen. Unter allen Guisen war dieser der gemäßigste, weshalb ihm der König, welcher den wachsenden Ehrgeiz des Bruders desselben, Heinrich von Guise, immer deutlicher erkannte, auch mehr vertraute als diesem.

---

[1] Journal de Henri III., T. I. p. 54. 55.
[2] Thuanus, T. II. L. LXXIV. p. 409. 410.
[3] Mezerai, T. III. L. LXI. p. 500.

1582

Die katholische Geistlichkeit machte jetzt einen abermaligen Versuch, die Annahme der Beschlüsse des Tridentinischen Conciliums zu bewirken. Nach einer, zu Paris gehaltenen, Versammlung stellte sie dem Könige vor, daß alle Monarchen Frankreichs, welche die Geistlichkeit gering geachtet und ihre Rechte angetastet hätten, das Mißfallen Gottes empfunden,[1] auch verlangte sie von den Beiträgen zu den öffentlichen Ausgaben befreit zu werden. Heinrich antwortete, daß er sich über den ersten Punkt mit dem Parlament berathen wolle, die erschöpften Finanzen aber die bisherigen Geldbeiträge wenigstens noch für ein Jahr nothwendig machten. Außer der sinnlosen Verschwendung des Hofes wurden dieselben auch noch durch andere Unternehmungen geschwächt. Philipp der zweite hatte sich Portugals bemächtigt und rüstete sich auch die Azorischen Inseln zu unterwerfen. Nach einer heut zu Tage unbegreiflichen Politik unterstützte Catharina von Medicis dieselben für sich gegen Spanien durch eine Flotte von 9 Schiffen unter dem Oberbefehl von Philipp Strozzi. Und dieses galt, so wie die Theilnahme des Herzogs von Anjou an dem Kriege der Niederländer gegen Philipp II., für ein Privatunternehmen, denn zwischen den Königen von Spanien und Frankreich dauerte der Friede dessen ungeachtet fort. Jene Expedition hatte übrigens einen sehr unglücklichen Erfolg. Strozzi ward gefangen und getödtet, die meisten Schiffe fielen den Spaniern in die Hände, und nur wenige des zahlreichen und kampflustigen Adels, die an diesem Zuge Theil genommen hatten, sahen ihre Heimath wieder.

Unter fröhlichen Festen war dem Herzog von Anjou der Winter in London vergangen. Elisabeth nahm ihn sehr wohlwollend auf, es schmeichelte ihrer Eitelkeit Bewerber um ihre Hand zu erblicken, nimmer aber war sie gesonnen ihre Freiheit durch das Band der Ehe

[1] Thuanus, T. II. L. LXXV. p. 416.

1582 zu fesseln oder ihren Ruhm mit einem Gemahle zu theilen. Der Prinz von Frankreich ward ebenfalls inne, daß er sein Ziel niemals erreichen werde, und verließ deshalb England wieder den 9. Februar. Ehrenvoll war seine Entlassung; Elisabeth begleitete ihn selbst bis Canterbury, viele der vornehmsten Britten schifften sich mit ihm ein, vor allem aber unterstützte ihn die Königin mit Geld und Truppen zum Kriege in den Niederlanden. Zwei Tage nachher stieg er zu Fließingen ans Land. Dort empfing ihn der Prinz von Oranien mit einem vornehmen und zahlreichen Gefolge. Er ließ sich ehrfurchtsvoll vor ihm auf ein Knie nieder und begrüßte ihn als den Fürsten, welcher den Niederlanden Glück und Ruhe verleihen werde. Den 19. Februar ging er wieder unter Segel, und eine Flotte von 54 Schiffen brachte ihn nach Antwerpen. Die Stände von Brabant, der Senat, die Bürgerschaft und die Milizen empfingen ihn, als ihren künftigen Regenten, mit Pracht und freudiger Huldigung. Er beschwor die Artikel der Verfassung, mit Gerechtigkeit und Billigkeit zu herrschen über sein Volk, worauf man zur feierlichen Krönung des neuen Herzogs von Brabant schritt. Der Prinz von Oranien legte ihm den purpurfarbenen sammtnen Hermelinmantel um. „Das ist der Mantel unsers Herzogs," sprach er, „befestiget ihn so, daß niemand ihn Euch zu entreißen vermag;" hierauf setzte er ihm auch die herzogliche Krone aufs Haupt, rief ihn öffentlich zum Herzoge aus und leistete ihm zuerst den Eid der Treue. [1]

Ein pomphafter Aufzug in Antwerpen zeigte dem Volke seinen neuen Herzog zu Pferde. Deutsche, englische, französische Truppen, Schweizer und Niederländer verherrlichten den prächtigen Zug in ihren jedesmaligen Nationaltrachten. Am Thore empfingen ihren Herzog sechs Rathsherren, einen goldstoffenen Thron-

[1] Thuanus, l. c. p. 425—426.

1582

Himmel über ihn tragend; ein Triumphwagen, auf welchem ein junges Mädchen saß, die Stadt Antwerpen vorstellend, kam ihm entgegen. Durch unzählige Ehrenpforten und Triumphbogen bewegte sich der Zug dem Palaste zu, welchen 300 — verurtheilte Verbrecher, mit entblößten Häuptern, beschlossen. Sie waren alle an ein langes Seil festgebunden, baten mit lautem, kläglichem Geschrei um Begnadigung, welche ihnen auch der neue Regent, als den ersten Beweis seiner Milde, bewilligte.

Der Prinz stellte dem Herzoge nach einigen Tagen die Deputirten der protestantischen Gemeinden vor, welchen er freie Ausübung ihrer Religion zusicherte, so wie er auf der andern Seite dieselbe Vergünstigung für die Katholiken aussprach. 200,000 Gulden monatlicher Einkünfte wurden ihm von den Ständen zur Haltung seines Hofstaates bewilligt.

Die Seele aller Unternehmungen der Niederlande gegen Spanien blieb jedoch fortwährend der Prinz von Oranien, darum ließ Philipp II. in diesem Jahre einen Meuchelmörder dingen, um sich seiner zu entledigen. Jauregui hieß der Elende, welcher sich zur Ausführung dieses schwarzen Anschlags hingab; doch gelang der Streich nur halb; die mörderische Kugel, welche Jauregui gegen den Prinzen abfeuerte, den 18. März, drang unter dessen rechtem Ohre ein und ging zur linken Wange wieder heraus; so gefährlich auch die Verwundung war, so genas der Prinz doch nach einigen Monaten wieder. — Wenige Monate darauf, im Julius, ward eine andere Verschwörung entdeckt, an Umfang, Wichtigkeit, Zahl und Bedeutung der Mitwisser und Theilnehmer weit folgenreicher und tief eingreifender, als die vorige, und durch deren Enthüllung der verblendete Heinrich III. hätte aus seinem Taumel geweckt werden können, wäre er überhaupt von seiner Versunkenheit zu retten gewesen.

Nicolas Salseda war der Sohn von Peter Sal=

1582 seda, einem gebornen Spanier, der in der Bartholomäusnacht zu Paris seinen Tod gefunden hatte. Kühnheit und List machten ihn zu gefährlichen Unternehmungen tauglich, unermeßliche Schulden, worein ihn ein wildes, regelloses Leben gestürzt, gaben ihm die Bereitwilligkeit sich zu allem brauchen zu lassen. Bereits kannte ihn der Herzog von Lothringen, von der ältern Linie der Familie Guise, durch dessen Empfehlung er mit diesem, in Frankreich allvermögenden, Geschlecht in Verbindung kam. Er war kurz vorher der Falschmünzerei angeklagt und, da er sich nicht vor Gericht stellte, verurtheilt worden; Heinrich **III.** aber sprach ihn, auf Verwenden des Herzogs von Lothringen, seines Schwagers, frei.

Philipp **II.**, dieser kalte und düstere Politiker, sah ein, daß er zur Unterwerfung seiner Niederlande einen Krieg in Frankreich brauche, wofür sich dort ein reichlich aufgehäufter Zunder vorfand. Ein König, mit dem Hasse und der Verachtung seines Volkes beladen; Heinrich von Navarra, der einzige kräftige Sproß dieses Hauses, der Religion wegen den meisten Franzosen ebenfalls verhaßt und in sein entferntes kleines Reich verwiesen; dessen Bruder Condé, wegen seiner Armuth ohne Ansehen und Gewicht; und der Cardinal von Bourbon endlich, der Oheim der beiden genannten, ein schwachsinniger Greis, den Schmeichelei und die vorgespiegelte Hoffnung, er werde dereinst den Thron der Valois besteigen, blindlings in die Hände der Guisen geliefert hatten. Daneben erhob sich der mächtige Herzog Heinrich von Guise, von dem Volke angebetet, von der Geistlichkeit begünstigt, von dem Adel geliebt. Er war der Mann, der das wankende, lose Gebäude der französischen Monarchie mit einem kräftigen Stoße darnieder stürzen und mit schöpferischer Hand eine neue Ordnung der Dinge herbeiführen konnte; Heinrich von Guise ward würdig erfunden der Vertraute Philipps **II.** zu werden. Spaniens König ermunterte

1582

denselben, die Waffen zu ergreifen gegen seinen Monarchen, und fand ein geneigtes Ohr, denn er hatte mit dem Worte ausgesprochen, was dieser in seinem herrschbegierigen Geiste längst gedacht und beschlossen. Schnell also war das Bündniß zwischen Philipp und Guise geschlossen. Allein jetzt stand der Herzog von Anjou hindernd im Wege, denn beide Valois mußten beseitigt werden zum freien Spielraum, und hier war es, wo Nicolas Salseda mit einer Hauptrolle eintreten sollte. Heinrich von Guise berief ihn aus Champagne, wo er sich aufhielt, zu sich nach Paris. Er fing damit an ihm überschwengliche Versprechungen zu machen, wenn er zur Ausführung eines großen Planes mitwirken wolle. Er ließ ihm bemerken, daß er, schon als geborner Spanier, von Philipp besondere Berücksichtigung zu erwarten habe, und nach geleisteten Diensten dort mit Reichthümern und Ehrenstellen überhäuft seyn würde. Um auch religiöse Beweggründe anzuführen, setzte Guise noch hinzu: „Ihr sehet die Ketzerei in Frankreich alle Tage tiefer Wurzel schlagen, weil man sich nicht bemüht ihren Fortschritten Einhalt zu thun; ohne den Herzog von Anjou, der sich jetzt Herzog von Brabant nennt, könnte man dem Uebel steuern; allein dieser wird ewig ein Hinderniß seyn, darum ist es für den König von Spanien, den alleinigen Vertheidiger der wahren Kirche, und für Frankreich selbst von der größten Wichtigkeit sich seinen schlimmen Absichten zu widersetzen." Salseda erklärte sich zu allem bereit. Hierauf eröffnete ihm Guise, er und seine Verwandten wollten auf eigene Kosten ein Regiment auserlesener Truppen anwerben, wovon Salseda Oberster werden solle. Er müsse in die Niederlande, zuerst ins Lager der Spanier und sodann zum Herzog von Anjou gehen, ihm seine Dienste anbieten mit dem Versprechen, er wolle ein Regiment zusammenbringen und dieses unter seine Fahnen stellen. Gewiß werde der Herzog ein solches Anerbieten mit beiden Händen ergreifen und

1582
ihm entweder eine wichtige Festung anvertrauen, oder ihn als Leibwache bei sich behalten; in beiden Fällen habe er volle Gelegenheit für den entworfenen Plan zu wirken. Da Salseda's Vater durch die Guisen war aus der Welt geschafft worden, so konnte der Herzog von Anjou um so weniger auf den Verdacht kommen, daß dieser in ihrem Solde stehe, deswegen war auch Heinrich von Guise fest von dem Gelingen seines Plans überzeugt. In der That ging anfangs alles so, wie er es vorausgesetzt hatte. Salseda traf den Herzog von Anjou in Brügge und fand, auf die gemachten Anträge, eine gute Aufnahme.

Der Prinz von Oranien war ein tiefer Menschenkenner. Ruhigen Geistes und von einer stillen Beobachtungsgabe, mißtrauisch, alles prüfend, Kleinigkeiten bemerkend, erwägend, vergleichend, brachte er gewöhnlich ein Endurtheil heraus, das, wie ein wohl gerechnetes Exempel, die Probe hielt. Er befand sich ebenfalls in Brügge bei dem Herzog von Anjou. Dieser Fremdling kam ihm verdächtig vor. Ein Spanier schon konnte, nach seiner Meinung, gegen die Niederländer nie etwas Gutes im Sinne haben. Er zog ferner Erkundigungen über Salseda's früheres Leben ein und fand seinen entstehenden Argwohn durch die erhaltenen Nachrichten nur noch mehr bestätigt. Lamoral Egmont, ein junger Mann, welchen Oranien besonders liebte und unter einer genauen Aufsicht hielt, verließ seine zeitherige Wohnung, zog in die Nähe Salseda's und hatte mit demselben häufige und geheime Zusammenkünfte. Mit finsterer Stirn befragte ihn Oranien unter vier Augen, was er mit diesem räthselhaften Fremdling zu verhandeln habe? Nach mancherlei Ausflüchten antwortete er endlich, derselbe gebe ihm Unterricht in der Alchimie oder Goldmacherkunst. Oranien warnte vorläufig den Jüngling vor dieser trügerischen, zu nichts führenden Kunst, eilte aber sodann zu dem Herzog von Anjou, ihn zu warnen und ihm seinen Verdacht über den neuen Ankömm-

1582

ling mitzutheilen. Vor allem hob er hervor, daß Salseda zuerst im spanischen Lager bei dem Prinzen von Parma gewesen sey, und zwei Vertraute desselben, einen Spanier, Namens Baza, und einen Flamländer, Hugo de la Borde, mitgebracht habe. Er rieth, ihn zu verhaften, weil man ohne Zweifel Sachen von Wichtigkeit entdecken werde.

Der Herzog von Brabant befolgte diesen Rath, und um so eher, weil er ebenfalls vernommen, daß Salseda mit den Guisen in genauer Verbindung stehe. Er ließ ihn daher in seinem Palaste selbst, wohin derselbe gekommen war, festnehmen, so wie auch seinen Begleiter Baza; la Borde fand noch Gelegenheit zu entfliehen.

In Gegenwart des Herzogs begann man nun ihn zu befragen und in ihn zu dringen. Ohne etwas Bestimmtes zu gestehen, ließ er dennoch merken, daß er ein großes Geheimniß besitze und bewahre, und in dem nächsten Verhöre legte er ein freies, durch keine Zwangsmittel erpreßtes Geständniß ab, das er nachmals sogar schriftlich abfaßte.

Zuerst also gestand er seine, bereits erzählte, Verbindung mit dem Herzoge von Guise und den erhaltenen Auftrag desselben. Er berichtete ferner, daß ihn der Herzog mit Briefen an viele seiner Vertrauten in verschiedene Provinzen geschickt habe, welche er alle namentlich anführte. So sey er drei Mal nach Paris zu Guise gekommen. Das letzte Mal habe man ihn gegen Abend zu demselben geführt, wo er dessen Bruder, den Herzog von Mayenne, und Villeroi angetroffen. Villeroi habe ihn lange und eifrigst ermahnt, den Guisen und dem Könige von Spanien treu zu dienen, wobei jene beiden in dem Zimmer auf= und abgegangen seyen. Alles stehe gut; fast der ganze Adel hange den Guisen an. Die Picardie, Burgund und Champagne stünden in dem Bunde, so wie die Commandanten der meisten Festungen, welche alle mit Namen aufgeführt wurden. Alle

1582 Häfen von Bretagne, auch Brest, wären in ihren Händen; Lyon werde sich den Truppen öffnen, die man aus Italien erwarte, welche der Papst und der Herzog von Savoyen schicken wollten unter dem Oberbefehl des Herzogs von Nemours; die Spanier würden durch Bearn in Frankreich einbrechen, und Mendoza, ein Verwandter von Salseda, sollte diese Bewegung von Biscaya aus unterstützen. Hierauf hätten Guise und Mayenne Villeroi befohlen, das für den Prinzen von Parma bestimmte Packet zu siegeln, ihm selbst wären Beglaubigungsbriefe an den Prinzen von Parma überreicht worden, mit dem mündlichen Auftrage, alles sey bereit, um den König nächstens in den Käfig zu stecken.[1] In dem Packet befinde sich ein doppeltes Verzeichniß von ihrer Stärke und den getroffenen Anstalten ihrer Partei, wovon das eine dem Könige von Spanien zur Einsicht übersendet werden solle. Ferner trug ihm Guise auf, dem spanischen Befehlshaber Farnese mündlich zu sagen, sich einige Zeit mit seiner Armee ruhig zu verhalten, dann aber langsam gegen Calais zu rücken; der König von Frankreich werde darauf unstreitig den Guisen den Oberbefehl über seine Armeen vertrauen, mit dem Commandanten in Calais stehe man ebenfalls in Unterhandlungen, und so müsse diese Festung in die Gewalt der Verbündeten kommen. Salseda ward empfohlen, wo möglich die Commandantenstelle in Dünkirchen zu erlangen, weil an dem Besitze eines Hafens in diesen Gegenden sehr viel gelegen sey. Ein Courier ging den 24. Junius, am Johannistage, von Nancy ab, um dem Papste und dem Könige von Spanien dahin bezügliche Briefe zu überbringen. Hierauf gab Salseda ein langes Namensverzeichniß von allen Commandanten, die in dem Complotte waren. Do, der von Heinrich III. vernachläßigte Günstling, war darun-

[1] Thuanus, T. II. L. LXXV. p. 433. „omnia brevi parata esse ad regem in caveam conjiciendum.“

1582

ter, ja was noch weit mehr ist, die Guisen behaupteten, auch der Herzog von Joyeuse, welchen Heinrich seit Kurzem mit so überschwenglichen Ehren überschüttet hatte, und welchen sie spottweise unter sich nur den Herrn von Arques nannten, sey ebenfalls unter den Verschworenen. Der Agent dieser Ligue bei dem Papste sey der Cardinal Vellevé. Der Zweck der gesammten Verschwornen endlich gehe dahin, den König Heinrich III. gefangen zu nehmen, den Herzog von Anjou unschädlich zu machen, die ganze königliche Familie zu vertilgen, und Frankreich in die Hände des Königs von Spanien zu übergeben.[1] Der Herzog Heinrich von Braunschweig, ein Schwager des Herzogs von Lothringen, verspreche zu diesem Ende ein zahlreiches Heer von Reiterei und Fußvolk in Deutschland zu werben. Diese Aussagen schrieb Salseda, unter der Aufsicht dreier Hauptleute der Garde des Herzogs von Anjou, Namens Sorbiers, Chartier und Hugo von Lavergne, nieder.[2]

Der Herzog von Anjou ward von Entsetzen ergriffen, bei der Entwicklung dieses boshaften Gewebes, bestimmt, ihn, seinen Bruder und sein ganzes Haus verderblich zu umstricken. Ohne Verzug schickte er einen Eilboten an Heinrich ab mit einem vertraulichen Briefe und einer Abschrift der mit Salseda gehaltenen Verhöre. Er beschwor seinen Bruder, die Sache mit alle dem Ernst und der Aufmerksamkeit zu untersuchen, welche sie verdiene, seine Vergnügungen einstweilen zu vergessen und das Wohl seines Staats zu bedenken. Längst schon seyen ihm die Guisen verdächtig, jetzt liegen ihre Ränke am Tage; er möge die Rebellen strafen, da sie

---

[1] Thuanus, l. c. p. 434. — „idque conjuratis consilii esse, ut, rege in carcerem conjecto, Andino (Anjou) in ordinem redacto, ac regia familia omni oppressa, regnum Franciae in regis Hispaniae manus consignarent.

[2] Thuanus, l. c. p. 431—436.

1582 sonst nur noch übermüthiger werden würden, und das Uebel in der Geburt ersticken, weil, wenn sich diese Partei erst gerüstet hätte, alle Gegenanstalten zu spät kommen dürften.

Der Schrecken Heinrichs III. bei dieser Nachricht war nicht geringer als der seines Bruders. Er berief sogleich Bellievre, ein Mitglied seines geheimen Rathes, in welchen er viel Vertrauen setzte, zu sich und theilte ihm diese unangenehme Zeitung mit, welcher bei Lesung der beigegebenen Papiere mehrmals erblaßte und die Farbe wechselte. Bald jedoch fing der König an die Wahrheit der Sache zu bezweifeln; unglaublich schien ihm die Treulosigkeit Villeroi's, verdächtig blieb ihm sein Bruder, nach seinem frühern Mißtrauen gegen denselben. Zuletzt befahl er, Bellievre möge, nebst einem andern seiner Räthe, nach Brügge reisen, den Angeklagten verhören und dessen Auslieferung verlangen. Gestünde sein Bruder letztere nicht zu, so werde er die ganze Sache für eine Fabel halten. Alles geschah, wie er verordnete, und Salseda wiederholte seine Geständnisse ganz übereinstimmend mit den ersten. Ueber dessen Auslieferung machte der Herzog von Anjou nicht die mindeste Schwierigkeit, daher langte der Gefangene bald, unter sicherer Bewachung, auf dem Schlosse Vincenne, eine Stunde von Paris, an. Baza, welchen man zugleich mit ihm verhaftete, hatte sich den 30. Julius mit einem Messer entleibt. Sein Leichnam ward geviertheilt und sodann an einem Galgen aufgehangen.

Der König, seine Mutter, der Kanzler Biragne, Bellievre, mehrere Räthe und der Präsident de Thou wohnten dem ersten Verhöre, welches in Vincenne mit Salseda angestellt wurde, bei. Hier leugnete derselbe alles wieder, unter dem Vorgeben, seine frühern Geständnisse seyen erzwungen gewesen durch die drei Gardeofficiere, unter deren Aufsicht er sein Bekenntniß habe niederschreiben müssen. Der König befragte ihn darauf, warum er dasselbe vor Biragne ohne Zwang abgelegt?

worauf der Gefangene erwiederte, auch dieser habe ihn bedroht, und er sey durch eine stete Angst gequält worden, so lange er sich in dem Hause des Herzogs von Anjou befunden. Man brachte ihn sodann in die Bastille, wo er zu leugnen fortfuhr.

Jetzt entstand die Frage, was man über diesen Menschen entscheiden solle. Der König befragte zuerst de Thou um seine Meinung. Dieser rieth, ihn gefangen beizubehalten, welches die Verschwornen, bei der steten Furcht von diesem lebenden Zeugen verrathen zu werden, zur Unthätigkeit veranlassen würde. In der Stille hoffte auch der Präsident, fortlebend dürfte Salseda eine heilsame, immer neu angeregte Furcht in dem Könige und eine stete Erinnerung an die vergangene Gefahr erhalten, welches ihn vielleicht seiner Schlaffheit und Vergnügungssucht entreißen könnte.[1] Andere aber urtheilten verschieden. Die Verzweiflung, meinten sie, wäre wohl vermögend die Verdächtigen zu einem gewaltsamen Schritt zu treiben, wenn Salseda's Aussagen wahr seyen, und man ihn am Leben ließe; wären sie falsch, so sey man der angeschwärzten Unschuld Genugthuung durch den Tod des Verleumders schuldig; außerdem stünde zu fürchten, daß selbst Unschuldige, aus Unmuth über die Straflosigkeit eines Nichtswürdigen, die Waffen ergriffen. Der König stimmte letzterer Meinung bei, vielleicht weniger aus Ueberzeugung, als weil er den strengen de Thou, welcher ihm zuweilen Vorstellungen über seine grenzenlose Verschwendung gemacht hatte, nicht liebte. Den 25. October ward daher über Salseda das Urtheil gefällt, daß er, der beleidigten Majestät überwiesen, mit 4 Pferden zerrissen und geviertheilt werden sollte. An den 4 Hauptthoren von Paris werde man die zerstückten Theile seines Leibes aufhängen, seinen Kopf, zur öffentlichen Ausstellung, nach Antwerpen schicken, seine Papiere aber, durch welche

[1] Thuanus, l. c. p. 435.

1582
die Ehre mehrerer Prinzen, Herren und anderer Personen befleckt worden, zu Asche verbrennen. Vor der Hinrichtung solle er jedoch noch einmal auf die Folter gespannt werden. Hier gestand Salseda wieder alles ein; da man ihn jedoch durch eine dunkle Treppe in seinen Kerker zurück führte, flüsterte ihm ein jesuitischer Priester zu, alles Gestandene nochmals zu widerrufen. Dieses that der Delinquent und blieb fortan bei der Behauptung, die Guisen seyen der Verbrechen unschuldig, deren er sie angeklagt. Hinter einem Vorhange wohnte der König der Folterung des Unglücklichen bei, und von einem Fenster des Rathhauses sah er zu, wie er geviertheilt wurde. [1]

Weiter machte man keinen Gebrauch von den wichtigen Entdeckungen, welche man über das geheime Getriebe der Guisen erlangt hatte. Entweder gänzliche, unheilbare Schlaffheit, oder kleinmüthige Furcht, die Gegner möchten kräftig aufstehen und einen kühnen Widerstand leisten, hielten Heinrich III. auch jetzt noch in Unthätigkeit und führten ihn, raschen Schrittes, seinem Verderben entgegen.

De Thou unterzeichnete Salseda's Todesurtheil nicht mit, war auch bei dessen Martern auf der Folter nicht gegenwärtig. Seine, bereits geschwächte, Gesundheit unterlag; er starb den 1. November 1582. in einem Alter von 74 Jahren. Ganz Frankreich beklagte und beweinte de Thou's Tod, denn mit Biedersinn und Rechtschaffenheit vereinigte er tiefe, gründliche Kenntnisse und Gelehrsamkeit. Der Hof liebte ihn nicht, der öffentlichen Stimmung wegen ließ ihm jedoch der König ein prächtiges Leichenbegängniß feiern. Achill von Harlay, sein Schwiegersohn, ward sein Nachfolger.

---

[1] Thuanus, l. c. p. 436.

Acht und dreißigstes Capitel.

Fortwährende Sorglosigkeit Heinrichs III.; wachsender Haß gegen ihn; er ist das Spiel seiner Günstlinge; einige Züge zur Charakteristik seines Hofes.

1582

Zwei wichtige Ereignisse also hatten sich zu gleicher Zeit zugetragen, welche wohl jeden andern Monarchen zu ernsthaften Betrachtungen gestimmt haben würden, aber Heinrich **III.** vergaß sehr bald das unglückliche Unternehmen unter Strozzi, und die Verschwörung Salseda's hielt er immer mehr für eine Erfindung seines Bruders, ersonnen, um ihn mit seinen vertrautesten Lieblingen zu entzweien, ihm die angesehensten Männer des Reichs verdächtig zu machen, zu entfernen, damit der Herzog von Alençon seine ehrgeizigen Plane desto sicherer verfolgen könne. Für diesen König gab es keine Erfahrung; die Vergangenheit verwischte sich sogleich in seinem Gedächtniß, und die Zukunft kümmerte ihn nicht; er lebte, dachte und genoß nur die Gegenwart.

Nicht so sorglos waren die Häupter der Ligue. Gewarnt durch die letzten Vorfälle, hielten sie dem Könige ein neues Schreckbild vor, um seine Gedanken anderweitig zu beschäftigen. Der Hof, der Adel, alle Städte des Königreichs wimmelten von ihren Creaturen und Anhängern; diese erhoben ein gemeinsames Geschrei, die Protestanten bereiteten sich zu einem abermaligen Kriege vor; die katholische Geistlichkeit unterstützte dieses Vorgeben mit wirksamen Waffen. Von den Kanzeln herab, in den Schulen, in den geselligen Vereinen, vor Gericht, oder wo sich nur irgend eine Gelegenheit darbot, donnerten und kämpften sie gegen die Ketzer. Nach ihrer Behauptung befand sich die rechtgläubige Kirche am Rande des Verderbens; sie ermahnten alle fromme Seelen sich zum Schutze derselben in Bündnisse zu vereinen, die Guisen aber als die ächten Pfeiler der

1582 katholischen Kirche zu betrachten, zu verehren und ihnen zu vertrauen. Die Königin Mutter haßte den König von Navarra, obschon er ihr Schwiegersohn war, und begünstigte dagegen ihren zweiten Tochtermann, den Herzog von Lothringen, der mit Claudia von Valois auch viele Kinder hatte. Das verbündete sie auch aufs innigste mit den Guisen, und sie war mit diesen zugleich bemüht den König in seiner Verblendung zu lassen. Dieser wußte allerdings, daß seine eigene Geistlichkeit ihn in ihren Predigten herabwürdige und durch die ausschweifenden Lobsprüche der Guisen sein Ansehen vollends vernichte. Allein Catharina rieth ihm, dieses nicht zu beachten; sie selbst habe, während der Minderjährigkeit Karls IX. und ihrer Regentschaft, ein gleiches Loos gehabt; Verachtung aber bringe dergleichen Schmähungen leichter in Vergessenheit, als Bestrafung, wodurch sie erst den Schein der Wichtigkeit erhielten. Heinrich glaubte und genehmigte gern alles, was ihn nicht in seiner Ruhe störte, daher fanden auch diese Vorstellungen leicht Eingang bei ihm; außerdem mochte er lieber alles ertragen, als auch noch eine Trennung unter den Katholiken erblicken. [1]

Die Annahme und Einführung des verbesserten Gregorianischen Kalenders in diesem Jahre gehört unter die wenigen zweckmäßigen Einrichtungen, die unter dieser Regierung zu berichten sind. Desgleichen wurden mit den Schweizern die, schon unter Franz I., abgeschlossenen Verträge jetzt erneuert. Denn der König von Spanien hatte sich erboten sie in seinen Sold zu nehmen, ihnen die 800,000 Livres, welche ihnen Frankreich noch schuldig war, zu bezahlen, und für die Zukunft den Sold zu verdoppeln. Heinrich nahm deswegen die Schweizer Abgeordneten in Paris mit der größten Auszeichnung auf, ließ ihnen täglich 13 Schinkenpasteten und 30 Maß Wein nebst 40 Wachskerzen

---

[1] Thuanus, T. II. L. LXXVI. p. 440. 441.

1582

reichen. Sie kehrten daher sehr befriedigt von Paris zurück.[1]

Wie bedenklich aber auch immer Frankreichs innerer Zustand, nicht von Jahr zu Jahr, sondern von Monat zu Monat, werden mochte, Heinrich III. bemerkte es nicht, sondern fuhr fort sich den empörendsten Ausschweifungen schimpflich und unnatürlicherweise hinzugeben, welche hinwiederum mit knechtischen Bußübungen, geschmacklosen und lächerlichen Aufzügen, oder pfäffischen Mummereien abwechselten.

Als Do noch Heinrichs volle Gunst besaß, brachte er oft die Nacht in dessen Palaste zu, nach dem hingeschwelgten Tage. Ein großer Saal war daselbst durch leichte Verschläge von Bretern in mehrere Cabinette abgetheilt. Hier feierte der König, in lasterhafter Gemeinschaft mit seinen verworfenen Mignons, seine schändlichen Orgien. Einen derselben, Namens St. Luc, hatte er mit Johanna von Cossé, der Tochter des berühmten Marschalls von Brissac, vermählt. Wahren Adel in Geist und Herzen tragend, bemerkte diese mit Ekel und Entrüstung die ehrlose Verbindung ihres Gemahls mit dem Könige. Sie machte ihm Vorstellungen und drang, bald mit Bitten, bald mit Drohungen, in St. Luc, dieses niedrige Verhältniß aufzulösen. Dieser war nicht abgeneigt, allein er fürchtete dadurch die Gunst seines Gebieters und somit seine glänzende Lage zu verlieren. Hier nun kam ihm seine Gemahlin mit einem Plane entgegen, der auf den Aberglauben und die Frömmelei des Königs begründet war, und nichts Geringeres beabsichtigte, als diesen selbst von seiner Lasterhaftigkeit zurückzuschrecken, damit auch St. Luc seiner schimpflichen Bande entledigt werde. Sie rieth ihm nämlich den Monarchen, bei nächtlicher Weile, eine warnende Stimme, gleichsam wie vom Himmel selbst kommend, hören zu lassen, welche, unter Androhung der härtesten Strafen,

---

[1] Journal de Henri III. T. I. p. 78.

1582 Besserung und Aenderung seines lasterhaften Lebens von ihm fordere. St. Luc war über diesen Vorschlag entzückt und eilte denselben auszuführen.

Als einst Heinrich wiederum in dem bewußten Saale übernachtete, spielte er folgende Komödie mit ihm. Er schob leise ein Sprachrohr in den Verschlag, wo derselbe eben begann einzuschlummern, und mit halb lauter, doch vernehmlicher Stimme sprach er die fürchterlichsten Drohungen gegen ihn aus. Heinrich fuhr erschrocken empor, meinte geträumt zu haben, erbebte aber bis in sein Innerstes, als er, jetzt völlig wachend, dieselben Drohungen noch einmal hörte. Unter fürchterlicher Beängstigung verwachte er die Nacht, erhob sich mit Anbruch des Tages und zeigte durch seine verstörte Miene und ein trauriges Stillschweigen, daß ihm etwas Außerordentliches begegnet seyn müsse. Verwundert blickten sich seine Mignons an, flüsterten untereinander und verloren sich in vergeblichen Muthmaßungen. St. Luc, innerlich entzückt über das Gelingen seiner List, spielte äußerlich seine Rolle genau wie die übrigen und zog endlich den König bei Seite. Ein fürchterlicher Traum, vertraute er diesem, habe ihn vergangene Nacht erschreckt. Ein Engel sey ihm erschienen, welcher mit zürnendem Antlitz Besserung von ihm verlangt, und daß er vor allem seiner sträflichen Verbindung mit dem Könige entsage. Jetzt erwiederte auch Heinrich diese Eröffnung durch die Erzählung dessen, was St. Luc nur allzuwohl wußte, legte ihm Stillschweigen auf und versicherte, daß er diese Warnung des Himmels benutzen wolle. In der That entzog er sich sogleich dem Umgange seiner Mignons und entsagte den nächtlichen Schwelgereien.

Doch Do war zu fein und zu listig, als daß er diesem Betrug nicht hätte auf die Spur kommen sollen. Allmählig entwand er dem Könige sein Geheimniß, und als er erst den Hergang der Sache wußte, errieth er auch sogleich alles übrige. „Die Gattin von St. Luc

1582

ist die Erfinderin dieses Blendwerks," rief er mit Zuversicht; „ihr Stolz und ihre Eifersucht haben sie getrieben, ihren Gemahl von Ew. Majestät entfernen zu wollen; St. Luc aber ist ein Undankbarer, ein Verwegener, welcher, von der Gnade seines Herrn überschüttet, sich vermessen hat, ein Spiel mit ihm zu treiben!" Um seinen Beweis noch überzeugender zu führen, zeigte er dem Könige ein Sprachrohr vor, welches er in dem Cabinet von St. Luc gefunden zu haben versicherte.

Heinrich ward in seinem Glauben erschüttert, wovon die erste Folge war, daß er sich seinen Lüsten mit verdoppelter Ausgelassenheit hingab. St. Luc blieb von nun an von jenen Vereinen ausgeschlossen und begab sich in hastiger Eil nach Broyage, in Saintonge, wo er eigentlich Gouverneur war. Der Herzog von Guise, der sich der Zwietracht zwischen dem Könige und seinen Höflingen freuete, gab ihm einen Wink, denn Heinrich war willens ihm seinen Posten zu entreißen, unterließ es aber, weil er offenen Widerstand befürchtete. Der Grund von der schnellen Entfernung dieses Günstlings blieb bei Hofe lange ein unauflösliches Räthsel. [1]

Zur Charakteristik des damaligen französischen Hofes kann nachträglich noch folgender Zug dienen. St. Megrin, dessen schon früher gedacht worden ist, ward von Heinrich III. auch darum vorzüglich geliebt, weil er, wie man fast laut behauptete, mit der Gemahlin des Herzogs von Guise, Catharina von Cleve, in einer genauen und strafbaren Verbindung stand. [2] Es ergötzte den König, in der geheimen Entehrung des, be-

[1] Traduction de l'histoire de de Thou, T. VIII. p. 712. restitutions, corrections etc.

[2] „On disoit même assez hautement à la cour, qu'un courtisan avoit surpris un jour ces deux amans dans la chambre et sur le lit même de la Reine-mère." — Manuscrit de Rigault.

1582 reits übermächtigen, Guisen eine Art Entschädigung zu finden, für die Anmaßungen, welche er selbst von demselben ertragen mußte, und scherzte oft darüber, wenn er mit seinen Günstlingen allein war. Der Cardinal von Guise und der Herzog von Mayenne hielten sich endlich für verpflichtet ihren Bruder von jenem Verhältniß in Kenntniß zu setzen. Sie gaben dessen Vertrauten, Christoph von Bassompierre, diesen mißlichen Auftrag. Ungern übernahm er denselben, den stolzen Herzog wohl kennend. Lange sann er über den Weg nach, auf welchem er ihm die unangenehme Botschaft überbringen könne, und wählte endlich folgenden. Mit trauriger, nachdenkender Miene erschien er vor demselben. Auf dessen Befragen, was ihn bekümmere, antwortete er. „Es hat mich jemand gefragt, wie er einem angesehenen Manne die Untreue seinér Gattin, durch welchen sie ihren Gemahl entehrt, hinterbringen soll; die Sache scheint mir so schwierig, daß ich hierüber in der größten Ungewißheit bin; gern möchte ich Eure Meinung hierüber vernehmen.“ Der Herzog begriff sogleich, wovon die Rede sey, dennoch erwiederte er mit der größten Unbefangenheit: „Wer auch derjenige seyn mag, von dem Ihr mir sprecht, so muß der, welcher sein Freund ist, oder es auch nur scheinen will, dessen Beschimpfung selbst rächen. Einen Ehemann über einen solchen Punkt belehren zu wollen, ist ein unnützer Dienst und heißt eine Beschimpfung auf die andere häufen. Ich besitze glücklicherweise eine tugendhafte Gattin; Dank sey es dem Himmel, ich darf nicht das geringste Mißtrauen in ihre Treue setzen. Ereignete sich aber zum Unglück das Gegentheil, und ein Mensch wäre so verwegen es mir zu entdecken, sehet hier,“ er legte die Hand an sein Schwert, „so würde der unbedachtsame Freund mit seinem Leben für seine tolle Verwegenheit büßen.“ Bassompierre wußte jetzt genug; er hinterbrachte den Brüdern des Herzogs

1582
die erhaltene Antwort, und kurz darauf ward St. Megrin unweit des Louvre ermordet.[1]

Heinrich III. wollte, bei seinem immer mehr dahinschwindenden Ansehen, das Volk wenigstens auf eine Weise für sich gewinnen; er hoffte dieses durch den Schein der Frömmigkeit. Mönchsorden, Kapuciner, Feuillons, Hieronomiten, Brüderschaften der Flagellanten, nach dem Muster derer von Avignon, bisher unbekannt in Frankreich, wurden von ihm eingeführt und begünstigt; zu Fuß, mit bloßem Haupte im Büßergewand, die Geisel im Gürtel, nahm er und der ganze Hof oft Theil an ihren Processionen und durchzog die Straßen von Paris. Allein eine vermehrte Verachtung erwuchs nur aus diesen lächerlichen oder verächtlichen Mummereien, um so mehr, da, neben den nie endenden und unerschwinglichen Geldforderungen, ein öffentlicher und heilloser Handel mit allen Aemtern und Anstellungen getrieben wurde. Joyeuse und la Valette waren die Agenten. Salbenhändler, Gastwirthe, Seidenhändler, oder wer sonst mit jenen zwei Günstlingen in Verbindung stand, kauften für eine runde Summe Aemter an sich und verkauften sie wieder, wie einen Handelsartikel, mit ungeheuerem Gewinn, an die nichtswürdigsten Menschen; in solchen Händen war nachmals die Verwaltung der Gerechtigkeit, der öffentlichen Einkünfte, des Kriegswesens. Mit stillem Triumph sahen die Guisen diesem Unheil zu, vergaßen sich niemals, wo es galt zu nehmen und sich zu bereichern, denn der Haß dafür traf nicht sie, sondern den Monarchen und seine Umgebungen.

---

[1] Traduction de l'histoire de de Thou, T. VIII. p. 716. tiré du manuscrit de Tellier, Archevêque de Rheims.

Neun und dreißigstes Capitel.

Der Herzog von Anjou in den Niederlanden; verrätherischer Anschlag desselben gegen die Freiheit der Niederländer und Folgen davon; Heinrich's von Navarra Vorschlag zu einer Vereinigung aller Protestanten; Tod und Begräbniß des Herzogs von Anjou; Charakteristik desselben; politische Folgen seines Todes; Heinrich's III. Leben und Thun in dieser Zeit.

1583

Ein böser Traum erschreckte Heinrich III. am Anfange dieses Jahres. Es schien ihm, als werde er von den Löwen, Bären, Stieren und Hunden, die man im Louvre unterhielt, um von Zeit zu Zeit gegen einander zu kämpfen, zerrissen. Und was that er die Möglichkeit der Erfüllung abzuwenden? Er ließ alle diese Thiere niederschießen, obschon ihm einige Hofleute bemerkten, daß unter den reißenden Thieren seines Traumes wohl eher die hab- und herrschsüchtigen Großen seines Reichs zu verstehen seyn dürften. [1]

Die Angelegenheiten der Niederlande beunruhigten ferner den König auf eine zwiefache Art. Sollte es seinem Bruder, dem Herzoge von Anjou, glücken sich zum Herrn derselben zu machen, so fürchtete er voll Mißtrauen, dieser möchte alsdann seine Macht gegen Frankreich gebrauchen; unterläge er, so waren die Summen und Truppen, womit man ihn unterstützte, vielleicht auch die Ehre der französischen Nation verloren. Halbe Maßregeln waren die Folge dieser Ansichten. Man ließ den Prinzen nicht ganz ohne Unterstützung, aber dieselbe war unzureichend und kam beinahe immer zu spät. Die einsichtsvollern Räthe suchten zwar den König zu bewegen, einen bestimmtern Weg zu gehen, und

---

[1] Thuanus, T. II. L. LXXIII. p. 479. Journal de Henri III. T. I. p. 80.

1583

die abtrünnigen Niederlande mit Frankreich zu vereinigen, allein seine Günstlinge, die vielleicht in spanischem Sold standen, wußten dieses stets zu hintertreiben.

Mit Unruhe sah indessen der Herzog von Anjou seiner Zukunft entgegen. Höchst mißlich war seine Lage in den Niederlanden. Seine Würde besaß er nur scheinbar. Er konnte nichts verfügen über die Finanzen, und zum Unterhalt seines Hofstaats gab man ihm fast nichts. Die Stände besetzten die Staatsämter, französische Truppen wurden entweder gar nicht, oder nur mit der größten Vorsicht in den Festungen aufgenommen; es bestand sogar ein geheimer Rath, zu welchem er nicht zugelassen wurde; der Prinz von Oranien entschied mit einigen Deputirten der Stände über alles.[1] Dieses brachte ihn auf den Gedanken, sich mit List und Gewalt in Besitz der wichtigsten Festungen des Landes zu setzen, um den Gehorsam zu erzwingen, welchen man ihm bis jetzt verweigerte. Das Mittel jedoch war weder nach dem Charakter der Niederländer berechnet, noch mit dem Verhältniß eines Landesvaters zu seinen Unterthanen vereinbar. Ohne seine erfahrneren Generale, die Grafen von Laval, Rochefoucauld, Montpensier und d'Autigny, deren Mißbilligung er vermuthete, zu befragen oder nur in Kenntniß zu setzen, bestimmte der Herzog von Anjou den 16. Januar zur Wegnahme von Brügge, Antwerpen, Dünkirchen und aller in der Nähe dieser Städte gelegenen Forts. Denn, dachte er, gelingt das Unternehmen, so werden diese Männer dem Strome des Glücks folgen; gelingt es nicht, so können sie, als unschuldig und unparteiisch, bequem die Vermittlung und Aussöhnung mit den niederländischen Ständen übernehmen und bewirken.

Der Plan gelang gegen Dünkirchen und einige kleinere Festungen; er wäre fast gelungen gegen Brügge,

---

[1] Daniel, T. IX, p. 150.

1583
aber er scheiterte gänzlich gegen Antwerpen, obgleich hier der Herzog selbst den Anschlag leitete. Er versuchte den Prinzen von Oranien, welcher sich in Antwerpen befand, aus der Stadt zu locken, unter dem Vorwande, ihn zu einer Musterung seiner Truppen zu begleiten. Allein man überlistete den Prinzen von Oranien nicht so leicht; bereits waren diesem die Bewegungen der französischen Truppen schon zu Ohren gekommen, daher entschuldigte er sich wegen der Begleitung mit dem bedeckten Himmel, welcher Regen zu drohen schien. Der Herzog entfernte sich hierauf und zog mit seinen Garden durch das eine der Stadtthore; bald fielen die Franzosen über die Bürgerwachen her und suchten sich aller festen Punkte zu bemeistern.

Die Bürger waren wie vom Donner gerührt über diese Verrätherei. In unordentlichen Haufen liefen sie anfangs hierhin und dorthin und wurden von den Franzosen schaarenweise niedergemetzelt. Doch bald sammelten und ordneten sie sich ebenfalls. Der lange Krieg hatte sie zu Soldaten gebildet und mit der Führung der Waffen vertraut gemacht. Die Wuth über den verrätherischen Angriff, die Sorge für ihren Herd, ihre Weiber und Kinder verdoppelten ihre Kräfte; ein regelmäßiges Gefecht entspann sich in den Straßen, begann aus den Fenstern und von den Dächern herab. Selbst die Frauen, niedern und höhern Standes, nahmen Theil an dem Kampfe. Was sie nur Bewegliches und Tragbares finden konnten, warfen sie von oben herab auf die Feinde, die Männer feuerten mit Schießgewehren aus den obern Stockwerken, wobei sie, da es an Kugeln fehlte, Geldstücke zwischen den Zähnen zusammengerollt und aus ihren Gewehren auf die Franzosen geschossen haben sollen.[1]

Der Prinz von Oranien wollte den ersten Berichten keinen Glauben beimessen; endlich aber eilte er her-

[1] Thuanus, T. II. L. LXXVII. p. 465.

1583

bei, mischte sich unter die Kämpfenden, nahm den Führer der Franzosen, Fervaque, gefangen und ließ ihn in Ketten werfen (der Herzog von Anjou hatte sich klüglich vor die Stadt begeben, dort den Ausgang der Sache abzuwarten); und so wie sich der Muth der Bürger immer mehr entzündete, so sank und schwand er bei den Franzosen. Eine Stunde hatte das Würgen in den Straßen gedauert, grauenvoll boten sie den scheußlichen Anblick eines Schlachtfeldes dar, wo Hügel von Todten, Verwundeten und Sterbenden auf einander geschichtet lagen. Jetzt kämpften die Franzosen nur noch für ihren Rückzug. Sie näherten sich dem Thore, allein es war dermaßen von Kommenden und Gehenden, Wagen, Karren und Pferden gestopft, daß kein Durchweg möglich war, und so entkamen nur sehr wenige von den Franzosen. 1200 Todte ließen sie auf dem Platze; von den Bürgern waren nur 100 Mann geblieben.[1]

Der Herzog von Anjou zog sich mit dem Rest seiner Truppen zurück. Jetzt aber öffneten die Einwohner des platten Landes überall die Schleußen ihrer Canäle, überschwemmten die Gegend, und so erlitt er, durch die herzuströmenden Wasserfluthen, noch einen beträchtlichen Verlust. Nach drei Tagen schrieb er an den Commandanten von Brüssel, Olivier von Tempel, beklagte sich über die unwürdige Behandlung, welche man sich gegen ihn erlaubt habe, und daß dieses die Ursache von den Ereignissen zu Antwerpen sey.

Gewaltsam und, wie es schien, für immer unvereinbar war also das Band der Eintracht zwischen den Niederländern und ihrem Herzoge zerrissen. Gleichwohl rieth der leidenschaftslose, stets ruhig um sich blickende Prinz von Oranien zum Frieden und zur Versöhnung, weil nur in der vollkommensten Eintracht ihr eigenes Heil möglich sey. Hierzu kamen Abgeordnete des Königs von Frankreich, welche wechselsweise Schmeiche-

[1] Thuanus, T. II. L. LXXVII. p. 466.

1583 leien und Drohungen anwendeten, um ein friedliches Verhältniß zwischen den streitenden Parteien wieder herzustellen. Es kam endlich zu einem Vergleiche, in Folge dessen der Herzog seinen Wohnsitz in Dünkirchen nehmen und bis zu fernern Verabredungen daselbst bleiben solle.

Der Eindruck, welchen diese Ereignisse in Frankreich machten, war, nach der verschiedenen Stimmung der Gemüther, auch sehr verschieden. Einige brachen in Schmähungen aus gegen die Niederländer; andere mißbilligten den unbesonnenen und unedlen Schritt des Herzogs von Anjou; noch andere erblickten darin eine Beleidigung der Nationalehre des französischen Volks und befürchteten für die Zukunft schlimme Folgen davon; einige betrachteten es auch als ein gerechtes Gericht Gottes, der da straft, welche ungerecht regieren und ein Schirm ist der Frommen. Die Guisen aber waren entzückt darüber und triumphirten bis in das Innerste ihres Herzens. Denn glühend haßten sie den Herzog von Anjou, als den gefährlichsten Gegner ihres Hauses, und weil sie bereits die geheimen Verbündeten Philipp's von Spanien waren; dann auch sahen sie darin eine neue Erniedrigung und Demüthigung des Königshauses, worauf das Gebäude ihrer Hoffnungen besonders ruhete. Diesen letztern Punkt ergriff die Königin Mutter. Um der Ehre ihrer Familie willen beredete sie den König, sich seines Bruders anzunehmen, damit er nicht seine Unehre theile.

Zu Ende des Junius aber verließ der bisherige Herzog von Brabant und Graf von Flandern (der Herzog von Anjou), dennoch Dünkirchen, so wie die Niederlande überhaupt, und kehrte nach Frankreich zurück, wo er sich nach Chateau-Thierri, an der Marne, einem Apanagengut, begab. Er war es müde gegen die unaufhörlichen Intriguen der Spanier und den Unmuth seiner Unterthanen zu kämpfen, deren Vertrauen er doch für immer verloren hatte, und fühlte, daß hohe Titel

1583 und Würden nur allzuoft die glänzende Hülle eines von Verdruß, Mißmuth, Kummer und Sorgen tausendfältig gequälten Herzens sind.

Selbst der König von Frankreich, Heinrich III., obschon Genuß und Vergessen alles dessen, was ihn bekümmern konnte, sein Wahlspruch war, machte an sich diese Erfahrung. Eines Theils schreckte ihn von Zeit zu Zeit die Furcht vor der stets wachsenden Macht der Guisen; sein nächster Verwandter, der tapfere König von Navarra, wäre eine kräftige Stütze gewesen, allein er war ein Ketzer und Abtrünniger, und dieses beunruhigte ihn andern Theils; ferner gaben ihm seine Mignons durch ihre Eifersucht und Ränke genug an seinem Hofe zu thun; endlich marterte ihn Catharina von Medicis, seine Mutter, die nie ruhende, mehr als alle übrige. Denn mit einer wahren Verzweiflung nahm diese ehrgeizige und herrschbegierige Frau wahr, daß ihr Einfluß auf den König je länger je mehr dahinschwinde, durch die Gewalt, welche seine Günstlinge über ihn übten. Im Bürgerkriege, wenn es schnellen Entschluß, klugen Rath, festen Muth, künstlich geführte Unterhandlungen, feine Verstellungskunst galt, war sie nothwendig, ja unentbehrlich und mithin mächtig; Krieg also wünschte diese unheilsinnende Königin aufs Neue herbei, damit sie herrsche. Darum auch hing sie jetzt so fest an dem Herzog von Guise, dessen Plane ihr nicht unbekannt waren; doch sie hoffte alsdann das Mittleramt zwischen ihm und ihrem Sohne zu führen, wenn die Sachen am schlimmsten und verwickeltsten seyn würden, darum vertheidigte sie auch den Herzog stets bei dem Könige, wenn sich dieser mit gutem Rechte über seine Anmaßungen beschwerte. Bei der fortwährenden Kinderlosigkeit des Königs richteten sich übrigens die Blicke Vieler auf den König von Navarra, und selbst eifrige Katholiken fingen an zu glauben, daß Frankreich nur durch ihn Ruhe und Friede finden wer-

1583 de.[1] Mit innerm Schmerz betrachtete dieser indessen die Angelegenheiten seiner Glaubensgenossen, der Protestanten. Heinrich **III.** verabscheuete sie, der Hof dachte wie er, die Behörden aller Provinzen übten ungestraft Uebermuth oder boshafte Beeinträchtigung gegen sie, so daß ihnen in Frankreich der Friede beinahe eben so schädlich war, als der Krieg. Dieser wurde in den Niederlanden zu dieser Zeit ebenfalls nachtheilig für die Protestanten geführt. Ein großer und edler Gedanke ergriff daher Heinrich von Navarra; er wollte etwas Bleibendes und kräftig Wirkendes für sie thun, wodurch sie gegen die Uebermacht der Gegenpartei geschützt wären, und dieses hoffte er zu bewirken durch eine Vereinigung aller Protestanten. Hierzu legte er ungesäumt Hand ans Werk. Er versah einen Edelmann aus Guyenne, Namens Jacob Segur von Pordillan, einen eifrigen Protestanten, enthusiastisch und etwas leichtgläubig, mit den nöthigen Beglaubigungsschreiben und schickte ihn ab, um nach England, den Niederlanden und zu allen protestantischen Fürsten Deutschlands zu gehen. Ihn begleitete ein unterrichteter und geistreicher junger Mann, Sofroi de Calignon genannt. Das Sendschreiben Heinrich's von Navarra enthielt zuerst die Versicherung, daß er den Glauben der protestantischen Kirche, worin er erzogen sey, für den reinsten halte, weshalb ihm auch an dessen unerschütterter Fortdauer alles liege. Beklagenswerth aber müsse man den Zustand der Protestanten in allen Ländern nennen. In Spanien und Italien führe der bloße Verdacht des Protestantismus auf den Scheiterhaufen oder in die Gefängnisse der Inquisition; in Frankreich verlangten die Diener des Papstes fortwährend die Annahme des Tridentinischen Conciliums, mit andern Worten die der Inquisition, und somit die Aufhebung aller Vorrechte der gallicanischen Kirche; in England arbeiteten die Je-

[1] Thuanus, T. II. L. LXXVIII. p. 476. 477.

1583

suiten unausgesetzt das Volk in Aufruhr zu bringen, und ohne die seltene Klugheit und Vorsicht der Königin Elisabeth würde sie längst das Opfer irgend eines gedungenen Meuchelmörders geworden seyn; die Trennung zwischen dem Hofe und dem Volke in Schottland sey gleichfalls das Werk der Papisten; die Niederländer kämpften mit noch ungewissem Erfolge für ihren Glauben und ihre Gewissensfreiheit; in der Schweiz hätten die Jesuiten das Feuer des Bürgerkrieges beinahe entzündet, und der Herzog von Savoyen habe im Sinne gehabt dieses Land zu überfallen und zu erobern; in Schweden schwebten die protestantischen Kirchen in steter Sorge, weil es auch dort den Papisten gelungen sey, den König wider dieselben einzunehmen;[1] und ob man gleich in Deutschland den Protestanten vertragsmäßig die Gewissensfreiheit zugestanden, so arbeiteten doch die Anhänger des Papstthums auch dort daran, diese erworbene Freiheit wieder zu vernichten. „Die Betrachtung aller dieser Uebel," fuhr Heinrich von Navarra in seinem Schreiben fort, „hat mich veranlaßt, die Fürsten von Deutschland zu bitten und zu ermahnen, sich mit der Königin von England und dem Könige von Dänemark zum Wohl der evangelischen Kirche freundschaftlich zu vereinigen, nicht um den Papst und die sich zu ihm bekennen zu bekriegen, sondern ihre Kräfte und ihren Rath zu verbinden, im Nothfall die Gewalt zu vertreiben durch Gewalt; denn läßt man sich nur auf Kämpfe im Einzelnen ein, so dürften die Kämpfenden leicht auch einzeln unterliegen."[2] Sodann legte er allen Protestanten das Schicksal ihrer Mitbrüder in den Nie-

---

[1] Johann III., König von Schweden, bekannte sich nebst seiner Gemahlin zur katholischen Religion, vergiftete seinen Bruder Erik, nahm den Jesuiten Possevin als päpstlichen Nuntius auf, ließ den Kronprinzen in der katholischen Religion erziehen, und war bemüht die katholische Kirche wieder zur herrschenden in Schweden zu machen.

[2] Thuanus, T. II. L. LXXIX. p. 500 seqq.

1583
derlanden ans Herz, betheuerte, daß er alle seine Juwelen, sein Silberzeug oder sonstige Kostbarkeiten, seit Jahrhunderten von seinen Ahnen aufbewahrt, verkauft und verpfändet habe, um die Sache seiner Religion, die ihm vor allen wichtig sey, zu befördern, und schloß mit der Bitte, man möge in Deutschland einen Ort bestimmen, wohin sich die Abgeordneten des Königs von Dänemark, die der deutschen Fürsten und seine eigenen zu einer gemeinsamen Berathung verfügen könnten. In Hinsicht der Namen bemerkte er noch, welche man den Protestanten in Frankreich beilege, indem man sie Calvinisten, Zwinglianer, Sacramentarier nenne, so scheine ihm keiner passender, als der der Lutheraner. Denn seit 60 Jahren, wo die Religionsverfolgungen in Frankreich Statt fänden, habe man um der Lehre Luther's willen so viele Menschen gemordet, verbrannt und gefoltert, daß Europa zusammen genommen nicht so viele Märtyrer aufweisen könne, als Frankreich allein. Frankreichs Kirchen, hieß es weiter, verehren Luther und betrachten ihn als ihren Vater; er hat zuerst die Wahrheit aus der Finsterniß an das Licht gezogen; seine Lehre achten wir so hoch, daß wir überzeugt sind, seit den Aposteln hat niemand durch seine Anstrengungen in Wort und Schrift der christlichen Kirche mehr Dienste geleistet, als Luther. [1]

Segur fand im Allgemeinen eine gute Aufnahme bei den protestantischen Fürsten in Deutschland, auch billigte man die, in dem Sendschreiben ausgesprochenen, Vorschläge und Wünsche. Allein zu groß noch war die Spannung zwischen Lutheranern und Reformirten, man fürchtete die frühern Streitigkeiten beider Parteien wieder aufwachen zu sehen, und so kam die von Heinrich von Navarra vorgeschlagene Versammlung nicht zu Stande. Dennoch aber gereicht ihm sein Wille zum höchsten Ruhm; er zeigte, daß er über seinem

[1] Thuanus, l. c. p. 501.

Jahrhundert und dem kleinlichen Schulgezänk stand, den wahren evangelischen Glauben hatte und 1583 bereits eine Idee dachte und zu verwirklichen suchte, die man nach mehr als 200 Jahren erst auszuführen anfängt. 1584

In stiller Zurückgezogenheit lebte indessen der Herzog von Anjou zu Chateau-Thierri. Mißmuth, Trauer und Reue wechselten in seiner Seele; sichtbar schwanden seine Kräfte dahin, sein baldiger Tod war nicht mehr zweifelhaft. Wie einst seinem Bruder Karl IX. floß auch ihm Blut aus den Schweißlöchern am ganzen Körper. Vierzig Tage blieb er in diesem beklagenswerthen Zustande und starb den 10. Junius in seinem 30. Jahre. Franz, Herzog von Anjou, war der jüngste unter seinen Brüdern und wurde von seiner Mutter allen hintangesetzt. Parteiisch wendete sie ihre Gunst ihrem Lieblinge Heinrich zu und hatte für Franz kein Mutterherz. Dieses weckte in dessen Seele den Stolz, den Neid und die Eifersucht; da man ihn nichts wollte gelten lassen, so beschloß er sich Ansehen zu erzwingen und die Augen der Welt auf sich zu ziehen. Bei einer edlen Gesinnung hätte dieses zu großen Thaten antreiben können. Allein auch Franz von Anjou war ein Zögling Catharinens; die Laster ihres Hofes, das Verderbniß böser Beispiele und die schändlichen Grundsätze, welche man ungescheut befolgte und aussprach, hatten auch diesen Prinzen zu einem marklosen Schwächling gemacht. Die Eitelkeit trieb ihn nach Ruhm zu streben, allein er vermochte nicht des Ruhmes Opfer zu bringen; es stachelte ihn beleidigter Stolz zum Widerstande gegen den Hof und die Günstlinge des Königs; allein sein Beginnen war das Auflodern eines Strohfeuers; die erste entstehende Schwierigkeit, die kleinste Schmeichelei legte ihn wieder zu den Füßen seiner Beleidiger, und gewöhnlich stürzte er rücksichtslos diejenigen ins Verderben, die unklug genug waren, in seine träumerischen und stets übel be

1584 rechneten Plane einzugehen. Sein Aeußeres empfahl ihn eben so wenig, als sein Inneres. Er war klein, hatte ein braunes, aufgedunsenes Gesicht, welches noch überdieß durch die Pocken verdorben war. Im Umgang bewies er sich freundlich, leutselig und freigebig. In einem hinterlassenen Testamente bat er den König, ihm seine Schulden zu bezahlen, welche sich auf 300,000 Goldthaler beliefen, damit ihn nicht die Seufzer der Beeinträchtigten in das Grab verfolgten. Er bereuete, sich in die niederländischen Angelegenheiten gemischt zu haben, welche seinem Vaterlande unnöthige Kosten, ihm selbst aber tausendfältigen Kummer und Verdruß gemacht hätten. Er bat endlich, ihn einfach zu beerdigen und die hierzu bestimmten Summen seinen Gläubigern zuzuwenden. Er wünschte als Herzog von Brabant beerdigt zu werden. Letzteres geschah indessen nicht, weil Heinrich **III.** fürchtete dem Könige von Spanien zu mißfallen.

Das Absterben des Herzogs von Anjou war auf Frankreichs Angelegenheiten von großem Einfluß. Nur ein einziger Valois war jetzt noch vorhanden; die Guisen beherzigten dieses wohl und fuhren fort sich zum Kampfe zu rüsten. Uebrigens argwöhnte man, daß dieser Prinz an Gift gestorben sey, wovon die Wundärzte bei der Leichenöffnung Spuren gefunden zu haben versicherten. Auch fiel kurz darauf der Herzog von Oranien durch Meuchelmord, und eine Verschwörung gegen die Königin Elisabeth von England ward zu derselben Zeit entdeckt. Diese drei Personen aber hielt Philipp von Spanien für die Hauptstützen der rebellischen Niederländer, wer kann daher die Wahrscheinlichkeit bezweifeln, daß ein dreifaches Bubenstück entworfen und vorbereitet war. [1]

Heinrich **III.** nahm Veranlassung bei der Beerdigung seines Bruders, dem Vergnügen, das er an

---

[1] **Thuanus, l. c. p. 510.**

1584
pomphaften Aufzügen fand, zu huldigen. In einem weiten violetten Zeugmantel von 18 Ellen, dessen lange Schleppe 8 Hofjunker trugen, ging er vom Louvre nach der Vorstadt St. Jacques, um den Verblichenen mit Weihwasser zu besprengen; voraus ritten eine unendliche Menge Herren auf weißen Pferden und in Trauerkleidern; Cardinäle, Bischöfe und Geistliche vermehrten den Zug; die Schweizergarde, die Schützen, die Schottländische Garde und die übrigen Leibregimenter marschirten vor und hinter ihm, die Trommeln und Hellebarden mit langen Flören umwunden; seine Gemahlin, ganz allein in einem Staatswagen sitzend, und noch acht Trauerkutschen beschlossen das feierliche Begängniß.[1] Uebrigens war er herzlich froh dieses Verwandten entledigt zu seyn, dessen unruhiger Geist seine Ruhe, für ihn das höchste Gut, so oft unterbrochen hatte. Er sah in seiner Verblendung nicht ein, daß dieselbe durch des Herzogs Leben minder gefährdet war als durch seinen Tod. Die unruhigsten gerade des kriegerischen, ungebändigten Adels schlossen sich an ihn an, folgten ihm zu Abenteuern und Beute nach Flandern und befreieten dadurch Frankreich von ihrer störenden Gegenwart. Diese kehrten jetzt alle zurück, verachteten den trägen, thatenlosen König und gesellten sich zu den rüstigen Guisen, ihnen bereitwillige Hände bietend. Dieses alles entging dem sorglosen, in Wollüsten und Vergnügungen schwimmenden König. Den einzigen feindlichen Dämon wähnte er in den Protestanten zu erblicken, vor deren Anschlägen ihm bangte. Da der König von Navarra nun ihr vornehmstes Oberhaupt war, so trat er mit ihm in Unterhandlungen; gelang es ihm denselben für sich zu gewinnen, so waren auch die Protestanten gewonnen, und blieben diese ruhig, so würden auch, meinte er, die Guisen nicht aufstehen. Der Herzog von Epernon mußte ihm kurz und frei vor-

[1] Journal de Henri III. T. I. p. 100—101.

1584 schlagen, in den Schooß der katholischen Kirche zurückzukehren und nach Hofe zu kommen. Seit dem Tode des Herzogs von Anjou, war er der nächste Thronerbe; nimmer aber, ließ ihm Heinrich sagen, werde sich Frankreich einem protestantischen Fürsten unterwerfen, nie dürfe er hoffen das Volk für sich zu gewinnen. Der Rücktritt zur römischen Kirche sey der einzige Weg zum Throne, durch denselben verlören die Guisen gewiß ihren Anhang, den sie hauptsächlich ihrer Rechtgläubigkeit verdankten. Heinrich von Navarra fragte seinen Kanzler, Du Ferrier, einen redlichen und vielfach erprobten Mann, um seine Meinung. Dieser rieth ihm, auf eine kurze Zeit nach Hofe zu gehen, um Argwohn und Mißtrauen durch seine Gegenwart zu zerstreuen, übrigens aber urtheilte er, daß eine Religionsveränderung weder die beiden Könige näher vereinigen, noch auch auf die Ruhe Frankreichs die erwartete Wirkung haben werde; so zerschlug sich die Unterhandlung wieder, und Epernon kehrte unverrichteter Sache zurück.

Duplessis Mornay, einer der schönen Geister dieser Zeit, machte eine Erzählung dieser Unterhandlungen durch den Druck bekannt. Das Aufsehen, welches dieses verursachte, war unbeschreiblich. Die Kirche und das Reich, riefen der Guisen Anhänger mit einem Munde, ist in Gefahr, besteigt der König von Navarra den französischen Thron! Er verharret in der Ketzerei und ist gesonnen sie allgemein zu machen. Geheime Boten verbreiteten dieses Geschrei durch die Städte und Dörfer; die Bürger und das Landvolk, der Adel und die Geistlichkeit geriethen in eine stürmische Bewegung; Haufen rotteten sich zu Haufen, man sprach von Führern, die sich an die Spitze stellen und zu rechter Zeit auftreten würden, und so sah Heinrich III. wohl ein, daß er es nicht mit den Protestanten, wohl aber mit dem geheimen Bunde der Guisen zu thun haben würde. Durch erlassene Edikte wurden

1584
Verbindungen und Zusammenrottirungen, unter welchem Vorwande es auch seyn möchte, streng verboten, doch war man zu sehr an die Ohnmacht solcher Befehle gewöhnt, als daß sie etwas hätten wirken sollen. Der König schöpfte jetzt einigen Verdacht gegen diejenigen seiner Räthe, die ihn mit der Gefahrlosigkeit der Zeitumstände einwiegten, doch machte ihm Catharina von Medicis bald glauben, jene Bewegung sey nur ein Beweis der ächten Rechtgläubigkeit des Volkes.[1]

Dem augenblicklichen Erwachen eines Träumenden ähnlich waren solche Betrachtungen bei Heinrich **III.** er sank jedesmal in seine vorige Schlaffheit zurück und zerstreute und vergnügte sich nach eigenthümlicher Weise. So sah man ihn, nebst seinen Mignons und sonstigen Gesellen, verlarvt und als Mönche, Advocaten, Kaufleute u. s. w. verkleidet mit verhängtem Zügel durch die Straßen von Paris galoppiren; wer dieser wilden Rotte begegnete, ward umgeritten, oder geschlagen und gestoßen. Auch des Nachts dauerte oft dieses Unwesen fort, wo dieser lustige Verein nicht selten in die vornehmsten Gesellschaften eindrang und alles verübte, was nur der Uebermuth und die Frechheit eingeben kann.[2] Nach Art kleiner Geister war Heinrich **III.**, bei sträflicher Nachsicht und Unbekümmerniß in wichtigen Dingen, oft tyrannisch und hart in Kleinigkeiten. Einst mißhandelte er im Staatsrathe einen gewissen Michael de Savre, einen Maltheserritter, der zugleich eine Art Hofnarren und Possenreißer vorstellte, mit Faustschlägen und Fußtritten, weil er zum Oberintendanten der Finanzen gesagt hatte, er sey ein Schelm, indem er zur Bezahlung der Schulden des Königs 8 Millionen Livres angesetzt habe, während dieselben doch nur 5 Millionen betrügen.[3] Ja

[1] Thuanus, T. II. L. LXXX. p. 516 seqq.
[2] Journal de Henri III., T. I. p. 96. 97.
[3] l. c. p. 97—98.

1584 er würde ihn mit dem Degen durchbohrt haben, wenn ihm der Herzog von Epernon nicht vorgestellt hätte, es gezieme sich dieses nicht für einen Monarchen. Einen protestantischen Edelmann, Namens Belleville, einen Greis von 70 Jahren, verdammte er zum Galgen, weil er einige satyrische Schriften auf ihn verfaßt hatte und auf das Befragen des Königs antwortete, es sey dieses die Stimme des Volks. „Die Stimme des Volks sagt, daß man nicht genug Gerechtigkeit übt gegen Leute deines Gelichters," rief Heinrich voll Zorn, „aber sie soll dir werden!" [1] Wähnend, die Liebe und Achtung eines Königs könne durch äußern Prunk erlangt und erzwungen werden, führte er, nach dem Muster des Hofes der Königin Elisabeth, ein neues Hofceremoniel ein. Er entwarf eine genaue und ausführliche Vorschrift, wie viele Gemächer, Zimmer und Vorzimmer jemand durchwandern müsse, wenn er bei dem Könige eingeführt werde, und bezeichnete, wie weit ein jeder nach seinem jedesmaligen Range vorschreiten dürfe. Bei der Reiterei wurden fortan nur Edelleute angestellt, niemand, ausgenommen die Königin und die Königinmutter, durften Fürbitten einlegen, nur dem Herzoge von Joyeuse und von Epernon war es erlaubt, sich dem Könige zu jeder Stunde zu nähern. Den verschiedenen Räthen und Beamten wurden die Zimmer bestimmt, wo sie sich nur einfinden sollten, wobei auch die Tracht vorgeschrieben war. Rechtsgelehrte mußten in violetten Sammet gekleidet seyn, und Militairpersonen einen Mantel von gleichem Stoffe haben. Hierbei war selbst der Wechsel der Jahreszeiten nicht vergessen, denn für den rauhen Sammet im Winter kam glatter Sammet (Velours ras) an die Reihe im Sommer. In diesen kleinlichen und nichtigen Anordnungen machte Heinrich

[1] l. c. p. 105 — 106. Thuanus, T. II. L. LXXX. p. 517.

noch stets Veränderungen, so daß verständige und ernsthafte Männer dem kindischen Beginnen nicht ohne Entrüstung und trübe Ahnungen der Zukunft zusehen konnten.[1] 1584

Vierzigstes Capitel.

Entscheidende Schritte des Herzogs von Guise zur Verfolgung seines Plans; dessen Bündniß mit dem Könige von Spanien; Beginn der Feindseligkeiten; Heinrich III. Vorschläge an den König von Navarra; Vertrag zu Nemours.

1585

Unglücksschwanger brach das Jahr 1585 an, denn zum achten Male sollten die Uebel des offenen Bürgerkrieges über Frankreich hereinbrechen. Wie ein im Hinterhalt lauernder Löwe beobachtete der Herzog von Guise unverwandten Blicks die immer mehr sich wirrenden Angelegenheiten des zerrütteten Reichs. Alt und tief angelegt, und von seinen Vätern auf ihn vererbt, war der Plan zum Umsturz des Königshauses.[2] Schritt vor Schritt nur verfolgte er denselben; nichts vertraute er dem Zufall, nichts dem blind waltenden Glücke, sondern mit furchtbarer Meisterschaft waren seine weitgreifenden Entwürfe gebaut auf die Leidenschaft, die Schwäche, die Verdorbenheit oder den Fanatismus der ihn umgebenden Menschen; er erkannte seine Zeit in deutlichster Klarheit; unter den Gräueln des Bürgerkriegs, unter den Intriguen des Hofes auf-

---

[1] Thuanus, l. c. p. 517.

[2] Satyre Menippée. T. III. p. 1 seqq.

1585 gewachsen, erwärmte die Erinnerung an eine friedlich durchlebte Jugend, an Tage, welche ihm ungetrübt im Schooße einer liebenden Familie in den wirthbaren Mauern des Vaterhauses, unter dem ruhigen Schatten heimischer Linden oder Eichen dahin geschwunden wären, sein Herz nicht. Ein wilder, nie gesättigter Ehrgeiz war das Erbstück seines Hauses, und dieser hatte von jeher das stille Glück des häuslichen Friedens davon verscheucht. Wuth und Haß, Neid und Verdruß, hochaufjubelnde Schadenfreude, triumphirender Stolz und gierig sich kühlender Rachedurst wechselten nach den Umständen in der Familie der Guisen, ertödteten in ihnen alle sanftern Triebe und machten sie zu kalten, selbstsüchtigen, alle Rechte verspottenden Parteiäuptern, welche nur daran dachten zu gewinnen, wo alle verloren, zu genießen, wo andere darbten.

Acht Jahre waren verflossen, seitdem die Ligue durch Jacob d'Humieres zu Peronne, auf Anstiften Heinrich's von Guise, unterzeichnet wurde. Durch den persönlichen Beitritt hatte Heinrich III. gewaltsame Bewegungen derselben verhindert, sie schien sogar in Vergessenheit zu schlummern, allein es war dieses eine trügerische Ruhe; der Funke der Empörung hatte in den Gemüthern einen glimmenden Brand entzündet, die Verbindung bestand noch immer, nur mit verändertem Zielpunkte; denn früher galt der Angriff den Protestanten, jetzt aber dem Könige selbst.

Heinrich von Guise wußte sehr wohl, daß der Menschen Urtheil eben so durch das Herkömmliche bestimmt wird, als ihr sonstiges Thun und Treiben. Wäre er offen hervorgetreten mit dem Plane, die Krone der Valois auf das Haus Lothringen überzutragen, so würde sich dieselbe Menge, welche den König haßte und verachtete, dennoch zu dessen Vertheidigung erhoben und ihn wider den Angriff auf seine, durch viele Jahrhunderte herab vererbten, Rechte geschützt haben Darum wählte der schlaue Herzog aus der königlichen

1585

Familie selbst jemanden, welchen er scheinbar an die Spitze seiner Partei stellte, damit das Gehässige einer Usurpation dadurch gemildert, und zu gleicher Zeit trennende Zwietracht unter die königlichen Prinzen gebracht würde.

Diese Rolle hatte er, nach dem Absterben Karl's IX., dem Könige von Navarra zugedacht, der sich damals am Hofe befand. Innig und freundschaftlich schloß er sich an denselben an, er konnte, so zu sagen, nicht ohne ihn leben, sie speisten fast immer zusammen und schliefen öfters in einem Bette. Diese Freundschaft löste sich jedoch gänzlich auf, als Heinrich von Navarra vom Hofe entfloh, und sich wiederum zur protestantischen Kirche bekannte. Uebrigens hatte dieser den Herzog durchschaut, und das verzieh ihm derselbe vielleicht noch weniger als den Rücktritt von der katholischen Kirche; er ward der unversöhnlichste Feind des Königs von Navarra und äußerte zuweilen gegen seine Vertrauten: „dieser Prinz hat meine Freundschaft und meine Dienste verschmäht, so bin ich also gezwungen sein Feind zu seyn." [1] Durch den Tod des Herzogs von Alençon wurde nun Heinrich von Navarra der muthmaßliche Thronerbe von Frankreich. Dieser Gedanke konnte den Herzog von Guise zur Verzweiflung treiben. Der Ketzer und Todfeind sollte ihm das Gebäude seiner stolzesten, mit der Muttermilch in ihm aufgenährten Hoffnungen zerstören! Er suchte ihm einen Gegner und fand denselben in dem bejahrten Cardinal von Bourbon, dem Oheim des Königs von Navarra. Karl von Bourbon hatte seine ganze Lebenszeit bei Hofe zugebracht und stand immer mit Catharina von Medicis auf einem sehr vertrauten Fuße. Sein flacher, lenksamer Geist vermochte nicht die Plane des listigen Guisen zu durchschauen, und noch weit weniger seiner verfüh-

---

[1] Thuanus, T. III. L. LXXXI. p. 4 seqq.

1585 rerischen Beredsamkeit zu widerstehen. Leicht willigte der schwachsinnige Greis ein zum Nachtheil seines Neffen Erbansprüche auf die Krone Frankreichs zu erheben. Ein Doctor der Rechte, Matthias Zampini von Racanati, ein feiler Söldling, schrieb, gegen baare Bezahlung, eine Abhandlung, worin die Rechtsansprüche des Cardinals von Bourbon dargethan wurden. Um denselben ganz in seine Netze zu ziehen, spiegelte ihm der Herzog von Guise vor, er wolle ihm Dispensation bei dem Papste erwirken, damit er sich vermählen könne, wozu er ihm seine Schwester Catharina von Lothringen, verwitwete Herzogin von Montpensier, eine heftige und ränkesüchtige Frau, vorschlug. Dies vollendete die Verblendung des Cardinals; er ließ es sich gefallen, das Haupt der Ligue zu heißen, und als solches gegen seinen König und nahen Verwandten in die Schranken zu treten; Guise aber hatte gefunden, was er suchte, ein fügsames Werkzeug seines Willens, eine Puppe, den gaffenden Pöbel eine Zeit lang zu unterhalten, welche er wegwerfen konnte, sobald er für gut fand selbst hervorzutreten. Gegen alle Personen von Bedeutung führte er eine andere Sprache, niemanden aber sagte er die Wahrheit. Die Königinmutter zog er scheinbar in das Einverständniß. „Ist es erst gelungen," sprach er, „die übrigen Prinzen von Geblüt zu entfernen, so entledigen wir uns dieses alten Träumers, der überdieß bald sterben muß, und dann besteigt niemand anders den Thron, als der Sohn des Herzogs von Lothringen, wobei mein ganzer Einfluß mitwirken soll." Dieß war Catharinens Enkel; mit parteiischer Vorliebe hing sie an dem Herzoge von Lothringen und dessen Gemahlin, ihrer Tochter; so listig Catharina auch immerhin seyn mochte, diese ihrem Muttergefühle angepaßte Rede täuschte sie dennoch, und überlieferte sie dem Dienste des Herzogs von Guise. Ganz verschieden waren seine Aeußerungen gegen die Mi-

1585

nister des Königs von Spanien. Die Krone von Frankreich auf das zitternde Haupt des Cardinals von Bourbon setzen, ließ er sich da vernehmen, hieße, sich auf ein schwaches Rohr stützen; nur aus Schonung und Rücksicht gebe er sich den Schein für die Königinmutter und den Cardinal zu arbeiten. Eben so wenig komme es ihm in den Sinn das Haus Lothringen erheben zu wollen, welches für die Last einer solchen Krone zu schwach sey, und in diesem Falle wäre er wohl selbst dreist genug, die Hand darnach auszustrecken. Wolle man überhaupt daran denken, die Ordnung der Thronfolge in Frankreich zu unterbrechen, so wäre die Ausführung nur möglich, wenn man den erledigten Thron einem mächtigen Fürsten zuwende, der fähig sey denselben zu behaupten und große Dienste auch großartig zu belohnen. Selbst seinen Brüdern entdeckte Heinrich von Guise seine wahren Gesinnungen nicht. Denn Karl, Herzog von Mayenne, war ruhig und gemäßigt, hatte Sinn für Familienglück und Familienleben und zog daher ein ehrenvolles, aber sicheres Auskommen allen Kronen und Sceptern vor, die man erst mit eigener Gefahr und der Ruhe und dem Glücke der Seinen hätte erkaufen müssen. Schwerlich also würde er zu den hochfliegenden Entwürfen Heinrich's die Hand geboten haben. Der zweite Bruder, Ludwig, Cardinal von Guise, war stolz und feurig genug, um an einer verwegenen und gefahrvollen That Theil zu nehmen. Aber er war noch jung; ein Wüstling und Schwelger; leicht hätte er im Rausche der Sinnenlust irgend einer Geliebten oder Maitresse ein Geheimniß verrathen, mithin taugte er eben so wenig der Vertraute seines Bruders zu seyn. Dieser begnügte sich nur beide an den Glanz und die Ehre ihres Hauses zu erinnern, und an die Gefahr, worin selbiges schwebe, überzeugt, daß diese beiden Hebel hin[illegible]en ihre Thatkraft nöthigenfalls zu spannen. Was seine beiden Oheime betraf, den

1585 Herzog von Aumale und von Elbeuf, so kümmerte er sich im Ganzen wenig um sie, zweifelte aber nicht an ihrem Beitritt, wenn es der gemeinsame Vortheil ihres Hauses erfordere. Nur um die Gunst Philipp Emanuels, Herzogs von Mercoeur, Bruders der regierenden Königin, bewarb er sich. Durch Kauf hatte dieser die Stelle eines Gouverneurs von Bretagne an sich gebracht. Von einem versteckten, hartnäckigen Charakter, trachtete er vor allem nach seinem eigenen Vortheil, und man glaubte daher nicht, daß er dem Könige sehr fest anhangen werde.

Um die niedern Stände zu gewinnen, mußte dem Herzoge von Guise die Religion zum Deckmantel seiner Entwürfe dienen. Diese, verbreitete man unter der Hand, sey in der größten Gefahr unter einem Monarchen, der von schlechten Rathgebern beherrscht werde und nichts für die Vertheidigung der wahren Kirche thun wolle. Außerdem verbreiteten sich die Söldlinge des Herzogs durch alle Städte und Orte des Königreichs, heruntergekommene Menschen oder offenbare Bösewichter, die in einem Bürgerkriege Gewinn oder Straflosigkeit hofften. Ihr Hauptsammelplatz war Paris, wo sie häufige Berathungen hielten, denn in Paris sollte auch, nach dem Willen des Herzogs, die Empörung beginnen, weil das Beispiel der Hauptstadt für alle übrigen Städte wahrscheinlich entscheidend war. Ferner standen für spanisches Geld noch eine Menge Prediger in des Guisen Solde. Von den Kanzeln herab setzten sie das Volk in Schrecken durch Androhung großer Gefahren, welche bald hereinbrechen würden; oder sie spielten auf die träge Sorglosigkeit des Königs in verdeckten Worten an und fielen dann wieder mit schonungsloser Rede über seine Schwächen und Fehler her, welche sie ihren Zuhörern in entehrender Blöße vor Augen stellten. Daneben priesen sie jedesmal die herrlichen Tugenden der Guisen und erhoben sie als die einzigen Stützen und Pfeiler der alleinseligmachenden Kirche. So wurden also die Tem-

pel des Herrn, deren Bestimmung ist, daß in ihren Mauern Friede und Eintracht gepredigt werde, daß die Worte des Trostes, der Belehrung, der Ermunterung und der Hoffnung die Herzen der Hörenden bessern, erheben und vom Irdischen zum Himmlischen, vom Sichtbaren zum Unsichtbaren lenken, zu Werkstätten politischer Parteiwuth herabgewürdigt, wo feile und nichtswürdige Priester in Schafskleidern, gleich reißenden Wölfen, zu Mord und Blutvergießen ermunterten und freventlich die sanfte Christuslehre verkehrten.

Um endlich die öffentliche Meinung von allen Seiten zu bearbeiten, hatte Guise noch ein zahlloses Heer von Schriftstellern in seinem Dienst. In giftigen Flug- und Schmähschriften, womit sie das Land überflutheten, häuften sie den Zunder der Empörung, untergruben die Treue der Unterthanen und bliesen den, nur leise schlummernden, Funken des Fanatismus zur lodernden, verzehrenden Flamme an. Vor allen zeichnete sich hierin ein Parlementsadvocat, Ludwig aus Orleans, aus. Durch seine Schrift, betitelt: der englische Katholik, brachte er eine allgemeine Bewegung hervor. Nämlich unter der erdichteten Person eines, aus England nach Frankreich geflüchteten, Katholiken machte er eine schaudererregende Schilderung von den Verfolgungen, welche die Katholiken in England zu erdulden hätten, und ermahnte alsdann die Franzosen, sich zu wahren gegen die Ketzer und die Tyrannei, damit sie nicht gleiches Unglück erführen. Bald hörte man in Paris und in ganz Frankreich von nichts, als den englischen Verfolgungen der Katholiken, die Prediger hatten reichen Stoff zur Erbauung ihrer Zuhörer, und schnaubenden Haß athmete nun das ganze Volk gegen den König und die Protestanten. Damit die Wuth bis auf den höchsten Grad gesteigert werde, sah man durch ganz Paris Gemälde, welche die furchtbaren und wahrhaft satanischen Martern vorstellten, welche angeblich über die Katholiken in England ergingen, wobei

1585
sich gemeiniglich Leute zur weitern Erklärung einfanden und den Umstehenden ins Ohr flüsterten, das habe man in Frankreich ebenfalls zu erwarten, wenn der König von Navarra jemals über dasselbe regieren solle.[1]

So planmäßig bereitete Guise mit seinen Anhängern den abermaligen Bürgerkrieg vor. In diesem Jahre aber sollte er noch beginnen, weil die spanischen Minister, wegen der Angelegenheiten in den Niederlanden, darauf drangen, damit Frankreich, in seinem Innern beschäftigt, nicht daran denken könne Hülfe dorthin zu senden; auch soll Guise Gründe in seinem eigenen Sinne dazu gehabt haben.[2] Wie bereits bemerkt worden, wendete nämlich Heinrich III. nicht mehr offenbare Gewalt gegen die Protestanten an, sondern belastete sie mit einer stillen, überall beengenden, überall in den Weg tretenden Verachtung. Kein Protestant erhielt ein Amt, im Gegentheil entzog man es ihm, wenn er eins hatte, keiner erfreute sich einer Gunstbezeigung, keinen würdigte der Monarch bei Hofe seiner Aufmerksamkeit oder seines Gesprächs, vor Gericht aber hatte der Protestant jederzeit unrecht. Gleichwohl unterließen protestantische Familien von altem Adel nicht, ihre Söhne nach Hofe zu schicken, in der Meinung, der Glanz und die Ehre ihrer Häuser erheische es. Wenn nun diese dort übersehen, übergangen, geringfügig behandelt, überall kränkend zurückgesetzt standen, so pflegten sich ihnen wohl die Herzöge von Joyeuse und Epernon, welche allein über die Gunst des Königs verfügten, mit scheinbarer Theilnahme zu nähern und ihnen herablassend vertraulich zuzuflüstern, ihre Religion sey das einzige Hinderniß für sie am Hofe Glück zu machen. Eitelkeit und Stolz siegten dann bei vielen über ihren Glauben, sie verließen ihre Religion, um der Huld des Monarchen und der Herrlichkeit des

[1] Thuanus, T. III. L. LXXXI. p. 5. 6.
[2] l. c. p. 6.

1585

Hofes theilhaftig zu werden. Voll Unruhe aber besorgte der Herzog von Guise, dieses Mittel, die Partei der Protestanten ohne Krieg und allgemeine Unruhe und Zerstörung zu schwächen, dürfte von der Geistlichkeit und dem Volke wahrgenommen und gebilliget werden, mit dem schwindenden Glauben an seine Unentbehrlichkeit aber hätte er seinen Einfluß verloren, darum, dünkte ihm, sey keine Zeit zu versäumen, um den Krieg anzufangen, bevor man solche Betrachtungen anstelle.

Am letzten December wurde deswegen der schon früher abgeschlossene Vertrag zwischen dem Könige von Spanien und dem Herzoge von Guise in dem Schlosse Joinville erneuert. Der Kriegscommissair Johann Baptist Taxis unterhandelte im Namen Philipp **II.**; Heinrich von Guise, nebst seinem Bruder Karl von Mayenne, erschien persönlich; der Cardinal von Bourbon ward hier erster Prinz von Geblüt und muthmaßlicher Thronerbe genannt. Den eigentlichen Unterhandlungen ging die Betheuerung voraus, daß die Verbindung die Ausrottung der Ketzer in Frankreich und in den Niederlanden beabsichtige, so wie auch zu verhindern, daß ein ketzerischer König den Thron von Frankreich besteige.

Folgendes waren die Artikel, welche man von beiden Seiten genehmigte und festsetzte: „Der Cardinal von Bourbon wird als der nächste, rechtmäßige Thronerbe von Frankreich angesehen; alle Prinzen der Ligue erkennen ihn als solchen an; nur die römischkatholische Religion soll im Reiche geduldet werden; jede andere ist verbannt, und wer sich weigert jene zu bekennen, wird ausgerottet; zur Abstellung der, in der katholischen Kirche eingeschlichenen, Mißbräuche nimmt man die Beschlüsse des Tridentinischen Conciliums an und führt sie ein; der Cardinal von Bourbon entsagt für sich und seine Nachfolger dem Bündniß mit der Pforte; alle Bewaffnungen zum Nachtheil der spanischen Schifffahrt

1585 nach Westindien verhindert Frankreich; der König von Spanien verspricht zur Führung des Krieges monatlich 50,000 Kronen zu zahlen; die den Ketzern eingeräumten Sicherheitsplätze nimmt man wieder; Frankreich unterstützt seinerseits Spanien mit Truppen in den Niederlanden; der Cardinal verspricht die Wiedererstattung der vorgestreckten Summen nach seiner Gelangung auf den Thron; das Bündniß zwischen beiden Staaten ist ein Schutz- und Trutzbündniß; alle Fürsten, Prinzen und Herren katholischen Glaubens in Frankreich gehören zur Ligue; auch auswärtigen Prinzen steht der Beitritt offen; diese Verbindung bleibt für jetzt ein Geheimniß." — Zwei Abschriften wurden von den verhandelten Punkten genommen, wovon die eine Philipp II., die andere die Häupter der Ligue erhielten. [1]

Ein Umstand ereignete sich, welcher den Schleier des Geheimnisses früher, als man meinte, hinwegzog. Abgeordnete der Niederländer erschienen Hülfe bittend vor dem Könige von Frankreich, und Heinrich bewilligte ihnen eine Audienz. In einer heftigen und selbst drohenden Note beschwerte sich der spanische Gesandte, Mendoza, hierüber. „Er wolle nicht hoffen," sagte er am Schlusse derselben, „daß Se. Majestät gesonnen sey, Rebellen unter ihren Schutz zu nehmen. Sollte jemand so ehr- und gewissenlos seyn, so würde er bald an seine eigene Vertheidigung zu denken haben; nicht immer mache die Reue einen unüberlegten Schritt gut, vornehmlich wenn man es mit einem so mächtigen und glücklichen Fürsten zu thun habe, als sein Herr sey, welchen man bisher noch nicht ungestraft beleidigt habe." [2]

Heinrich III. war entrüstet über diese stolze Sprache und antwortete in einem würdigen und männlichen Tone, dem aber freilich der Nachdruck der kräftigen

---

[1] Thuanus, T. III. L. LXXXI. p. 6.
[2] l. c. p. 7.

1585

That fehlte. „Er betrachte die Niederländer nicht als Rebellen," entgegnete er dem spanischen Gesandten, „sondern als ein unterdrücktes Volk, welches um seine Hülfe flehe, darum habe er für gut gefunden, dessen Abgeordneten Gehör zu geben; Frankreich sey immer eine Freistätte gewesen für ungerecht Verfolgte, die unter einer eisernen Zwingherrschaft seufzten; er wisse, daß die Niederländer alles aufgeboten hätten, um Se. katholische Majestät zu rühren, aber durch die Umtriebe einiger Boshaften, welchen der Krieg in den Niederlanden weit lieber sey, als der Friede, kein Gehör fänden; es solle nicht heißen, daß die französische Nation unter der Regierung des dritten Heinrich's ihres schönsten Ruhmes, der Großmuth, beraubt worden sey, darum ergreife er sehr gern die Gelegenheit, dem Gesandten Spaniens und jedem, der es sonst zu wissen begehre, zu versichern, daß ein König von Frankreich nicht wisse was Furcht sey, und weder Drohungen, noch Gefahren wären vermögend ihn zu verhindern gegen unglückliche Fürsten und Völker, welche seinen Schutz verlangten, dieselbe Großmuth zu beweisen, welche einst seinen Vorgängern so großen Ruhm erworben hätte."

Mendoza forderte jetzt den Herzog von Guise auf, im Namen der Religion und seines Königs aufzustehen mit den Waffen in der Hand, widrigenfalls werde man ihn der Feigheit zeihen. Dieses letztere Wort drang tiefer in seine Seele als jedes andere. Außerdem bedachte er, wenn Heinrich **III.** in vollem Ernste Krieg gegen Spanien beschließen solle, so würden der Adel und viele Officiere, die jetzt mit dem Herzoge einverstanden waren, lieber an einem Kriege für das Vaterland, als an einem Parteienkampfe gegen dasselbe Theil nehmen; gewiß hätten sich die angesehensten und vornehmsten Herren alsdann beeifert Befehlshaberstellen in der königlichen Armee zu erhalten, während er selbst in thatenloser und unrühmlicher Verlassenheit allein gestanden. Ohne Verzug ließ er also dem Obersten eines Schweizer-

1585
regiments, Ludwig Pfiffer, der schon längst in seinem Solde stand, wissen, ihm seine Truppen zuzuführen. Ein gleicher Befehl erging an seine Anhänger in Deutschland zur schleunigen Anwerbung von Reiterei; ein Hauptmann, St. Paul, zog in Frankreich Bewaffnete zusammen, er selbst aber trat an die Spitze des Adels von Champagne und Burgund, der zahlreich herbeiströmte, ohne noch zu wissen, wozu man ihn brauchen wolle; der Cardinal von Bourbon begab sich auf das Schloß Gaillon, unweit Rouen, um die Deputirten des Adels der Picardie zu empfangen, welcher vor 9 Jahren der Ligue beigetreten war.

Inzwischen empfing der König die niederländischen Abgeordneten in Paris, entließ sie aber mit allgemeinen und nichtssagenden Worten. Auch Catharine, welche in die Entwürfe Guise's einigermaßen eingeweiht war, verwilligte ihnen eine besondere Unterredung und verabschiedete sie mit der Versicherung, sie würden zufrieden seyn.

Von allen Seiten gelangten nun die Nachrichten an den Hof von des Herzogs von Guise eigenmächtigen Werbungen und von den kriegerischen Zurüstungen und Versammlungen des Adels in allen Provinzen des Königreichs. Und was that Heinrich III. gegen diese höchst bedenklichen Bewegungen? — Er gab ein Edikt am 29. März, worin er von den gewöhnlichen Abgaben 250,000 Kronen erließ und alle Truppenwerbungen im Königreiche untersagte! Außerdem befahl er, Söldner für ihn in der Schweiz und in Deutschland anzuwerben. Nur ersteres geschah, denn der für Deutschland bestimmte Officier ward von den Liguisten aufgefangen und verhaftet.

Lothringen wimmelte v Truppen, und der Herzog eröffnete nun die Feindseligkeiten mit einem Angriffe auf Metz, Toul und Verdun. Die zwei letztern Städte kamen in seine Gewalt, Metz rettete noch der eilig herbeikommende Herzog von Epernon, von Guise eben so glühend gehaßt, als er dessen erklärter Feind

1585

war. Ein heftiges Manifest erschien am letzten März von dem Cardinal von Bourbon gegen den König: „Seit 24 Jahren habe man noch immer keine zweckdienlichen Mittel zur Ausrottung der Ketzerei angewendet, deshalb sey Gottes Finger sichtbar, denn keiner der bisher regierenden Könige habe männliche Nachkommen hinterlassen, welches auch von dem gegenwärtigen gelte; leider wären die nächsten Thronerben Abtrünnige und Ketzer, unwürdig über die Franzosen zu herrschen; sollte es ihren Ränken glücken zur Regierung zu gelangen, so würden sie in Frankreich die katholische Religion eben so verfolgen, wie man es von Elisabeth in England vernehme; dies stehe um so mehr zu befürchten, als sich in die Gunst des gegenwärtigen Königs Menschen ohne Werth und Namen eingeschlichen hätten, welche es mit den ketzerischen Prinzen hielten, nicht nur die ersten Beamten des Hofes aus ihren Würden verdrängten, sondern auch die Statthalter der Provinzen nöthigten, ihre wohlerworbenen Aemter für Geld zu verkaufen, bis daher in Frankreich etwas Unerhörtes; ja, nach einer neuen Erfindung dieser Günstlinge, flössen die Staatseinkünfte geradezu und ohne Vorwissen der hierzu angestellten Beamten in die Kasse des Königs, welcher dessen ungeachtet stets ohne Geld sey, seine Schulden nicht bezahlen und seine Leute nicht besolden könne, das Volk aber schmachte in einem namenlosen Elende, und die katholische Religion komme in Verfall. Demnach sehe sich der Cardinal, als erster Prinz von Geblüt, genöthigt, in Verbindung mit allen Prinzen und Herren des Königreichs, an der Wiederherstellung der katholischen Kirche zu arbeiten, die Ketzerei bis auf die Wurzel auszurotten, dem Adel seinen vorigen Glanz wiederzugeben, und das Volk von seinen unerträglichen Lasten zu befreien, so wie auch den Gerichtshöfen ihr Ansehen wieder zu verschaffen, um welches sie durch die Ränke der Günstlinge gebracht worden wären. Zu diesem Ende hätten die

1585
Verbündeten zu den Waffen gegriffen, mit dem Entschlusse, sie nur nach der Erreichung eines so löblichen Zweckes wieder niederzulegen; was auch die Folgen davon seyn möchten, da man nur das Wohl der Kirche im Auge habe, so hoffe man, Se. Majestät der König werde hierbei nichts übel deuten." [1] Das war die Sprache, welche man sich bereits gegen den Monarchen erlaubte, wo man den Hohn zum Uebermuth fügte. Dieses Schreiben ward dem Könige im Namen des heiligen Vereins (diesen Namen legte sich jetzt die Ligue bei) übergeben; nur der Kardinal von Bourbon hatte es unterzeichnet, niemand war jedoch so kurzsichtig, um nicht die Guisen in jedem Worte zu erkennen.

Heinrich III. versuchte zwar eine Widerlegung der ihm gemachten Vorwürfe, erschien aber dabei in seiner ganzen Kleinheit und Schwäche. Nicht die Sprache eines Herrn gegen Rebellen führte er, sondern die eines schuldbewußten Sünders; so sehr vergaß er die Majestät seiner Würde, daß er sich vertheidigte, als ob er vor seinen Richtern stünde; gleichwohl vermochte er dieses nicht, sondern nahm seine Zuflucht zu leeren Betheuerungen und Ausrufungen, und endigte dieses unwürdige Schreiben mit der flehentlichen Bitte, die Häupter der erstandenen Partei möchten die Waffen niederlegen, denn durch seine Güte und Milde sollten sie alle die Vortheile erlangen, die sie von einem ungewissen Kampfe vergebens hofften.

Weit kräftiger und würdiger sprach sich ein Privatmann in einer Schrift aus, welche bald darauf erschien. In einem blühenden, aber männlichen Stile verbreitete er sich unumwunden über den Ehrgeiz der Guisen, über ihre gefährlichen Anschläge gegen den Staat, ihre geheime Verbindung mit Spanien und ihre Heuchelei, mit welcher sie die Religion als Maske für ihre Meutereien brauchten, das Volk zu täuschen,

[1] Thuanus, T. III. L. LXXXI. p. 9. 10.

1585

um die königliche Familie desto sicherer zu verderben. Andere Flugschriften erinnerten den König an die Aussagen von Salseda und beschworen ihn, sich endlich von den Planen des Hauses Lothringen zu überzeugen, wovon bereits die Thatsachen am Tage lägen.

Ein Aufstand in Marseille, veranlaßt durch die Verbündeten, bewies die Wahrheit jener Vorstellungen nur allzudeutlich. Unter dem Vorgeben, die Hugenotten wären im Begriff über die Katholiken herzufallen, veranlaßte man einen heftigen Tumult, wo viele, in Marseille wohnende Protestanten ermordet wurden; der beabsichtigte Zweck dabei aber war, bei dieser allgemeinen Unordnung eine bewaffnete Macht der Liguisten in die Stadt zu ziehen und sich derselben zu bemächtigen. Dieser Anschlag mißlang jedoch durch die Entschlossenheit des Marschalls Matignon; die Aufrührer mußten weichen, und Marseille blieb dem Könige gehorsam. Dagegen aber fielen Lyon, Bourges, Angers, Mezieres und mehrere andre Städte in die Hände der Liguisten.

Mit bejammernswerther Rathlosigkeit schwankte indessen der König, bei dem bereits beginnenden Sturme, noch immer zwischen den zu ergreifenden Maßregeln. Der Herzog von Epernon, der Kanzler Chiverny, der Marschall von Retz und mehrere andere riethen ihm, sich mit dem Könige von Navarra zu verbinden und ohne Verzug auf den Herzog von Guise loszugehen. Noch sey dessen Macht unbedeutend, seine stärkste Hoffnung beruhe auf der Geistlichkeit, dem Adel, dem Volke und dem Könige von Spanien. Letzteren beschäftige der Krieg in Flandern genugsam, erstere aber würden in ihren Schranken bleiben, wenn kräftige Schritte von dem Könige geschähen. Von der Schweiz habe man bald Hülfstruppen zu erwarten, die Hugenotten würden sich hoch beglückt fühlen, von Frankreichs König zur Bundesgenossenschaft zugelassen zu werden und daher mit Nachdruck fechten; alles aber komme in den Bür-

1585 gerkriegen auf einen glücklichen Anfang an, wie eine 20jährige Erfahrung wiederholt bewiesen habe. Diesen Vorschlägen widersetzte sich jedoch der Herzog von Joyeuse, der geheime Feind und Neider des, von dem Könige mehr geliebten, Epernon, und Villequier, Bellievre, nebst andern, unterstützten ihn. Entweder muß der König die Waffen allein ergreifen gegen die Ligue, sagten sie, oder er muß sich mit den Hugenotten verbinden. Zu ersterem ist er zu schwach, durch letzteres aber beladet er sich mit dem Abscheu aller Katholiken. Die Hugenotten sind im Besitz von Poitou, Guyenne, Gascogne, Languedoc und eines guten Theils des Dauphiné, die Guisen gebieten in Champagne, Burgund, der Picardie, dem Lyonnois, in der Provence und in Bretagne, außerdem ist ihnen Paris ganz ergeben. Zwischen beiden aber wird der König ohne Unterthanen, ohne Soldaten, ohne Festungen, Einkünfte, kurz ohne alle Mittel, schimpflich mitten inne stehen. Philipp von Spanien findet sodann einen willkommenen Vorwand, sich in Frankreichs Angelegenheiten zu mischen, und auch der Papst, aus Besorgniß, die Ketzerei daselbst anerkannt zu sehen, dürfte sich zum Vortheile der Ligue erklären. Die Hülfe der Hugenotten ist überdieß nicht von großem Gewicht, da sie sich nur mit Mühe in ihren Provinzen behaupten; nimmer darf man auch Heil von einer Vereinigung erwarten, wo die Religionsmeinungen so störend einwirken; unmöglich können die Protestanten die Blutscenen der Bartholomäusnacht und so viele andere blutige Erinnerungen aus ihrem Gedächtniß verbannen, unmöglich ist es einem ächten Katholiken, ein Herz zu Abtrünnigen und Ketzern zu fassen. Weit räthlicher dürfte es daher seyn, den Forderungen der Ligue nachzugeben für den Augenblick, und von der Zukunft und der zu erwartenden Uneinigkeit der Verbündeten unter sich das Weitere zu hoffen. Dieses war ganz nach dem Sinne der Königin Mutter, daher trat auch sie diesem Rathe unbedingt bei, denn

1585
durch Zögern, Unterhandeln und Trennen hatte sie bisher immer gesiegt und geherrscht.[1]

Ungern aber hörte Heinrich **III.** diesen letztern Vorschlag. Verhaßt bis in den Tod waren ihm die Guisen, seit mehrern Jahren arbeitete er daran sie zu schwächen, zu entfernen und ihnen zuletzt ihre Gewalt gänzlich zu entwinden. Verloren war Zeit und Geldaufwand, wenn er ihnen jetzt nachgab. Weit lieber hätte er sich mit dem Könige von Navarra verbunden. Aber er war Protestant, dieses legte ein unübersteigliches Hinderniß in den Weg, so wie alle Schwierigkeiten verschwanden, wenn sich Heinrich von Navarra wiederum zur katholischen Kirche bekannt hätte. Dann zerfiel der Vorwand der Ligue, sie müsse für einen rechtgläubigen Thronfolger sorgen, in ein Nichts, dann verstärkte sich der Stamm Valois mit der Tapferkeit des Hauses Bourbon, dann mußte der Papst und die Geistlichkeit schweigen; selbst viele Anhänger der Ligue, schmeichelte sich Heinrich **III.**, würden die Fahnen des Aufruhrs verlassen, um sich an das neu erstarkte Königshaus anzuschließen, und so könne der unselige Bürgerkrieg vielleicht ohne Waffen und Blutvergießen beendigt werden. Dieser Gedanke war zu reizend, als daß der König dessen Verwirklichung nicht hätte versuchen sollen.

Unter dem Vorwande einer Familienangelegenheit reiste der Herzog von Epernon zu dem Könige von Navarra. Mit einschmeichelnder Rede stellte er ihm alle die Vortheile dar, welche seinem Rücktritte zur katholischen Kirche folgen würden. Dem Königreiche gebe er die Ruhe, Millionen Menschen das häusliche Glück und die bürgerliche Wohlfarth wieder, sich selbst aber bahne und ebene er den Weg zu dem glänzendsten Throne der Welt, wovon ihm sonst der ungezügelte Ehrgeiz eines Usurpators doch wohl ausschlösse, und bei Hofe werde er die Ehren genießen, welche sein Rang und seine Geburt

[1] **Davila, T. I. L. VI.**

1585
erheischten. Auch an dem Hofe zu Bearn theilten sich die Meinungen über diesen wichtigen Vorschlag; Jean de Salignan und Antoin de Roquelaure, zwei Vertraute Heinrich's, riethen ihm, dem Könige von Frankreich zu willfahren; sein Kanzler Arnaud du Ferriet hingegen und ein anderer Vertrauter, Philipp de Mornay, waren entgegengesetzter Meinung. Das Zeitliche müsse man dem Ewigen nicht vorziehen; ein so oftmaliger Wechsel der Religion werde den König von Navarra verächtlich machen; außerdem stehe Heinrich **III.** erst in seinem 32. Jahre, mithin sey die Aussicht zu einer Erledigung des Thrones noch sehr fern; übrigens dürfe man den unzuverläßigen Charakter des Königs von Frankreich nicht vergessen. Bei gegenwärtiger Noth verspreche er alles, um vielleicht Alles zurückzunehmen bei wiederkehrendem Glücke; sein Haß gegen die Bourbonen sey alt und tief; Heinrich von Navarra möge ferner die letzte Vergangenheit in sein Gedächtniß zurückrufen; jenes Louvre, wo er das Blut seiner treuen Diener mit eigenen Augen fließen gesehen, wo er für sein eigenes Leben gebebt, wo er als ein Gefangener geschmachtet, werde jetzt bereitet, ihn gastlich zu empfangen! Nicht der Mäßigung seiner Feinde, sondern der Gnade Gottes habe er seine damalige Rettung zu verdanken; fest müsse der Glaube an Gott und seine Gerechtigkeit stehen; geschehe es, daß der König von Frankreich einst kinderlos sterbe, so werde ihm auch dessen Krone niemand zu rauben vermögen, und immer könne er alsdann seine Rechte durch seine Partei, den Arm seiner tapfern Krieger nachdrücklicher behaupten, als wenn er sich in die Fallstricke eines Hofes, wo Verführung, Lug, Trug, Meuchelmord und Giftmischerei im Schwange gingen, wage; jetzt möge er seinem Muthe vertrauen, die ungewisse Zukunft aber der Leitung der göttlichen Vorsehung allein überlassen. [1]

---

[1] **Davila, l. c.**

1585

Heinrich von Navarra blieb eine Zeit lang in großer Unschlüssigkeit. Wohl schien, nach menschlicher Klugheit, die Annahme des katholischen Glaubens und die Rückkehr an den Hof der kürzeste und sicherste Weg für seine Ruhe und seine Hoffnungen. Allein wie ein drohendes, grausenerregendes Gespenst stand die Vergangenheit vor ihm. Noch einmal sollte er den Kampf gegen die Intriguen des Hofes der Mediceischen Catharina und des schwachen, willenlosen Heinrich beginnen; aufnehmen mußte er es dann mit dem verwegenen Guisen, und sein Leben dem Gifte Preis geben oder dem Dolche! Hierzu kam noch ein Umstand. Höchst unglücklich war seine Ehe mit Margaretha, der ächten Tochter Catharinens. Wegen ihres zügellosen, allem Anstande Hohn sprechenden Lebens hatte er sie von sich entfernt; sie befand sich in dem Schlosse Carlat, in Auvergne, unter der Aufsicht eines Marquis von Canillac, den sie aber zu ihrem Gefangenen machte, dergestalt, daß sie mit ihm ebenfalls in Ueppigkeit schwelgte. Wollte er sich aber seinem Schwager und seiner Schwiegermutter nähern, so mußte er auch mit seiner Gemahlin wiederum in Verbindung treten, mithin das schwerste und peinlichste aller Opfer bringen. Diese Betrachtungen zusammen genommen bestimmten ihn die gemachten Anträge abzulehnen; er erklärte bestimmt, daß er weder dem katholischen Glauben beitreten, noch an den Hof kommen könne, jedoch erbot er sich, dem Könige von Frankreich mit aller seiner Macht gegen die Angriffe der Ligue beizustehen. Da man auch die, früherhin eingeräumten, Sicherheitsplätze zurückverlangte, entgegnete er, nach den vorhandenen Umständen möchte er deren lieber mehr verlangen, als die innehabenden zurückgeben, und der König Heinrich **III.** werde ihn hoffentlich selbst hierüber für entschuldigt halten.

Mit dieser Antwort kehrte der Herzog von Epernon nach Hofe zurück. Die Liguisten unterließen nicht hiervon Gelegenheit zu nehmen, den bereits bestehenden

1585
Haß anzuschüren. Der König habe mit dem geschwornen Feinde der Kirche und mit den Ketzern ein Bündniß geschlossen, verbreiteten sie; an Heinrich von Navarra seyen 200,000 Ducaten ausgezahlt worden, um den Krieg zu erneuern und die Ketzerei auf den Thron zu erheben. Die Prediger verkündigten dieses dem erschrokkenen Volke von den Kanzeln herab, wodurch die Erbitterung gegen Heinrich **III.**, seine Günstlinge und Rathgeber fast eben so groß wurde, als gegen die Hugenotten selbst, obschon eine Widerlegung von einem hugenottischen Schriftsteller, du Plessis, erschien, welcher die gepflogenen Unterhandlungen umständlich bekannt machte, nebst den Gründen, warum der König von Navarra die Sicherheitsplätze zu räumen Bedenken trage.

Inzwischen hatten die Häupter der Ligue eine Zusammenkunft zu Chalons, in Champagne, gehalten. Ihr Beschluß war, die in Deutschland für sie geworbenen Söldner, so wie das Geld des Königs von Spanien zu erwarten. Der Herzog Guise übergab einstweilen seinem Bruder Mayenne den Oberbefehl, er selbst aber führte den Cardinal von Bourbon von Peronne mit kriegerischem Gepränge nach Chalons, wo er ihn der Armee als ihr Oberhaupt vorstellte.

Immer bedenklicher ward jetzt die Lage des Königs. Alles ergriff Partei und folgte entweder den Guisen oder den Hugenotten, er selbst aber sah sich einsam und verlassen. Mit Schmerz mußte er wahrnehmen, daß sogar ein großer Theil seiner Günstlinge, die er mit Reichthümern und Ehrenstellen überhäuft, und deren Treue er für felsenfest gehalten hatte, zu dem Feinde übergingen, und die wenigen, welche noch bei ihm ausharrten, fanden sich nur zögernd und ohne den freudigen Muth des innern Kraftgefühls ein. Vornehmlich aber bekümmerte ihn die Stimmung seiner Hauptstadt Paris. Außer daß sich dieselbe schon längst für die Ligue erklärt hatte, so bildete sich in derselben noch eine besondere Verbindung unter der Leitung eines ge-

1585

wissen Meneville, des Präsidenten Nully, Bussi, Hotman und anderer, wüthende Häuptlinge des Pöbels, deren Zweck war, Paris in Aufruhr zu setzen, und sich selbst der Person des Königs zu bemächtigen und ihn gefangen zu halten, bis die Truppen der Ligue ankämen. Auch hatten sie dem Herzog von Guise 300,000 Kronen gegeben. Alles dieses wußte der König. Er fürchtete von dem aufgeregten, zügellosen Pöbel beschimpft zu werden, und wagte es doch auch nicht Paris zu verlassen, weil dann der Aufstand sogleich ausgebrochen wäre. Zu seiner persönlichen Sicherheit befahl er daher zuerst, daß alle Garden bei ihren Fahnen bleiben sollten, außerdem wählte er sich 45 Edelleute unter seinen Günstlingen zu einer besondern Leibwache aus. Nebst freier Kost erhielt ein jeder derselben monatlich 100 Kronen, wofür sie ihn stets umgeben und auf allen Schritten begleiten mußten. Dennoch fühlte er sich so beengt, daß er endlich den Rathschlägen seiner Mutter und der beiden Günstlinge Bellievre und Villeroy nachgab, mit der Ligue zu unterhandeln, und sich in ihren Willen zu fügen.

Catharina übernahm die Unterhandlungen und kam daher mit dem Herzoge von Guise und seinen Vertrauten zu Epernay, 10 Stunden von Chalons, zusammen. Mit gegründetem Mißtrauen näherten sich beide Theile einander, denn die Königin wollte nur Zeit gewinnen, nicht das Uebel heilen, ihre Gegner aber, ihre Arglist nach vielfältigen Erfahrungen wohl kennend, wollten entweder einen vortheilhaften Frieden oder einen augenblicklichen Krieg. Ein 4tägiger Waffenstillstand war die erste Frucht dieser Zusammenkunft. Hierauf erklärte Catharina den Häuptern der Ligue im Namen des Königs, er sey in seinen Grundsätzen gänzlich mit ihnen einverstanden. Eine Religion im Königreiche und die Austilgung der Ketzerei liege ihm einzig und allein am Herzen. Allein die Kräfte hierzu mangelten ihm, daher hoffe er von der Ligue, sie werde die nöthigen

1585 Armeen ausrüsten und besolden, dann wolle er gern gemeinschaftlich mit ihr handeln. Dieser Vorschlag klang einfach, aber die Tücke lauerte im Hintergrunde. Nur auf Kosten der Geistlichkeit und des Adels war dessen Ausführung möglich; Guise hatte jedoch Erleichterung von allen Lasten versprochen, forderte er nun die Bedürfnisse eines Krieges in seinem Namen, so fiel auch der öffentliche Unwille hierüber auf ihn, und das war es eben, was Catharina beabsichtigte. Die Verbündeten rathschlagten, sie aber fand Mittel den Cardinal von Bourbon durch Lansac, einen ihrer schlauesten Höflinge, indessen zu bearbeiten. Er möge ja nicht glauben, daß er das Haupt der Ligue sey, eröffnete ihm dieser im Vertrauen, er sey nichts als ein Werkzeug des Guisen, der ihn bei Seite werfe, wenn er seiner nicht mehr bedürfen werde; auch könne die Welt nicht begreifen, warum ein so heiliger und frommer Mann, als der Cardinal, welcher sein Leben in glücklicher Ruhe und Eintracht am Hofe zugebracht, und der überdieß der Kirche angehöre, mit weltlichen Waffen gegen sein eigenes, erlauchtes Haus kämpfen wolle; sein hohes Alter lasse ihm keine Früchte eines so weit aussehenden Unternehmens hoffen, und statt Segen werde ihm Fluch für vergossenes Bürgerblut in das Grab nachfolgen. Wenn diese Reden den Cardinal von Bourbon auch nicht ganz gewannen, so erschütterten sie ihn doch wenigstens und kälteten ihn für des Herzogs Plane. Dieser gewahrte es sogleich, und Mißtrauen kam in seine Seele; abermals ein Gewinn für Catharinen. Außerdem erschienen die erwarteten deutschen Söldner nicht; eben so wenig trafen die versprochenen Hülfsgelder des Königs von Spanien ein, welchem der Krieg in den Niederlanden schwere Summen kostete, dagegen erfuhr man, daß für den König Heinrich Hülfsvölker aus der Schweiz im Anzuge seyen, welche Mayenne, der ihnen entgegen gegangen, nicht stark genug war abzuhalten. Dieses alles machte den Herzog von Guise geneigt,

1585

einen Vertrag einzugehen, und für jetzt die Feindseligkeiten wieder einzustellen. Unter harten Bedingungen für Heinrich **III.** kam demnach den 7. Julius ein Vergleich zu Nemours zu Stande, der bald darauf in Gestalt eines Edikts bekannt gemacht wurde. Die, der Ligue zugestandenen, Bedingungen waren folgende: „Der König von Frankreich verbietet in seinem Reiche die Ausübung jeder andern Religion, und nur die katholische ist die einzige und herrschende; alle protestantische Geistliche verlassen das Reich in einem, alle Protestanten in sechs Monaten; wer sich künftig noch zur protestantischen Kirche bekennt, wird mit dem Tode bestraft, und seine Güter sind verfallen; der König erklärt den Hugenotten nächstens den Krieg, dessen Führung den zuverlässigsten der Ligue anvertraut wird; die, zum Besten der Protestanten errichteten, Kammern in den Parlamenten sind aufgehoben; niemand kann zu einem öffentlichen Amte gelangen, wenn er nicht zuvor das Glaubensbekenntniß der katholischen Kirche abgelegt hat; den Häuptern der Ligue werden 11 Sicherheitsplätze eingeräumt, nämlich Chalons, Toul, Verdun, St. Disier, Rheims, Soissons, Dijon, Beaune, Rue in der Picardie, Dinan und Concarneau in Bretagne; die Cardinäle von Bourbon und von Guise, so wie auch der Herzog von Mayenne und seine Brüder und Oheime, erhalten eine reitende Leibwache; dem Herzoge von Guise wird, zur Erbauung einer Citadelle in Verdun, die Summe von 100,000 Kronen ausgezahlt; der König unterhält der Ligue 2 Infanterieregimenter unter ihren eigenen Befehlshabern; zur Bezahlung der von der Ligue angeworbenen Miethtruppen bezahlt die Staatskasse 200,000 Kronen; endlich sind die Verbündeten nicht gehalten, die 110,000 Ducaten zurückzuzahlen, die sie von den Staatseinkünften erhoben und zum Besten ihrer Partei verwendet haben.“ [1]

---

[1] **Thuanus, T. III. L. LXXXI. p. 20. Davila, L. VII. p. 317.**

1585 Das waren die Bedingungen, unter welchen Heinrich III. von seinen rebellischen Unterthanen den Frieden erkaufte!

Ein und vierzigstes Capitel.

Heinrich's von Navarra Widerlegung der, wider ihn ausgestreuten, Verleumdungen; er fordert den Herzog von Guise zum Zweikampfe auf; nochmaliger Versuch den König von Navarra katholisch zu machen; der Bann wird wider ihn ausgesprochen; der Krieg beginnt; Catharina von Medicis hat eine Zusammenkunft mit Heinrich von Navarra; Heinrich III. in Lyon und sein Benehmen; Hoffeste und Hoftrachten; Schlacht von Coutras.

Höchst bedenklich ward nun die Lage des Königs von Navarra. Vermöge des Vertrags von Nemours vereinigte sich der König von Frankreich mit der Ligue zu einem Kriege gegen ihn; einem schweren Kampfe mußte er entgegen sehen, denn nicht nur mit den sichtbaren Waffen der Gewalt griff man ihn an, sondern auch die unsichtbare Macht der Meinung suchte man gegen ihn zu richten. Wohlerwägend, wie wichtig letztere sey, erließ er am 10. Junius zu Bergerac, wo er sich eben befand, eine Erklärung zu seiner Vertheidigung gegen die beschimpfenden Namen von Ketzer, Abtrünnigen, Verfolger der Kirche, Störer der öffentlichen Ruhe und Todfeind der katholischen Christen, welche ihm seine Feinde in ihren Schriften stets beilegten. Der angebliche Religionskrieg, sagte er, sey einzig und allein das Werk einiger Ehrgeizigen, welche der Wahrheit nach den Umsturz des Thrones beabsichtigten; einen Ketzer könne man ihn nicht nennen, weil er nur in Meinungen abweiche, worin in der katholischen Kirche selbst noch Zweifel herrschten, und er sich auch zur Belehrung

1585

eines Bessern erboten habe, wenn man ihm nur beweisen werde, daß er irre; daher dürfe man ihn auch nicht einen Abtrünnigen nennen, denn nie habe er bisher seine religiösen Ueberzeugungen geändert, nur durch Todesfurcht und offenbaren Zwang, aber ohne Zustimmung seines Herzens, sey ihm zu Paris das katholische Glaubensbekenntniß entrissen worden, worüber er, nach wieder erlangter Freiheit, den Papst selbst in Kenntniß gesetzt; die Katholiken würden von ihm keinesweges verfolgt, denn es befänden sich deren viele an seinem Hofe und in öffentlichen Aemtern, und die Geistlichen der katholischen Kirche übten ihre Verrichtungen ungestört in seinem Reiche aus; die Nothwehr, jedem lebenden Geschöpfe erlaubt, habe ihm mehrmals die Waffen in die Hand gegeben, auch zu Bündnissen mit seinen Glaubensgenossen in England, Dänemark und Deutschland genöthigt, nie aber sey die Ruhe Frankreichs durch seinen ersten Angriff gestört worden. Nach Widerlegung mehrerer anderer Punkte, fügte er schließlich hinzu, zur Vermeidung allgemeiner Noth und großen Blutvergießens, erbiete er sich, seinen höhern Rang und seine fürstliche Geburt vergessend, zu einem Zweikampf mit dem Herzoge von Guise, dem Oberhaupte der Ligue. Mann gegen Mann, oder zwei gegen zwei, oder auch zwanzig gegen zwanzig, die Zahl hange von dem Belieben der Gegner ab, wolle man den unseligen Kampf entscheiden, sein Vetter, der Prinz von Condé, werde ihm als Secundant zur Seite stehen, der König aber möge über Ort und Zeit bestimmen.[1]

Es war Heinrich von Navarra voller Ernst mit diesem Vorschlage. Bei der Minderzahl seiner Partei hätte er am liebsten der Kraft des eigenen Armes die Entscheidung überlassen; lehnte aber der Herzog den Antrag ab, so verlor er in der öffentlichen Meinung.

---

[1] Davila, L. VII.

1585
Dieser ergriff den Ausweg, durch seine Söldlinge in Flugschriften antworten zu lassen, es sey von keiner persönlichen Beleidigung oder Feindschaft, sondern von der Rettung der heiligen Religion und der Verwahrung des Gewissens die Rede, welches durch ein Duell nicht ausgemacht werden könne.

Der König von Navarra schrieb an Heinrich III., um sich über dessen Verfahren zu beklagen. In eigenhändigen Briefen habe er ihm wiederholte Versicherungen der Freundschaft gemacht, welchen seine letzten Schritte doch so ganz widersprächen. Er richtete ferner verschiedene Schreiben an den Adel, die Parlamente von Frankreich und das Volk, worin er sich gegen die ausgestreuten Verleumdungen rechtfertigte und die bösen Anschläge der Ligue offen darlegte. Endlich ging er mit dem Prinzen von Condé und dem Marschall d'Anville über seine Lage zu Rathe, und sie beschlossen einmüthig, den Beistand der deutschen protestantischen Fürsten nachzusuchen, wobei sich der Herr von Chatillon, ein Sohn des Admiral Coligny, besonders thätig bewies.

Mit widerstrebendem Herzen war Heinrich III. der Ligue wiederum beigetreten; er haßte die Hugenotten, er haßte aber auch die Guisen. Eine verderbliche Halbheit war in seinen Maßregeln und brachte Parteiungen unter seine wenigen Anhänger; auch seiner Mutter schenkte er das vorige Vertrauen nicht mehr, wodurch eine gänzliche Planlosigkeit in seine Handlungsweise kam. Den elften August berief er den Vorsteher der Kaufmannschaft, die beiden Präsidenten des Parlaments und den Dechanten der Hauptkirche, so wie den Cardinal von Guise, zu sich. Er kündigte dem ersteren an, daß während des Krieges die Interessen von 10 Procent einer, schon früher gemachten, Anleihe für jetzt nicht bezahlt werden könnten, und er habe beschlossen der Stadt Paris die Zahlung von 600,000 Livres aufzulegen, zur Unternehmung des Krieges, der monat-

1585

lich wenigstens 400,000 Kronen erfordere; den Parlamentspräsidenten eröffnete er, daß, bis zum dereinstigen Frieden, keine Gehalte ausgezahlt würden, und, mit finsterer Miene zum Cardinal Guise gewendet, sagte er diesem, auch von der Geistlichkeit erwarte er Beiträge, welche zu erheben er sich nicht das geringste Gewissen mache, da die Geistlichkeit vornehmlich die Erneuerung des Krieges gewünscht. Drei Armeen sollten errichtet werden, eine um nach Guyenne zu gehen, eine zweite für seine eigene Person, und eine dritte zur Deckung der Grenzen gegen die fremden Kriegsvölker, welche ohne Zweifel ankommen würden. Die Ausrüstung der Armeen ging sogleich vor sich, wobei der König dem Herzog von Guise die Auswahl und die Ernennung der Officiere überließ. Dessen Bruder, Mayenne, erhielt demnach den Oberbefehl über die Truppen in Guyenne, während er sich selbst die Vertheidigung der Grenzen vorbehielt, vornehmlich um in der Nähe des Hofes zu bleiben und ihn mit eigenen Augen zu beobachten. Der König gesellte dem Herzoge von Mayenne den Marschall von Matignon als Unterbefehlshaber bei, auf dessen Treue er rechnete, bestimmte den Marschall Biron für die Bewegungen in Saintonge, und den Herzog von Joyeuse schickte er mit einem Corps nach Gascogne, so daß Mayenne gleichsam von diesen umlagert war. Epernon commandirte in der Provence, wobei man sich vornahm, es dem Herzog von Mayenne an allem fehlen zu lassen, damit der Ruhm des Sieges den Günstlingen des Königs zu Theil würde. [1]

Bevor aber die Feindseligkeiten begannen, schickte er drei Abgeordnete an den König von Navarra, um ihn nochmals zur Annahme der katholischen Religion zu ermahnen. Heinrich antwortete wie früher, er sey von der Wahrheit seines Glaubensbekenntnisses so überzeugt, daß er es nur ändern werde, wenn man ihn

[1] Davila, L. VII.

1585
seines Irrthums hierin überführt habe; den Ehrgeiz der Guisen erwähnte er wiederum und tadelte vornehmlich den Herzog, welcher sich zu dem vorgeschlagenen Duell nicht eingestellt; weder sein Gewissen noch seine Ehre dulde, daß er sich zwingen lasse in die Messe zu gehen; nimmer würde man ihn vermögen an den Hof zurückzukehren (er nannte denselben ein Gefängniß), so lange die Lothringer daselbst allmächtig wären; übrigens vertraue er auf Gott, der seine Unschuld beschützen werde, so wie er ihn schon früher wunderbarer Weise gerettet habe. Mit dieser Antwort entließ er die königlichen Abgesandten.

Doch die Guisen begnügten sich nicht Heinrich von Navarra mit weltlichen Waffen zu bekämpfen, auch die geistlichen und kirchlichen setzten sie gegen ihn in Bewegung. Lange schon lag der Cardinal Pellevé in Rom dem Papst Gregor XIII. an, den König von Navarra nebst seiner Familie zu excommuniciren und in den Bann zu thun, und der Jesuit Matthieu reiste unablässig von Paris nach Rom und wieder zurück, um diesen Plan zur Ausführung zu bringen. Allein der Papst, alt und bedächtig, verschob diesen so wichtigen Schritt von einer Zeit zur andern. In diesem Jahre aber starb er im 83. Lebensjahre und hatte Sixtus den Fünften zum Nachfolger. Sixtus war in der Niedrigkeit und Armuth geboren und sagte oft scherzweise, sein Haus sey eines der erlauchtesten, denn da ihm das Dach gefehlt, habe es die Sonne von allen Seiten erleuchten können.[1] Er trat in einen Kapuzinerorden, erhob sich unter Pius V. zum Cardinal, und trotz einer von Ehrgeiz und Herrschbegierde erglühenden Seele wußte er den Schein der Demuth und Anspruchslosigkeit dennoch so anzunehmen, daß er alle über seinen

[1] Thuanus, T. III. L. LXXXII. p. 27. — ipse gloriabatur, cum se illustri domo natum diceret, quippe quae sine tecto a sole omni ex parte illustraretur.

1585

wahren Charakter täuschte. Eine unerwartete Strenge erging, unmittelbar nach seiner Erhebung, über den Kirchenstaat, zum Schrecken aller Banditen, Räuber, Diebe und Diebesgenossen. Eine gleiche Strenge bewies er auch in kirchlichen Angelegenheiten, und es war sein Wille, die Ketzerei mit der Wurzel auszurotten. Der Pater Matthieu benutzte diese Gesinnung des neuen Papstes sogleich; was Gregor XIII. verweigert hatte, bewilligte Sixtus V. ohne Schwierigkeit, und den 28. August erschien eine Bulle, durch welche der Bann über den König Heinrich von Navarra, so wie über den Prinzen von Condé, ausgesprochen wurde, als über verstockte und rückfällige Ketzer. Nicht nur entließ der heilige Vater die Unterthanen des erstern des Eides der Treue, sondern excommunicirte auch alle, welche ihm ferner gehorchen würden, und erklärte, daß Heinrich von Navarra unfähig sey in Frankreich zu regieren.

Heinrich III. empfing diese Bulle mit dem Gefühle des Unwillens; er erblickte darin einen Eingriff in die Freiheiten der gallicanischen Kirche, und eine Beleidigung der fürstlichen Hoheit im Allgemeinen, daher wurde sie vom Parlament weder angenommen noch bekannt gemacht. Desto lauter jubelten die Liguisten, und sie verbreiteten die Aechtung ihres Feindes angelegentlichst durch das ganze Königreich, und ließen das Volk durch die Geistlichen davon benachrichtigen.

Heinrich von Navarra verlor den Muth keinesweges und ging sogar so weit, daß er in der Nacht vom 16. November durch seine Getreuen eine Appellation dagegen an den Thüren des Vaticans zu Rom anschlagen ließ, worin er den Papst als einen Lügner darstellte. Dieser war von einer solchen Kühnheit zwar überrascht, allein, selbst voll Muth und Entschlossenheit, konnte er nicht umhin dieselben Eigenschaften in dem Gegner zu achten, und mehrmals erklärte er in den Unterredungen mit seinen Vertrauten, wenn er von der Religion absehe, gebe es nur eine Frau und einen

1585
Mann in der Welt, die zu herrschen verdienten, und welchen er seine geheimen Entwürfe mittheilen möchte, nämlich Elisabeth, die Königin von England, und den König Heinrich von Navarra.[1]

Die Hoffnung der Guisen wuchs, nach allen diesen getroffenen Anstalten, zur vollen Zuversicht empor. Schon sahen sie im Geiste den König von Navarra vernichtet, die Protestanten von dem Boden Frankreichs vertilgt, sich selbst aber im Besitz der Macht, nach welcher sie so lange schon rangen.

Dem muthigen Kämpfer gegen ein widriges Geschick folgt stets die Theilnahme und Achtung der Menge. Der geächtete, verketzerte, boshaft verleumdete Heinrich von Navarra fand jetzt in der Brust seiner Gegner eine Fürsprache, welche der Bannfluch des Papstes und der wildeste Fanatismus nicht übertäuben konnten. Sein ritterliches Anerbieten, in einem Zweikampfe mit dem Herzoge von Guise das Leben einzusetzen für seinen Glauben und die Ruhe Frankreichs, ließ ihn groß und edel erscheinen in den Augen aller; sein ungebeugter, mannhafter Muth, von Prahlerei und dünkelhafter Großsprecherei gleich entfernt, gewann ihm die Gemüther der Muthigen und weckte das Vertrauen der Verzagten. Mit ruhiger Umsicht bereitete er sich jetzt zum nahen Kampfe. Ueberall versammelte er Streiter zu seinen Fahnen, befestigte die haltbaren Plätze und versah sie mit Lebensmitteln; er rüstete seine Artillerie, suchte sich Hülfsquellen zu den nöthigen Geldern zu eröffnen, leitete die Waffenübungen seiner Kampfgenossen in Person, verbündete sich den Adel durch seine bezaubernde, hinreißende Liebenswürdigkeit, sah alles mit eigenem Auge, und, von einer kräftigen, durch Mühseligkeiten gestählten Gesundheit unterstützt, konnte er der Ruhe ohne Nachtheil entbehren. Um seine Kräfte nicht zu zersplittern, sondern zu einem

[1] Thuanus, T. III. L. LXXXII. p. 33.

1585

entscheidenden nachdrucksvollen Stoße beisammen zu haben, war er mit dem Prinzen von Condé und dem Marschall von Montmorency übereingekommen, sich auf die Vertheidigung von Guyenne zu beschränken.

An der Loire herab zog nun der Herzog von Mayenne mit 1900 Reitern und 500 Fußgängern; ihm folgte der Marschall von Biron, um die Gegenden von Rochelle zu besetzen, und der Herzog von Mercoeur verwüstete bereits Poitou mit 800 Pferden und 1500 Fußsoldaten.

Dem Prinzen von Condé ward der Auftrag, nach Saintonge vorzurücken, die dortigen festen Punkte mit dem Nöthigen zu versehen, und den Feind in der Flanke und dem Rücken zu bedrohen, wenn er in Guyenne eindränge. Condé stieß bald auf die plündernden Schaaren von Mercoeur, drängte sie zurück, nahm Fontenay, auch viele feste Plätze in der Nähe von Rochelle und beschloß sogar Brouage, eine befestigte Stadt jenseit der Garonne an der Meeresküste, zu belagern, wo bereits, durch geheime Einverständnisse, die Citadelle in seine Hände gefallen war. Berauscht von diesem glücklichen Anfange faßte Condé, feurig und kühn in seinen Entwürfen, den Gedanken über die Loire zu setzen und auf Angers loszugehen. Gegen den Rath der Bedächtigern seiner Officiere ließ er sein Geschütz nebst dem Fußvolk vor Brouage, und ging mit der Reiterei über gedachten Fluß. Allein dieses Wagstück schlug zu seinem Verderben aus. Angers vertheidigte sich so hartnäckig, daß Condé abziehen mußte; mittlerweile rückten die königlichen Truppen in verschiedenen Corps an, umzingelten ihn und begannen seine Truppen, wie umstellte Hirsche, in die Enge zu treiben. Tod oder Gefangenschaft schien das unvermeidliche Loos der kühnen Angreifer. Condé wählte, auf den Rath des Herrn von Rohan, der unter ihm befehligte, einen verzweifelten Ausweg. Er löste seine Truppen auf, damit sie einzeln, auf entlegenen Pfaden,

1585
der Gefahr entrönnen, er selbst verkleidete sich, floh mit zwölf Begleitern nach der Normandie, erreichte die Küste, fand einige Handelsschiffe, auf welchen er nach England entkam. Einige Monate nachher ließ ihn die Königin Elisabeth durch einige Kriegsschiffe nach Rochelle zurückbringen. Der größere Theil seiner Leute entging der Gefangenschaft und langte allmählig wieder bei der Hauptarmee an. Die Belagerung von Brouage mußte sogleich aufgehoben werden, und nicht ohne Verlust zogen sich auch hier die Protestanten wieder zurück.

Mit Entzücken vernahmen die Häupter der Ligue alle diese Nachrichten und bestürmten nun den König, die, den Protestanten zur Räumung des Landes früher zugestandene, Frist von 6 Monaten zu verkürzen, um deren Vernichtung desto schneller zu beendigen. Der König gab nach; ein neues Edikt erschien, wo jene Frist auf 5 Tage herabgesetzt ward. Da man auch die Annahme des Tridentinischen Conciliums von ihm verlangte, so verwies er dieses bis auf eine gelegenere Zeit. Jenes Decret aber weckte die, in kleinerer Anzahl zerstreut lebenden Protestanten, welche sich bisher ruhig verhalten hatten, zum Widerstande auf, und in Poitou, Guyenne und Provence erhoben sie sich jetzt sämmtlich mit gewaffneter Hand. [1]

In der Erwartung großer Ereignisse trat man das Jahr 1586 an. Der Herzog von Mayenne war nun mit seiner Armee in Angoumois angelangt. Ein verwüstetes und verödetes Land, wo pestartige Krankheiten wütheten, war der Schauplatz, wo er mitten im diesmal sehr rauhen Winter seine erwarteten Großthaten ausführen sollte. Sein Unterbefehlshaber Matignon, den vom Könige geheimen Vorschriften gemäß, machte ihn auf alle diese Schwierigkeiten sorgfältig aufmerksam und rieth, sich zunächst mit der Besetzung kleiner, wenig

---

[1] Davila, L. VIII.

1586

befestigter Plätze zu beschäftigen, da die bedeutendern von dem Könige von Navarra so wohl versorgt wären, daß man vergebliche und also ruhmlose Versuche gegen sie machen werde. Vier Kanonen und zwei Feldschlangen, bei sehr spärlicher Munition, machten die ganze Artillerie des Herzogs aus, daher fand Matignon's Rath bei ihm, dem bedenklichen, langsam beschließenden Feldherrn, leicht Eingang. Ohne erhebliche Ereignisse verstrich daher die Zeit, Mayenne erkrankte, begab sich nach Bordeaux, und Matignon, der einstweilen den Oberbefehl erhielt, verzögerte nun den Krieg, ganz nach dem Willen Heinrich's **III.**, welcher wünschte, daß die Geistlichkeit und der Adel, von den vielen drückenden Abgaben ermüdet, ihm endlich selbst zu einem Frieden rathen sollten, bei welchem die Häupter der Ligue ruhmlos davon gingen, und er nachmals Muße hätte an dem Sturze der Guisen zu arbeiten. Daher blieben auch alle Gesuche des Herzogs von Mayenne um Geld und Truppenverstärkungen, die er einmal über das andere an den Hof gelangen ließ, unbeachtet.

Kaum gewahrte der König von Navarra die Noth seines Gegners, so machte er dem gemäß seine Anstalten. An der Spitze von 2000 reitenden Schützen und 300 leichten Reitern, alles geübte und erprobte Soldaten, durchstreifte er, ohne Gepäck, ohne Geschütz, das Land auf den ihm wohlbekannten Pfaden und Seitenwegen. Unvermuthet erschien, unvermuthet verschwand er; am Morgen war er weit von dem Orte entfernt, wo er des Abends angelangt. Den Seinen brachte er auf diesen Flügen eine schnelle Hülfe, dem Feinde aber ließ er nirgends Ruhe, schnitt ihm die Lebensmittel ab, nahm dessen Vorposten oder kleinere Truppenabtheilungen gefangen und veranlaßte ihn zu vergeblichen und ermüdenden Hin- und Hermärschen, welche ihm, bei der von Mangel und Krankheiten erschöpften Mannschaft, mehr kosteten, als eine offene Feldschlacht. Auch der Prinz von Condé blieb nicht müßig. Die

1586 Umgegend von Rochelle hatte er sich für seine Thätigkeit gewählt; in einem Gefecht mit den Königlichen hieb er ein ganzes Regiment derselben nieder nebst 500 Scharfschützen.

So hatte denn dieser neunte Bürgerkrieg bisher noch kein entscheidendes Ergebniß geliefert, daher verordnete Heinrich **III.** die Ausrüstung von zwei neuen Armeen, welche Epernon und Joyeuse befehligen sollten. Zwiefach war hierbei seine Absicht; die hierdurch abermals erhöheten Auflagen mußten den Wunsch nach Frieden dringender, und den Unwillen gegen die Guisen, die Anstifter des unseligen Krieges, größer machen, denn außer den, von der Geistlichkeit erhobenen, 1200,000 Kronen, fragte der König in Rom um die Erlaubniß an 300,000 Livres der Einkünfte der Geistlichkeit in Beschlag nehmen zu können; überdieß seufzte der Bürger und Landmann noch unter der Zügellosigkeit des verwilderten Soldaten; ferner aber, wenn die Günstlinge des Königs vollendeten, was die gefürchteten Guisen nicht vermocht, so sank deren Ansehen bei dem Volke, während das der königlichen Partei wuchs.

Der Herzog von Joyeuse ward beauftragt mit einer Armee nach Auvergne und Languedoc zu gehen, Epernon aber in die Provence. Mit großem Geräusch wurden die Zurüstungen begonnen und, zum höchsten Mißvergnügen der Guisen, strömte der wankelmüthige, dem äußern Glanze leichtsinnig nachjagende französische Adel zu den Panieren der Günstlinge des Königs. Denn sie vertheilten Würden, Aemter und Ehrenstellen nach Belieben, von ihrer Hand flossen Gehalte und Gnadengelder, darum fanden sich Viele, welchen nach diesen Vortheilen gelüstete, und nebenbei hielt man es für ehrenvoller in den Armeen des Königs zu dienen, als in der der Ligue, deren Oberhaupt doch nur ein Vasall war. Schimmernde, pomphafte Waffenrüstungen und Kleider trugen noch das ihrige bei, die Eitelkeit zu bestechen. Um endlich dem Ganzen das Ansehen unge-

1586
wöhnlicher Hoheit zu verleihen, erklärte der König, daß er in eigener Person an diesem Kampfe Antheil nehmen, nach Lyon gehen und von dort aus alle Unternehmungen leiten werde. Wohl seufzte das unglückliche Volk laut unter diesen neuen, fast nicht mehr zu ertragenden Lasten, und diese Seufzer drangen bis zu den Ohren des Königs. Doch Heinrich beruhigte sich leicht mit der Vorstellung, daß dieses nur schneller zum Frieden führe, auch vergnügte ihn der kriegerische Pomp einmal zur Abwechslung mit den, endlich doch ermüdenden, Hoffesten.

Der König von Navarra sah dieß neue Ungewitter drohend aufsteigen und säumte nicht Gegenanstalten zu treffen. Deutschland war zu dieser Zeit der stets offene Waffenplatz für kriegführende Mächte. Die vielen Gebiete größerer und kleinerer Fürsten lieferten immer Menschen in Menge, welche den Krieg als ein Handwerk trieben und Faust und Leben dem Meistbietenden verhandelten. Ueberdieß nahmen die deutschen Protestanten den wärmsten Antheil an dem Schicksale ihrer verfolgten Glaubensbrüder in Frankreich, daher hatte Heinrich von Navarra einen Hebel mehr, tausend bereitwillige Hände für sich zu bewaffnen. Zu der Königin von England, zu dem Herzoge von Würtemberg, dem Rhein- und Pfalzgrafen, dem Grafen von Mümpelgard, den protestantischen Kantonen in der Schweiz, zu dem Könige von Dänemark trugen seine Boten den Hülferuf, und alle zeigten sich bereit, erstere durch Geld, die übrigen durch Leute Beistand zu leisten. Die stärkste deutsche Armee, welche jemals für die Protestanten Frankreichs war ausgerüstet worden, kam jetzt zusammen.

Ungern vernahm dieses Heinrich III. Schon der Name der deutschen Kriegs- und Lanzenknechte erfüllte den französischen Bürger und Bauer mit Schrecken. Vor ihrer rohen Fühllosigkeit, Habsucht und Zerstörungswuth war keine Schonung und kein Er-

1586 barmen. Außerdem kannte man ihre Tapferkeit im Streite genugsam auch, darum lag Heinrich III. alles daran, die Ankunft dieser unwillkommenen Fremdlinge abzuwenden. Eine Versöhnung mit dem Könige von Navarra konnte von diesem Uebel befreien und der verhaßten Ligue einen starken Damm entgegensetzen. Durfte sich aber Frankreichs rechtgläubiger König mit dem abtrünnigen und ketzerischen Bearner verbinden? Mit dem Abtrünnigen nicht, wohl aber mit dem, in den Schooß der allein seligmachenden Kirche Zurückgekehrten, darum scheuete Heinrich III. die Mühe nicht, diesen Vorschlag noch einmal thun zu lassen, und Catharina von Medicis übernahm die Unterhandlungen. Obschon durch das Alter und die Gicht beschwert, machte sie sich dennoch auf den Weg, und so fand die erste Unterredung zwischen ihr und dem Könige von Navarra in dem Städtchen St. Brix, unter mißtrauischen Vorsichtsmaßregeln von beiden Seiten, Statt den 18. October. Die Unterredung begann mit gegenseitigen Vorwürfen und Klagen. Catharina beschwerte sich, daß Heinrich, durch seine Hartnäckigkeit, weder zur katholischen Kirche zurücktreten, noch an den Hof kommen zu wollen, den König nöthige die Waffen gegen ihn zu ergreifen. Heinrich dagegen rügte, daß er, trotz seiner Treue und Unterwürfigkeit, dennoch den Verfolgungen des Königs ausgesetzt sey, welcher, durch die Ränke der Guisen verleitet, die heiligsten Verträge gebrochen habe. Anders aber war die Sprache der Königin, als sie, nach Entfernung aller Zeugen, allein mit ihrem Schwiegersohne sprach. Sie eröffnete ihm, ihr Sohn und sie selbst willigten ein, daß sich Heinrich von seiner Gemahlin Margaretha scheide; eine Vermählung mit der schönen und liebenswürdigen Tochter des Herzogs von Lothringen werde ihn für seine bisherigen Leiden einer unglücklichen Ehe entschädigen; dieser Vermählung solle alsdann seine Erklärung zum ersten Prinzen von Geblüt und rechtmäßigen Throner-

1586

den folgen; diese Verbindung trenne natürlich auch den Herzog von Lothringen von der Ligue, vereinige ihn mit dem königlichen Hause, stärke dieses, schwäche jene; den, über ihn ausgesprochenen, Bann wolle der König von dem Papste wieder aufheben lassen, und so werde die Beendigung des unseligen Bürgerkrieges alsdann gewiß das Werk krönen. Alles dieses aber finde nur Möglichkeit und Ausführbarkeit durch seine Wiederbekehrung zur römisch-katholischen Kirche.

Heinrich erbat sich zwei Tage Bedenkzeit. Catharinens Vorschläge enthielten manches, was ihn locken und gewinnen konnte, aber die Erinnerung an die blutige Bartholomäusnacht ließ ihm dieselben jedesmal als den verführerischen Gesang einer hinterlistigen Sirene erscheinen; er fürchtete neue Fallstricke und entschied sich zuletzt die gemachten Anträge abermals abzulehnen. In einer zweiten Unterredung mit der Königin gestand er ihr, die Veränderung seiner Religion und die Rückkehr an den Hof seyen ihm gleich unmöglich. Beides aber scheine ihm auch unnöthig; Heinrich III. möge sich mit ihm wider die Ligue vereinigen; mit Hülfe der deutschen Heere, welche zu seinem Beistande im Anzuge wären, und mit seinem guten Degen, wolle er dem Könige so kräftig zur Seite stehen, daß die Rebellen bald besiegt seyn würden; seinen freimüthigen, geraden Sinn kenne man genug, um hierunter keinen Hinterhalt zu argwöhnen. Die Königin erwiederte hierauf sogleich: „ohne den Beitritt zur katholischen Kirche sey keine Vereinigung denkbar. Paris und mit diesem das ganze Königreich würde von dem Könige abfallen, wenn er mit einem hugenottischen Prinzen ein Bündniß einginge, gewonnen wäre das Spiel für die Ligue, mit offenen Armen empfinge man Philipp II. in Frankreich, der Papst und alle katholischen Fürsten würden den Namen Heinrich's III. mit Abscheu und Widerwillen aussprechen; nimmer auch willige der Herzog von Lothringen in eine Vermählung seiner Tochter mit

1586 einem nichtkatholischen Fürsten." Die mündlichen Unterhandlungen endigten hiermit. Einige Zeit wurden sie noch fortgesetzt durch den Herzog von Nevers für Catharinen, und den Vicomte von Turenne für Heinrich; da aber dieser jetzt erfuhr, daß der Hof zugleich auch mit dem päpstlichen Nuntius, den Guisen und der Stadt Paris unterhandle, so wuchs sein ohnehin reger Verdacht zum wirklichen Argwohn, er ließ daher allen weitern Verkehr abbrechen, und diese Unterredung, auf welche von Vielen große Hoffnungen gebaut worden waren, entsprach den gehegten Erwartungen keineswegs.[1]

Heinrich **III.** verweilte indessen in Lyon, um seinen Günstlingen, Joyeuse, welcher sich nach Auvergne hinzog, und Epernon, der in die Provence eindrang, nahe zu seyn. Verhängnißvoll lag die Zukunft vor ihm: ein neuer Bürgerkrieg entbrannte, mächtige Parteien zerfleischten sein Reich, die Kirche, zu welcher er sich bekannte, zitterte, seine Krone, er wußte es, wankte, das Volk schmachtete im Elende, der öffentliche Schatz rang unaufhörlich mit dem drückendsten Mangel, Fanatismus oder Herrschbegierde rebellischer Vasallen droheten einen gänzlichen Umsturz der alten Ordnungen, und Uebel, die über den Kreis aller Berechnung hinausgingen. Wie viel Stoff zu ernsten Betrachtungen, wie viel Ursachen auch den muthigsten Geist mit Schwermuth und ängstlichen Besorgnissen zu erfüllen! Frankreichs Herrscher aber, womit beschäftigte er sich in dieser schwerbedrängten, erwartungsreichen Zeit? — Er war bemüht kleine Hunde, wegen deren winzigen Kleinheit diese Stadt berühmt war, für unermeßliche Summen zusammen zu kaufen!! — Nicht weniger als 100,000 Goldthaler jährlich kostete dem Lande seine Liebhaberei für Jagdhunde, Raubvögel, Affen, Papageien und wilde Thiere, deren Wärter und

---

[1] **Davila, L. VIII.**

1586
Aufseher ansehnliche Besoldungen bezogen. Zuweilen jedoch ergriff ihn ein plötzlicher Ueberdruß an diesen Lieblingen des Thierreichs, wo er sie nach allen Seiten hin verschenkte. Aber gewöhnlich kehrte die alte Neigung bald zurück, und in hastiger Eile mußten sodann, um jeden Preis, andere an ihre Stelle gekauft werden. Nicht minder leidenschaftlich liebte er diese Art von Gemälden, welche sich ehedem oft in den Gebetbüchern fanden. Es ergötzte ihn dieselben auszuschneiden und an die Wände seines Cabinets zu kleben.[1] Die Sorge für die Anordnung seines Putzes war ferner ein zeitraubendes Geschäft. Er trug gewöhnlich Wamms und Beinkleider von gelber Seide, einen kastanienbraunen, mit Silber gestickten kurzen Mantel, spitzige Schuhe von Damhirschleder, gelbliche Strümpfe, und ein kleines Barret von schwarzem Sammet auf dem Kopfe. Eine ungeheure dreifache Halskrause, in künstliche Falten gelegt, durfte dabei nicht fehlen.[2] Ein Beutel mit Riechfläschchen und allerhand kleinem Spielzeug, in der Hand herum zu drehen, hing von der einen Seite seines Gürtels herab, und von der andern ein Rosenkranz, die Kügelchen desselben in Gestalt eines Todtenkopfes und von der Größe einer Nuß. Auch beim Tanz auf den Bällen legte er den Rosenkranz nicht ab.

---

[1] Thuanus, T. III. L. LXXXV. p. 96. 97.

[2] Diese seine übergroßen Halskrausen erregten nicht selten das Gelächter und den Spott des Pöbels. Als er einst auf dem Jahrmarkte von St. Germain herumging, verfolgten ihn einige Schulknaben mit großen papiernen Halskrausen angethan, welche hinter ihm her schrieen: „à la fraise on connoit le veau!“ Ein beleidigendes Wortspiel, denn fraise bedeutet ein Gekröse und eine Krause, und veau auch einen albernen Menschen. Auf königlichen Befehl wurden die unzeitigen Witzlinge eingesperrt und tüchtig ausgepeitscht. *

* Les barricades, Scènes historiques. Paris 1826., introduction.

1586 Es gelangte die Nachricht von Paris nach Lyon, eine Gesandtschaft der deutschen protestantischen Fürsten sey in der Hauptstadt angekommen und bitte um ein geneigtes Gehör bei dem Könige. Diese Audienz war Heinrich unangenehm, darum ließ er noch 3 Wochen verstreichen, bevor er sich nach Paris zurückbegab. Die Churfürsten von der Pfalz, von Sachsen, von Brandenburg, der Herzog von Braunschweig, der Landgraf von Hessen mit dreien seiner Brüder, so wie vier Reichsstädte, machten dem Könige von Frankreich dringende Vorstellungen wegen der abermaligen Verfolgungen und Kriege, wodurch er die Protestanten, ihre Glaubensbrüder, in Frankreich so hart bedränge.

Obschon es Heinrich III. an Kraft und einem männlichen durchgreifenden Sinne gebrach, so besaß er doch Stolz genug und wußte die Sprache der beleidigten Hoheit gehörig zu führen. Jene Vorstellungen verdrossen ihn, daher antwortete er den deutschen Abgeordneten: „Gott hat mich zum Könige gemacht, und da ich den Titel des allerchristlichsten Königs führe, so bin ich auch stets eifrig gewesen für die Aufrechthaltung des katholischen Glaubens; mein Wort und meine That haben dieses bewiesen, so lange ich lebe. Die Fürsten und Städte, welche jetzt ihre Gesandten an mich schicken, wissen sehr wohl, daß ich Gott fürchte und nie eine Gelegenheit verabsäumte meinen Unterthanen Ruhe und Frieden zu gewähren. Niemand aber weiß auch besser als ich, was meinen Unterthanen in meinem Reiche, nach den verschiedenen Zeitumständen, frommt. Meine Sache ist es, nach meiner Einsicht zu beurtheilen, was das allgemeine Beste befördert, welche Gesetze ich geben, wie ich sie erklären, abändern, oder aufheben soll, alles nach meinem Gutdünken. Das habe ich bis jetzt gethan, das werde ich in Zukunft thun und nichts vergessen, was zum wahren Wohle meines Reichs gehört; meine Unterthanen will ich erhalten in dem Frieden, den sie brauchen,

1586

und in dem Gehorsam, welchen sie mir schuldig sind." [1] So entließ er die Gesandten, welche sich bald darauf, ohne Abschied zu nehmen, aus Paris entfernten; man zweifelte nicht, daß ihre Herrn ihre Hülfstruppen für die Calvinisten nur desto schneller rüsteten.

Nachdem also auch der letzte Versuch, den König von Navarra zu gewinnen, fehlgeschlagen war, berieth sich Heinrich III. mit seiner Mutter und seinen Vertrauten über die zu nehmenden Maßregeln. Sie waren sämmtlich der Meinung, daß er sich nun allen Ernstes an die Ligue anschließen müsse. Heinrich, der Mediceerin Sohn, befolgte diesen Rath nur halb, auch hier die Schlangenwindungen einer lauernden Politik einschlagend. Der Herzog von Joyeuse ward dem Könige von Navarra entgegengesetzt, doch sollte er denselben nur beschäftigen, ein Haupttreffen aber vermeiden, aus dem zwiefachen Grunde, weil Heinrich die gänzliche Besiegung des Königs von Navarra, des einzigen gewichtigen Gegners der verhaßten und gefürchteten Guisen nicht wünschte, und weil man den, auf Epernon eifersüchtigen und daher der Ligue zugethanen, Joyeuse keine Lorbeern wollte ernten lassen. Dem Herzoge von Guise ward der Befehl, die deutschen Hülfstruppen zurückzutreiben. Hierzu erhielt er aber nur eine geringe Macht, damit er, zur Verminderung seines Ruhms und seiner Gunst bei dem Volke, unterliegen, ja vielleicht selbst das Leben verlieren möchte. Zum Schutze des Reichs aber behielt sich der König ein zahlreiches und wohlgerüstetes Heer vor, das er an der Loire selbst befehligte, um, wenn alles nach Wunsch gelänge, sogleich mit gewaffneter Hand eingreifen zu können. 8000 Schweizer wurden in Sold genommen.

Ohne bedeutende und entscheidende Ereignisse lief das Jahr 1586 zu Ende, und eben so verging auch ein großer Theil des folgenden. Heinrich von Navarra

---

[1] Thuanus, T. III. L. LXXXVI. p. 100. 101.

1587 nahm mehrere Plätze in Poitou und Saintonge, wie Chinay, Sassay, Messant, Fontenay, Mauleon; Joyeuse aber überraschte zwei seiner Regimenter bei dem Flecken Elop, schnitt sie ab und ließ sie, bis auf den letzten Mann, niederhauen.

Mit fröhlichem Gemüth feierte inzwischen Heinrich III. die Vermählung des Herzogs von Epernon mit der reichen Gräfin von Candale. Er war persönlich gegenwärtig, und wenn die Festlichkeiten nicht so glänzend verschwenderisch ins Auge fielen, wie ehemals bei dem Herzoge von Joyeuse, so ersetzte er dieses durch die Summe, welche er den Vermählten schenkte; sie soll 400,000 Kronen (écus) betragen haben.[1] Um eine möglichst deutliche Vorstellung von dem Aeußern des damaligen Hofes zu geben, nehmen wir eine umständliche Beschreibung der, zu jener Zeit üblichen, Trachten auf.

Ein Stutzer des Hofes Heinrich's III. war, in den Jahren 1587—1588., auf folgende Weise gekleidet. Das gesteppte (brochée) seidene Wamms wurde vom Halse bis auf den Gürtel zugeknöpft; es war geschlitzt und mit zwei Finger breiten Bändern besetzt, welche, in die Länge herunter und quer über laufend, eine Art Gitterwerk bildeten; Puffenärmel, durch Fischbein oder Unterlagen aufbauschend, gehörten dazu. Eine, 4 bis 5 Fuß lange, in künstliche Falten gelegte, Krause ging dreimal um den Hals und stellte gleichsam eben so viele Stockwerke vor. Der kurze, von Tuch oder Sammet, mit Gold verbrämte Mantel, ein Filzhut mit breitem Rande, hohem, spitz zugehendem Kopfe, über welchem eine weiße Feder schwankte, seidene Beinkleider, geschlitzt und mit Puffen, wie das Wamms, und von gleicher Farbe mit diesem, gehörten noch ferner zu dem Anzuge. Die Modefarben waren Citronengelb, Orange, Weiß, Grün oder Gelbgrün (mer-

---

[1] Journal de Henri III. T. I. p. 132.

ded'oie). Zur Farbe des Mantels wählte man Grau 1587
(carmelite) oder Schwarz, selten Dunkelblau oder Ponceauroth. Die seidenen Strümpfe waren dunkelroth (amaranthes) oder grün; spitzige, wenig ausgeschnittene Schuhe von Büffelleder bekleideten den Fuß; zum gewöhnlichen Gebrauche trug man Stiefel von Büffelhaut. Hierzu kamen gestickte Handschuhe; an einer, mehrmals um den Hals laufenden, mit Rubinen besetzten Kette hing ein Medaillon, rechts von dem Gürtel herab eine große, mit einem Schloß versehene Tasche, und links ein langer Degen mit eisernem, polirtem Griffe. Ein kleiner Stutzbart und ein, zwei Zoll langer, spitz zu laufender, Knebelbart gaben dem so ausstaffirten Manne ein kriegerisches, soldatisches Ansehen.

Die Kleider der Damen flossen weit und faltig um die Hüften und schlossen sich möglichst knapp um den Leib in Gestalt eines Leibchens (corset), wovon eine schmale Spitze bis tief herabging. Der Kopfputz mußte à la Marie Stuart seyn, d. h. die Haare zurückgekämmt, so daß die Stirn ganz frei war, dagegen an den Seiten gekräuselt, und ganz glatt auf dem Kopfe; am Hinterkopfe thürmte sich eine dicke Haarwulst (chignon), hin und her mit Bändern besteckt. Statt der Halskrause trugen die Damen einen glatten, gestärkten Kragen und über demselben eine gesteifte Spitze. Die weiten Aermel, durch ein Fischbeingeripp (carcasse) aufgetragen, reichten bis an die Hände; Handkrausen (manchettes) umgaben das Handgelenke. Am Gürtel hing ebenfalls eine Tasche, worin manche Damen irgend ein Lieblingsjuwel, oder einen kleinen Schooßhund, von der Größe einer Faust, ein Eichhörnchen oder einen Papagei hatten. Die Gemahlin Heinrich's III., Luise, von unbedeutendem Geist und Charakter, verwahrte darin ihr Gebetbuch, und die Herzogin von Montpensier ein Spiel Karten. Um den Hals trug man eine goldene oder bronzene Kette. Keine Dame

1587
von Stande ging aus, ohne ihr Gesicht mit einer halben Maske, schwarz, rosa oder blau, zu bedecken und einen seidenen Mantel über zu werfen. Sammet oder Seidenzeug wechselten bei den Kleidern nach der Jahreszeit.

Die Liguisten zeichneten sich durch ihre großen braunen oder grünen Zeugmäntel aus, kleine gelbe Stiefelchen, einen Rosenkranz um den Hals und ein weißes Doppelkreuz.[1]

Die Tracht des Herzogs Heinrich von Guise war immer soldatisch, ein schwarz tuchener Mantel, ein Wammis von weißem Damast, kleine Stiefeln von Büffelleder, und ein großer runder Hut mit einer grünen Feder. Die Königin Mutter kleidete sich gewöhnlich schwarz und hatte 4 oder 5 Medaillons um den Hals; ihren Kammierfrauen verstattete sie, einer freien und üppigen Mode zu folgen. Die Herzogin von Montpensier beliebte vorzugsweise sehr lange Kleider zu tragen, um zu verbergen, daß sie etwas hinkte.[2]

Auch der Herzog von Joyeuse hatte sich bei der Vermählungsfeier seines Nebenbuhlers, des Herzogs von Epernon, eingefunden. Zwei Gründe bestimmten ihn dazu. Mit Groll und innerem Aerger vernahm er, daß ihm dieser in der Gunst des Königs den Vorsprung abgewonnen; durch seine persönliche Erscheinung hoffte er das vorige Gleichgewicht wieder herzustellen. Dann aber sah er auch, daß er mit der ihm verliehenen Truppenzahl, welche sich durch Krankheiten und Desertion noch täglich verminderte, nichts gegen den König von

---

[1] Man nannte es auch das Lothringer Kreuz, weshalb man folgenden, wenn auch eben nicht sehr witzigen, Vers machte:

Mais dites moi que signifie
Que les Ligueurs ont double croix?
C'est qu'en la ligue on crucifie
Jesus-Christ encore une fois.

[2] Les barricades, Scènes historiques, art. costumes.

1587

Navarra ausrichten könne. Durch mündliche Vorstellungen wollte er die nöthigen Verstärkungen erlangen. Er sah nur allzubald, daß sein überschwengliches, ohne Verdienst erworbenes Glück auch eben so schnell wieder dahinschwinde. Seine Schwägerin, eine Schwester des Herzogs von Epernon, war gestorben. Sie hatte bisher den Schein eines guten Vernehmens zwischen beiden Günstlingen, und bei dem Könige, welcher sie liebte, das Andenken von Joyeuse vortheilhaft erhalten. Durch ihren Tod war er dieser wichtigen Stütze beraubt, und der Hohn und Spott der Höflinge, welchen sie jetzt gegen ihn, den sonst allvermögenden Mann, wagten, zeigte ihm vorläufig die schwindende Gunst des Monarchen. Dieser gab ihm bald selbst einen kränkenden, herzzerreißenden Beweis davon. „Der Hof hält Euch für eine Memme (poltron)," sagte er ihm einst öffentlich, „und Ihr werdet viel Mühe haben diesen Flecken abzuwaschen." Von Wuth und Ehrgeiz gestachelt kehrte Joyeuse eiligst zur Armee zurück, entschlossen, um jeden Preis einen Hauptschlag zu unternehmen, obgleich er nur geringe Verstärkungen erhalten hatte.

Die Gelegenheit dazu fand sich bald. Heinrich von Navarra zog seine Streitkräfte zusammen, um den deutschen Hülfsvölkern entgegen zu gehen. Der Prinz von Condé, der Vicomte von Turenne, der Herzog von Trimouille, der Graf von Montgomery, der Baron von Salignac, und noch viele andere versuchte und erprobte Feldherrn und Hauptleute, mit ihren Mannschaften zu Fuß und zu Roß, sammelten sich zu ihm, so daß seine Armee durch ihre Zahl und ihren Geist verzwiefacht war. Der Graf von Soissons und der Prinz von Conty, die Brüder Condé's, zwar katholischen Glaubens und bisher zur Hofpartei gehörig, hatten sich jetzt dennoch auch an den König von Navarra angeschlossen. „Es handelt sich nicht mehr um die Religion," ließ er ihnen durch seine Vertrauten sagen, „sondern um die Rechte und Erbansprüche des Hauses Bourbon. Alles wird

1587 in dieser Zeit Partei, denn auch der Herzog von Mercoeur und seine Brüder, Schwäger des Königs von Frankreich, sind in dem Bunde der Liguisten, seiner Gegner. Was diese aus eigennützigen, nur den persönlichen Vortheil betreffenden Ursachen thun, muß für ein wohlbegründetes, unbestreitbares Recht ohne Widerspruch erlaubt seyn. Meine Ehrfurcht für den gegenwärtigen König habe ich durch eine lange, aber vergebliche Nachgiebigkeit genugsam bewiesen. Niemand wird übrigens seiner Religion wegen von mir beeinträchtigt; ich selbst kämpfe ja für die Freiheit des Glaubens, und eine Menge Edelleute, welche Katholiken sind, folgen meinen Fahnen.[1] Diese Vorstellungen, und die geringschätzige Behandlung, welche Conty und der Graf von Soissons bei Hofe erfuhren, veranlaßten sie, Heinrich's Einladung zu folgen und sich bei seiner Armee einzufinden.

Heinrich von Navarra brach mit seiner Armee von Guyenne auf, um sich der Loire zu nähern, und war bei dem Flecken Coutras angelangt. Coutras, in der Landschaft Bourdelois, jetzt das Departement der Gironde, liegt zwischen den Flüssen Drogne und Isle, welche, einen spitzen Winkel bildend, sich hier vereinigen und in die Dordonne fallen, die sich in die Garonne, an ihrem Ausflusse Gironde genannt, ergießt. Ein schönes Schloß, von dem, unter Franz I. so berühmten, Marschall Lautrec erbaut, gab ihm schon damals einige Bedeutung. Nordwestlich ist der Lauf der Drogne, und westlich der der Isle. Kaum vernahm der Herzog von Joyeuse die Bewegung seines Gegners, so eilte er ihn zu einer Hauptschlacht zu nöthigen. Der kleinere Fluß Isle befand sich vor ihm, während sich Heinrich der stärkern Drogne näherte. Am Abend des 19. Octobers ging Joyeuse über die Isle, nahm sein Quartier in Roche-Chalais und schickte seine leichte Reiterei ab, um

---

[1] Davila, T. I. L. VIII.

1587

das drei Stunden von da entfernte Coutras zu besetzen. Dorthin wollte er sich den folgenden Tag begeben und den König von Navarra, bei seinem Uebergange über die Drogue, angreifen. Dieser aber war schon am frühen Morgen des 19 Octobers über die Drogue gegangen und hielt Coutras bereits besetzt, als die Reiter von Joyeuse ankamen. Ein muthiger Angriff der Navarrischen Reiterei belehrte sie, daß sie zu spät kämen. Sie kehrten zurück, ihrem Herzoge diese Kunde zu überbringen. Dieser saß eben bei Tafel und rief den mit ihm speisenden Officieren voll Selbstvertrauen zu: „Wir haben den Feind, und zwar zwischen zwei Flüssen, er kann uns nicht entgehen; ein jeder halte sich morgen mit dem Anbruche des Tages bereit."

Auch der König von Navarra hielt mit seinen Waffengenossen eine kurze Berathung. Wohl erkannte er das Gefährliche seiner Lage; er setzte sein Alles auf einen einzigen Wurf, denn wurde er geschlagen, so war er auch, seiner Stellung nach, vernichtet. Allein Zögerung drohete nicht minder Verderben. In dem etwa 10 Stunden entfernten Bordeaux stand der Marschall von Matignon mit einem Corps, das dem Herzoge zu Hülfe kommen sollte; ließ man diesem Zeit anzulangen, so war der König von Navarra eingeschlossen durch zwei Armeen und zwei Flüsse. Nicht immer reicht die Klugheit aus, es giebt Fälle, wo auch der beste Feldherr sein Schicksal in die Hand des Glücks legen muß; Heinrich von Navarra war jetzt in einem solchen, darum beschloß er die Schlacht für den morgenden Tag und rieth einem jeden, seine Waffen zu rüsten.

Mehr des Gebrauchs als der Ueberlegung wegen hatte Joyeuse auch einen Kriegsrath gehalten. Bei der überlegenen Stärke seiner Armee (sie bestand aus 10,000 Mann), äußerte er unter andern, und ihrer weltbekannten Tapferkeit, sey es natürlich, daß er eine Schlacht liefere. Er könne zwar die Ankunft des Marschalls von Matignon erwarten, wenn er wolle, aber das hieße

1587 einer Handvoll Rebellen und zusammengelaufenem Gesindel zu viel Ehre erzeigen. Ein lauter Zuruf des Beifalls billigte seine stolze Rede, und alle schwuren, bei dem morgenden Kampfe keinem einzigen Hugenotten Quartier zu geben.

Thatenschwer brach der Morgen des 20. Octobers an. In einer Ebene, 600 bis 700 Schritte breit, stellte Heinrich von Navarra sein Heer in Gestalt eines halben Mondes auf. Im Rücken lag Coutras, links floß die Drogne, rechts war ein eingehegter Garten (garenne) und ein niedriges, durchsichtiges Schlaggehölz, etwas weiter vorwärts ein Lustwäldchen, mit einer Hecke und einem breiten Graben umgeben. 2000 Infanteristen erhielten ihren Posten in demselben. Der Herzog von Trimouille stand mit der leichten Reiterei zum Empfange des Feindes abgesondert vorwärts, hinter ihm der Vicomte von Turenne, als Reserve, die übrige Reiterei, überhaupt nur 2500 Mann stark, war in drei Corps abgetheilt; das eine bildete den rechten Flügel, unter dem Oberbefehle des Prinzen von Condé; das zweite befehligte Heinrich im Centrum selbst, und das dritte, als den linken Flügel, führte der Graf von Soissons. Nach einer, von Coligny immer befolgten, Weise vertheilte Heinrich die übrige Infanterie, wovon er im Ganzen 4000 Mann hatte, zwischen die Reiterhaufen. Sie wurde in kleinen Abtheilungen, zu 5 Mann Breite und eben so vielen Tiefe, aufgestellt, mit dem Befehle, den Feind bis auf 20 Schritte ankommen zu lassen, und dann erst zu feuern. Das erste Glied legte sich platt auf die Erde, das zweite ließ sich auf ein Knie nieder, das dritte bückte sich, damit die beiden letzten Raum zum Feuern hätten, alle aber gaben ihre Salve auf einmal. Das Geschütz hatte in der Nacht nicht über die Drogne gebracht werden können. Heinrich ließ es jenseit des Flusses, auf einer kleinen Anhöhe, aufpflanzen, so daß es die ganze Ebene bestrich.

Die Schlachtordnung des Herzogs von Joyeuse

1587

bildete eine einzige Linie, die Reiterei in der Mitte, die Infanterie auf beiden Flanken, die Artillerie auf dem linken Flügel. Laverdin, der Untercommandant der Armee, ritt mit der leichten Reiterei voraus.

Wie verschieden waren diese beiden Armeen nach ihrem Innern und Aeußern! Reich und glänzend schimmerten die Wappenröcke, die Livreen, die flatternden Helmbüsche, die künstlich gearbeiteten Rüstungen und Waffen der königlichen Krieger in die Ferne. Zwiefach beinahe übertrafen sie ihre Gegner an Anzahl. Die Vornehmsten und Edelsten des Königreichs standen in ihren Reihen voll Kampflust und kriegerischen Muth; dazu wurden sie alle von dem Bewußtseyn belebt, für den Glauben ihrer Väter, für ihr Vaterland, für ihren rechtmäßigen König zu fechten. Aber diesem rüstigen Körper fehlte ein weises Oberhaupt; ein stolzer, hochfahrender Weichling, wohl geübt in den Ränken des Hofes, aber unwissend in der schweren, nur langsam zu erlernenden Kunst, zu gebieten, hielt die Zügel der Herrschgewalt in seinen kraftlosen Händen. Fast nicht ein einziger erfahrner und erprobter Officier befand sich in der königlichen Armee. Und hätte es deren auch gegeben, so würden sie nichts vermocht haben über den jungen und vornehmen Adel, welcher zwar freiwillig diente, dagegen aber auch von Gehorsam und Subordination nichts wissen wollte und somit den Grundpfeiler, ohne welchen kein Kriegswesen bestehen kann, die Disciplin, untergrub.

Ein rüstiger, von Jugend auf in der harten Schule der Leiden geprüfter Feldherr stand an der Spitze der Gegner. Von königlichem Stamme war er entsprossen, in vielen scharfen Schlachten hatte er dem Tode die muthige Stirn entgegen getragen, und nicht zur Empörung und Meuterei zog er das Schwert gegen seinen königlichen Verwandten, sondern zum guten, ehrlichen Kampf für seinen, nach inniger Ueberzeugung erfaßten, Glauben und seine Rechte. Ein ehrwürdiger Kreis von

1587
wackern Waffengenossen, hohen und niedern Ranges, stand um ihn her; frühzeitig gewöhnt zu gehorchen und weisen Rath zu beherzigen, that er nichts ohne ihre Zustimmung und Billigung und gewann die Herzen durch eine offne, männliche Biederkeit. Rauhes Eisen bedeckte seine Krieger, und ihre Waffen waren zum Theil verrostet durch den Regen und das Lager auf feuchter Erde; aber in Reihe und Glied gestellt, glichen sie einer ehernen Mauer, mit stummen Gehorsam folgten sie dem leisesten Winke ihres angebeteten Führers.

Die Sonne stieg höher, und jetzt ließ sich das ganze Heer der Protestanten auf ein Knie zum Morgengebet nieder, welches die Feldprediger vor ihnen verrichteten, worauf noch ein Psalmen zum Lobe Gottes angestimmt wurde.[1] Die königlichen Truppen sahen und hörten es von ferne. „Die Memmen sind unser," sprach der Herzog von Joyeuse zu Laverdin, „sie zittern und beichten." „Täuschet Euch nicht," entgegnete dieser, „die Hugenotten thun wie fromme Kätzchen (chattemites), im Gefecht werdet Ihr sie wie Teufel und Löwen finden."[2] Nach beendigtem Morgengebet bestieg Heinrich, von den Obersten seiner Armee begleitet, eine kleine Anhöhe und richtete folgende Rede an seine Waffengenossen. „Der Feind ist da, Cameraden; unsere Brüder, Vettern, Verwandten und Freunde stehen in seinen Reihen. Das Loos dieser herrlichen, ausgezeichnetsten Jugend ergreift mich, ich will es nicht leugnen, welche heute ihren Muth gegen uns versuchen will. Gern hätte ich, Ihr wißt es selbst, dem Reiche so zahllose Uebel erspart auf Kosten meines Blutes und des Prinzen von Condé, meines Vetters. Keine Bedingung, kein Vorschlag war so unbillig, daß ich mich nicht bereit gezeigt habe ihn anzunehmen. Weil es aber

---

[1] Wer erinnert sich hier nicht Gustav Adolf's und seiner Schweden 45 Jahre später in den Ebenen von Lützen?

[2] Journal de Henri III. T. I. p. 134.

1587

Frankreichs Unglück will, daß wir die Waffen gegen die kehren, an deren Spitze ich, unter den Befehlen des Königs, meines Bruders, zum Wohle des Reichs kämpfen sollte, so möge das verspritzte Blut auf die Häupter der Anstifter dieses unseligen Krieges fallen, wenn uns nur der Sieg bleibt. Und betrachte ich Euren feurigen Muth, der sich auf Eurem Antlitz malt, ein Zeichen unserer gerechten Sache, wer soll uns den Sieg entreißen? Auf denn, ei'et dem Ruhme entgegen, der uns erwartet! Gott wird mit uns seyn und uns führen. Aber selbst unter dem Jubel des Triumphs wollen wir des Glücks uns nicht überheben; der Sieg sey für Frankreich und seinen König eben so heilbringend, als für uns, damit wir uns dereinst gemeinschaftlich erfreuen über die Niederlage des gemeinsamen Feindes." [1] Hierauf gab er der Artillerie das Zeichen, ihr Feuer zu beginnen, und wendete sich zu dem bei ihm stehenden Prinzen von Condé und dem Grafen von Soissons: „Erinnert Euch, daß Ihr von dem Blute der Bourbonen seyd, „rief er ihnen zu;" so wahr Gott lebt, ich will beweisen, daß ich der älteste bin!" „Wir, als die jüngern, werden nicht zurückbleiben," antworteten diese, und alle eilten sodann auf ihre Posten.

Die erste Kanonenkugel der Navarrischen schlug durch die weiße Fahne des Herzogs von Joyeuse, für einige ein Zeichen schlimmer Vorbedeutung, überhaupt aber richtete ihr Geschütz von einer Anhöhe jenseit der Drogne herab eine große Verwüstung unter den königlichen Truppen an, indem die Kugeln, in schräger Richtung kommend, ganze Rotten von 18 und 20 Mann niederstreckten. Ohne allen Erfolg blieb dagegen das Geschütz des Herzogs, wegen der unzweckmäßigen Aufstellung desselben und der geringen Geschicklichkeit der Kanoniere, welche immer zu kurz schossen. Laverdin, Zeuge dieser Verluste, sprengte voll Zorn zum Herzog

Thuanus, T. III. L. LXXXVII. p. 121.

1587 von Joyeuse. „Durch unser Zögern verlieren wir alles," sprach er, „wir müssen handeln!" Er erhielt die Erlaubniß vorzurücken. Sogleich ließ er zum Angriffe blasen, wüthend stürzte er mit seiner leichten Reiterei auf Trimouille und sprengte in wenig Augenblicken dessen Truppen aus einander. Trimouille zog sich auf das Corps des Prinzen von Condé zurück. Auch dieser ward angegriffen, geworfen und in die Flucht geschlagen. Sieg! Sieg! schrieen die Katholiken. Die, in dem oben erwähnten Gehölz aufgestellte, Infanterie sah die Niederlage ihrer Gefährten. „Kinder," riefen ihre Anführer, der Hauptmann Montgomery und Bellesuns, „laßt uns in der Mitte des Feindes sterben; zum Schwert gegriffen, weg mit den Musqueten!" Sofort stürmten sie aus ihrem Hinterhalte hervor, drangen auf die weit stärkere Infanterie der Königlichen ein, durchbrachen ihre Glieder, entrissen den Pikenträgern ihre Waffen, stießen, hieben und stachen alles nieder, indem sie einander zuriefen: „denkt an Eloy," wo zwei Regimenter der ihrigen ohne Gnade niedergemetzelt wurden, und brachten ihre Gegner in eine gänzliche Unordnung.

Jetzt endlich setzte sich auch der Herzog von Joyeuse in Bewegung. Hätte Laverdin seine Leute wieder sammeln und einen Seitenangriff machen können, während der Herzog von vorn angriff, so würden sie den Feind hart bedrängt haben. Allein dieß vermochte er nicht; diese schwärmten bereits bis Coutras fort, warfen sich auf das dort befindliche Gepäck und beschäftigten sich selbiges zu plündern.

Zwei Hauptregeln gab es für die schwerbewaffnete französische Gensd'armerie beim Angriff; einmal in dicht geschlossenem Gliede anzurücken, um die feindliche Truppe mit einem kräftigen Stoße zu werfen, und dann sich nicht zu früh in Galopp zu setzen, damit Roß und Reiter die Kraft nicht vor dem Angriffe verlören. Beide Regeln vernachlässigte Joyeuse. Die jungen Freiwilligen

bildeten das erste Glied; voll Ungestüm drangen sie vor, viele der ganzen Abtheilung vorauseilend, andere zurückbleibend, alle aber sogleich mit verhängtem Zügel ansprengend. Dadurch ward der ganze Anfall (choc) matt und unwirksam, vor allem aber überraschte das Musquetenfeuer der, von Heinrich zwischen die Reiterei vertheilten, Infanterie, wodurch viele zu Boden gestreckt wurden, bevor es zum Handgemenge kam. 1587

Ruhig und dicht geschlossen erwarteten Heinrich's Reiter den Angriff; bis auf 10 Schritt ließ man den Feind ankommen, dann erst gab ihr Führer das Zeichen zum Losbrechen. Wie ein Sturmwind waren sie zwischen den losen, durch die Kugeln der Schützen noch überdieß gelichteten Gliedern der Feinde; mit ihren kurzen, aber starken Lanzen rückten sie diesen auf den Leib, trennten und verwirrten ihre Glieder, überflügelten sie von zwei Seiten, brachen in ihre Flanken ein, und in weniger als einer Stunde war ein vollständiger Sieg errungen, die Schlacht, von ihrem ersten Anfange an, hatte ungefähr drei Stunden gedauert. Es war die *erste*, welche die Protestanten nach einem *27jährigen Kampfe* gewannen. Alles Gepäck, alles Geschütz, alle Fahnen und eine große Menge Gefangene fielen in ihre Hände; 3500 Todte, worunter 400 Edelleute, blieben von Seiten der Katholiken auf dem Platze; der Herzog von Joyeuse und sein Bruder befanden sich darunter. Vergebens hatte ersterer 100,000 Kronen Lösegeld geboten, drei Kugeln der ergrimmten Sieger streckten ihn zu Boden. Sehr gering war der Verlust der Protestanten, ungefähr 200 Mann, und kein einziger Anführer von Bedeutung wurde getödtet. Mit lautem Gelächter theilten sich Heinrich's rauhe Krieger, bei der Plünderung des feindlichen Lagers, in die unnützen und von der unkriegerischen Weichlichkeit der Besitzer zeugenden Gegenstände, welche sich dort in Menge vorfanden. Drei Stunden lang verfolgte Heinrich den fliehenden Feind, dann kehrte er in sein Lager zurück, stellte

1587
ein feierliches Dankgebet an, traf Anstalten zur Beerdigung der Todten und zur Verpflegung der Verwundeten, ließ sich dann die Gefangenen vorführen, sprach auf das leutseligste mit ihnen, lobte die bewiesene Tapferkeit der einen und bedauerte den Tod so vieler andern, einigen Obersten der Reiterei, welche brav gefochten hatten, gab er ihre Fahnen zurück und empfahl den Seinigen Billigkeit bei Auslösung der Gefangenen. Er selbst erschien in diesem Kampfe als ausgezeichneter Feldherr und focht wie ein gewöhnlicher Krieger. Zwei feindliche Reiter griffen ihn, während des Gefechts, zugleich an. Einer der Seinen tödtete den einen, und Heinrich faßte den andern um den Leib, ihm zurufend: „ergieb dich, Philister!“ Ein feindlicher Gensd'arme kam und schlug mit dem Schafte seiner Lanze auf das Haupt des Königs, bis ihn ein herbeieilender Hauptmann auch von diesem Gegner befreiete. Dem Prinzen von Condé wurde ein Pferd unter dem Leibe getödtet, und der Graf von Soissons machte mehrere Gefangene mit eigener Hand.

Man hatte für den König von Navarra die Tafel in demselben Hause bereitet, in Ermangelung eines andern, wohin auch die Leichname des Herzogs von Joyeuse und seines Bruders gebracht worden waren. In einem untern Zimmer lagen sie auf einer Tafel, und viele von Heinrich's Begleitern gingen sie zu betrachten. Er selbst vermied diesen Anblick, stieg in ein oberes Zimmer und erlaubte sodann willig, daß beide Leichen in einen bleiernen Sarg gelegt und nach Paris geschafft würden. Um der Erinnerung früherer Gunst willen, veranstaltete der König dort dem Herzoge ein prächtiges Leichenbegängniß. [1]

Dieser Sieg konnte für das erste Zeichen eines bessern Glücks gelten, welches dem Könige von Navarra bisher seine Gunst parteiisch verweigert hatte.

---

[1] Thuanus, T. III. L. LXXXVII. p. 120 seq. Davila, L. VIII. Daniel, T. IX. p. 230 seq.

Zwei und vierzigstes Capitel.

Geringe Folgen der Schlacht von Coutras; die Ligue der Sechzehner; wiederholte Anschläge gegen Heinrich III.; Versammlung der Häupter der Ligue zu Nancy und ihre Erklärung an den König; Tod des Prinzen von Condé; der Herzog von Guise schickt sich an, einen entscheidenden Schritt zu thun.

1587

Dem Könige Heinrich III. war es nicht unangenehm — wer sollte es glauben! — den Tod des Herzogs von Joyeuse und die Niederlage seiner Armee zu vernehmen. Er sah sich von einem Günstlinge befreit, den er nicht mehr liebte, welcher seinen Liebling Epernon anfeindete und sich auf die Seite der Ligue neigte; außerdem wünschte er die gänzliche Unterdrückung Heinrich's von Navarra nicht, weil er ihn als ein heilsames Gegengewicht der Uebermacht der Guisen betrachtete.

Im Lager dieses Letztern rathschlagte man über das, was nun ferner zu thun sey. Der Prinz von Condé war der Meinung, über die Loire zu setzen und den deutschen Truppen entgegen zu gehen, um sich mit ihnen zu vereinigen. Leider wurde dieser, gewiß heilsame und zeitgemäße, Vorschlag nicht angenommen. Man wendete ein, die Soldaten, jetzt durch Beute bereichert, und der Adel, von den, zu einem so entfernten Zuge nöthigen, Hülfsmitteln entblößt, würden dazu wenig geneigt seyn. Diese Meinung siegte. Anstatt vorwärts zu gehen, wurde die Armee in kleine Corps zerstückelt; Condé begab sich nach Rochelle, um alsdann in Limousin einzudringen, Heinrich nach Sainte Foy, wo er den Oberbefehl an Türenne überließ, um ungestört in Pau seyn zu können, wohin ihn die Liebe zu der schönen Gräfin von Guiche zog.[1] Dadurch aber blieb der Sieg von Cou=

---

[1] Mezeray, T. V. p. 308. Henault, T. I. p. 536 seq.

1587 tras ohne entscheidende Folgen, welche er ohne Zweifel würde gehabt haben, wenn sich Heinrich mit seinen deutschen Hülfstruppen vereinigt hätte und auf Paris losgegangen wäre.

Ganz anders, als Heinrich **III.** erwartete, gingen die Angelegenheiten in Lothringen und Champagne. Nur mit geringen Streitkräften hatte er den Herzog von Guise gegen die anrückende deutsche Armee versehen, in der stillen Hoffnung, er werde unterliegen oder wohl gar umkommen. Unter der Anführung des Prinzen Casimir, neben welchem der Baron von Dohna befehligte, drang diese Armee ein, bestehend aus 12,000 Reitern, 4000 Fußgängern, 16,000 Schweizern, zu welchen noch 4000 stießen, die einzeln vorausgezogen waren; der Herzog von Bouillon, Wilhelm von der Mark, schloß sich noch an, so daß die Gesammtzahl dieser Truppen auf 40,000 Mann stieg. Unter vielen Verwüstungen gingen sie durch Lothringen und rückten gegen die Loire vor. Dort hofften sie den König von Navarra zu finden, und sein Außenbleiben erregte schon Mißmuth und Unzufriedenheit. Hierzu gesellten sich bald Mangel an Lebensmitteln, und Krankheiten, durch die üble Witterung erzeugt. Die Officiere waren unter sich uneins, die Disciplin verfiel, der Soldat schwärmte einzeln und plündernd umher. Dieses entging dem Herzoge von Guise nicht. Schnell zog er seine kleine, aber wohlgeordnete Mannschaft zusammen, überfiel die sorglosen Fremdlinge zweimal, bei dem Flecken Vimory und dann bei dem Dorfe Auneau, unweit Chartres, brachte ihnen jedesmal eine empfindliche Niederlage bei, so daß sie zuletzt, entmuthigt und erschöpft, mit dem Könige von Frankreich in Unterhandlungen traten, um einen freien Rückzug zu erlangen. Dieser ward ihnen zugestanden, und so löste sich das deutsche Heer, vor welchem Frankreich gezittert, auf das Heinrich von Navarra gehofft hatte, thatenlos auf; Heinrich von Guise erntete neue Lorbeern, während die königlichen Günstlinge ohne

1587

Ruhm davon gingen. Denn ob sich gleich der König mit seinem auserlesenen Heere, das der Herzog von Epernon befehligte, an der Loire befand, so war dennoch nichts von ihm unternommen oder ausgeführt worden, was nur einigermaßen mit den Thaten des Herzogs von Guise hätte verglichen werden können. Dennoch zog der König am 23. December mit kriegerischem Gepränge, an der Spitze seiner Armee, triumphirend in Paris ein und nahm die Lobsprüche seiner Höflinge in Empfang, während das Volk den Guisen nur als Helden und den Retter aus den letzten Gefahren nannte und bewunderte.

Mit Bestürzung vernahm der König von Navarra die Auflösung und den Rückzug seiner Hülfsarmee. Zu spät sah er seinen begangenen Fehler ein; er warf sich nach Rochelle, seinen gewöhnlichen Zufluchtsort, und besetzte die übrigen befestigten Städte durch seine Anhänger, die ferneren Entschließungen seiner Gegner abwartend.

Während Heinrich **III.** in sorgloser Sicherheit dahin lebte, entspann sich in seiner Nähe, in Paris selbst, eine Verschwörung unter dem Namen der Ligue der Sechzehner, welche seine Freiheit, vielleicht sein Leben gefährdete. Ein gewisser Karl Hotman de Rocheblonde und ein herabgekommener Banqueroutirer, de Rousseau, waren die Stifter dieser gefährlichen Verbrüderung. Johann Prevot, ein Mitglied der theologischen Facultät in Paris, der Pfarrer Boucher, viele Advocaten und Bürger, meistentheils verschuldete und in schlechten Umständen lebende Menschen, traten dieser Ligue nach und nach bei. Die Aufrichtung des katholischen Glaubens bei der schlaffen und unthätigen Regierung des Königs, der es heimlich mit den Hugenotten halte, war der Vorwand des Bündnisses; in der That aber hofften die meisten Mitglieder desselben bei einem allgemeinen Umsturz der alten Ordnung ihre verzweifelten Umstände zu verbessern. Die Sechzehner hießen sie, weil die 16 Viertel, in welche Paris getheilt war,

1587 unter sechs Mitglieder des Bundes vertheilt wurden, um daselbst dessen Zweck zu befördern. Ruderknechte, Lastträger, Karrenschieber, Fleischhauer, Salbenhändler (parfumeurs), Kuppler, kurz Leute aus der niedrigsten Hefe, wurden angeworben und bestellt, sich auf das erste Zeichen zum Aufruhr bei dem, ihnen bezeichneten, Oberhaupte einzustellen. Die Prediger wirkten hierbei abermals von den Kanzeln herab und noch mehr in dem Beichtstuhle. Ihres ehrwürdigen Amtes uneingedenk, mißbrauchten sie selbiges vielmehr Aufruhr und Empörung in die Gemüther zu bringen. Um sich unbemerkt versammeln und besprechen zu können, wurden häufige Processionen in Paris veranstaltet, wozu Menschen aus Champagne, Lothringen, der Picardie und aus den entferntesten Provinzen herbeikamen, in weißen Pilgerkleidern mit einem Kreuze; in langen, unabsehbaren Reihen zogen diese Processionen durch die Straßen von Paris, Gebete murmelnd oder Lieder singend, zum höchsten Mißfallen aller Vernünftigen. Dieser Bund der Sechzehner beschränkte sich übrigens nicht nur auf die Hauptstadt; durch ganz Frankreich sendete er seine Apostel, welche sich in den Provinzen ebenfalls zuerst an die Hefe des Volks und an die in ihrem Hauswesen Zerrütteten anschlossen, sie für ein großes Ereigniß vorbereiteten und zur Theilnahme daran veranlaßten. Dieser Bund hatte sich anfangs selbständig gebildet; als er sich aber stark genug glaubte, entdeckte er sich dem Herzog von Guise und trat mit demselben in Verbindung. Gern bot dieser die Hand und versprach zu rechter Zeit aufzutreten. Ohne es jedoch zu ahnen, hatten die Verschwornen den Verräther in ihrer Mitte. Ein Unterbeamter, Namens Nicolas Poulain, ein Mensch von zweideutigem Charakter, war dem Bunde beigetreten, bewies sich dabei sehr eifrig und thätig, benachrichtigte aber den König von allen Verhandlungen und Anschlägen, welche gemacht wurden, wodurch allein dieser mehrmaligen Gefahren entging. So war be-

schlossen worden ihn gefangen zu nehmen, wenn er sich 1587
zum Jahrmarkt in der Vorstadt St. Germain begeben würde; allein es wurde vereitelt, indem er nicht auf demselben erschien.

So kühn die Verschwornen durch die bisherige Unthätigkeit des Monarchen geworden waren, so sahen sie doch, daß er von allem Kunde habe, und fingen jetzt an in die größte Angst zu gerathen, besorgend, er bereite sich in der Stille vor sie unvermuthet zu überraschen und mit einem Schlage zu verderben. Daher schickten sie Eilboten auf Eilboten an den Herzog von Guise und beschworen ihn, seine Ankunft zu beschleunigen; der Hof sey von allem unterrichtet, er werde sie, ohne seinen Beistand, sicher verderben. Guise rechnete auf die zaghafte Unschlüssigkeit des Königs und wünschte, bevor er sich in Paris einschlösse, der Zustimmung aller Stände in Frankreich gewiß zu seyn, damit, wenn er die Hand nach der Krone ausstrecke, den benachbarten Fürsten durch seine einstimmige Wahl von allen Franzosen Stillschweigen geboten werden könne. Darum verzögerte er seine Ankunft in der Hauptstadt noch immer, hielt die Sechzehner durch Versprechungen hin, und verbot ihnen vor allem gewaltsame Schritte zu thun. Zur unaussprechlichen Freude derselben kam der Herzog von Mayenne, aus Guyenne zurückkehrend, nach Paris. An ihn wendeten sich die Verschwornen, bestürmten ihn mit Bitten, sich ihrer, in Ermangelung seines Bruders, anzunehmen, und legten ihm ihren zur baldigsten Ausführung schon reifen Plan vor. Man werde sich der festesten Punkte von Paris bemächtigen; zunächst der Bastille. Der Commandant übernachtete immer außerhalb der Festung; mit dem Dolche auf der Brust wolle man ihn zwingen, seiner Mannschaft die Ordre zu stellen, die Thore der Bastille zu öffnen. Dann wolle man den Präsidenten Harlay, nebst zwei andern, dem Könige eifrig ergebenen Beamten, in ihren Wohnungen überfallen, niederstoßen, und ihr Ei=

1587 genthum der Plünderung überlassen. Das Zeughaus, das große und kleine Schloß (**le grand et le petit Châtelet**) und der Tempel, wo man überall Einverständnisse habe, kämen dann nach einander in ihre Hände. Hierauf befestige man das Rathhaus und schließe das Louvre durch 4000 Scharfschützen ein. Damit sich diese nicht zerstreuten, sperre man die Straßen durch vorgezogene Ketten, bei welchen man ein Bollwerk (**barricade**) errichte, aus Fässern mit Erde gefüllt, welche schon in Bereitschaft wären. Dann endlich werde es ein leichtes seyn sich der Person des Königs zu bemächtigen; alle Geschäfte würden ihm abgenommen, ein Parlament aus Liguisten trete an die Stelle des Kanzlers und der übrigen Minister, zur Uebernahme der Regierungsgeschäfte; spanische Schiffe brächten frische Truppen nach Guyenne zur Fortsetzung des Krieges gegen den König von Navarra; der Herzog von Mayenne könne in seiner Wohnung den Ausgang des ganzen Unternehmens ruhig abwarten; gelinge es, so möge er sich an die Spitze der Verschwornen stellen; schlage es fehl, so habe man für seine sichere Flucht durch das nächste Thor gesorgt.[1]

Mayenne war für gewagte, stürmische Unternehmungen wenig geeignet, und Meuterei widerstrebte seinem nicht unedlen Herzen. Allein da er alles zur vollen Reife gediehen sah, und man so zuversichtlich auf ihn rechnete, so wollte er die Gunst der Verschwornen nicht verscherzen und versprach seinen Beistand, selbst mit Gefahr seines eigenen Lebens.

Auch von diesem Anschlage erhielt der König durch Poulain's Gewandtheit Kunde. Die Rebellen zu verhaften und zur Rechenschaft zu ziehen wagte er nicht, aber er ließ die bedrohten Punkte stark besetzen, berief französische Truppen und Schweizer nach St. De-

---

[1] **Thuanus, T. III. L. LXXXVI. p. 115. 116.**

1587

nis und traf sonst noch Anstalten, um jede Bewegung sogleich zu unterdrücken.

Die Liguisten waren außer sich vor Verdruß und Bestürzung, und Mayenne fühlte die größte Unruhe. Mehrere Tage mied er den Hof, unter dem Vorwande einer Unpäßlichkeit; zu der vorbereiteten heimlichen Flucht konnte er sich nicht entschließen; sie schien ihm schimpflich und wäre ein Geständniß der Schuld gewesen. Er wendete sich deswegen an Catharina von Medicis. Unter den fürchterlichsten Schwüren und Betheuerungen versicherte er ihr seine Unschuld und bat sie, ihm die nöthige Sicherheit zu gewähren, damit er sich bei dem Könige beurlauben könne, weil er in seine Provinz zurückgehen wolle. Sie ward zugestanden. Der König begnügte sich beim Abschiede nur zu sagen: „Wie, Vetter, so verlaßt Ihr die Ligue und die Liguisten?" Mayenne antwortete leise, er wisse nicht, was Se. Majestät damit meine. Mit erleichtertem Herzen eilte er aus Paris zu kommen, versprach zuvor den Verschwornen den Beistand seines Bruders, wenn sich der König vielleicht an ihnen rächen wolle, und begab sich dann ohne Säumen zu dem Herzoge von Guise. Mit dem höchsten Unwillen vernahm dieser das Vorgefallene. Er schickte einen Vertrauten, Maineville, nach Paris, den Verschwornen die bittersten Vorwürfe zu machen, daß sie an seiner Bereitwilligkeit, ihnen zu helfen, wenn es Zeit seyn würde, gezweifelt hätten, mit dem Androhen, daß er sich nicht mehr um sie bekümmern würde, wenn sie noch einmal so verführen. Jene entschuldigten sich nach Vermögen, und eine schwere goldene Kette, welche sie dem Abgeordneten des Herzogs überreichten, besänftigte auch diesen, und er versprach ihnen eine gänzliche Aussöhnung mit seinem Gebieter.

Das Jahr 1588 kam, und die Schriftsteller jener Zeit haben es nicht verschmäht angebliche Wunder aufzuzeichnen, welche als Vorläufer der bald hereinbrechenden Greuel betrachtet wurden. In dem Herzog=

1588 thume Holstein gebar eine Frau Zwillinge, die aber nicht zugleich, sondern in einer Zwischenzeit von 5 Tagen, zur Welt kamen. Eben daselbst wurden auch 5 Nebensonnen beobachtet, und bei Greifswalde fing man einen Schwertfisch von ungeheurer Größe, auf welchem man allerhand merkwürdige Zeichnungen von Kreuzen, Schwertern, Fahnen, Spaten, Dolchen, Pferdeköpfen und Schiffen wahrnahm. In Sachsen-Weimar verfinsterte sich den 26. Junius bei heiterm Himmel plötzlich die Sonne, und den ganzen Tag sah man ein drohendes Schwert von derselben ausgehen, und in Frankreich ward längs der Loire ein starkes Erdbeben verspürt.[1] Es bedurfte der Zeichen am Himmel nicht, um auch mit einem ganz gewöhnlichen Fassungsvermögen nahe Stürme in letzterem Lande voraus zu verkünden.

Die Häupter der Ligue, der Herzog von Guise, seine Brüder, der Herzog von Lothringen, und viele andere, versammelten sich zu Nancy am Anfange dieses Jahres und faßten ihre Forderungen in elf Artikel ab, welche sie dem Könige zur Genehmigung vorlegten. Ihre Forderungen waren folgende: „Se. Majestät möge sich bestimmter für die Ligue erklären und von den öffentlichen Geschäften alle Verdächtige entfernen, von denen die Verbündeten das Verzeichniß beifügten; ferner das Tridentinische Concilium einführen, so wie auch die Inquisition, als das einzige Mittel die Ketzerei auszurotten, wobei nur Ausländer anzustellen wären, oder wenigstens solche, die mit Verdächtigen in keiner Verbindung stünden; der Geistlichkeit erlauben ihre veräußerten oder noch zu veräußernden Güter wieder zu kaufen, weshalb die Geistlichen zu den nöthigen Geldbeiträgen angehalten werden müßten; den Häuptern der Ligue feste Plätze einräumen, mit der Erlaubniß, Citadellen darin anzulegen, und die Garnison auf Kosten der Städte oder der Umgegend, nach

[1] Thuanus, T. III. L. XC. p. 176.

dem Gutdünken der Liguisten unterhalten; diese Erlaubniß solle auch von den Plätzen gelten, welche die Ligue bereits inne habe; an der Grenze möge der König eine Armee, zum Schutze des Königreichs gegen fremde Einfälle, aufstellen; um die hierzu nöthigen Kosten aufzubringen, müsse sogleich zum Verkaufe der Güter geschritten werden, welche den Ketzern gehörten; alle, welche in dem Verdachte stünden, seit dem Jahre 1560 der Ketzerei anzuhangen, wären gehalten das Drittel, oder doch wenigstens das Viertel, ihres Vermögens zur Führung des gegenwärtigen Krieges beizutragen, wozu die unverdächtigen Katholiken den zehnten Theil ihres Vermögens steuern würden; Katholiken, welche protestantische Verwandte hätten, wären gezwungen deren Güter zu kaufen, wobei man ihnen ein Fünftheil des Kaufpreises erlasse; weigerten sie sich dessen aber, so verlören sie alle Ansprüche darauf; aus den, auf solche Weise erlösten, Summen müßten zuerst die Schulden bezahlt werden, welche die Häupter der Ligue zur Führung des Krieges gemacht hätten; endlich solle keinem Kriegsgefangenen das Leben mehr geschenkt werden, wenn er nicht verspreche katholisch zu werden, den Werth seiner Güter, im Falle selbige noch nicht verkauft wären, baar erlege, und gelobe, auf eigene Kosten drei Jahre lang in der Armee der Katholiken zu dienen.“ [1] 1588

Diese Schrift, ein Erzeugniß kecken Hohns und schnaubenden Fanatismus, fertigten die Häupter der Ligue ihrem Könige zur Unterschrift zu. Und dieser zeigte keine Entrüstung darüber, schien sogar geneigt zu willfahren, verschob aber die Unterzeichnung wegen der stürmischen Bewegungen, welche zu Paris in immer kürzern Pausen wiederkehrten und ihn also auch mehr beschäftigten. Denn der Haß des Volkes sprach sich, je länger, desto entschiedener, gegen ihn aus, welchen die

[1] Thuanus, T. III. L. XC. p. 181. Daniel, T. IX. p. 268. 269. Davila, L. IX. p. 378 seq.

1588 neuerlichen Begünstigungen des Herzogs von Epernon noch steigerten. Die von Joyeuse besessenen Würden häufte Heinrich auf diesen allein, ernannte ihn zum Admiral, machte ihn zum Statthalter der Normandie, welches die einträglichste Provinz des ganzen Königreichs war, und erhob die Stelle eines Obersten der französischen Infanterie, die der Herzog schon bekleidete, zu einer Würde der Krone selbst. Neid und Wuth aber verfolgten diesen Günstling insonderheit darum mit unversöhnlichem Grimm, weil man ihn in Verdacht hatte, er begünstige ins Geheim den König von Navarra und die Hugenotten. Den unversöhnlichsten Feind besaß er an dem Erzbischof von Lyon, Peter von Espinac, ein ehrgeiziger und stolzer Mann, ehemals Protestant, und jetzt, um seinen Eifer für sein neues Glaubensbekenntniß zu beweisen, ein wüthender Verfolger derselben. Einst ergoß er sich, bei Hofe und in Gegenwart des Königs, in den unanständigsten Schmähungen gegen den König von Navarra und behauptete, derselbe sey der Nachfolge der Valois gänzlich unwürdig. Epernon, über dieses Benehmen empört, fragte ihn, ob wohl ein Mann, welcher eines lasterhaften Einverständnisses mit der eigenen Schwester überwiesen sey, welcher mit den heiligsten Dingen einen schimpflichen Handel treibe und, nicht zufrieden durch seine Ausschweifungen seine Habe verschwendet zu haben, auch noch das Vermögen seiner Familie vergeude, würdig sey einen der ersten Plätze in der Kirche einzunehmen? Der Erzbischof fühlte, daß er selbst unter diesem Gemälde gemeint sey; er bat bei dem Könige um Genugthuung, fand aber kein Gehör und warf sich nun racheglühend in die Ligue; er vorzüglich trieb den Herzog von Guise an, die Ausführung seiner Entwürfe zu beschleunigen. [1]

Den 5. März starb der Prinz Heinrich von Condé unvermuthet zu St. Jean d'Angely in seinem 35. Jahre.

---

[1] Thuanus, T. III. L. XC. p. 182.

1588
Heftige Schmerzen ergriffen ihn nach eingenommener Mahlzeit und nahmen stets zu bis zu seinem Verscheiden. Der Verdacht einer Statt gehabten Vergiftung bestätigte sich bei der Section des Leichnams vollkommen. Ein gewisser Brillaud, als Rechnungsführer im Dienste des Prinzen stehend, ward verhaftet, denn er war zweien Bedienten desselben zu einer eiligen Flucht behülflich gewesen. Bald gestand er seine schwarze That ein und ward durch 4 Pferde zerrissen. Was aber noch weit mehr ist, die Gemahlin des Prinzen, verdächtig mit einem Pagen des Hauses in sträflicher Vertraulichkeit zu stehen, Charlotte Catharina de la Trimouille, kam in Untersuchung als Anstifterin dieses Verbrechens. Da sie aber schwanger war, begann die Untersuchung erst nach ihrer Entbindung. Sechs Jahre blieb sie in Haft, ohne daß man etwas Ueberführendes entdecken konnte; die weitere Untersuchung ward sodann niedergeschlagen, ohne daß ihre Schuld oder Unschuld bewiesen war. Sie gebar den nachmals so berühmten Heinrich **II.**, Prinzen von Condé. Jener Page entfloh und ward im Bildniß geviertheilt.[1]

Muth, Tapferkeit, Milde und Freigebigkeit machten den Prinzen von Condé zu einem der liebenswürdigsten Häupter dieser Zeit. Ein hartes Loos war ihm gefallen von Jugend auf. Kurz vor dem Beginn der schrecklichen Bürgerkriege ward er geboren, und bis an das Ende seines Lebens sah er den Frieden nicht. Ein zarter Jüngling noch, focht er schon an der Seite seines Vaters, theilte dessen Gefahren und Widerwärtigkeiten und hatte mit denselben nachmals selbst ohne Aufhören zu kämpfen. Als ein Flüchtling durchwanderte er Deutschland, die Niederlande und England, Hülfe für seine unterdrückte Partei erbittend; er mußte in Frankreich mehr als einmal unter ärmlicher Verkleidung Schutz suchen vor seinen Widersachern und glich fast immer

[1] **Journal de Henri III. p. 139. 140.**

1588 einem Schiffer, den die Meereswogen bald hoch emporttragen, bald in die Tiefe hinabschleudern. Er hinterließ zwei Töchter, die eine von seiner ersten Gemahlin, Maria von Cleve, die andere, so wie einen Sohn, von seiner letzten Gattin. Heinrich von Navarra liebte ihn wie einen Bruder, vergoß Thränen bei der Nachricht seines Todes und wiederholte mehrmals, daß er seinen rechten Arm verloren habe. Selbst seine Feinde konnten ihm ihre Achtung nicht versagen; der Herzog von Guise bewunderte stets seine Vorzüge, und sein plötzlicher Tod gab ihm eine ernste Mahnung an den Unbestand menschlicher Größe und Herrlichkeit. Nur der fanatische Haufe in Paris urtheilte anders. Nach seiner Meinung war dieses ein gerechtes Gericht, welches Gott den flehentlichen Bitten aller guten Katholiken endlich gewährt und einen verhärteten Feind der Kirche hinweggenommen habe. Ueber die Meinung des Königs ist nichts bekannt worden; die vorhandenen Unruhen, seine Sorge für seine Günstlinge und seine Ergötzlichkeiten erhielten ihn in einer fortwährenden Zerstreuung.

Trotz ihrer Kühnheit geriethen die Liguisten in Paris doch wieder in Furcht und ängstliche Besorgniß. Ihre fortgesetzten Beleidigungen des Königs dürften denselben endlich zur Rache entflammen, meinten sie. Aufs neue schrieben sie daher an den Herzog von Guise, seine Ankunft zu beschleunigen. Zweierlei Betrachtungen hielten diesen noch immer in schwankender Ungewißheit. Er erschrak eines Theils vor der That, die er Jahre lang blos als Gedanken mit sich getragen, und die nun als vollführt in die Wirklichkeit hinaustreten sollte. Auf der andern Seite schien es ihm barbarisch und verrätherisch, so viele Menschen, die auf ihn gehofft, an ihm gehalten, ihre Wohlfahrt für ihn ausgesetzt hatten, zu verlassen, und der Rache des Monarchen und seiner weit unversöhnlichern Günstlinge zu übergeben. Er wollte wenigstens von dem in der Hauptstadt zu erwartenden

1588

Anhange Gewißheit haben. 20,000 Mann, hieß es, seyen bereit jeden Augenblick die Waffen zu ergreifen. Zur schnellern Uebersicht und zur raschern That, gebot er, sie in 5 Stadtvierteln zu vereinigen, anstatt in 16, wie bisher, auch ließ er zuverlässige Officiere nach Paris abgehen, um die Massen zu ordnen und zu führen. Laval, Cossé Graf von Brissac, Mayneville, Gomeron u. m. a. waren die angesehensten darunter. 500 Reiter, von dem Herzoge von Aumale geführt, näherten sich ferner der Hauptstadt und wurden in der Nachbarschaft einquartiert.

Dieß ermuthigte die wüthendsten der Sechzehner, Johann le Clerc und la Chapelle Marteau, wieder. An der Aschermittwoche, wo der König mit Epernon maskirt in der Stadt herumzugehen pflegte, wollten sie beide überfallen und aufgreifen. Auf die Warnung von Nicolas Poulain aber ging der König den ganzen Tag nicht aus. Ein zweiter Anschlag wurde gemacht. Mit gewaffneter Hand wollten die Verbündeten in das Louvre dringen, die Wachen niedermachen, den Herzog von Epernon ermorden und den König gefangen davon führen. Derselbe Poulain verrieth auch dieses; der König verstärkte seine Wache, und das Unternehmen scheiterte abermals. Der Herzog von Guise war bereits in dem Flecken Gonesse angekommen und wollte in der Vorstadt St. Laurent Wohnung nehmen, da erfuhr er, der König habe 4000 Schweizer von Lagny sur Marne kommen lassen, daher kehrte er eilig nach Soissons zurück. Den kühnsten Streich gedachte in dieser Zeit die Herzogin von Montpensier, die ächte Schwester des Herzogs von Guise, auszuführen. In Verbindung mit den Liguisten legte sie vor dem Thore St. Antoin eine Schaar Bewaffneter in einem Gartenhause in Hinterhalt. Diese sollten den Wagen des Königs überfallen, wenn er von Vincennes in geringer Begleitung zurückkäme, sein Gefolge niederstoßen, den König aber nach Soissons entführen; zur Beschleunigung der Reise wa-

1588 ren schon die nöthigen Pferde der Straße entlang aufgestellt. Mittlerweile würde man in Paris aussprengen, die Hugenotten hätten dieses alles gethan, um den Pöbel aufzureizen über dieselben herzufallen, ihre Häuser zu plündern und ein Blutbad unter ihnen anzurichten. Poulain's Anzeige vereitelte diesen satanischen Plan ebenfalls. Der König ließ sich diesen Tag durch seine Garden begleiten.[1]

Wie ein Paar bösartiger Dämonen, wichen Villequier und Catharina nicht von der Seite des Königs. Ersterer hatte die Frechheit zu behaupten, alles dieses seyen nur Erdichtungen, nimmer wage es jemand einen so erhabenen König, wie Heinrich III., anzutasten, und Catharina verbarg ihm die Gefahr, weil sie selbst die Ligue begünstigte aus Haß gegen die mächtigen Lieblinge ihres Sohnes.[2] Und der, durch seine Nichtigkeit rettungslose Heinrich glaubte dieses gern, um nur ruhen zu können.

Durch das Mißlingen aller ihrer Pläne endlich aufs äußerste gebracht, schickten die Verbündeten einen Abgeordneten an den Guisen, mit der letzten Erklärung, wenn er noch nicht komme, würden sich die meisten Glieder des Bundes dem Könige in die Arme werfen und, gegen Entdeckung aller Geheimnisse, Verzeihung von ihm zu erlangen suchen. Dieses wirkte, und er schickte sich zum Aufbruche an. Der Hof erhielt sogleich hiervon Kunde. Schon einmal hatte der König dem Herzoge nach Soissons sagen lassen, er solle nicht nach Paris kommen. Ein zweiter Bote wiederholte dasselbe

---

[1] Thuanus, l. c. p. 184.

[2] Epernon haßte den gleißnerischen Villequier, der jedoch Staatssecretair war, so sehr, daß er ihn einst, in Beiseyn des Königs, einen elenden Schurken (petit coquin) nannte, welchem er die Sporen geben wolle, wie einem stätischen Pferde, denn er halte es mit der Ligue und stehe im Solde des Königs von Spanien. *

* Journal de Henri III. p. 133.

1588

Verbot, erhielt aber von Guise nichts als ausweichende Antworten, und so wenig hatte Heinrich III. den Charakter desselben noch zu fassen vermocht, daß er der festen Ueberzeugung lebte, der Herzog werde es nicht wagen seinem Befehle zu trotzen.

Drei und vierzigstes Capitel.

Ankunft des Herzogs von Guise in Paris; die Barricaden; Flucht des Königs nach Chartres.

Am 9. Mai, an einem Montage, in den Stunden des Mittags, ritt der Herzog von Guise, nur von 7 Personen, theils Edelleuten, theils Dienern, begleitet, durch das Thor St. Denis in Paris ein. Mit Vorbedacht hatte er die Hauptstraße von Soissons vermieden, in der Voraussetzung, der König werde ihm den Eintritt in Paris aufs neue verbieten. Wirklich schickte ihm dieser auch noch zwei Couriere, mit der Wiederholung des ersten Befehls, entgegen, welche ihn aber nicht trafen. Anfangs blieb der Herzog mit seinem kleinen Gefolge unbemerkt; kaum aber wurde er von einigen erkannt, so wuchs der Zusammenlauf des Volks, einer Lawine gleich, von Secunde zu Secunde. Die Bürger verließen ihre Werkstätten und Häuser, stürzten mit Freudengeschrei und Händeklatschen hinter ihm her, und als er in der Mitte der Stadt angelangt war, umringten ihn wenigstens 30,000 Menschen, durch welche er sich nur mit Mühe Bahn machte. „Es lebe der Herzog von Guise," tönte es aus tausend und aber tausend Kehlen; die nächsten küßten den Saum seines Mantels, berührten ihn mit Rosenkränzen, die sie dann an Mund, Stirn und Augen drückten; die entferntern winkten mit der Hand, schwenkten die Hüte oder beug-

1588
ten die Kniee, wie vor einem Heiligen; aus den Fenstern ließen die Frauen von Stande Tücher wehen, warfen Blumen und grüne Zweige auf ihn herab und theilten durch Blicke und Mienen den allgemeinen Taumel der Menge. Guise erwiederte diese stürmische Freude auf das verbindlichste. Eine innige Heiterkeit strahlte auf seinem Antlitz; hier entzückte er durch freundliche Anrede und Zuruf, dorthin winkte er mit Blicken seinen Gegengruß, gegen andere verbeugte er sich auf das wohlwollendste, allen bewies er die Milde und anmuthige Herablassung, wodurch er, wie durch einen geheimen Zauber, zu binden und zu fesseln verstand. So gelangte er zu dem Palast der Königin Mutter, welche nicht im Louvre wohnte, stieg ab und ließ sie um eine Audienz bitten. Catharina, obschon eine vollendete Meisterin in der Kunst sich zu verstellen, erbleichte und zitterte beim Eintritte des Herzogs. Der letzte Bote hatte, nach des Guisen schwankender Rede, seine Ankunft als unwahrscheinlich dargestellt, entscheidende und offenbare Schritte aber scheute Catharina immer, darum erschreckte sie die Ankunft des mächtigen Mannes sichtbar. „Es freut mich Euch zu sehen," rief sie ihm entgegen, „doch hätte ich Euch zu einer andern Zeit lieber gesehen." Mit äußerlicher Unterwürfigkeit entgegnete der Herzog, als ein treuer Diener des Königs komme er sich wegen ausgestreuter Verleumdungen zu rechtfertigen, den redlichen Leuten, die man verfolge, seinen Schutz zu leihen, und für die Erhaltung der Kirche und des wahren Glaubens sein Leben zu opfern, wenn es seyn müsse. Nach diesen Worten wendete er sich zu den gegenwärtigen Hofdamen, küßte sie, dem Gebrauch gemäß, nach der Reihe, Catharina aber beauftragte indessen ihren Cavalier, Ludwig Davila, dem Könige die Ankunft des Herzogs von Guise zu melden, welchen sie selbst nach dem Louvre begleiten werde.

Der König befand sich eben in seinem Cabinet, Villequier, Bellievre und der Abt d'Elbone waren bei

1588
ihm. Er erschrak so heftig über die erhaltene Nachricht, daß er sich eine Weile sprachlos auf einen Tisch stützte und das Gesicht mit der Hand bedeckte. Dann befragte er den Boten über alle einzelne Umstände und entließ ihn endlich mit dem Auftrage, der Königin heimlich zu sagen, sie möge des Herzogs Besuch so lange als möglich verzögern. Dann berieth er sich mit seinen Vertrauten über die zu nehmenden Maßregeln. Der Abt d'Elbone schlug vor, den Herzog bei seinem Eintritt ins Cabinet niederstoßen zu lassen, indem er dabei eine Stelle aus der Bibel anführte: „Percutiam pastorem et dispergentur oves;“ ich werde den Hirten schlagen, und die Schafe werden sich zerstreuen. Die übrigen aber bemerkten, daß dieses, bei der gegenwärtigen Stimmung des Volkes, gefährliche Folgen nach sich ziehen würde. Noch sann und schwankte der König, da kam Catharina schon an mit ihrem Begleiter. Sie ließ sich in einer Senfte tragen, der Herzog aber ging zu Fuße neben an. Ganz Paris schien auf den Füßen zu seyn, und die wogende Volksmenge füllte den Hof des Louvre und die anstoßenden Gassen. Die königlichen Garden waren aufgestellt unter dem Oberbefehl des Feldzeugmeisters Grillon. Der Herzog grüßte, beim Hindurchgehen, jeden Soldaten; diese aber, dem Könige treu anhangend, gaben sichtbare Zeichen des Unwillens; Guise bemerkte es und ward blaß. An der Haupttreppe standen die Schweizer in zwei Reihen unter den Waffen; die Leibschützen erfüllten den Vorsaal, und die übrigen Gemächer wimmelten von Edelleuten und sonstigen Beamten des Hofs. Die Blässe des Herzogs nahm zu; allein stand er mitten unter den Schwertern der Diener seines erzürnten und schwer beleidigten Königs. Bald befand er sich vor diesem; „ich hatte Euch sagen lassen,“ redete ihn Heinrich mit zorniger Miene an, „nicht zu kommen!“ „ich komme,“ erwiederte der Herzog ehrfurchtsvoll, „mich in die Arme meines Königs

1588
zu werfen und Genugthuung zu fordern gegen die Verleumdungen meiner Feinde; auch würde ich nicht erschienen seyn, hätte ich deutlichere und bestimmtere Befehle von Ew. Majestät erhalten." Der König wendete sich hier zu Bellievre, den er an den Herzog abgesandt, mit der Frage, ob sein Befehl nicht bestimmt gewesen? Bellievre fing an zu sprechen, der König aber unterbrach ihn voll Ungeduld und fuhr wiederum gegen den Herzog fort: er wisse von keiner Verleumdung gegen ihn, seine Unschuld werde nur dann glaubwürdig werden, wenn seine Gegenwart die öffentliche Ruhe nicht unterbreche. Sein Unwille wuchs zusehends, darum mischte sich Catharina in die Unterredung, zog ihren Sohn bei Seite und warnte ihn vor einer Uebereilung wegen der fürchterlichen Gährung unter dem Volke. Heinrich mäßigte sich hierauf, Guise aber beurlaubte sich eiligst, mit der Entschuldigung seiner Ermüdung von der Reise, und ging, unter dem vorigen Zulaufe, nach seinem Hotel, froh aus einer so bedenklichen Lage ungekränkt entkommen zu seyn. Mit 7 Begleitern nur war er am Mittag in der Hauptstadt angelangt, und mehr als 400 Edelleute und Krieger umgaben ihn am Abend. Diesen ertheilte er jetzt seine Befehle; die ganze Nacht brachte man Waffen aller Art in sein Hotel, die Häupter der Sechzehner erhielten den Auftrag alle Zugänge zu demselben zu besetzen, und Paris glich jetzt einem Lager, in welchem man sich zu einem nahen Angriffe rüstet.

Nicht ruhiger war es im Louvre und in dem Palaste Catharinens. Auch da versammelten sich die Anhänger des Hofes, und ebenfalls bewaffnet, wachten sie bis an den Morgen. Gespannte Erwartung und ängstliche Furcht setzten alle Gemüther den folgenden Tag in Aufruhr. Stündlich durchliefen immer neue Gerüchte, von bald losbrechenden Mordscenen, die bange Stadt; verdoppelte Wachen hielten das Louvre besetzt, die Wohnung des Herzogs von Guise war in ein Zeug-

1588 und Waffenhaus umgewandelt; geheimnißvoll standen und flüsterten Menschengruppen auf den Straßen; alles deutete auf große und gewaltsame Ereignisse. Dennoch begab sich der Herzog nach dem Louvre, aber nicht allein wie das erste Mal, sondern von mehr als 400 Edelleuten und Officieren begleitet, welche unter ihren Kleidern gepanzert waren und Pistolen unter ihren Mänteln trugen. Er machte jetzt der regierenden Königin seine Aufwartung, ging mit dem Könige in die Messe und kehrte dann, unter dem gewöhnlichen Volkstumult, in seine Behausung zurück. In den Stunden des Nachmittags stattete er der Königin Mutter einen Besuch ab in ihrem Palaste. Dort fand er auch den König und hatte mit demselben, in einem Garten hin und her wandelnd, eine lange Unterredung. Hier führte Guise eine ganz andere Sprache als Tags zuvor im Louvre, denn in der Nähe seines bewaffneten Anhangs fühlte er sich stärker als sein Monarch und sprach seine Meinung scharf und tadelnd über die gegenwärtige Lage der Dinge aus. Die wahren Katholiken könnten nicht ruhig seyn, sagte er unter andern, so lange sie den König von Leuten umgeben sähen, denen man, in Hinsicht der Religion, nicht trauen dürfe; man sey ganz von der Weise der frühern Könige abgewichen, anstatt die Waffen gegen die ketzerischen Hugenotten zu wenden, richte man sie gegen die treuen Pariser, die doch nichts als das Heil ihrer Seelen und die Ruhe ihres Gewissens verlangten; alles müsse anders werden, damit ein jeder, nach Sicherung des katholischen Glaubens, ruhig und friedlich leben könne. Kleinmüthig und unwürdig war die lange Gegenrede des Königs; er entschuldigte sich, sprach von seiner aufrichtigen Liebe zu dem Hause Guise, und gelobte den Krieg gegen die Protestanten zu erneuern, so daß der Herzog auf den Gedanken kam, seine Gegenwart habe den König völlig eingeschüchtert; darum äußerte er nachher zu seinen Vertrauten, er hoffe alles werde in der Güte

1588
und ohne Gewalt nach seinen Wünschen beendigt werden. Hierin täuschte er sich jedoch. Der König erhielt unleugbare und augenscheinliche Beweise von den drohenden-Anstalten Guise's, daher befahl er am 11. Mai dem Marschall Biron, die Schweizer, und dem Herrn von O, die französischen Garden, alle bereits in der Nähe von Paris einquartiert, in die Stadt zu führen und seine übrigen Wachen im Louvre beisammen zu halten. Der Herzog vernahm diesen Befehl sogleich auch und verbreitete das Gerücht, der König gehe damit um, 120 der eifrigsten Katholiken, den Herzog von Guise, die heftigsten der Sechzehner, und viele Geistliche, hinrichten zu lassen. Dieses vermehrte zwar den Unwillen, brachte aber die Empörung doch noch nicht zum Ausbruche. Am 12. Mai ertönten, vor Tages Anbruch, die Trommeln und Pfeifen der Schweizer, welche durch das Thor St. Honoré zogen; an sie schlossen sich die französischen Garden mit brennenden Lunten, der Marschall von Biron ritt vor dem Zuge her, und der König bewillkommnete ihn am Thore, bis wohin er zu Pferde entgegen gekommen war. Biron besetzte sodann alle Zugänge zum Louvre und vertheilte seine Mannschaft auf verschiedene Hauptpunkte der nächsten Umgebung.

Dieß brachte das glimmende Feuer zur himmelanstrebenden Flamme. Alle Läden und Werkstätten schlossen sich, die Verbündeten griffen zu den Waffen, riefen ihre Söldlinge an das längst bereitete Werk; die Studenten der Universität, die Fährleute von St. Jean, strömten haufenweise herbei; die Straßen wurden durch vorgezogene Ketten gesperrt und durch Tonnen, mit Mist oder Erde gefüllt, Balken, Steine und sonstige Dinge verrammelt. Von allen Thürmen läutete man die Sturmglocken; zu den Waffen, zu den Waffen! drang der Ruf der Aufrührer von Straße zu Straße; mit bewundernswürdiger Schnelligkeit und Ordnung erhoben sich von 30 zu 30 Schritten neue

Bollwerke (barricades), und so waren die angekommenen Truppen bald so von einander getrennt und abgeschnitten, daß sie nicht vor- nicht rückwärts und sich auch nicht beistehen konnten. Beklagenswerth in der That war die Lage dieser Krieger. Der König hatte ihnen ausdrücklich und wiederholt verbieten lassen, Gewalt zu brauchen, also mußten sie sich wehrlos hinwürgen lassen. Am größten war die Wuth gegen die Schweizer; 36 derselben wurden niedergemacht, die übrigen entwaffnet, und unter tausendfältigem Hohn und Spott ausgeplündert. Etwas glimpflicher verfuhr man mit den französischen Garden. Sie mußten ihre Lunten auslöschen und die Waffen niederlegen, übrigens hatten sie keine Beschimpfungen zu erdulden. 1588

Indessen bestürmten Catharina und Villequier den König mit Bitten und Vorstellungen, aus dem Louvre zu gehen und sich dem Volke zu zeigen. Die Majestät des Monarchen werde demselben Ehrfurcht und Ruhe gebieten, und die Ordnung wieder herstellen. Heinrich wagte es nicht diesen Schritt zu thun. Alles war verloren, das fühlte er, wenn es ihn beschimpfte, darum schickte er die Marschälle Biron und d'Aumont, es zu besänftigen. Steinwürfe und Flintenschüsse nöthigten sie, sich unverrichteter Sache wieder zurückzuziehen. Es blieb also nur das einzige Mittel übrig, das Louvre, im Fall eines Angriffs, durch die dort versammelten Garden, zu denen noch 500 Edelleute kamen, bis aufs äußerste zu vertheidigen.

Wenden wir unsere Blicke auf den Herzog von Guise. Jetzt endlich war sie gekommen, die große Stunde der Entscheidung. Was er in den Tiefen seiner Seele getragen, was er durch unendliche Anstrengungen erkämpft und vorbereitet, hatte seine Reife erlangt; das Höchste war erreicht, gefangen hielt er den Monarchen zwischen den eigenen Mauern, nur eines Winks bedurfte es, so erstürmten die bewaffneten Schaaren das letzte, schwache Bollwerk der königlichen Macht,

1588 warfen den, so vielfältig entehrten, König in den Staub, und Guise setzte sich auf dem Throne nieder, welchen die letzten ausgearteten Sprößlinge des Hauses Valois verscherzt hatten. Allein mächtig ist der Ruf des Gefühls, welches, dem Wesen unserer Seele tief eingewebt, sich stark und unparteiisch vernehmen läßt, wenn wir wollen wählen zwischen dem Rechten und Unrechten, zwischen dem Guten und dem Bösen. So wie das Gewissen den Edlen und Tugendhaften gerade in den schwierigsten Lagen ermuthigt und begeistert, so lähmt es die Kraft dessen, der Verbotenes beginnt. Es ist kein Zweifel, daß der Herzog von Guise Heinrich III. unter den obwaltenden Umständen hätte entthronen können; aber rasch und kühn mußte das Wagstück ausgeführt werden, sollte es gelingen. Doch Guise zögerte, schwankte, und so entfloh der Augenblick, welcher für große Entscheidungen gewöhnlich nur ein Mal kommt und niemals wiederkehrt. Als der Herzog die ganze Stadt in seiner Gewalt und den König in seinen Händen sah, wollte er nicht weiter gehen; er meinte, die Hauptsache sey gethan, das Uebrige werde sich durch Unterhandlung finden, und der König jetzt alles zugestehen. Statt des Schwerts einen Stock in der Hand haltend, ritt er von seinem Hotel aus, begab sich von einem Stadtviertel zum andern, ermahnte die Bürger zur Ruhe, versicherte, es sey nunmehr gesorgt für ihre Wohlfahrt und die heilige Religion, und man möge sich für alles Weitere auf ihn verlassen. Er gelangte zu den gefangenen französischen Garden und befahl dem Obersten St. Paul, sie nach dem Louvre zu führen und dort zu entlassen; dann kam er zu den Schweizern; er ließ ihnen ihre Waffen zurückgeben und sie durch den Grafen von Brissac ebenfalls nach dem Louvre begleiten. Der Marschall von Biron übernahm diese Truppen und quartierte sie in der Nachbarschaft ein.

Sehr treffend sagte der Herzog von Parma,

Alexander Farnese: „der Herzog von Guise hat zu viel gethan, wenn es nur Schein, und zu wenig, wenn es Ernst war; wer die Hand an das Schwert legt gegen seinen Fürsten, muß dessen Scheide wegwerfen!“ Aus seinem nachmaligen Verhalten scheint hervorzugehen, daß er Heinrich III. vielleicht eine Schattengewalt lassen und sich in den Besitz aller Macht setzen wollte, um dann unbemerkt und ohne Aufsehen den letzten Schritt auf den Thron selbst zu thun. Obschon er die königlichen Garden entlassen hatte, so gab er doch die strengsten Befehle, die Barricaden zu erhalten und zu bewachen; er gedachte den Hof zu einer Kapitulation zu zwingen, die er nach Willkür vorschreiben wollte. In der That erschien Catharina bald in seiner Wohnung zu einer mündlichen Unterredung. Unerhört waren die Forderungen, welche er machte. Der König solle ihn zum Generalstatthalter des Königreichs ernennen, welches eine Versammlung der Stände zu bestätigen hätte; der König von Navarra, so wie alle Prinzen von Bourbon müßten der Thronfolge für unfähig erklärt werden; der Herzog von Epernon, und dessen Bruder, die Marschälle von Retz und Biron, der Herr von O, der Oberst Corse, sollten, mit Verlust ihrer Würden und Aemter, auf immer vom Hofe verbannt werden; er selbst verlange die Führung des Krieges gegen die Hugenotten mit zwei Armeen in Poitou und Dauphiné mit unbeschränkter Gewalt; der König habe seine besondere Leibwache von 45 Mann zu entlassen, um den Schein der Tyrannei zu vermeiden; an Grillon's Stelle solle ein anderer, den Katholiken weniger verdächtiger Commandant der Garden ernannt werden; die Picardie, nebst allen ihren Festungen müsse der Herzog von Aumale als Gouverneur erhalten, der Herzog von Nemours Lyon, und Elbeuf die Normandie; noch 6 Plätze verlangten die Liguisten, worein sie die Besatzung und die Commandanten nach ihrer Wahl legen würden; den Parisern

1588 habe der König sichere Anweisung für die Bezahlung der Renten der Stadt zu geben, den Grafen von Brissac zum Commandanten von Paris und zum Generalobersten der französischen Infanterie, für den Herzog von Epernon den Herzog von Mayenne zum Admiral, und la Chatre zum Marschall an Biron's Stelle zu ernennen. Als die Königin Mutter diese Forderungen bis ans Ende angehört hatte, fragte sie den Herzog, was die Franzosen und die Fürsten Europa's sagen würden, daß sich ein Vasall unterstanden solches zu fordern, und ob das nicht hieße den König in Ketten legen und ihm die Krone vom Haupte reißen? Trotzig antwortete dieser, er verlange nur Auszeichnung für die, welche es verdienten; die Verbannung der Hehler der Hugenotten und Feinde der katholischen Religion sey die Reinigung des Körpers von einem verderblichen Gifte, wodurch allein der König Ruhe und Gehorsam erlange; möge auch diese Arzenei bitter seyn, so werde sie sich doch am Ende als heilsam bewähren. Sein Leben setze er daran für die Sicherheit der Religion und seines Hauses. Nach einer langen und heftigen Unterredung begab sich Catharina ins Louvre zurück. Lange besprach sie sich hier mit Heinrich und dessen Vertrauten, von denen einige zum Nachgeben, andere zum Widerstande riethen. Am andern Morgen wiederholte Catharina ihren Besuch bei dem Herzoge. Sein Trotz war, wo möglich, noch größer als den vorigen Tag, und ihre Geduld unermüdlich. Nach lange fortgesponnener Unterhandlung gab sie endlich nach und schloß ab. Der König aber benutzte diese Zeit; er machte einen Spaziergang nach den Tuilerien, ging in den nahen Garten, wo seine Ställe waren, schlüpfte in diese hinein, ließ die Thüren verschließen, wechselte die Kleider, bestieg ein Pferd, kam unerkannt, in Begleitung von 16 Edelleuten und 12 Bedienten, durch die Porteneuve und entfloh nach Chartres, wo ihn das Volk

1588

mit derselben Freude aufnahm, als die Pariser den Herzog von Guise empfingen.[1]

Vier und vierzigstes Capitel.

Ermordung des Herzogs von Guise und dessen Bruders des Cardinals; deren Charakteristik; Tod der Catharina von Medicis; Rückblick auf ihr Leben und Wirken.

Zwei volle Stunden waren verflossen, noch immer sprach der Herzog von Guise mit der Königin von Geschäften, da trat einer der Seinen, von Meneville, in das Zimmer und flüsterte ihm ins Ohr: „der König ist entflohen!" Voll Bestürzung wendete sich der Herzog zur Königin: „ich bin verloren; während mich Ew. Majestät hier aufhalten, ist der König fort, um mich zu verderben!" — Er hatte wahr gesprochen; die Frucht seiner Arbeit war dahin, der Pfeil, welchen er auf seinen Monarchen abdrückte, sollte auf ihn selbst zurückprallen. Die Königin entschuldigte sich mit gänzlicher Unwissenheit, ließ sich in ihrer Sänfte nach dem Louvre zurücktragen, welches Grillon mit den Garden und den Schweizern bereits verlassen hatte, um dem Könige zu folgen. Die übrigen Anhänger des Hofs thaten ein Gleiches, Catharina aber blieb in Paris.

Der Stand der Dinge änderte sich nun wesentlich; Guise hatte seinen Vortheil, von dem gefangenen Könige schnell und unbedingt, was er wollte, zu erpressen, verscherzt und mußte jetzt einen andern Weg einschlagen. In Paris war seine Hauptmacht gegen den König, hier also galt es festen Fuß zu fassen.

[1] Davila, L. IX. p. 389 seq. La journée des barricades. Thuanus, T. III. L. XC. p. 186 seqq. Journal de Henri III. T. I. p. 140. Daniel, T. IX. p. 274 seq.

1588 Daher bemächtigte er sich der Bastille und des Zeughauses, änderte die Stadtobrigkeiten nach Willkür, befahl allen die Waffen niederzulegen, ließ die Barricaden wegnehmen, sorgte, daß es nicht an Lebensmitteln in der Hauptstadt fehle, besetzte zu dem Ende die Orte in der Nähe, von wo dieselben vornehmlich bezogen wurden, und schaltete als ein unbeschränkter König und Herr.

Alles dieses geschah unter den Augen der Königin Catharina; aber mit gewohnter Verstellungskunst verbarg sie ihre Entrüstung und blieb, um wiederum als Vermittlerin zu retten, was zu retten wäre. Trostlos und traurig war die Lage und Stimmung des Königs. Ein schwarzer Trübsinn erfaßte ihn; er vermochte nicht sich selbst zu rathen, und fand keinen Rath bei denen, welche ihn umgaben. Theils stritten sie in verschiedenen Meinungen erfolglos unter sich, theils aber mißtrauete ihnen Heinrich sammt und sonders allen. Er war so oft verrathen, hintergangen, betrogen und verlassen worden, daß er gegen seine vertrautesten Günstlinge kalt und zurückhaltend wurde, und in schlaflosen Nächten sann er vergebens nach einem Ausweg aus diesem Labyrinthe. Da erinnerte er sich unter andern auch der unruhigen Zeiten, während der Regierung seines Bruders Karl's IX., und daß man damals den Admiral Coligny mordete, um die Partei der Hugenotten zu vernichten. Wie ein Blitz fuhr dieser Gedanke durch seine rathlos schwankende Seele. Auch Guise war das Oberhaupt einer Partei und wagte mehr als jener Coligny; er trachtete ihm nach Freiheit und Eigenthum, wie sollte er sich nicht gegen ihn alles erlauben dürfen, und was erlaubte man sich nicht, nach damaligen Sitten und Grundsätzen, gegen einen Feind! Ohne Zweifel faßte Heinrich III. in dieser Zeit den Entschluß, seinen Gegner gewaltsam aus dem Wege zu räumen, denn dadurch nur wird sein ferneres Verhalten begreiflich und erklärlich. Er erließ Schreiben

1588

an die Gouverneure der Provinzen, worin er sich über die Vorfälle in Paris rechtfertigte und der Aufrührer so wie des Herzogs von Guise nur mit der größten Schonung gedachte. Dann schickte er seinen Leibarzt, Miron, an seine Mutter ab, mit dem Auftrage, sie möge mit dem Herzoge einen Vertrag zu Stande bringen, unter welchen Bedingungen es nur immer sey, denn er wolle die Hugenotten gänzlich ausrotten. Villeroy folgte bald darauf mit ganzer Vollmacht, um alles zu beendigen. Um sich der Ligue recht gefällig zu zeigen, entfernte Heinrich alle seine bisherigen Günstlinge von sich, namentlich den Herzog von Epernon, verwies vom Hofe den Kanzler Cheverni, den Finanzminister Bellievre und die Staatssecretaire Villeroi, Pinart und Brulart und ernannte dafür zu Staatssecretairen Ruzé und Revol, und zum Siegelbewahrer den Parlamentsadvocaten Montholon, alles eifrige Anhänger der Ligue. Da er sich in Chartres nicht ganz sicher glaubte, so begab er sich nach Rouen, wo er den 19. Julius einen schimpflichen Vergleich mit der Ligue unterzeichnete, bekannt unter dem Namen Reunionsedikt. Dasselbe enthielt fast eben die Forderungen, welche die Liguisten von Nancy aus an den König gemacht hatten. Er versprach nämlich, sich zum Haupte der Ligue ernennen zu lassen; die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis die Hugenotten ausgetilgt wären; niemanden, wes Standes er auch sey, eine hohe oder niedere Anstellung zu verleihen, wenn er sich nicht zur katholischen Kirche bekenne; alles Vorgefallene in ewige Vergessenheit zu begraben; zwei Armeen gegen die Protestanten auszurüsten, wovon der Herzog von Mayenne die eine befehligen würde; das Tridentinische Concilium anzunehmen, von allen Unterthanen das eidliche Versprechen zu fordern, nach Heinrich's **III.** Tode keinem andern als einem katholischen Fürsten zu huldigen; die, den Liguisten bereits bewilligten, Sicherheitsplätze mit 4 andern zu vermehren und noch 6

1588 Jahre in ihren Händen zu lassen; die von Guise eingesetzten Obrigkeiten anzuerkennen; endlich den Herzog von Guise zum Generalissimus aller Armeen des Königreichs zu ernennen, mit unbeschränktem Oberbefehl.[1] Zur Bestätigung aller dieser Punkte sollte im Monat October eine Versammlung aller Stände gehalten werden.

Der König betrieb diese Versammlung selbst aufs angelegentlichste, und zwar sollte sie in Blois Statt haben, denn diese Stadt war königlich gesinnt, lag von Paris entfernt und hatte ein geräumiges, festes Schloß zur Wohnung für den König und zum Empfang der Abgeordneten. Er verließ Rouen, sprach seine Mutter und seine Gemahlin in Mante, worauf erstere nach Paris zurückkehrte, er selbst aber verweilte wieder einige Zeit in Chartres. Dorthin kam der Herzog von Guise unter einem glänzenden Gefolge und ward von der Königin Mutter eingeführt. Die zärtlichste Freundschaft und Liebe schien zwischen ihm und seinem Monarchen zu herrschen. Unzählig waren die kleinen Aufmerksamkeiten und Artigkeiten des letztern gegen den Herzog; mit der innigsten Vertraulichkeit unterhielt er sich mit ihm, die Günstlinge des Guisen waren jetzt auch die Lieblinge des Königs; am Hofe, im Cabinet und im Rathe galt niemand etwas, als wer sich der Gunst des Herzogs erfreuete, selbst Catharina hatte keinen Einfluß mehr, und dieser bereits so mächtige Mann schien nun den obersten Gipfel seines Glücks erstiegen zu haben. Auch den Cardinal von Bourbon überhäufte der König mit Beweisen seiner Huld und erklärte ihn zum rechtmäßigen Thronerben.

Am 27. September begab sich der Hof nach Blois. Die Deputirten der Provinzen waren bereits versammelt, doch eine freie, unparteiische Berathung über das zer-

[1] Thuanus, T. III. L. XCI. p. 203 seq. Davila, L. IX. p. 402 seq.

1588

rüttete Vaterland konnte von dieser Versammlung nicht erwartet werden. Die Geistlichkeit, für das Wohl ihrer Kirche und die Erhaltung ihrer Vorrechte kämpfend, verlangte ihr Heil von dem Herzog von Guise und hing ihm darum an; der dritte Stand erlag unter der Last der Abgaben und Steuern; die Ligue versprach Erleichterung hiervon, darum war auch dieser dem Herzoge unbedingt willfährig; der Adel stand theils in seinem Solde, oder hoffte von ihm, dem Generalissimus der Armeen, Beförderung, oder hing ihm an, weil er der tapferste und rechtgläubigste unter den Großen war, mithin durfte Guise auch von diesem keinen Widerspruch fürchten.

Der König, dem Pomp und Gepränge über alles gingen, veranstaltete zunächst, den 2. October, an einem Sonntage, eine feierliche Procession in Blois, an welche sich der Hof und sämmtliche Abgeordnete anschlossen. Am nächsten Sonntage nahm er öffentlich mit dem Herzoge von Guise das Abendmahl, als ein Zeichen ihrer gänzlichen Versöhnung und Eintracht. Am dritten endlich hielt er an die Deputirten eine Rede von einem errichteten Throne herab, sprach mit Nachdruck und Würde, welches er wohl konnte, und ließ einige so scharfe und bittere Bemerkungen über die Liguisten einfließen, daß sich diese höchst beleidigt fanden und verlangten, diese Stelle solle bei dem Abdrucke der Rede übergangen werden, doch Heinrich gestattete es nicht.

Den 19. October hatte die erste Sitzung Statt. Guise war das Haupt und die Seele bei allen Verhandlungen und setzte fast alle seine Vorschläge durch. Um sich dem dritten Stande zu empfehlen, trug er zuerst auf eine Verminderung der Abgaben und Auflagen an. Vergebens entgegneten viele, daß dieses jetzt, bei dem zu führenden Kriege gegen die Protestanten, nicht möglich sey; der dritte Stand gab bereitwillig seine Zustimmung, und so ward der Beschluß zu den verlangten Verminderungen gefaßt. Das Reunionsedikt erlangte ferner,

1588 und zwar ohne allen Widerspruch, die Kraft eines Grundgesetzes des Reichs, wonach die Verfolgung und Ausrottung der Protestanten dem Könige von Frankreich zur Pflicht gemacht wurde. Den König von Navarra erklärte die Versammlung für unfähig auf den französischen Thron zu gelangen; obgleich Heinrich **III.** dagegen war, auch eine Protestation seines Verwandten vorlesen und bekannt machen ließ. Nur die Annahme des Tridentinischen Conciliums ging nicht durch. Viele Geistliche selbst stimmten dagegen, weil es unverträglich sey mit den Freiheiten der gallicanischen Kirche und die Gewissen beeinträchtige.

Indessen gelangten höchst bedenkliche und beleidigende Gerüchte zu den Ohren des Königs. Guise spreche davon, hieß es, er wolle mit Heinrich **III.** verfahren, wie einst Pipin mit dem letzten der Merovinger, das heißt, ihn in ein Kloster sperren, um an seiner Stelle zu regieren, und dessen Schwester, die Herzogin von Montpensier, zeige schon eine goldene Scheere vor, womit sie dem Könige, wenn er ins Kloster gebracht würde, die Haare abschneiden werde.[1] Außerdem ging die Nachricht ein, der Herzog Karl Emanuel von Savoien habe, die innern Unruhen Frankreichs benutzend, das Marquisat Saluzzo in Besitz genommen. Eine solche Gewaltthat mitten im Frieden erheischte nachdrückliche Ahndung, darum trugen viele der Stände auf eine Kriegserklärung gegen den Herzog von Savoien an. Guise aber widersetzte sich, weil man zuvor die Ketzer im Reiche bekämpfen müsse; dann streuete er unter der Hand aus, der König stehe selbst im Einverständnisse mit Savoien, und solle man einen Krieg beginnen, so müsse dessen Führung seinem Bruder, dem Herzoge von Mayenne, übertragen werden, welcher sich bereits in Lyon befand. Konnte irgend etwas den König in seinen geheimen Vorsätzen befestigen, so

[1] **Thuanus, T. III. L. XCIII. p. 240.**

1588

waren es diese letzten Ereignisse. Er war fest überzeugt, daß Emanuel von Savoien solches nur auf Guise's Anstiften gewagt habe, darum beschloß er nun auszuführen, was er sich schon seit einiger Zeit vorsetzte, nämlich einen immer kühner aufstrebenden Unterthan aus dem Wege zu räumen. Wie aber sollte dieses geschehen? Stark war der Anhang des Herzogs unter den versammelten Deputirten, und er hätte außerdem eine zahlreiche Dienerschaft. Die Frage, wie er von allen zu entfernen sey und plötzlich angegriffen werden könne, beschäftigte den König mehrere Tage hindurch. Seine Mutter lag an der Gicht krank zu Bette; nicht eher als nach vollführter That sollte sie Kunde erhalten. Die Vermählung einer ihrer Nichten ward in ihren Gemächern gefeiert; der ganze Hof athmete nichts als Lust und Freude, da war es, den 18. December, an einem Sonntage, wo sich Heinrich **III.** mit zween seiner Vertrautesten, dem Marschall d'Aumont und dem Herrn von Rambouillet, in sein Cabinet zurückzog. Hier eröffnete er ihnen sein Vorhaben und fragte sie um ihre Meinung. D'Aumont stimmte unbedenklich für den Mord, Rambouillet für eine Verhaftung und einen Proceß nach dem Gange des Rechts; doch ward er überstimmt, als der Oberste Corse und Ludwig Rambouillet, ein Bruder des gedachten, noch in das Geheimniß gezogen wurden. Guise sollte fallen, so wollten alle nach einiger Berathung, und jetzt blieb nur noch der Ort und die Zeit der Ausführung auszumachen übrig.

Oben an die Haupttreppe im königlichen Schlosse stieß ein großer Saal, wo die Versammlungen gehalten wurden. Eine Thür am Ende desselben führte in das Vorzimmer des Königs; dort befand sich rechts dessen Zimmer, links die Thür zu einer Garderobe, und gegenüber ein Cabinet, durch welches man auf einer verborgenen Treppe hinab in die Gemächer der Königin Mutter gelangte. Bei den Versammlungen begleiteten die im Hofe wartenden Hofleute die ankommenden

1588 Herren nur bis oben an die Thür des großen Saals, welche einige Thürhüter (huissiers) jedesmal auf- und wieder zuschlossen. Der König nun kam mit seinen Vertrauten überein, die blutige That an einem Versammlungstage zu vollziehen. Dann befand sich der Herzog von Guise in dem Saale, von seinem Gefolge getrennt, blos unter den übrigen Räthen, und von da konnte ihn der König zu sich berufen lassen, so daß er nun ganz allein war. Einen Aufruhr befürchtete man nach seinem Tode in Blois nicht, wegen der Abneigung der Bevölkerung gegen die Ligue.

Eine zweite Frage betraf alsdann die Personen, welche man zur Führung des kühnen Streiches wählen solle. Grillon, der Oberste der Garden und ein erklärter Feind des Herzogs von Guise, schien dem Könige der rechte Mann. Er ließ ihn rufen, und unter den verbindlichsten Lobsprüchen machte er ihn mit dem Geschäft bekannt, das er ihm zugedacht habe. „Sire!" antwortete Grillon, ein tapferer Degen, kurz, „ich stehe im Dienste von Ew. Majestät, und meine Pflichten sind Ihnen geweihet. Aber ich bin auch Soldat und Edelmann; gefällt es Ew. Majestät, daß ich in dieser Eigenschaft den Herzog von Guise zum Zweikampfe herausfordere auf Leben und Tod, so bin ich gern bereit dazu. Aber das Amt eines Scharfrichters schickt sich nicht für einen Mann meines Standes, und einen solchen Auftrag werde ich niemals übernehmen." Der König nahm diese Freimüthigkeit nicht übel; er empfahl ihm nur Verschwiegenheit und entließ ihn sodann. Bis zum 21. October verblieb er in größter Ungewißheit, dann aber fand er das Werkzeug, welches er suchte, in einem seiner Kammerherrn, Namens Lognac. Guise hatte ihn selbst am Hofe eingeführt; durch seine Geschmeidigkeit und Schönheit machte er sich beliebt und wurde unter Heinrich's Lieblinge aufgenommen. Dieser sagte den verlangten Dienst zu und wählte sich die nöthigen Gehülfen unter den 45 der besondern Leibwache, gasconische Edel-

leute, arm und verwegen, zu jedem Wagstück bereit, wenn es bezahlt ward.

Nachdem Heinrich hierüber Gewißheit hatte, so setzte er den Morgen des 23. Decembers zur Ausführung seines Planes fest. Den Tag vorher erschien er selbst in der Sitzung und empfahl den Räthen, sich am folgenden Morgen bei früher Zeit einzufinden, um alles beendigen zu können, denn er wolle die Tage des bevorstehenden Festes ungestört der Andacht widmen.

Trotz aller Vorsicht verbreitete sich dennoch ein dumpfes Gerücht von einem Anschlage, der im Werke sey. Der Cardinal von Guise rieth seinem Bruder, dem Herzoge, sich von Blois zu entfernen, wogegen aber der Erzbischof von Lyon und der Herzog von Elbeuf dringende Gegenvorstellungen machten, indem der König nimmer daran denken könne etwas zu unternehmen. Ein Zettel lag, am 22. October, unter der Serviette des Herzogs von Guise, worauf geschrieben stand: „Der König will Sie ermorden lassen." Dieser nahm einen Bleistift, schrieb darunter: „das darf er nicht wagen," und warf den Zettel unter den Tisch.[1]

Am Abend berief der König den Gardehauptmann Larchant zu sich und gab ihm den Auftrag, den folgenden Morgen die Garden zu verstärken, und wann sich alle Räthe versammelt hätten, die Haupttreppe zu besetzen, doch ohne Aufsehen, und so, daß der Herzog von Guise nichts argwöhne. Larchant trat diesem, als er eben vom Könige zurückkam, mit einem Haufen seiner Leute in den Weg und bat ihn, bei der morgenden Sitzung ein Wort für diese armen Soldaten zu sprechen, welche seit langer Zeit keinen Sold erhalten hätten. Guise versprach es mit der ihm eigenthümlichen Freundlichkeit. Einem seiner Neffen gab der König, ebenfalls an diesem Abend, den Auftrag, am nächsten Morgen mit dem Sohne des Herzogs von Guise, Prin=

[1] Thuanus, T. III. L. XCIII. p. 244.

1588 zen von Joinville, Ball zu spielen, so lange bis er ihm etwas werde sagen lassen.

Am 23. October war Heinrich schon vor Tagesanbruch vollständig angekleidet, und entfernte seine Diener unter dem Vorwande, daß er der bald beginnenden Sitzung beiwohnen wolle. Der Oberste Corse, der Herr von Bastide, ein Gascogner, von starker Faust und unerschütterlicher Kühnheit, und der Geheimschreiber Revol blieben allein bei ihm in seinem Cabinet. Im Zimmer befand sich der diensthabende Kammerherr St. Prix, in der Garderobe der Graf von Termes, im Vorzimmer standen zwei Pagen, ein Thürsteher bei der Thür des großen Saals und Lognac mit 8 handfesten Gardisten aus der Zahl der 45.

Der Tag brach an; allmälig versammelten sich die Räthe; der Erzbischof von Lyon, der Cardinal von Guise, und zuletzt erschien auch der Herzog von Guise. Beim Hineingehen überreichte ihm der Hauptmann Larchant eine Bittschrift für sein gestriges Anliegen; weit mehr Soldaten, als den vorigen Abend, begleiteten ihn, und unter dem Vorwande, daß sie die Antwort abwarten wollten, folgten sie dem Herzoge bis an die Thür des Saals, die hinter demselben verschlossen ward; die Soldaten aber besetzten die ganze Treppe von oben bis unten, und Crillon ließ das Thor des Schlosses verschließen. Auch Pericard, der Secretair des Herzogs, hatte beunruhigende Gerüchte vernommen, darum schrieb er auf einen Zettel: „retten Sie sich, gnädiger Herr, oder Sie sind verloren!“ wickelte ihn in ein Schnupftuch und übergab es einem Pagen, damit er es seinem Herrn durch den Thürhüter zustelle, gleichsam als habe er das Tuch beim Weggehen vergessen. Aber die Soldaten verwehrten dem Pagen den Durchgang, und so ging auch dieser letzte Wink verloren.

Gedankenvoll und etwas erschöpft setzte sich der Herzog auf einen Stuhl an das Kamin. Sey es, daß ihn die mehrfachen Gerüchte einer bevorstehenden Gefahr

1588
beunruhigten, oder weil er, wie einige sagen, die vorige Nacht mit einer Geliebten, Madame Marmoutier, verschwelgt hatte. Nach einiger Zeit trat der Secretair Revol durch die Thür des Vorzimmers in den Saal, näherte sich dem Herzoge und sagte, der König verlange ihn zu sprechen. Dieser erhob sich sogleich, verneigte sich im Weggehen gegen die Umstehenden und ging in das Vorzimmer, das sogleich hinter ihm verriegelt ward. Er näherte sich der, mit einer Tapete verhangenen, Thür des Königs, und da ihm dieselbe niemand, wie gewöhnlich, aufhob, so war er im Begriff es selbst zu thun, als er einen Dolchstich durch einen gewissen St. Malin in den Hals erhielt. Der Herzog griff zum Schwert, konnte es aber nur zur Hälfte ziehen, denn die ganze Rotte der Mörder stürzte nun über ihn her und verwundete ihn am Haupte und an dem ganzen Körper. Bald warf ihn Lognac, mit welchem er einige Augenblicke wüthend rang, an der Thür der Garderobe zu Boden, und hier verschied er, ohne einen Laut hören zu lassen.[1]

Der Cardinal von Guise und der Erzbischof von Lyon erriethen, bei dem im Vorzimmer entstandenen Geräusch, sogleich was vorgehe, darum stürzten sie nach der Saalthür Hülfe zu rufen, fanden sie jedoch verschlossen; der Marschall d'Aumont und von Retz aber nahmen sie, im Namen des Königs, gefangen und führten sie, durch eine enge Seitentreppe, in ein oberes Gemach, wo sie scharf bewacht wurden. Desgleichen wurden in dem Schlosse und in der Stadt in derselben Viertelstunde verhaftet: der Cardinal von Bourbon, welcher krank lag, der Prinz von Joinville, Karl von Lothringen, der Herzog von Elbeuf, der Herzog von Nemours, die Mutter der Guisen, Anna von Est, der Secretair Pericard, und eine Menge andere der ent-

---

[1] Davila, L. IX. p. 419 seq. Thuanus, T. III. L. XCIII. p. 246 seq.

1588 schiedensten Liguisten. Ein großer Theil rettete sich jedoch durch die Flucht oder verbarg sich. Catharina hörte den polternden Lärmen über sich und fragte ihre Leute nach dessen Ursache, niemand aber wagte sie ihr zu entdecken.

Ein grüner Teppich lag auf dem Boden des Vorzimmers; in diesen wickelte man den Leichnam des Unglücklichen, und einige Thürsteher trugen ihn in ein Zimmer hinter des Königs Cabinet, wo er einstweilen liegen blieb. Die Mordscene war kurz und niemand sprach dabei ein Wort.

Das erste, was der König that, war, seinen Geheimschreiber Revol an den päpstlichen Legaten und den Gesandten von Venedig abzuschicken, um sie von dem Vorgefallenen zu unterrichten, dann ging er einige Male im Zimmer auf und ab, triumphirende Freude und wiederkehrender Muth drückten sich aus in seiner Miene und Haltung, dann ließ er alle Thüren öffnen und verkündigen, der Eintritt stehe jedermann frei. „Ein jeder Unterthan lerne fortan,“ sprach er zu den Eintretenden, „Gehorsam und Unterwürfigkeit nicht blos in Worten, sondern in der That, sonst soll es mir nicht schwer werden aufs Neue und auf gleiche Weise zum Schwerte zu greifen, wenn es mir beliebt.“ Hierauf stieg er hinab zu Catharinen, seiner Mutter. Sie war noch krank, da sie ihm auf seine Erkundigung nach ihrem Befinden geantwortet hatte, es gehe ihr etwas besser, so erwiederte er: „auch ich befinde mich nun besser, denn diesen Morgen habe ich mich wieder zum König von Frankreich gemacht, da ich den König von Paris habe tödten lassen!“ „Den Herzog von Guise habt ihr tödten lassen?!“ fuhr Catharina erschrocken auf; „Gott gebe, daß dieser Tod Euch nicht das Königreich koste; zugeschnitten ist es, ich weiß nicht ob Ihr so leicht zusammen nähen werdet; habt ihr wohl an die Uebel gedacht, die daraus folgen können? Eile und Entschlossenheit sind jetzt vonnöthen!“ Körperschmerz und Unruhe ergriffen sie dann, und sie versank in ein tiefes Schweigen. Der König entfernte sich sodann, und ging in die Messe, nach welcher er eine lange Unter=

redung mit dem päpstlichen Nuntius hatte. Es lag Heinrich alles daran diesen für sich zu gewinnen, damit er die Billigung des heiligen Vaters erlange. Die äußerste Noth habe ihn zu diesem äußersten Schritt getrieben, versicherte er, und bat daher es dem Papste von dieser Seite vorzustellen, welches auch der Nuntius zusagte. Doch das begonnene Trauerspiel war nur erst zur Hälfte geendigt. Der Cardinal von Guise lebte noch, nicht minder zu fürchten als sein Bruder. Auch dieser mußte fallen; da die 45 Bedenken trugen ihre Hände in das Blut eines Prälaten zu tauchen, so beauftragte der König den Hauptmann du Gast, von den gewöhnlichen Leibgarden, dieses Geschäft mit einigen beherzten Soldaten zu übernehmen. Am 24. October morgens trat derselbe mit 4 Mann in das Zimmer, wo der Cardinal und der Erzbischof von Lyon die Nacht über bewacht worden waren, führte letztern in ein anderes Gemach, kehrte zurück und sagte zu diesem: „ich habe Befehl Euch zu tödten." Der Cardinal bat um einige Augenblicke seine Seele Gott zu empfehlen, kniete nieder, verrichtete ein kurzes Gebet, bedeckte sich dann das Haupt mit seinem Gewande, „vollzieht euren Auftrag," sagte er entschlossen, worauf ihn die 4 Soldaten mit ihren Partisanen durchstießen. Sein Körper wurde zu dem des Herzogs gelegt. Auf den Rath des Leibarztes ließ der König beide Leichname mit ungelöschtem Kalke bedecken und verzehren, die übrig bleibenden Knochen verbrennen und die Asche heimlich begraben, damit der Fanatismus keine Reliquien fände. 1588

So endigte Herzog Heinrich von Guise in einem Alter von 36 Jahren. Er war der Alcibiades seines Jahrhunderts; wie von jenem durfte man auch von ihm sagen, daß er gleich ausgezeichnet in guten und schlimmen Eigenschaften erschien. Eine edle Gestalt, eine feste, allen Beschwerden trotzende Gesundheit und eine bewundernswerthe Gewandtheit in allen körperlichen Fertigkeiten (in voller Rüstung vermochte er gegen einen

1589 reißenden Strom zu schwimmen) empfahlen ihn dem Krieger im Feldlager, und dem schönen Geschlecht bei den rauschenden Belustigungen des Hofes. Obschon in der Weichlichkeit erzogen, schlief er unbekümmert unter dem Zelte oder in einem Laufgraben; Arbeiten und Geschäfte, so verwickelt sie auch immer seyn mochten, besorgte und beendigte er wie einen Zeitvertreib, wobei seine muntere Laune nie getrübt ward. Einschmeichelnd und überredend war sein Gespräch, minder glänzend seine öffentliche Beredsamkeit. Durch eine gewisse Gutmüthigkeit und eine verschwenderische Freigebigkeit fesselte er die Herzen der Männer und der Frauen. Doch diese Blüthen einer bessern Natur welkten unter dem verzehrenden Hauche seines unbändigen Ehrgeizes in ein Nichts dahin. Verstellung, Heuchelei, Lüge und Betrug waren ihm wechselsweise zur Hand; leicht knüpfte er an eine erste Lüge eine zweite und spann ein Gewebe von Verrath und Hinterlist, worin sich seine Gegner fast unausweichlich verwickeln mußten. Ward er zuweilen doch auf der That ergriffen, so fehlte er nicht die Schuld einem andern aufzuwälzen. Dieser gefährliche Doppelsinn entfernte manchen seiner sonstigen Freunde und erzeugte einen stillen Haß gegen ihn. Die liebenswürdige Bosheit des Herzogs von Guise war unter den Damen des Hofes sprichwörtlich bekannt. Heinrich von Guise war einer der vornehmsten Urheber der Bartholomäusgreuel; der edle Coligny fiel unter den Streichen der von ihm gedungenen und angeführten Mörder, und mit einem Fußtritt beschimpfte er noch dessen blutigen Leichnam.

Heftig und ungestüm war der Charakter des Cardinals von Guise; er wußte in keinem Stücke, was Mäßigung sey, daher brach er auch, bei seiner Verhaftung, in Drohungen und Verwünschungen gegen den König aus, welches seinen Untergang beschleunigte. Er verlebte seine Zeit meistentheils in den Lüsten und Zerstreuungen des Hofes, setzte seiner gereizten Rachsucht

1589

nicht leicht ein Ziel und paßte auf keine Weise für den Stand, zu welchem er sich bekannte.[1]

Dem Herzog von Mayenne war ein gleiches Loos bestimmt. Schon eilte der Oberst Corse nach Lyon, wo sich der Herzog eben befand, um die Blutsentenz ebenfalls an ihm zu vollziehen. Allein er wurde durch den spanischen Gesandten gewarnt, und so entfloh er noch zu rechter Zeit nach Dijon.

Gleichsam den letzten Akt dieses blutigen, fürchterlichen Trauerspiels machte der Tod der Königin Catharina von Medicis. Schon seit einiger Zeit litt sie an der Gicht und einem kleinen Fieberanfalle. Die Ereignisse zu Blois vermehrten ihre Krankheit, von welcher sie sich aber doch so weit wieder erholte, daß sie dem Cardinal von Bourbon, mit dem sie stets in Verbindung geblieben, einen Besuch abstatten konnte. Aber mit den bittersten Vorwürfen wurde sie von ihm überhäuft; durch sie seyen die Guisen und alle guten Katholiken zur Schlachtbank geliefert worden, sagte er ihr, ein heftiger Wortwechsel entstand, und Catharina entfernte sich tief beleidigt und im höchsten Zorn. Ihr Fieber kehrte sogleich wieder, und den 5. Januar 1589. starb sie zu Blois in ihrem 71. Jahre. Der König blieb bis zu ihrem Verscheiden stets bei ihr.

Dreißig Jahre hatte Catharina von Medicis, zu Frankreichs Unglück, das Ruder des Staats geführt. Selbst nie ruhend, verscheuchte sie die Ruhe, eine Plage der französischen Nation im Kriege wie im Frieden. Herrschbegierde und finsterer Aberglaube waren die vornehmsten Triebfedern aller ihrer Handlungen. Ersterer mußte selbst ihr religiöser Glaube dienen, denn oftmals zeigte sie sich den Protestanten geneigt, wenn das Glück diesen zu lächeln schien. Gläubig und ängstlich horchte sie auf die trügerischen Prophezeihungen der

---

[1] Thuanus, l. c. p. 247 seq.

1589 Astrologen. Sie werde alle ihre Söhne regieren sehen, war ihr geweissagt worden, darum verschwendete sie unermeßliche Summen ihnen auswärtige Kronen zu verschaffen, damit jene Weissagung nicht durch das frühzeitige Absterben derselben Bestätigung fände. Dieselbe Verschwendung bewies sie bei den vielen und kostspieligen Bauten von Lustschlössern und Landhäusern, wovon jedoch keines ganz vollendet ward, weil dieses ebenfalls ihr Lebensende bedeuten würde. Sie möge sich vor St. Germain hüten, verkündigte ihr einst ein Wahrsager, darum vermied sie alle Orte dieses Namens, und weil das Louvre zu dem Kirchspiel St. Germain l'Auxerrois gehörte, so erbaute sie sich in Paris einen prächtigen Palast in dem Sprengel von St. Eustache, den sie bewohnte. Gleichwohl schien das Orakel sein Recht zu behaupten, denn der Kammerherr, welcher in ihren letzten Stunden den Dienst bei ihr hatte, hieß Julien de St. Germain. Den größten Fluch aber lud sie auf sich durch die ruchlose Erziehung, durch welche sie ihre Kinder vorsätzlich von Jugend auf vergiftete, und durch die empörende Sittenlosigkeit ihres Hofes, von welchen allmälig das ganze Volk angesteckt ward. Jedoch auch das, vom Glück begünstigte, Laster leidet schon hienieden seine Pein. Mehr als einmal trug Catharina alle Qualen der Hölle in ihrem Busen, am meisten in ihrem späten Alter. Ihr Einfluß auf ihren Sohn, Karl IX., nahm zu ihrem Schrecken ab, kurz vor dessen Hinscheiden, und er schwand gänzlich unter ihrem geliebtesten, von ihr allen übrigen parteiisch vorgezogenen Sohne Heinrich III.; mit tödtlichem Kummer mußte sie es sehen, wie dessen Lieblinge, zuletzt Joyeuse und Epernon, dessen Vertrauen allein besaßen, und sie nichts mehr galt. Darum mischte sie sich auch die letzten Jahre ihres Lebens selten noch in Regierungsgeschäfte und beschränkte sich auf eine mehr als königliche Pracht ihres Hofstaates, worin sie Heinrich III. nicht störte. Sie hinterließ

1589

400,000 Kronen (écus) Schulden,[1] welche selbst durch die öffentliche Versteigerung ihrer überaus prächtigen Möbeln und den Verkauf ihrer ansehnlichen Domainen nicht ganz getilgt werden konnten.[2]

Auch diesen Todesfall benutzte Heinrich III. zu einem pomphaften Gepränge. Der ganze Hof hüllte sich in Trauer, alle Gemächer des Schlosses wurden schwarz ausgemalt, mit dazwischen gesäeten Thränen, ein trauriges Vorzeichen des noch bevorstehenden Jammers; dann setzte man den Leichnam der Verblichenen in einer Kirche zu Blois bei, bis derselbe, nach mehrern Jahren erst, in dem prächtigen Grabmale, welches Catharina ihrem Gemahle Heinrich II. errichtet hatte, zur völligen Ruhe gebracht wurde. Weder Trauer noch Freude verursachte Catharinens Tod; unter schmähliger Gleichgültigkeit stieg sie ins Grab, denn Gutes hatte sie niemanden erzeugt, und die letzten Greuel hielten die Gemüther in so großer Spannung wegen der nahen Zukunft, daß man nicht Zeit hatte ihrer zu gedenken.

Die meisten derer, welche man nach der Ermordung des Herzogs von Guise verhaftet hatte, wurden wieder entlassen, unter der Bedingung, in Paris die Ruhe herzustellen, mit Ausnahme jedoch des Cardinals von Bourbon, welcher, einem Kinde ähnlich, weinte und klagte, des Herzogs von Elbeuf, der sich einer tiefen Melancholie hingab, und des Erzbischofs von Lyon; sie wurden sämmtlich nach dem Schlosse zu Amboise gebracht, dort in verschiedenen Zimmern verwahrt und der Bewachung des Hauptmanns du Guast übergeben.

---

[1] Journal de Henri III. p. 146.

[2] Thuanus, L. XCIV. p. 255. Brizart, massacre de la St. Barthélemy chap. V. Henault, T. I. p. 541. Daniel, T. IX. p. 340 seq. tritt als Lobredner und Vertheidiger dieser Königin auf; nach seiner Angabe rieth sie, vor ihrem Ende, Heinrich III., sich mit dem Könige von Navarra zu versöhnen.

Fünf und vierzigstes Capitel.

Folgen der Ermordung des Herzogs von Guise; Heinrich III. verbindet sich mit dem Könige von Navarra; ihre Zusammenkunft in dem Schlosse Plessis, bei Tours; Krieg gegen die Liguisten; Belagerung von Paris; Ermordung Heinrich's III.; Ueberblick der Könige aus dem Hause Valois.

1589

Wohl hatte Catharina von Medicis ein gewichtiges Wort gesprochen, als sie ihrem Sohne Entschlossenheit und Eile empfahl nach jener blutigen That. Es fehlte Heinrich **III.** erstere, und er verabsäumte letztere, darum verlor er die gehoffte Frucht seiner Verbrechen und beschleunigte nur seinen Untergang.

Die erste Nachricht von den schauerlichen Ereignissen zu Blois gelangte den 24. December gegen Abend nach Paris. Angst und Bestürzung war die Wirkung, welche sie zuerst auf die Gemüther hervorbrachte. Jeden Augenblick erwartete man, den König mit einer bewaffneten Macht in der Hauptstadt anlangen zu sehen, um schwere Rache an allen Schuldigen zu nehmen; und hätte er dieses gethan, so möchte er sich wieder auf seinem Throne befestigt haben. Als jedoch nichts von dem allen geschah, so faßten die Liguisten Muth und nahmen ihrer Seits Maßregeln. In einer, auf dem Rathhause gehaltenen, Versammlung wählten sie den Herzog von Aumale zum Gouverneur von Paris, die Prediger bestiegen die Kanzeln, nannten den König einen Tyrannen, Mörder und Ketzer, den Herzog von Guise dagegen einen Märtyrer und Heiligen. Vergebens hatte der König dessen Leichnam vertilgen lassen; man fertigte in Paris ein ihm ähnliches Bildwerk, bemerkte daran alle Wunden, welche der Unglückliche empfangen, zog demselben die vollständige Kleidung des Herzogs an, trug es zur Schau umher, stellte es täg-

1589

lich an den Stufen des Altars aus, wobei die Geistlichen unaufhörlich wiederholten, wir brauchen einen Rächer, so daß Wuth und Rache stets wieder angefacht wurden.[1] Als bald darauf auch die Ermordung des Cardinals von Guise bekannt wurde, so schwand vollends der letzte Schatten von Achtung, welche man bisher noch vor der Majestät des Königs behalten hatte. Der Rath der Sechzehner legte der Sorbonne, oder der theologischen Facultät die Frage vor: „ob das französische Volk dem treulosen Könige noch fernerhin Gehorsam schuldig sey, und ob es nicht mit gutem Gewissen zu den Waffen wider ihn greifen könne?" worauf die Sorbonne antwortete: „Ja, die Nation sey ihres Eides von Gehorsam und Treue gegen Heinrich III. entbunden und berechtigt die Waffen wider ihn zu erheben."[2] Nach dieser Erklärung kannte die Raserei des Volks keine Schranken mehr. Ueberall wurden die Bildnisse des Königs zertrümmert, seine Wappen abgerissen; die Anhänger des Hofes, jetzt Navarristen und Politiker genannt, suchte man in ihren Häusern auf, mißhandelte, tödtete oder entließ sie nur gegen schweres Lösegeld. Schmähschriften auf den König, Spottgedichte und Zerrbilder überfluteten die Stadt und waren an allen Straßenecken zu sehen und zu lesen.

Diese Stimmung des Volks machte die Sechzehner kühner, sie beschlossen sich Paris zu unterwerfen. Noch hingen einige Parlamentsglieder dem Könige an, diese mußten entfernt werden. Am 16. Januar besetzten jene plötzlich den Saal des versammelten Parlaments, riefen den ersten Präsidenten, Harlay, so wie alle übrige königlich Gesinnte heraus und führten sie in die Bastille, worauf das Parlament in einer Sitzung und einem darauf erlassenen Decret den König für ab=

---

[1] Brizart, massacre de la Ste Barthélemy, ch. VIII.
[2] Thuanus, L. XCIV. p. 258. Davila, L. X. p. 430 seq. Journal de Henri, III. p. 156.

1589 gesetzt erklärte. Dem Beispiele der Hauptstadt folgten die bedeutendsten Städte und Provinzen des ganzen Königreichs. Orleans, Chartres, dem Könige noch vor Kurzem so ergeben, Meaux, Melun, St. Denis, und alle Städte von Isle de France erklärten sich für die Ligue, oder die heilige Union, denn diesen Namen führte sie jetzt; die meisten Städte der Normandie, Picardie, in Burgund, der Provence, in Gascogne, Languedoc, Auvergne, Bretagne und Guyenne fielen gleichfalls ab, desgleichen Bordeaux und Lyon, obgleich etwas später als die übrigen, so daß sich Heinrich fast ganz verlassen sah. Ueber alle Beschreibung unglücklich wurde der innere Zustand Frankreichs. Die Zwietracht löste alle Bande, entzweite die Bürger in ganzen Massen und schlich sich in den engern Kreis des Familienlebens. Städte kriegten in einzelnen Fehden gegen einander, aus Freunden und Verwandten wurden die erbittertsten Feinde; Privatleidenschaften fanden, unter der Maske und Farbe einer Partei, erwünschte Gelegenheit sich zu kühlen, Mord und Mordbrennerei, Betrug, Diebstahl und Raub trieben ungestraft ihr Gewerbe; gewissenhafte Richter und Magistrate und die Reichen wanderten in den Kerker und wurden die Opfer habsüchtiger und verworfener Häuptlinge. Unter den Parteinamen von Hugenotten und Katholiken, Royalisten und Liguisten, Lothringern und Navarristen, Anhängern der heiligen Union und der weißen Banden, kränkten, haßten, verfolgten, verunglimpften, beraubten und mordeten einander Bürger eines Landes, einer Provinz, oft einer Stadt, als wären sie bemüht sich gegenseitig einen Vorschmack der Hölle zu geben.

Stündlich fast erhielt der König Kunde von irgend einem gewaltsamen Auftritte in dieser oder jener Gegend seines Reichs, daher fand er für gut, die in Blois noch versammelten Stände zu entlassen. Vorher aber bestätigte er die, noch von Guise gemachten, Forderungen vom Erlaß vieler Steuern, von den gewaltsamen

1589
Mitteln, die man gegen die Protestanten anwenden wolle, um sich seinen katholischen Unterthanen zu empfehlen. Er that noch einen andern Schritt. Da der Herzog von Mayenne seinem Mordanschlage entkommen war, so schrieb er einen kriechenden, unwürdigen Brief an ihn, worin er sich entschuldigte über das, was er dessen Brüdern nothgedrungen gethan habe, ihm selbst aber, dem Herzoge, machte er die feurigsten Versicherungen seiner Huld und fügte überschwengliche Versprechungen bei, wenn er kommen, sich mit ihm vereinigen, den Oberbefehl über die Armee, und die Führung des Kriegs gegen die Hugenotten übernehmen wolle. Kaum möchte man unterscheiden können, ob hierbei die Niedrigkeit oder die Beschränktheit am größten sey!

Mayenne war weit entfernt diese Vorschläge zu beachten, von der Furcht oder einer abermaligen Hinterlist eingegeben, vielmehr folgte er der Einladung der Herzogin von Montpensier und der Sechzehner und erschien den 10. Februar, unter einem ausgelassenen Jubel des Volks, zu Paris. Er wurde zum Oberhaupte der Union und des Unionsrathes, aus 40 Personen vom Adel, der Geistlichkeit und dem Bürgerstande gebildet, und zum Generalstatthalter des Staats und der Krone Frankreichs ernannt. Es fehlte ihm nichts als der Name, um König zu seyn, zu welchem letzten Schritte ihm, von minder unternehmendem Geiste als sein Bruder, der Muth gebrach.

So war also Heinrich III. seiner weltlichen Macht fast gänzlich beraubt. Nicht geringer war seine Besorgniß wegen des Papstes, des Oberherrn der geistlichen Angelegenheiten. Mit Zorn hatte derselbe die Ermordung des Cardinals von Guise, der, als Geistlicher, nicht unter des Königs Hoheit stand, vernommen, mit der höchsten Entrüstung erfüllte ihn auch die Gefangenhaltung des Cardinals von Bourbon und des Erzbischofs von Lyon. Vergebens ließ ihm Heinrich Vor-

1589 stellungen machen durch mehrere Abgeordnete, Sixtus V. war nicht zu besänftigen.

Jetzt ward auch dem Könige gemeldet, der Geist des Aufruhrs zeige sich ebenfalls in der Stadt Tours; wolle er sie erhalten, so möge er sich ungesäumt selbst dahin begeben. Heinrich verließ Blois, berief das rechtmäßige Parlament nach Tours und verlegte seinen Hofstaat dahin. Zugleich nahm er auch eine Veränderung mit den zu Amboise gefangen gehaltenen Prälaten und Herren vor, denn du Guast, der sie bewachte, hatte sich, dem Vernehmen nach, durch Geld gewinnen lassen und war im Begriff seine Gefangenen entwischen zu lassen. Demnach ward der Cardinal von Bourbon nach Chinon, der Herzog von Elbeuf nach Loches gebracht, und nur der Erzbischof von Lyon blieb zu Amboise unter du Guast's Aufsicht, welchem der König eine große Geldsumme schenkte, um ihn nur in seinem Dienste zu erhalten.

Die einsichtsvollern Rathgeber Heinrich's III. überzeugten sich immer mehr, daß es nur ein Mittel für ihn gebe, sich vom gänzlichen Untergange zu retten, nämlich die Vereinigung mit dem Könige von Navarra. Lässig und ohne bedeutenden Erfolg war der Krieg gegen ihn fortgesetzt worden, jetzt aber trug er offenbar den Vortheil über die königliche Armee davon, indem sich mehrere Plätze, wie Loudun, Mirebeau, Vivonne, l'Isle=Bouchard, und Chatelleraud ergaben. Mit blutendem Herzen sah Heinrich von Navarra den traurigen Zustand Frankreichs, das auch sein Vaterland war. „Was soll das Ende dieses allgemeinen Elends seyn," sagte er in einem, am 4. März erlassenen und an alle Stände Frankreichs gerichteten, Edikte; „was kann man anders erwarten, als den Untergang der gesammten Nation, wo jeder einzelne sein Amt, sein Eigenthum, ja selbst sein Leben verliert? Wie will der König, einerseits von den Hugenotten, andererseits von den Liguisten angegriffen, so vielen Feinden die Spitze

1589

bieten? Nur nach seiner Vereinigung mit seinem nächsten Verwandten wird er der Ligue Gehorsam gebieten und seinem Reiche die Ruhe wieder geben können." So bahnte er den Weg zu der Versöhnung, von welcher am Hofe immer lauter gesprochen wurde, und welche dort Ludwig von Maintenon mit den kräftigsten Gründen unterstützte. Dennoch konnte sich Heinrich III., theils aus Schlaffheit, theils aus Haß gegen die Protestanten, welcher mit tausend Wurzeln in seiner Seele haftete, lange nicht dazu entschließen. Endlich vermittelte seine Halbschwester, Frau von Angouleme, von hohem Geiste, geradem Herzen und parteilosem Sinn, die ersten Schritte hierzu. Sie hatte mit Heinrich von Navarra, unweit Saumur, eine Zusammenkunft, und zum ersten Male war hier von einer Verbindung zwischen beiden Königen die Rede. Ein gewandter und beredter Unterhändler, Philipp du Plessis = Mornay, erschien darauf, im Namen des Navarrers, zu Tours und schloß einen Waffenstillstand von einem Jahre, vom 3. April an gerechnet, mit Heinrich III. ab. In einem geheimen Artikel versprach der König von Navarra auf eigene Kosten für den Dienst seines königlichen Verwandten 1200 Reiter und 2000 Schützen zu unterhalten, wobei er sich aber einen Platz an der Loire, zum Uebergange für seine Leute, ausbedung. Nach mancherlei Schwierigkeiten wurde ihm Saumur eingeräumt, wobei er eine List anwenden mußte. Heinrich III. war nämlich so wenig Herr über seine Officiere, daß er den Commandanten der Städte, sollten sie selbige räumen, jedesmal Geld schenken mußte, außerdem gehorchten sie nicht. Heinrich von Navarra versprach dem Commandanten von Saumur, Lessart, außer jenem Geschenk des Königs noch eine Beilage aus eigenen Mitteln; so war dieser also billiger in seinen Forderungen, als Alexander von Cosseins, der in Pont de Cé befehligte, welches man lieber abtreten wollte, darum bestimmte sich der König für Lessart, und Heinrich von

1589
Navarra erhielt das festere und ihm wünschenswerthere Saumur.

Jetzt zitterte Heinrich **III.**, wenn er daran dachte, was man wohl zu seiner Verbindung mit einem Ketzer sagen werde. Sie sollte einstweilen geheim bleiben, damit er noch einen Versuch, sich mit dem Herzog von Mayenne zu versöhnen, machen könne. Es geschah, aber wiederum vergebens, wie das erste Mal. „Welche Sicherheit giebt es bei einem Fürsten," entgegnete der Herzog dem päpstlichen Legaten Morosini, welcher die Unterhandlung führte, „der sein Wort nur so eben durch die empörendste Ermordung seiner Verwandten brach? Da er Krone und Reich bereits verloren hat, wie kann er da überhaupt von Verträgen sprechen?" [1] Nun erst, da alle weitere Hoffnung schwand, machte Heinrich **III.** seinen Waffenstillstand mit dem Könige von Navarra bekannt, schloß sich aufrichtig an denselben an und hatte bald nachher eine persönliche Zusammenkunft mit ihm.

Einige Zeit vorher kamen die Officiere der protestantischen Armee zutraulich nach Hofe und näherten sich dem Könige. Der Sohn des Admirals Coligny befand sich unter diesen, und Heinrich konnte nicht müde werden ihn zu betrachten und die Lebhaftigkeit seines Geistes zu bewundern. Den 30. April, an einem Sonntage nach Tische, begab sich Heinrich **III.**, in Begleitung seines Hofes, nach dem Schlosse Plessis, bei Tours, um mit dem Könige von Navarra eine Unterredung zu haben. Plessis war der Lieblingsaufenthalt Ludwig's **XI.** in seinen letzten Jahren, auch starb er daselbst. Hier nun ward Heinrich von Navarra erwartet. Unterwegs erhob sich ein lauter Zwiespalt unter seinen Begleitern, indem einige in dieser Veranstaltung einen Fallstrick erblickten, welchen man ihrem Gebieter und vielleicht ihnen allen lege, andere

[1] Thuanus, L. XCV. p. 279.

1589

dagegen widersprachen, weil der König von Frankreich, unter den gegenwärtigen Umständen, aufrichtig verfahren müsse. Dieser Meinung stimmte Heinrich unbedenklich bei und ritt bald darauf in den Hof des Schlosses ein. Heinrich **III.** befand sich eben in dem Park, hinter dem Schlosse; der König von Navarra richtete seine Schritte dahin, ließ aber, zur Beruhigung der Seinen, eine Abtheilung seiner Garden am Eingange zurück. Ungeschmückt, in soldatischer Kleidung, mit Schweiß und Staub bedeckt, betrat er den Park. Voll Neugierde drängten sich die Hofleute herzu, den, durch ganz Frankreich so vielfach genannten, geliebten oder gehaßten Mann mit eigenen Augen zu sehen. Der Marschall von Aumont mußte ihm Platz machen, damit er zum Könige gelangen konnte. Drei Schritte von ihm warf er sich auf die Knie nieder, näherte sich ihm so, küßte seine Füße und rief: „diesen Tag, an welchem mir Gott die Gnade erzeigt, das Antlitz meines Herrn zu schauen, und ich ihm meinen Gehorsam und meinen Diensteifer versichern kann, achte ich für den glücklichsten meines Lebens. Nun sterbe ich zufrieden, denn ich habe Gnade gefunden vor meinem Könige und kann meine Seele gleichsam in seine Hände befehlen.“ [1] Der König hob ihn auf, küßte ihn, nannte ihn seinen Bruder und überhäufte ihn mit Versicherungen seiner Ergebenheit. Freundlich begrüßte dann der angekommene Gast das königliche Gefolge, beide Monarchen gingen hierauf in das Schloß, unter dem wiederholten Jubelgeschrei der Anwesenden: „es

---

[1] Thuanus, l. c. p. 286. Wohl dürfte uns Heinrich's Benehmen und Rede ungewöhnlich erscheinen. Man beachte jedoch seinen, für ritterliche und religiöse Begeisterung sehr empfänglichen, Charakter, das Ergreifende des Augenblicks und die tiefe Verehrung, welche man damals im Allgemeinen für ein gekröntes Haupt hegte, und man wird es dem Zeitalter ganz gemäß finden.

1589
leben beide Könige!" Die Eintracht der Gebieter theilte sich deren Dienern mit. Royalisten und Navarristen bedeckten den Schloßhof; sie begrüßten sich als Brüder, reichten sich die Hände, gelobten einander ewige Freundschaft für die Zukunft, beklagten die Vergangenheit, trösteten sich mit bessern Hoffnungen für die kommende Zeit, und so schien ein einziger Augenblick jahrelangen Haß bis auf den letzten Funken vertilgt zu haben. Nach einer mehrstündigen Berathung erschienen beide Könige wieder, stiegen zu Pferde und ritten nach Tours, bis wohin der König von Navarra Heinrich **III.** begleitete. Um alles Mißtrauen zu zerstreuen, kam ersterer am folgenden Morgen sehr früh, nur von einem Pagen begleitet, in die Stadt zurück, ließ sich in das Schlafzimmer des Königs führen, der noch nicht aufgestanden war, und stattete ihm einen unerwarteten Besuch ab.

Zum Glücke gereichte dem Könige die Nähe Heinrich's von Navarra. Der Herzog von Mayenne unterhielt nämlich Verständnisse mit Tours, und so gelang es ihm in eine Vorstadt einzudringen und sich darin festzusetzen. Trotz ihres Widerstandes wurden die königlichen Truppen mit Verlust daraus verdrängt, und die Liguisten überließen sich allen Ausschweifungen, wobei sie sich rühmten, alle Sünden seyen ihnen vom Papste vergeben, da sie für die gute Sache kämpften.[1]

Die baldige Ankunft des Königs von Navarra bewog den Herzog zum Rückzuge, diesem aber übergab Heinrich **III.** den Oberbefehl über die Armee, indem er nur eine kleine Truppenzahl für sich behielt. Es war eine Verstärkung der Truppen nöthig, darum schickte Heinrich den Grafen von Nanteuil nach Deutschland zur Anwerbung von 10,000 Reitern und 16,000 Lanzenknechten, desgleichen ließ er auch durch einen Edel-

[1] Thuanus, l. c. p. 287.

1589
mann, Sancy, 10,000 Schweizer für seinen Dienst in Sold nehmen.

Mit dem höchsten Unwillen hatte inzwischen der Papst Sixtus V. die Vereinigung Heinrich's mit dem hugenottischen Könige von Navarra vernommen. Da ersterer auf die Anforderung, den Cardinal von Bourbon, so wie den Erzbischof von Lyon in Freiheit zu setzen, antwortete, er könne den eigenen Feinden nicht unklugerweise das Schwert in die Hand geben, indem die Liguisten ohne Zweifel den Cardinal, wenn er frei wäre, zum Könige von Frankreich erklären würden, so versammelte der Papst ein Consistorium und verfaßte ein Monitorium, worin er den König von Frankreich ermahnte bei seiner väterlichen Liebe, bei den Eingeweiden seines Mitleids, bei dem Blute des Erlösers aller Menschen, und seiner apostolischen Gewalt, zugleich auch ihn benachrichtigte, erinnerte und ihm befahl zum ersten, zweiten und dritten Male, binnen 10 Tagen, von der Bekanntmachung des Schreibens an gerechnet, die beiden Prälaten in Freiheit zu setzen, und binnen 30 Tagen dem päpstlichen Stuhle davon Anzeige zu machen, widrigenfalls er ihn excommuniciren und von der Gemeinschaft der Kirche ausschließen werde; gleiche Strafe wurde denen angedroht, welche mit dem Könige in Gemeinschaft bleiben, oder ihm Hülfe leisten würden. [1]

Heinrich von Navarra rieth dem Könige gerades Weges vor Paris zu rücken; „gewinnen wir," setzte er hinzu, „so erhalten wir die Absolution gewiß." [2] Dieser befolgte den gegebenen Rath. Nachdem mehrere Städte, als Etampes, Montereau, Poissy, Pontoise u. a. von den königlichen Truppen waren genommen worden, vereinigten die beiden Monarchen alle ihre Streitkräfte, zogen die deutschen und helvetischen Hülfstruppen an sich und rückten, über 30,000 Mann stark,

---

[1] Thuanus, l. c. p. 283. Davila, L. X. p. 457.
[2] Davila, l. c. p. 457.

1589 vor Paris, wo sich der Herzog von Mayenne mit den übrigen Häuptern der Ligue befand und zur Gegenwehr Anstalt machte, obschon er kaum 10,000 Mann unter den Waffen hatte. Die königliche Armee bemächtigte sich der ganzen Umgegend und schloß die Stadt eng ein. Bald ward der Mangel an Lebensmitteln in derselben fühlbar; die Soldaten murrten und verlangten ihren Sold; die Bürger, noch vor Kurzem mit loderndem Feuer den Guisen ergeben, erkalteten in ihrem Eifer; sie hatten jetzt, wie zuvor, mit mancher Noth zu kämpfen, mit Bangigkeit fürchteten sie die Rache des wieder mächtigen und von ihnen so vielfach beleidigten Königs; auch erhoben sich dessen verborgene Freunde und Anhänger, schlichen umher und bearbeiteten die öffentliche Meinung zu seinen Gunsten. Die Vorstadt St. Honoré, nebst dem Viertel, wo das Louvre liegt, war schon in den Händen Heinrich's **III.**, während Heinrich von Navarra die Vorstadt St. Marceau und St. Germain hart bedrängte. Zwar sparte die Herzogin von Montpensier und von Guise keine Mühe, durch die Prediger das Volk anzufeuern, diese aber sprachen jetzt weniger kühn, und die allgemeine Stimmung änderte sich augenscheinlich. Der Herzog von Mayenne nahm dieses wahr und kannte das Mißliche seiner Lage; schon beschloß er das Aeußerste zu wagen, sich an der Spitze von 4000 der Kühnsten und Verwegensten einen Weg durch das königliche Lager zu bahnen, und frei zu werden entweder, oder zu fallen die Waffen in der Hand, als ein unerwartetes Ereigniß den Zustand der Dinge mit einem Male änderte.

Jacob Clement, aus dem Dorfe Sorbonne, bei Sens, gebürtig und in dem Dominicanerkloster gedachter Stadt erzogen und aufgenommen, glaubte sich berufen in das Rad des Verhängnisses mit gewaltsamer Hand einzugreifen. Er war ungefähr 22 Jahre alt, ohne wissenschaftliche Bildung, dem Müßiggange und

1589

der Liederlichkeit ergeben und hatte immer unter dem niedrigsten Pöbel gelebt. Die wüthenden und donnernden Reden der Priester von den Kanzeln herab gegen den König, welchen sie verächtlich nur Heinrich von Valois nannten, die wiederholte Behauptung, der Jesuiten vornehmlich, es sey erlaubt einen Tyrannen zu tödten, vielleicht auch das verbreitete Gerücht, der König, von des Navarrers Einfluß geleitet, sey gesonnen alle Klöster aufzuheben, wodurch sich auch Clement in seiner Wohlfahrt beeinträchtigt sah, bestimmten ihn über einem blutigen Anschlage zu brüten. Mehrmals rühmte er sich vor seinen Ordensgenossen, nur von seiner Hand werde der Tyrann sterben. Diese nannten ihn darum spottweise den Capitain Clement, so wie er überhaupt wegen seiner Einfalt sehr oft die Zielscheibe ihres Witzes war. Noch kämpfte er in düstern Zweifeln mit sich selbst, darum wendete er sich an den Prior seines Klosters, den Pater Bourgoing, und trug ihm seine Bedenklichkeiten verdeckt vor. Jemand habe ihn im Beichtstuhle befragt, ob er mit gutem Gewissen Heinrich von Valois, den Feind der Kirche und den Tyrannen des Reichs, tödten könne. Die Frage scheine ihm so wichtig, daß er zuvor einen gelehrten Geistlichen habe befragen wollen, bevor er sie beantworte. Lachend versetzte anfangs der Prior, schwerlich möge es dem Beichtenden Ernst mit seinem Vorsatze seyn, weil niemand, der eines so großen Unternehmens fähig sey, jemandes Mitwissenschaft oder Rath suche. Als ihn aber Clement nochmals anging, unter dem Vorgeben, jener Mann dringe auf eine bestimmte Antwort, so sagte Bourgoing: „wenn der Fragende jene That weder aus Haß noch aus Rachsucht, sondern aus wahrer Liebe zu Gott, dem Staate und der Religion vollbringen wolle, so dürfe er es, und es sey keine Sünde; im Gegentheil es wäre eine Gott wohlgefällige Handlung, und sollte er auch das Leben lassen bei

1589 einem so heiligen Werke, so könne er darauf rechnen gerades Weges in den Himmel einzugehen.[1]

Durch diese Antwort ermuthigt, schickte sich Clement zur Ausführung seines Vorhabens an. Er erbat sich von dem Präsidenten Harlay in Paris einen Paß, um nach St. Cloud, wo sich der König befand, zu gehen, weil er demselben wichtige Geheimnisse zu entdecken habe, und erhielt denselben. Dann entdeckte Clement seinen Ordensbrüdern sein Vorhaben zum ersten Male.[2] Er machte sich auf den Weg, ward von einigen Soldaten angehalten und übel behandelt, da er aber von einem wichtigen Auftrage an den König selbst sprach, entließen sie ihn. Am 31. Julius, gegen Abend, langte er in St. Cloud an und wendete sich, mit demselben Vorgeben, an den Generalprocurator Jacob de la Guesle. Dieser sagte ihm, für diesen Tag sey es zu spät den König zu sprechen, welcher von einer Recognoscirung der Vorposten zurückgekehrt war, den folgenden Morgen aber wolle er ihn zeitig bei demselben einführen, bis dahin möge er in seinem Hause bleiben. Clement wendete nichts dagegen ein, speiste diesen Abend an der Tafel von

[1] Thuanus, T. III. L. XCVI. p. 300.: „eum, qui consilium petat, siquidem non odio aut ultionis privatae studio, sed amore Dei inflammatus, pro religione et patriae salute id suscipiat, non solum ad id inoffensa conscientia facere posse, sed multum apud Deum meriturum, et si in actu ipso moriatur, procul dubio inter beatorum choros animam ejus evolaturam.“ Davila, L. X. p. 460 seq. Daniel, T. IX. p. 400. „On dit qu'on le (Clement) confirma dans ce dessein par de pretendues révélations et par des voix, qu'on lui fit entendre, et qu'on lui persuada venir du ciel par le ministère des anges. Edme Bourgoing, son Prieur, qui fut depuis tiré à quatre cheveaux, fut accusé d'avoir employé ce damnable artifice, et la Duchesse de Montpensier fut aussi soupçonnée d'avoir le plus contribué à engager Clement à cette entreprise.

[2] Thuanus, l. c. „et re tunc demum sodalibus collegii primo communicata, ad exercitum regium recta contendit.“

de la Guesle, schnitt sich das Brod mit einem neuen, 1589 mit schwarzem Hefte versehenen Messer, welches er bei sich führte, aß, trank und schlief nachher mit der größten Ruhe. Morgens, den 1. August, früh um sieben Uhr meldete ihn de la Guesle bei dem Könige an. Dieser befand sich in seiner Garderobe, nur mit einem leichten seidenen Wamms bekleidet, nicht mit dem Collet von Büffelhaut, das er in dieser Zeit, wo er die Rüstung den Tag über anlegte, gewöhnlich trug, und befahl den Mönch hereinzuführen. Er trat mit diesem in ein Fenster, nahm den Brief, welchen ihn Clement, als von dem Grafen von Brienne kommend, überreichte, las ihn aufmerksam und richtete sodann mehrere Fragen an den Ueberbringer. Als wolle er noch ein Papier hervorlangen, zog jetzt der Verräther ein Messer aus dem Aermel seines Gewandes, stieß es dem Könige tief in den Unterleib an der linken Seite des Nabels und ließ es in der Wunde stecken. Heinrich that einen lauten Schrei, riß das Messer selbst wieder heraus und verwundete den Mörder damit über dem linken Auge. Erschrocken stürzte aus dem Nebenzimmer de la Guesle, Lognac und der Baron von Mirepoix in das Cabinet. Ersterer warf den Mörder durch einen Stoß mit dem Degengefäß neben dem Bette zu Boden, und die übrigen durchbohrten und tödteten ihn mit ihren Degen in der ersten Hitze des Zorns. Hierauf warfen sie den Leichnam zum Fenster hinab, welcher sodann auf einer Schleife weggeschleppt, mit vier Pferden zerrissen und verbrannt wurde; die Asche warf man in die Seine.

Der König ward sogleich zu Bette gebracht. Anfangs hielten die Aerzte die Wunde nicht für tödtlich. Gegen Abend aber fühlte der Monarch heftige Schmerzen, ein starkes Fieber trat ein, die Wundärzte hoben den Verband wieder auf, untersuchten die Wunde nochmals genau und fanden, daß die Eingeweide verletzt wären, daher erklärten sie einstimmig, es sey hier

1589 keine Rettung möglich, und der Kranke habe nur noch wenige Stunden zu leben. Darauf ließ Heinrich seinen Beichtvater kommen und bereitete sich zum Tode, nach den Gebräuchen seiner Kirche. Dann wendete er sich zu den versammelten Hofleuten, denen man, nach seinem Willen, den Eintritt verstattete: „nicht daß ich sterbe, macht mir Kummer," sagte er, „wohl aber, daß ich mein Reich in solcher Unordnung verlasse; man räche meinen Tod nicht, denn, nach der Lehre Jesu, habe ich vergeben lernen von Jugend auf." Er fügte sodann die Ermahnung hinzu, den König von Navarra als seinen Nachfolger anzuerkennen, welches er nach allen Rechten sey, trotz der Verschiedenheit seiner Religion, auch hoffe er dessen Rücktritt zur katholischen Lehre. „Denn seyd versichert, theuerster Schwager," sprach er, zum König von Navarra gewendet, „daß Ihr nie König von Frankreich seyn könnt, ohne die Annahme der katholischen Lehre und Demüthigung vor der heiligen Kirche." Er ließ hierauf seinen Geistlichen wiederum rufen, betete mit ihm die gewöhnlichen Sterbegebete, und gegen Morgen, am 2. August, starb Heinrich **III.** in seinem 39. Jahre, nach einer Regierung von 15 Jahren und 2 Monaten.

Nicht leicht gelangte ein König unter so großen Erwartungen zum Throne, und keiner hat sie so wenig erfüllt, als Heinrich **III.** Kaum dem Knabenalter entwachsen, befehligte er schon Armeen und zeigte sich muthig und entschlossen in dem Augenblicke der Gefahr. Sein Ruf verbreitete sich, die fremden Höfe nannten ihn mit Achtung, und man glaubte in ihm einen jungen Helden dieses Jahrhunderts heranreifen zu sehen, darum ward er auch der königlichen Elisabeth von England zum Gemahl vorgeschlagen, und lange schien es, als ob dieser Plan gelingen werde. Allein die Erziehung Catharinens von Medicis wucherte nur allzu bald in diesem ihren Lieblingssohne. Gleich einem Flüchtling verließ er Polen, dessen König er war, um zu

1589

den Genüssen von Frankreichs Hauptstadt zurückzueilen, statt daß er durch ruhiges Ausharren diese Krone seinem Bruder, dem Herzoge von Alençon, hätte zuwenden können. Er bestieg den Thron von Frankreich, und vermeinte somit einen Freibrief erlangt zu haben, sich einer gemächlichen Ruhe dahinzugeben und allen Wollüsten zu fröhnen. Seine bessern Anlagen arteten in verderbliche Fehler aus. Er war freigebig und wurde ein sinnloser Verschwender, vergeudete die Einkünfte des Staates an unwürdige Günstlinge, die ihn zum Danke verriethen und verließen, beraubte sich der Mittel das Verdienst zu belohnen, stürzte sein Reich in unermeßliche Schulden, und häufte Noth, Elend und einen beispiellosen Druck auf sein Volk. Seine Frömmigkeit wurde Frömmelei, er glich mehr einem fanatischen Mönche als einem Könige, verfolgte seine protestantischen Unterthanen mit einem wüthenden Hasse, war einer der Haupturheber der Bartholomäusgräuel, und schürte die Flamme der Religions- und Bürgerkriege mit unheilbringenden Händen stets wieder an. Zuletzt ging er in dem Schlamme seiner Lüste gänzlich unter; alle Nerven eines männlichen Willens erschlafften, er bewegte sich zuerst nur nach der Willkühr seiner Mutter und dann seiner lasterhaften Lieblinge; Meuchelmord und Giftmischerei, Ehebruch und Verhöhnung aller Sitte und Ehrbarkeit wurden unter seinen Augen, oft mit seiner Zustimmung oder persönlichen Theilnahme verübt. Darum fiel auch eine Schutzmauer nach der andern, welche Gewohnheit, Herkommen, göttliche und menschliche Gesetze um die Majestät der Könige erbaut haben. Das trotzige Haus der Guisen nöthigte ihn zum Krieg oder Frieden nach Belieben, seine rebellischen Unterthanen verjagten ihn aus seiner Hauptstadt; durch einen Meuchelmord vermeinte er sich vor dem Räuber seiner Krone zu verwahren, und der allgemeine Haß, die allgemeine Verachtung scheuchte ihn seinem edeln, aber durch ihn oder seine Schuld immer verfolgten und unter-

1589
drückten Verwandten in die Arme. Der kräftige Beistand desselben hob ihn wieder, und war im Begriff ihm die fallende Krone aufs Haupt zu setzen, da schnitt der Mordstahl eines Verräthers in einer Mönchskutte, welcher Heinrich stets eine fast abgöttische Verehrung bewies, den Faden seines entwürdigten Lebens entzwei.

Heinrich **III.** war von hohem und geradem Wuchse, hatte einen ernsten Blick und sanfte Miene, war leutselig und herablassend, sprach mit Jedermann, hörte mit vieler Geduld, was man ihm vortrug, erschien meistentheils heiter im Gespräche, und besaß Anstand und Würde, wenn er öffentliche Reden hielt. Pomphafte Auf- und Anzüge gehörten zu seinen Lieblingsbeschäftigungen, darum widmete er der Anordnung derselben einen großen Theil seiner Zeit.

Die augenblickliche Vernichtung des Mörders Clement machte freilich jede Untersuchung über die eigentlichen Urheber seiner That unmöglich; gleichwohl zeigen mehrere nachher angestellte Nachforschungen, daß er nicht ganz allein aus eigener Bewegung handelte, sondern mächtigern Anstiftern zum Werkzeuge diente. So erfuhr man, daß Clement vor seiner Abreise von Paris durch la Chapelle-Marteau, einen der wüthendsten Sechzehner, zum Herzoge von Mayenne zu einer geheimen Unterredung geführt worden war; ferner ließ der Herzog den Tag vor Clement's Abreise hundert der angesehensten Bürger in Paris verhaften, welche man für Royalisten oder Politiker hielt; man versprach dem Mönche, sie würden für seine Sicherheit bürgen, wenn man ihn durch die Folter zur Nennung seiner Mitschuldigen zwingen wolle. Endlich soll die Herzogin von Montpensier nichts unterlassen haben, den verzückten und der Wollust ergebenen Schwärmer anzufeuern; einige gehen sogar so weit zu behaupten, sie habe ihm die höchste Frauengunst bewilligt, um seines blinden Gehorsams desto gewisser zu seyn. [1]

[1] Thuanus, T. III. L. XCVI. p. 300. Davila L. X. p. 460. seqq.

Die Liguisten jubelten laut auf in wilder Freude, 1589
als sie den Tod Heinrich's **III.** erfuhren. Sie hofften, der König Philipp von Spanien werde jetzt zu ihrer Hülfe kommen. Die Geistlichen verglichen in ihren Predigten Clement mit Judith, und den König mit Holofernes; sie priesen ihn als einen Märtyrer, und sein Bildniß ward zur Anbetung an den Altären ausgestellt. Einige Liguisten schlugen vor, dem Mörder eine Bildsäule in der Kirche Notre Dame zu errichten, und dagegen die Bildnisse der Könige, als zu weltlich, aus derselben zu werfen; andere begaben sich nach St. Cloud, gruben an dem Orte, wo der blutende Leichnam von Clement gelegen hatte, die Erde aus, luden sie auf einen Kahn, um zu Paris eine Trophäe daraus zu errichten, doch ging das überladene Fahrzeug unterwegs zu Grunde, da sich ein starker Wind erhoben hatte.

Vor allem unwürdig aber war das Benehmen des Papstes Sixtus **V.**, des Vaters der Christenheit. In einem am 11. September veranstalteten Consistorium, hielt er auf die That Clement's eine Lobrede, welche durch ihre unsinnige Uebertreibung gotteslästerlich genannt werden kann. Jene That sey so bewundernswerth, daß er nicht anstehe sie zu vergleichen mit dem Wunder, wie das Wort Fleisch geworden und der Heiland von den Todten auferstanden sey. Den Muth, die Standhaftigkeit und den Eifer des Mörders aber erhob er weit über den von Judith und Eleazar, und schloß, eine so ruhmwürdige Handlung habe nur durch eine wunderbare Leitung Gottes und einen besondern Beistand der Vorsehung ausgeführt werden können. [1]

Mit Heinrich **III.** ging das Haus Valois, gleich einem an Wurzeln und Zweigen verdorrten und verfaulten Baume zu Ende. Nach Karl's **IV.** des letzten Capetingers Absterben, 1328, kam die Thronfolge auf eine Seitenlinie durch Philipp **VI.** Er war der Sohn

---

[1] Thuanus l. c. p. 302.

1589 Karl's von Valois und ein Brudersſohn Philipp's des Schönen oder des IV. Dreizehn Könige vom Stamme Valois haben 261 Jahre, vom Anfange des 14. bis zu Ende des 16. Jahrhunderts, über Frankreich geherrſcht, und merkwürdige Ereigniſſe ſind in dieſem Zeitraume an den damaligen Geſchlechtern vorübergegangen.[1] Verheerende und unglückliche Kriege verwüſteten Frankreich unter des erſten Valois, Philipp's VI., Regierung, indem Eduard III., Englands tapferer König, ſein Banner faſt immer ſiegreich in Frankreich wehen ließ. Calais kam für mehr als 200 Jahre an England unter Philipp's VI. Regierung. Noch übler ging es unter der Regierung Johann's, mit dem Beinamen des Guten. Er gerieth, in dem unglücklichen Treffen bei Poitiers, in Gefangenſchaft durch den Prinzen von Wales, der ſchwarze Prinz genannt, den Anführer des britiſchen Heeres, und ſtarb kriegsgefangen in der Hauptſtadt Englands. Karl V. erhielt den Beinamen des Weiſen, und bewährte ihn. Schwächlich zwar von Körper entriß er doch durch ſeine Klugheit den Engländern viele der eroberten Provinzen wieder, machte ſie ſelbſt durch ſeine Flotten zittern, brachte Ordnung in ſein zerrüttetes Reich, und war ein Freund und Beſchützer der Wiſſenſchaften. Jammervolle Zei-

---

[1] Folgendes ſind die Könige aus dem Hauſe Valois:

Philipp VI.	ſtarb	1350	nach	einer	Regierung	von	22	Jahren.
Johann	—	1364	—	—	—	—	14	—
Karl V.	—	1380	—	—	—	—	16	—
Karl VI.	—	1422	—	—	—	—	42	—
Karl VII.	—	1461	—	—	—	—	39	—
Ludwig XI.	—	1483	—	—	—	—	22	—
Karl VIII.	—	1498	—	—	—	—	15	—
Ludwig XII.	—	1515	—	—	—	—	17	—
Franz I.	—	1547	—	—	—	—	32	—
Heinrich II.	—	1559	—	—	—	—	12	—
Franz II.	—	1560	—	—	—	—	1	—
Karl IX	—	1574	—	—	—	—	14	—
Heinrich III.	—	1589	—	—	—	—	15	—

ten aber kehrten wieder unter Karl's VI. langer Regie- 1589
rung. Als ein Jüngling verfiel er in Wahnsinn und verblieb in demselben. Uebermüthig erhoben sich die Vasallen gegen einander, England benutzte die innere Zwietracht zu neuen Eroberungen, Frankreich blutete an selbstgeschlagenen und fremden Wunden. Die Geschichte hat von der Regierung dieses VI. Karl's nichts zu berichten, als daß die Spielkarten erfunden wurden, um dem wahnwitzigen Monarchen die Zeit zu kürzen. Frankreich befand sich am Rande des Verderbens, als Karl VII. zur Regierung kam. Da erschien Jeanette d'Arc, das Heldenmädchen von Orleans. Geschüchtert flohen die sieggewohnten Schaaren der Engländer, und niemals konnten sie seitdem wieder festen Fuß in Frankreich fassen. Karl VII. bildete die ersten stehenden Heere, und führte eine regelmäßige Bewaffnung und Kriegszucht ein. Ludwig XI. folgte ihm. Verrätherisch, wortbrüchig und treulos war er als Sohn, als Mensch und als Nachbar; dennoch verdankt ihm Frankreich seinen innern Zusammenhang, das Volk die ersten Anfänge einer größern Unabhängigkeit. Denn gegen den trotzigen Adel vornehmlich wandte Ludwig XI. seine Gewalt, verband dessen große Besitzungen mit der Krone, bewilligte dem Bürgerstande Freiheiten, um in ihm eine Stütze gegen die Vornehmen zu haben, und erhob die königliche Macht zu einer, bis dahin, nie gesehenen Stärke. Karl VIII., sein an Geist und Körper schwacher Sohn und Nachfolger, unternahm zuerst die für Frankreich stets so unglücklichen Züge nach Italien. Das blühende Land strebte er zu erobern, welches doch für die eindringenden Fremdlinge ein immer offenes Grab blieb. Ludwig XII. setzte die unheilbringenden italienischen Kriege fort, verdiente sich aber außerdem den Ehrennamen eines Vaters seines Volkes, und stieg, beweint und beklagt von seinen Unterthanen, in das Grab. Franz I. gefiel dem Volke, weil er,

1589 wie ein geistreicher Schriftsteller von ihm sagt,[1] dessen Tugenden und Laster theilte. Mit jugendlicher Ungeduld eilte auch er, kurz nach dem Antritte seiner Regierung, nach Italien, trug einen glänzenden Sieg davon bei Marignano, verlor aber nach wenigen Jahren wieder, was er erobert, und gerieth in der unglücklichen Schlacht von Pavia in die Gefangenschaft Karl's V. Er buhlte um die, keinen Gewinn verleihende, deutsche Kaiserkrone; mit Recht besorgten die deutschen Fürsten, ein solches Band mit dem Nachbarstaate dürfte der deutschen Freiheit und dem deutschen Sinne Nachtheil bringen, darum wählten sie den niederländischen Karl, der zugleich Spaniens gewichtige Krone trug. Durch immer erneute Kriege suchte Franz I. seine Zurücksetzung zu rächen, und immer endigten sie zu seinem Nachtheil. Jedoch war er ein thätiger Beförderer der Künste und Wissenschaften, vereinigte wundersam in sich den Rittergeist des scheidenden und die mildern Regungen des kommenden Jahrhunderts, nicht unähnlich dem deutschen Maximilian I.; liebte außerdem die Frauen und die Pracht, stürzte sein Land in unnütze Kriege, begann die Anhänger der protestantischen Lehre in seinem Lande zu verfolgen, während er die in Deutschland gegen den Kaiser unterstützte, und war der erste christliche Fürst, der mit den Türken ein Bündniß schloß. Vergötternd haben französische Geschichtschreiber sein Lob gepriesen, vielleicht weil seine Nachfolger werthlos so gar tief unter ihm standen. Denn nur einen matten, schwachen Abglanz von Franz I. ritterlichen Tugenden bietet sein Sohn Heinrich II. dar; schlaff und unthätig folgte er der Leitung seiner alternden Maitresse, Diana von Poitiers und seiner übrigen Günstlinge. Krank an Geist und Körper erscheint blos Franz II., um seinen bedeutungslosen Namen in die Tafeln der Geschichte einzugraben. Mit

[1] Mably, observations sur l'histoire de France. T. V. C. 7. p. 171.

1589

unaustilgbarem Schandfleck geht das Andenken Karl's IX. auf die Nachwelt über, denn in blutigen Zügen verdammen ihn die Gräuel der Bartholomäusnacht vom 24. August. Schimpflich beschließt diese Reihe der Könige Heinrich III.; ein niedriger Sklav niedriger Lüste und Ausgelassenheit sinkt er, getroffen vom Mordstahle des Fanatismus, den er selbst aus seiner dumpfen Höhle hervorgerufen. Ein frischer kräftiger Königsstamm mußte erblühen, sollte Frankreich nicht die Beute lauernder, raubsüchtiger Nachbarn werden.

Sechs und vierzigstes Capitel.

Heinrich von Navarra besteigt, als der erste Bourbon, den französischen Thron; große Hindernisse, die sich ihm entgegenstellen, Schlacht bei Arques; Schlacht von Ivry; Kampf der verschiedenen Parteien; Heinrich IV. tritt zur katholischen Kirche über; Friede zu Vervins; Edikt von Nantes; Beschluß.

Das Haus Bourbon ist ein Zweig des alten Stammes der Capetinger. Dessen Stammvater war Robert, Graf von Clermont, zweiter Sohn Ludwig's IX. des heiligen, (er starb 1270), achter Abkömmling in gerader Linie von Hugo Capet. Robert vermählte sich mit Beatrix 1272, der Erbin von Bourbon. Die Nachrichten über das Stammhaus von Beatrix reichen bis in das 10. Jahrhundert unter der Regierung des Königs Karl's des Einfältigen (er starb 929). Die Urkunden des Klosters Clugny nämlich berichten, daß ein Herr von Bourbonnais Schenkungen an dasselbe gemacht. Als der erste in der Reihe der Bourbonnois wird ein gewisser Adhemar genannt, um 923, dessen Nachkommen den Namen Archibald (Archambeau) führten. Mit dem siebenten dieses Namens starb im Jahre

1589
1187 der Mannstamm aus. Seine Tochter Mahaud war seine Erbin, und erzeugte einen Sohn, Archibald VIII., in zweiter Ehe mit Gui de Dampierre, Herrn von St. Just und St. Dizier; er starb 1215, und der Sohn nahm den Namen und das Wappen der Barone von Bourbon an. Archibald IX., ein Sohn des eben genannten, begleitete Ludwig IX. auf seinem Kreuzzuge, fand seinen Tod in Aegypten, und hinterließ zwei Töchter, Mahaud und Agnes. Die ältere starb, Agnes ward alleinige Erbin der Besitzungen der Barone von Bourbon, vermählte sich mit Jean de Bourgogne, Grafen von Charolais, und war die Mutter von Beatrix. Diese nun brachte ihrem Gemahle, dem Grafen Robert von Clermont, jüngerm Sohne Ludwig's IX., als Heirathsgut Bourbonnais zu, eine Landschaft, die jetzt beinahe das Departement Allier begreift, ferner Charolais, eine ehemalige Grafschaft in dem jetzigen Bezirke von Charolles, einer Stadt im Departement Saone und Loire, gelegen, und St Just, eine ehemalige Herrschaft, jetzt ein Marktflecken im Departement Aveiron. Ihr Sohn Ludwig I., er starb 1341, hieß von der Stadt Bourbon l'Archambaud, welche seitdem den Titel einer herzoglichen Pairie führte, zu welcher die Erbgüter seiner Mutter gehörten, Duc de Bourbon, und er ist der erste dieses Namens in der Geschichte. Ludwig I. Herzog von Bourbon hinterließ zwei Söhne, Peter I. er starb 1356, und Jacob von Bourbon, welche die Stammväter zweier Linien wurden. Die ältere erlosch mit dem, unter Franz I. so berühmten, Connetable Charles von Bourbon, als er, zu dem Kaiser Karl V. übergegangen, bei der Erstürmung von Rom blieb 1527. Jacob von Bourbon, Comte de la Marche, ward der Stammvater des jetzt regierenden königlichen Hauses Bourbon. Er starb 1362. Sein Enkel, Ludwig, führte den Namen Graf von Vendôme und lebte bis 1446. Dessen Sohn, Charles, hinter-

1589

ließ bei seinem Tode, 1537, zwei Söhne, Antoine und Ludwig. Dieser ward der Stifter des Hauses Condé, Antoine aber vermählte sich mit Jeanne d'Albret, der Erbin des Königreichs Navarra, und war der Vater Heinrich's IV. [1]

Rechtmäßig und wohlbegründet blieben demnach die Rechte Heinrich's auf den erledigten Königsthron; allein durfte er hoffen, sie, bei der gegenwärtigen Stimmung der Gemüther und den Umtrieben wüthender Parteien, geltend zu machen?

Eine allgemeine Bestürzung hatte sich unter der Armee verbreitet auf die Nachricht von des Königs Ermordung. Was sollte man thun, alles stand jetzt auf dem Spiele; Frankreich, durch innere Parteiungen geschwächt, mußte eine leichte Beute des ersten entschlossenen Feindes werden, der es angreifen wollte, und niemanden waren die geheimen Absichten des herrschbegierigen und eroberungssüchtigen Philipp's von Spanien unbekannt. In der Nacht vom 2. August traten daher die vornehmsten katholischen Befehlshaber zu einer Berathung zusammen. Die Einsichtsvollsten waren der Meinung, man müsse Heinrich von Navarra als König von Frankreich anerkennen trotz seiner Religion; übel stehe es Unterthanen an, ihrem Monarchen seine Rechte streitig machen zu wollen, unter welchem Vorwande es auch seyn möge; außerdem sey die Religion schon längst nur ein Vorwand eigennütziger und unlauterer Absichten; weiche man von der erblichen Thronfolge ab, so würden sich in Frankreich eben so viele Könige, oder vielmehr Tyrannen, erheben, als es Statthalter in den Provinzen, und Befehlshaber bei den Armeen gäbe; der offene, biedere Charakter des Königs von Navarra sey die sicherste Bürgschaft für seine zu erwartende Mäßigung, seine Tapferkeit aber für den

---

[1] Allgemeine Encyklopädie von Ersch und Gruber. Artik. Bourbon. bearbeitet vom Prof. Hasse.

1589 Schutz des Vaterlandes und die Wiederherstellung der Ordnung in demselben; schimpflich wäre es der Ligue beizutreten, die den König ermorden lassen, welches man ungerächt nicht könne hingehen lassen. Das war insonderheit die Meinung des Herzogs von Longueville, des Barons von Givry und des Herrn von Rambouillet. Dampierre, d'Entragues, d'O und mehrere andere eifrige Katholiken sprachen dagegen, und machten auf die Gefahren der katholischen Kirche unter einem calvinistischen Regenten aufmerksam, bis endlich der Marschall von Biron, der Herzog von Luxemburg und der Herzog von Epernon mit einer vermittelnden Meinung durchdrangen, nämlich den König von Navarra ohne Verzug als Heinrich's **III.** Nachfolger anzuerkennen, wenn er sich anheischig mache, die katholische Religion anzunehmen. Der Herzog von Luxemburg übernahm es das Wort zu führen bei den Abgeordneten, welche man an Heinrich schicken wollte.

Inzwischen besprach sich auch dieser zu Meudon, wo er seine Wohnung hatte, mit seinen Vertrauten, la Nocle, Guitry, Segur und andern über die zu nehmenden Maßregeln. Die meisten riethen, er möge sich nach der Loire zurückziehen, Tours besetzen, und seine zuverlässigsten Truppen um sich versammeln. Nur Guitry verwarf diesen Vorschlag, weil er Zaghaftigkeit zu verrathen scheine, und als sich bald darauf auch Sancy, der Anführer der Schweizer, mit den Seinen für den neuen König erklärte, so dachte niemand mehr an den Rückzug. Den kurz darauf erscheinenden Deputirten der katholischen Befehlshaber antwortete Heinrich, er wolle binnen 6 Monaten ein Concilium berufen, und sich, in Betreff der Religion, dessen Ausspruche unterwerfen. Auf diese Erklärung stimmten der Prinz von Conti, der Herzog von Montpensier, la Force, und die Angesehensten am Hofe und in der Armee für Heinrich; am 4. August huldigte ihm die ganze Armee zu St. Cloud, und erkannte ihn für den rechtmäßigen

1589
König von Frankreich unter dem Namen Heinrich IV. Er dagegen leistete den herkömmlichen Eid der Könige, die katholische Religion und ihre Bekenner in allen Stücken aufrecht zu erhalten und zu beschützen.[1]

Gleichwohl war Heinrich IV. darum noch nicht am Ziele. In der Armee selbst gab es Unzufriedene; der Herzog von Epernon, beleidigt, daß die Marschälle von Biron und Aumont den Vorrang vor ihm verlangten, und überhaupt wohl wissend, daß er die Gunst des neuen Königs nicht besitze, zog mit seinen Truppen, 7000 Mann stark, ab, und ging nach Angoumois; Ludwig de l'Hopital, Herr von Vitri, verließ ihn gleichfalls mit mehrern andern Edelleuten, ging nach Paris, und vereinigte sich mit den Liguisten. Unter diesen herrschte zu Heinrich's Glück Uneinigkeit. Einige wollten, der Herzog von Mayenne solle sich ohne Verzug zum Könige erklären; allein dieser fühlte nicht den hierzu nöthigen Muth in sich; Andere riethen, die königliche Armee zu gewinnen, und den König zu nöthigen, den katholischen Glauben anzunehmen, widrigenfalls man einen andern Prinzen von Geblüt wählen werde. Mayenne befolgte die Vorschläge der Vierziger, den Cardinal Karl von Bourbon, Heinrich's Oheim, zum Könige ausrufen zu lassen. Alle Versuche Heinrich's, einen Vergleich mit seinem Gegner zu schließen, schlugen fehl, seine Armee verminderte sich täglich, darum hob er die Belagerung von Paris auf und zog sich nach der Normandie, um die von England versprochenen Verstärkungen an sich zu nehmen. Mayenne folgte ihm mit einem dreimal stärkeren Heere auf dem Fuße, und gedachte ihn in Dieppe so einzuschließen, daß er ihm nicht entrinnen könne. Schon stand Heinrich IV., an seiner Rettung verzweifelnd, auf dem Punkte sich einzuschiffen, und Elisabeth von England persönlich um Hülfe zu

[1] Davila, L. X. p. 463.. seq. Thuanus, L. XCVII. p. 316. seq.

1589
bitten, als ihn Biron davon abhielt. „Sire!" sprach er zu ihm, „verlassen Ew. Majestät Frankreich nur auf 24 Stunden, so ist es auf immer für Sie verloren." Heinrich beherzigte dieses gewichtige Wort, und beschloß den, wenn auch überlegenen, Feind muthig zu erwarten.

Anderthalb Stunden von Dieppe liegt ein offener Flecken, Namens Arques, an dem linken Ufer der Bethune. Hinter demselben erhebt sich ein Hügel mit einem Schlosse, das die ganze ebene Umgegend beherrscht. Gegen über auf dem rechten Ufer ist ebenfalls ein Hügel und ein Sumpf nebst einigen, fast immer überschwemmten, Wiesen, die sich zu beiden Seiten des Flusses hinziehen bis an den Fuß der beiden Hügel. Hier nun, neben Arques, errichtete Heinrich ein festes Lager. Alles legte dabei Hand ans Werk, und in drei Tagen schloß es ein Wall von wenigstens 8 Fuß Höhe ein. Das Schloß wurde mit Kanonen besetzt, in einem nahen Thale stand die Reiterei, geschützt vor dem Feuer der Artillerie und zum plötzlichen Hervorbrechen stets bereit. So gerüstet erwartete Heinrich den Feind. Am 13. September erschien er auf dem gegen über liegenden Hügel, blieb aber drei Tage in gänzlicher Unthätigkeit. Vom 18. September an versuchten sich beide Heere in kleinen Gefechten und Scharmützeln, wobei jedoch die Liguisten immer im Nachtheile waren. Am 21. endlich ging Mayenne bei Tages Anbruch in Schlachtordnung über die Bethune, rückte ohne Trommelschlag, ohne Trompetenstoß gegen das verschanzte Lager an, in der Absicht, es mit Sturm zu erobern. Heinrich hatte sich darauf vorbereitet, und 800 Scharfschützen nebst 4 Compagnien Lanzenknechte, Schweizer und Franzosen, in den vor dem Lager aufgeworfenen Gräben und daselbst befindlichen Hecken vertheilt und aufgestellt. In drei Abtheilungen erwartete die Reiterei den Angriff. Das Geschütz von dem Schlosse auf dem Hügel begrüßte den anrückenden Feind zuerst, und richtete große Verwüstungen in seinen Gliedern an; dann empfing ihn

das Musquetenfeuer der verdeckt liegenden Infanterie, endlich stürzten drei Compagnien schwerer Reiter oder Gensd'armen hervor, um mit dem 400 Mann starken Vortrab leichter Reiter handgemein zu werden. Das Gefecht war hitzig, beide Theile verstärkten sich durch nachgesendete frische Truppen; endlich aber mußte Mayenne von seinem Vorhaben, die feste Stellung des Königs zu überwältigen, abstehen, und mit Verlust davon ziehen. Noch versuchte er, ihn von Dieppe abzuschneiden, konnte sich aber ebenfalls nicht behaupten, und nahm daher am 5. Oktober seinen Rückmarsch nach der Picardie.

Die aus England erwartete Verstärkung kam inzwischen an, 4000 Engländer vermehrten Heinrich's Heer, und am 31. Oktober stand er, zum größten Schrecken der Pariser, vor der Hauptstadt. Am folgenden Morgen machte er einen lebhaften Angriff auf die Vorstädte, und drang bis an die Thore; 800 Todte ließen die Liguisten auf dem Platze und viele Gefangene in den Händen der Royalisten; Bourgoin, der Prior des Mörders Clement, war unter den letztern; er trug einen Cuiraß, und wurde, weil er öffentlich eine Lobrede auf jenen Bösewicht gehalten, als Majestätsverbrecher mit 4 Pferden zerrissen. Hätte Heinrich sein Geschütz bei sich gehabt, so würde er sich der Stadt Paris bemächtigt haben; so aber hatte der Herzog von Mayenne Zeit mit seiner Armee anzulangen, worauf der König die Vorstädte verließ, und den Herzog in Schlachtordnung erwartete; da dieser aber ein Treffen vermied, so ging Heinrich nach Tours, und nahm Montlhery, Estampes, Vendôme und mehrere andere Städte weg. Bald waren ganz Anjou, ganz Maine und Touraine in seiner Gewalt, ja ganz Frankreich würde in kurzem sein gewesen seyn, hätte es ihm nicht so sehr an Gelde gemangelt.

Am 21. November ließ der Herzog den Cardinal von Bourbon zum Könige ausrufen unter dem Namen

1589 Karl X., und sich selbst die Würde eines Generalstatthalters des Königreichs bestätigen. Der Cardinal befand sich zwar noch immer gefangen in Fontenay, in Poitou, wohin ihn Heinrich hatte bringen lassen, dennoch aber wurden von den Liguisten alle Geschäfte unter dem Namen dieses geistlichen Königs geführt, und sogar Münzen mit seinem Namen und Bildnisse geschlagen.[1] Inzwischen hatte Heinrich IV. einen unsichtbaren, aber mächtigen Verbündeten mitten unter seinen Feinden, es war die Zwietracht, die keinen Plan zur gedeihlichen Reife bei ihnen kommen ließ. Mit Eifersucht und Mißtrauen bemerkte Mayenne die Absicht Philipp's II., seine Macht auch über Frankreich zu verbreiten, darum kämpfte er nach Kräften gegen die spanische Partei. Dieses aber begünstigte Heinrich's Unternehmungen ganz vorzüglich. Von Maine eilte er wieder in die Normandie, nahm Alençon, Argentan, Domfront, und viele andere Städte weg, erschien dann in Isle de France, entsetzte das belagerte Meulant, bemächtigte sich der Stadt Poissy, und fing an Dreux zu belagern. Es zu befreien zog Mayenne, durch 1000 Spanier, unter Anführung des Grafen Egmont, des Sohnes dessen, der auf dem Blutgerüste starb, verstärkt, dahin. Heinrich hob die Belagerung sogleich auf, ging dem verbündeten Heere entgegen, und lieferte die berühmte Schlacht von Ivry, einem Flecken in der Normandie, am Flusse Eure gelegen, jetzt Departement der Eure, Bezirk Evreux.[2] Eine große Ebene, ringsum von Dörfern begrenzt und einem kleinen Gehölz, bot einen bequemen Kampfplatz dar. Die Reiterei

---

[1] Thuanus, L. XCVII. p. 329. seq.

[2] Voltaire, Henriade chant. VIII.
Près des bords de l'Iton et des rives de l'Eure,
Est un champ fortuné, l'amour de la nature:
La guerre avoit long tems respecté les trésors
Dont Flore et les Zephirs embellissoient ces bords.

machte Heinrich's Stärke aus; er theilte sie in 7 Abtheilungen, die Flanken jedesmal durch Infanterie gedeckt. Die Artillerie stand auf dem linken Flügel, das Ganze bildete einen Halbmond. Der Herzog von Mayenne bedachte sich, ob er das Treffen annehmen sollte. Noch hatte er den 21. September von Arques nicht vergessen. Dem Könige lag eine fruchtbare, von der Verwüstung noch verschonte Gegend im Rücken, während hinter ihm alles verwüstet war; außerdem stießen zu den königlichen Truppen stets frische Verstärkungen, da er dergleichen nicht zu erwarten hatte. Prahlerisch fuhr der jugendliche Egmont auf, er mit seinen Spaniern wolle es gegen den Navarrer allein wagen und ihn Vernunft lehren, wenn sich die Franzosen fürchteten. Mayenne ließ sich, gegen seine innere Billigung, durch diese Großsprecherei bestimmen, und traf Anstalten zum Kampfe. Zwei große Corps Schweizer stellte er auf den rechten und linken Flügel, und in der Mitte flatterte die weiße Hauptfahne (cornette), um welche sich die Reiterei aufstellte. 4 Kanonen waren vor der Fronte aufgepflanzt. Um Mittag, am 13. März, standen beide Heere einander in dieser Ordnung gegen über, die leichten Truppen rückten zu kleinen Scharmützeln vor, hierüber kam der Abend, beide Heere zogen sich in ihre Lager zurück, und Heinrich, in Begleitung der Marschälle Biron, d'Aumont und einiger Officiere, recognoscirte den Feind noch spät in der Nacht. Am 14. März bei früher Tageszeit erhob er sich von dem Strohsacke, auf welchem er einige Stunden geschlummert hatte, und gab Befehl, die Armee in derselben Ordnung, wie den vorigen Tag wieder aufzustellen. Der Feind that ein Gleiches; beide Heerführer ermunterten ihre Streiter durch Anreden, dann begann Heinrich den Kampf durch ein lebhaftes Artilleriefeuer. Sein Geschütz wurde so gut bedient, daß es neun Mal feuerte, bevor das feindliche ein Mal antwortete. Dann eilte er mit der Reiterei zum Angriff zu kommen. Er fand

1590 einen hartnäckigen Widerstand, und ein Zufall brachte einige Zeit Unordnung unter seine Reiter. Der Träger der Hauptfahne nämlich ward am Auge verwundet, und seinem Pferde der Zügel zerhauen. Ohne Lenkung galoppirte dieses nach eigenem Willen rückwärts, den Fahnenträger mit sich tragend. Die Reiter sahen das Hauptbanner in rückgängiger Bewegung, stutzten und wurden unruhig. Hier nun war es, wo Heinrich IV. unter sie sprengte, ihnen jene denkwürdigen Worte zurufend: „Folget meinem weißen Helmbusch, ihr werdet ihn stets auf dem Wege der Ehre und des Ruhms erblicken" (**Raillez vous à mon panache blanc, vous le verrez toujours au chemin de l'honneur et de la gloire.**) Der Sieg krönte den muthigen Führer; mehr als 10,000 Feinde verloren das Leben im Gefechte, oder versanken in den Sümpfen oder dem Flusse bei Jvry. Die deutschen Lanzenknechte wurden niedergehauen, das französische Fußvolk warf die Waffen weg und floh davon. Mayenne verlor fast alle Fahnen, das Geschütz und Gepäck. Der Graf Egmont empfing den Lohn seiner Unbesonnenheit, denn er befand sich unter den Todten, so wie viele der Vornehmsten der Ligue. Der Herzog ging nach St. Denis zurück, wo ihn der päpstliche Legat, Mendoza, der spanische Gesandte, die Herzogin von Montpensier, und andere zu trösten suchten; er blieb einige Tage daselbst, denn er wagte es nicht sogleich, sich den Parisern zu zeigen. [1] Der Verlust des Königs betrug nur 500 an Todten. Es war hauptsächlich ein Reitergefecht gewesen. Bei der Flucht und Verfolgung des Feindes waren Heinrich's Freunde eine Zeit lang in der größten Unruhe, er wurde nämlich vermißt. Endlich kam er zurück mit Schweiß und Blut bedeckt. Er war auf einige flamändische Reiterhaufen gestoßen, durch ihre rothen Kreuze

---

[1] **Thuanus L. XCVIII. p. 346. seq. Davila L. XI. p. 506. seq.**

1590

kenntlich, hatte sie angegriffen, auseinandergesprengt und ihre Fahnen erbeutet, darum kehrte er später zu den Seinen zurück, welche ihn mit verdoppeltem Freudengeschrei empfingen.

Nach 15 Tagen erst erschien Heinrich IV. vor Paris den 7. Mai und belagerte es zum zweiten Male. Der Herzog von Mayenne hatte sich in die Niederlande begeben, um Unterstützung von dem spanischen Statthalter, dem Herzoge von Parma, zu erlangen, in Paris führte den Oberbefehl der Herzog von Nemours. Ein Leichtes schien es, diese übervölkerte Stadt sehr bald durch den Hunger zu bezwingen, der sich auch bald einstellte. Doch oft trotzt der Wille den Forderungen der Natur. Die Liguisten verstanden es, das Volk so zu fanatisiren, daß es die Qualen des drückendsten Mangels mit heldenmüthiger Ergebung trug. Aufzüge, die unter andern Umständen nur Spott und Gelächter erregt haben würden, dienten jetzt zur Begeisterung der Gemüther. 1300 Mönche, Kapuziner, Carthäuser, Dominicaner und andere zogen, zu einem Regimente vereinigt, unter der Anführung des Bischofs von Senlis, durch die Straßen, eine Hellebarde in der einen und ein Crucifix in der andern Hand, statt der Kapuze einen Helm auf dem Kopfe und einen Harnisch über die Kutte geschnallt. Sie nannten sich die streitende christliche Kirche. Dennoch würde es Heinrich IV. gelungen seyn Paris zu nehmen, wenn ihn nicht sein väterliches Herz verleitet hätte, sowohl bei der Sperrung der Stadt als bei den Angriffen auf dieselbe die Milde dem Kriegsgebrauche vorzuziehen. Daher konnte der Herzog von Parma mit 15,000 Mann auserlesener spanischer Truppen bei Meaux zum Herzog von Mayenne stoßen, den 22. Aug., wodurch Heinrich genöthigt ward, die Belagerung von Paris wieder aufzuheben.

Wunderbar jedoch mußten immer die augenscheinlichsten Gefahren diesem Könige zum Gewinn werden.

1591
Nach jener Vereinigung beider Heere wurde der spanische Feldherr bald gewahr, daß Mayenne, wegen seiner Trägheit und Langsamkeit, keineswegs der Mann sey, die Sache der Ligue glücklich zu beendigen. Daher rieth er seinem Könige, sich selbst zum Oberhaupte derselben zu machen, wodurch das bereits obwaltende Mißtrauen, nebst den Uneinigkeiten in derselben nur noch vermehrt wurden. Am 9. Mai starb der Cardinal Bourbon in seiner Gefangenschaft zu Fontenay; ein schwachsinniger, leichtgläubiger Greis, der immer der Verschlagenheit zum Werkzeuge gedient hatte; er vermehrte durch seinen Tod den Widerstreit der Meinungen. Hierzu trug noch die Flucht des jungen Herzogs Karl von Guise, des Sohnes des zu Blois ermordeten, bei, den 15. August 1591, welcher aus seiner Gefangenschaft zu Tours entkam. Mit Begeisterung ward er von den Liguisten zu Paris empfangen, mit Mißvergnügen aber von seinem Oheim, dem Herzoge von Mayenne. Denn die Sechzehner, die in spanischem Solde standen, nahmen ihn mit offenen Armen auf, entzogen sich der Gewalt des Herzogs immer mehr, und wurden allmälig die unerträglichsten Tyrannen. Sie trugen sogar dem Könige von Spanien die Krone Frankreichs an, oder, falls er sie nicht annehmen wolle, so möge er seine Tochter Isabella mit einem beliebigen Eidam, sie meinten vornehmlich den jungen Guise, vermählen, welchen sie als König anzuerkennen bereit wären. Mayenne verhinderte diesen Anschlag, indem er 9 der unbändigsten Ruhestörer zum Tode verurtheilte, und an vieren derselben auch diese Sentenz vollziehen ließ, die übrigen retteten sich durch die Flucht.

Mit gutem Glücke setzte indessen Heinrich den Krieg fort. 7000 Mann englische Hülfstruppen, unter dem Grafen Essex, waren zu ihm gestoßen, wodurch sich seine Armee bis auf 35,000 Mann vermehrte. Der Herzog von Parma konnte nichts Entscheidendes ausführen, weil ihm Mayenne's Eifersucht überall in den Weg trat.

1592

Durch einen geschickten Rückzug kehrte er endlich nach Flandern zurück.

Im Herbste des Jahres 1592 erhielt der Herzog von Parma abermals Befehl von Philipp **II.**, in Frankreich einzurücken, um Spaniens Vortheile zu befördern bei einer Zusammenberufung der Stände, wo man einen neuen König wählen wollte statt des verstorbenen Cardinals von Bourbon, welchen die Ligue Karl **X.** nannte. Der spanische General gehorchte, unterlag aber den vielfältigen Anstrengungen in früheren Feldzügen, und starb in seinem 47sten Jahre den 2. Dec. 1592. Er war einer der größten Feldherrn seines Jahrhunderts. Jetzt verhinderte Mayenne diese Versammlung nicht mehr, wie vorher, weil er nun nicht weiter fürchtete, daß die Berathungen zu seinem Nachtheile ausschlügen.

Vom 26. Januar 1593 an wurden Sitzungen im großen Saale des Louvre angefangen und über zwei Monate fortgesetzt. Ueberraschend kam den meisten der Vorschlag des Königs von Spanien, den er durch seinen Gesandten, den Herzog von Feria, machen ließ, Heinrich **IV.**, selbst wenn er die katholische Religion annähme, nicht anzuerkennen, dagegen aber die Infantin Isabelle, als Schwestertochter Heinrich's **III.**, zur Königin von Frankreich auszurufen. Dieses stritt gegen ein Grundgesetz der französischen Monarchie, wo die Regierung niemals auf die weibliche Nachkommenschaft übergehen kann, darum erregte dieser Antrag fast allgemeines Mißfallen, und das Parlament beauftragte den Herzog von Mayenne, als Generalstatthalter, über das Wohl der Reichsverfassung zu wachen.

Bei dem sichtbaren Unwillen über den ersten Vorschlag that der spanische Gesandte einen zweiten, nämlich Isabellen mit dem Herzoge Karl von Guise zu vermählen, und diesen zum Könige von Frankreich zu ernennen. Dieses ließ sich Mayenne, dem Scheine nach, gefallen, arbeitete aber im Geheimen dagegen

1593 und suchte nun den, von Heinrich IV. vorgeschlagenen, Waffenstillstand abzuschließen.

Indessen überzeugte sich Heinrich IV. immer deutlicher, daß er niemals zum ruhig. Besitze der Krone gelangen werde, wenn er der Forderung der Mehrzahl seiner Unterthanen, den katholischen Glauben anzunehmen, nicht nachgebe. Selbst die unbefangensten seiner protestantischen Diener, wie der Minister de Rosny, nachmals Duc de Sully, riethen es ihm [1], daher ließ er sich, des Anstandes wegen, in der katholischen Religion unterrichten, und den 25. Julius 1593 schwur er in der Kirche zu St. Denys die protestantische Lehre öffentlich ab, und ward von dem Erzbischof von Bourges in die katholische Kirche wieder aufgenommen. Freudenfeuer vom Montmartre bis Pontoise verbreiteten denselben Abend schon die wichtige Nachricht und Eilboten trugen sie durch das ganze Land. Möglichste Hindernisse legte der, seit Sixtus V. Absterben regierende Papst Clemens VIII. in den Weg, weil er von der Ligue und dem Könige von Spanien gewonnen war, Heinrich aber eilte auch die Krönungsfeierlichkeit zu vollziehen, und troß aller Intriguen des päpstlichen Legaten und der Spanischgesinnten, ward er zu Chartres unter dem gewöhnlichen Gepränge gekrönt den 27. Februar 1594. Am 22. März öffnete ihm auch Paris die Thore; nach mancherlei Drangsalen sah er diese Stadt endlich als König wieder, in welcher er, unter Morden und Blutvergießen, für sein Leben gezittert hatte. Er begab sich zuerst nach der Hauptkirche eine Messe zu hören, wo er jenes, so oft besprochene, und gewiß von Leichtsinn zeugende Wort sprach: „Paris sey wohl eine Messe werth." Eine allgemeine Amnestie verkündigte allen Verzeihung des Vergangenen; mit der Herzogin von Montpensier, seiner hitzigsten Feindin, spielte er

1) Mem. de Sully T. I. ch. 37. seq. p. 102. seq.

am Abende Karte. Die noch widerspenstigen Städte unterwarf er theils mit den Waffen, theils auch durch bedeutende Geldsummen, die er den Commandanten zahlte. Nur der Herzog von Mayenne fuhr noch fort, sich zu widersetzen. Da Spanien ihn hauptsächlich unterstützte und aufwiegelte, so erklärte er demselben einen offenen Krieg im Januar 1595, welcher mit abwechselndem Glücke in den Niederlanden geführt ward. Am 17. September fand auch Heinrich's feierliche Lossprechung vom Banne zu Rom Statt. Clemens VIII. suchte sie so pomphaft als möglich zu machen. In dem Vorhofe der Peterskirche war ein Thron errichtet, der heilige Vater bestieg ihn, und alle anwesenden Cardinäle standen zu seiner Rechten und Linken; die Bevollmächtigten Heinrich's, d'Ossat und du Perron, schwuren knieend, im Namen ihres Königs, die Ketzerei ab und bestärkten eidlich die eingegangenen Bedingungen. Dann wurde der 51. Psalm, oder das Miserere, angestimmt, und bei jedem Verse berührte der Papst die beiden Bevollmächtigten mit einer Ruthe. Den Beschluß machten einige Gebete und die wirkliche Lossprechung vom Bann.[1] 1595

Nun stand der Aussöhnung des Herzogs von Mayenne mit dem Könige nichts mehr im Wege, denn bisher hatte derselbe noch immer den fortwährenden Kirchenbann als ein Hinderniß angeführt. Die schöne Gabriele, die Geliebte Heinrich's, wirkte hierbei am meisten. Im Januar 1596 legte auch dieser hartnäckige und schwer zu versöhnende Feind die Waffen nieder.

Ohne entscheidende Vortheile weder für die eine noch die andere Partei wurde der spanische Krieg bis 1598 fortgesetzt. Philipp II., von Krankheit und Schwäche niedergedrückt, wünschte den Frieden jetzt

---

[1] Thuanus, L. CXIII. p. 696 — 698. Lettres du Card. d'Ossat T. I. p. 283 seq.

1598 eben so sehnlich, als Heinrich IV., daher kam er auch zu Vervins zu Stande, den 2. Mai 1598. Beide Theile gaben alle Eroberungen seit dem Frieden zu Chateau-Cambresis 1559 zurück.

Noch ein wichtiges Geschäft blieb Heinrich IV. zu beendigen übrig, für die Sicherheit seiner frühern Glaubensgenossen, der Protestanten, zu sorgen. Schon blickten sie mit Unmuth und Mißvergnügen auf ihn, schon sahen sie mit Argwohn und Besorgniß in die Zukunft, wähnten, der Glanz seiner neuen Würde habe auch seine vorige Gesinnung geändert, und leicht konnten sich die, kaum gedämpften, Unruhen erneuern [1], da erließ Heinrich IV. das Edikt von Nantes den 13. April 1598, und gab dadurch seinen evangelischen Glaubensbrüdern die längst gewünschte und blutig bestrittene Freiheit des Glaubens und des Gewissens wieder. In 92 Artikeln, nebst 56 geheimen, umfaßte es die bewilligten Rechte und Freiheiten. Die Staatsräthe Caspar Schomberg, de Thou, Jeannin und Calignon machten den ersten Entwurf dazu und der protestantische Prediger Daniel Chamier hatte wahrscheinlich großen Antheil daran.

Der Inhalt dieses Edikts, worin Heinrich's Bestreben der Partei der Katholiken nicht zu mißfallen, allerdings hervorleuchtet, ist folgender: Artikel 1) das Vergangene ist zwischen beiden Parteien in eine gänzliche Vergessenheit begraben; keine Klage oder Ahndung kann darüber von irgend jemand erhoben werden. 2) Wir befehlen daher allen unsern Unterthanen friedlich und als Brüder neben einander zu leben, bei Strafe als ein Störer der öffentlichen Ruhe und des allgemeinen Friedens behandelt zu werden. 3) Wir befehlen, daß die Ausübung der katholischen Religion an allen Orten, wo sie früher Statt fand, ohne Störung wieder eingeführt werde; die katholischen Geistlichen

[1] Mezeray, hist de Fr. T. VI. p. 161. seq.

1598

sollen in ihren Amtsverrichtungen und Einkünften nicht behindert und beeinträchtigt werden; sie sollen in den alleinigen Besitz der Kirchen und Gebäude, welche ihnen während der vergangenen Unruhen entrissen worden sind, wieder eingesetzt werden, und die Reformirten sollen keinen Gottesdienst in gedachten Kirchen oder Gebäuten halten. 4) Wären Gebäude auf Grundstücken aufgeführt worden, die der katholischen Geistlichkeit gehörten, so steht es dieser frei, den neuen Besitzer zur Bezahlung des Grundstücks, oder zur Verzinsung des Kapitals rechtlich zu zwingen. 5) Jedoch kann die Geistlichkeit nicht auch die darauf errichteten Gebäude verlangen, sie muß dieselben kaufen, oder diese sind vorher abzutragen. 6) In allen Städten und Orten unsers Königreichs ist den Protestanten erlaubt zu wohnen, und sie sollen, der Religion wegen, nirgends verfolgt oder beunruhigt werden. 7) Edelleute und Herren, welche auf ihren Gütern die Obergerichten haben, können in ihren Wohnungen Gottesdienst halten für ihre Glaubensgenossen. 8) Diejenigen, welche die Obergerichten nicht haben, können nur mit ihren Familien Gottesdienst halten, von Fremden dürfen nicht über 30 Personen beiwohnen. 9) In den Städten und Orten, wo protestantischer Gottesdienst eingeführt war im Jahr 1596 bis zu Ende des Augusts 1597, soll er bestehen und fortdauern. 10) Desgleichen soll er wieder eingeführt und hergestellt werden, wo er durch das Pacificationsedikt von 1577 anerkannt worden, mit Berücksichtigung jedoch der alten Privilegien des katholischen Clerus. 11) In den Vorstädten der Städte, wo eine höhere Gerichtsbarkeit ist, darf der protestantische Gottesdienst öffentlich gehalten werden; ausgenommen hiervon sind die Städte, wo ein Erzbischof oder Bischof wohnt. 12) Privilegien, welche irgend einem Prinzen, Herrn oder Edelmann zugestanden worden sind, werden durch den vorhergehenden Artikel nicht aufgehoben. 13) Schulen und Seminarien

1598 sollen von den Protestanten nur an den im Edikt bestimmten Orten angelegt werden. 14) In unserer Stadt Paris und 5 Stunden in deren Umkreise, desgleichen an unserm Hofe und in unserm Gefolge soll kein protestantischer Gottesdienst gehalten werden. 15) Auch in der Armee soll derselbe nicht Statt finden, ausgenommen in den Quartieren der Generale protestantischen Glaubens. 16) Den Protestanten werden ihre ihnen früher gehörigen Gebäude und Plätze zurückgegeben, und wäre dieses, wegen damit vorgenommener Veränderungen, nicht möglich, so erhalten sie eine angemessene Entschädigung. 17) Prediger und Vorleser sollen sich aller Worte und Reden enthalten, welche zur Zwietracht reizen, worüber die weltlichen Obrigkeiten zu wachen haben. 18) Bei exemplarischer Strafe ist verboten, Kinder mit Gewalt oder durch Ueberredung ihren Eltern zu rauben oder abwendig zu machen, um sie katholisch zu taufen und zu erziehen; ein gleiches Verbot ergeht auch an die Protestanten. 19) Früher geleistete Eide oder Cautionen der Protestanten zur Abschwörung der Religion sind für sie nicht mehr bindend. 20) Sie sind aber gehalten, die katholischen Festtage äußerlich zu ehren, und an solchen keine öffentlichen und in ihren Häusern keine geräuschvollen Arbeiten zu verrichten. 21) Protestantische Bücher können nur in solchen Städten gedruckt und verkauft werden, wo der protestantische Gottesdienst öffentlich erlaubt ist, in allen übrigen sind sie verboten. 22) Ohne Unterschied der Religion sollen die Schüler in den Schulen und auf den Universitäten, so wie die Kranken in den Hospitälern auf- und angenommen werden. 23) In Hinsicht auf die verbotenen Grade in der Ehe sind die Protestanten denselben Gesetzen unterworfen wie die Katholiken. 24) Bei Uebernahme eines Amtes bezahlen die Protestanten ebenfalls die üblichen Antrittsgebühren; Ceremonien, welche ihrer Religion entgegen sind, brauchen sie nicht beizuwohnen; bei einem Eidschwure haben

1598

sie nur die Hand aufzuheben, mit der Versicherung vor Gott, daß sie die Wahrheit reden. 25) Bei schwerer Strafe wollen wir, daß auch die Protestanten den katholischen Pfarrern die herkömmlichen Zehnten bezahlen. 26) Enterbungen aus Religionshaß finden künftig nicht mehr Statt. 27) Die Protestanten sind aller höhern und niedern Aemter eben sowohl fähig als die Katholiken. 28) In allen Städten und Orten sollen den Protestanten Kirchhöfe zuertheilt werden. 29) Die Obrigkeiten sind verantwortlich für jede Unordnung, welche bei den Beerdigungen vorfallen möchten. 30) In den Parlamenten des Königreichs wird eine verhältnißmäßige Anzahl der Räthe aus den Protestanten gewählt. 31) Dieses gilt auch von Bordeaux, Grenoble und Toulouse. 32) Für Dauphiné, so wie für Bretagne und die Normandie, spricht das Parlament in Angelegenheiten der Protestanten als höchste Instanz. 33) Gleiche Rechte hat das Parlament in Burgund. 34) In Angelegenheiten der kirchlichen Rechte sprechen gedachte Parlamenter nicht als höchste Instanz. 35. bis 57. Artikel enthalten Verordnungen, welche innere und örtliche Angelegenheiten betreffen. 58) Alle seit dem Tode Heinrich's II gegen die Protestanten erlassenen Decrete sind für null und nichtig zu achten. 59) Desgleichen werden alle Confiscationen gegen Ausgewanderte oder Zurückgebliebene, so wie alle Nachtheile ihrer Kinder, Angehörigen und Erben widerrufen und aufgehoben. Vom 60. bis mit dem 72. Artikel werden wiederum die speciellen Fälle der Gerechtigkeitspflege bestimmt. 73) Alle der Religion wegen Verhaftete sind zu entlassen. 74) Abgaben und Auflagen sind für Katholiken und Protestanten gleich. 75) Rückständige, während der Unruhen gemachte Auflagen werden erlassen. 76 — 77) Auch von den Witwen, Erben und Hinterlassenen sollen jene Auflagen nicht gefordert werden. 78 — 79) Abgeschlossene Rechnungen werden anerkannt. 80) Rechnungsführer und Cassenbeamte werden, wegen des

1598
Vergangenen nicht gehalten, Rechnung abzulegen. 81) Dasselbe gilt auch von den Gouverneurs der Provinzen, Stadtcommandanten und Hauptleuten. 82) Den Protestanten sind alle Verbindungen mit dem Auslande, um Truppen anzuwerben, verboten. 83) Was zu Wasser oder zu Lande genommen und erbeutet worden während der Unruhen, ist für abgethan und entschieden zu achten. 84) Hindernisse, welche von den Katholiken den Protestanten in den Weg gelegt worden sind, werden der Vergessenheit übergeben. 85 — 87) Was jedoch nicht in den Unruhen des Krieges, sondern diebisch und gewaltsam ist entwendet worden; desgleichen Gewaltthätigkeiten des einzelnen Kriegers, als Brandstiftung, Schändung der Weiber und Mädchen, Einbruch und Mord kann auf dem Wege der Gesetze gerügt werden. 88) Geschleifte Festungswerke der Städte können, auf Kosten der Einwohner, wieder hergestellt werden. 89) Wegen der Religion Ausgewanderte können wiederkehren, und sollen in ihre Gerechtsame wieder eingesetzt werden. 90) Was Protestanten von Katholiken an Gütern und Eigenthum erworben haben können, müssen sie den ersten Eigenthümern zurückgeben. 91) Allen Richtern und Anwälten sey kund und zu wissen, daß alle frühern Edikte und Verordnungen aufgehoben sind. 92) Wir wollen, daß alle unsere Beamten, jedes Standes und Ortes, die Aufrechthaltung dieses unsers Ediktes eidlich versprechen. Unterzeichnet Heinrich IV. Zur Vermeidung möglichen Mißbrauchs wurden noch 56 geheime Artikel beigefügt in Betreff der Priester, welche sich verehelicht, des Wiederaufbaues der zerstörten Kirchen und verschiedener Privilegien einzelner Städte und Personen.[1]

[1] Benoit, hist. de l'edit de Nantes T. 1. recueil d' edits conférences et autres pièces pour servir de preuves à la première partie de l'histoire de l'edit de Nantes p. 62. seqq.

1599
Heftig sträubte sich das Parlament, dieses Edikt in seine Register einzutragen, bis es, auf Heinrich's ausdrücklichen Befehl, geschehen mußte den 25. Februar 1599. Somit wurde der Same der Empörung erstickt, die Ruhe und der Friede kehrten auf Frankreichs verödeten Fluren wieder, Heinrich IV., der erste eines neuen Stammes, der erste der Bourbonen, brachte glücklichere Zeiten über das lange und hart geprüfte Land.

Ein Zeitraum von 51 Jahren, einem halben Jahrhunderte, ist an unsern Blicken vorübergegangen, und gewichtig fallen dessen Ereignisse in die Wagschale der Geschichte. Eine leuchtende Fackel hatte Luther entzündet, vielen gereichte ihr Licht zum Heil, in vielen Ländern aber ward sie der Brand zu einer langen, zerstörenden Feuersbrunst. Schon Franz I. begann diejenigen seiner Unterthanen dem Scheiterhaufen zu überantworten, welche sich der neu einbrechenden Lehre geneigt bewiesen. Sein Sohn, Heinrich II, setzte diese Verfolgungen eifrig fort; die Protestanten ertrugen lange schweigend oder höchstens nur klagend die Unbilden der Uebermüthigen und Unduldsamen. Endlich war ihre Geduld erschöpft, mit kaum verbissenem Grimme litten sie noch das Unvermeidliche; da brachte ein Steinwurf zu Vassy, 1. März 1562, das hoch angefüllte Gefäß zum Ueberrinnen; 36 Jahre loderte dann, mit geringen Unterbrechungen, der Krieg zwischen Bürgern gegen Bürger fort; die Religion war bald nur noch der Vorwand zu den ehrgeizigen, nach dem Höchsten strebenden Entwürfen der Guisen; in satanischen Freveln erschöpfte sich die Wuth der Parteien; mit dem irdischen Besitze ging sehr häufig auch der göttliche Funke der Tugend und Frömmigkeit unter; neben dem finstersten Aberglauben herrschte der wildeste Unglaube; frech und ungescheut erhob das Laster sein Haupt; Bürger- und Familienglück gedieh sparsam in dieser stürmischbewegten Zeit. Und trotz dieser äußeren

1598
Gewalt, trotz dieser Martern und Gräuel, vor welchen die Menschennatur erzittert, konnte der freie Wille in der muthigen Brust, der fromme Glaube im Gemüthe nicht gebeugt und gebrochen werden. Eine große, wichtige, selten beherzigte und doch so sehr zu beherzigende Lehre geht aus diesem allen hervor, die Lehre nämlich, daß in der Zeit gereifte Ueberzeugungen der denkenden Menge eben so wenig unterdrückt werden können, als irgend eines Menschen Macht vermag die Strahlen der alles belebenden und erwärmenden Sonne aufzuhalten. Nach dem Siege Karl's V. bei Mühlberg über die Schmalkaldischen Bundesgenossen schien es mit den Protestanten in Deutschland auszuseyn, und dennoch mußte ihnen derselbe Karl in dem Vertrage von Passau freie Uebung ihrer Religion zugestehen. Nach dem Blutbade der Bartholomäusnacht in Paris und dem Falle so vieler edler Häupter der Calvinisten jubelten die Fanatiker laut auf, und gerade dieses verrätherische Bubenstück erstarkte und vermehrte die Partei der Hugenotten; oft besiegt, erstanden sie immer wieder, bis ihnen das Edikt von Nantes Glaubensfreiheit bewilligte. In dem unseligen Kriege, welcher Deutschland 30 Jahre lang verheerte, schienen die Bekenner des reinen Evangeliums mehr als einmal rettungslos verloren, und doch ward ihnen, so wie den tapfern Niederländern die Freiheit des Glaubens für ihre Beharrlichkeit endlich zu Theil. Ein symmetrische Einheit der Gedanken in verschiedenen Menschenseelen ist unmöglich; nicht einmal über die gewissen Dinge des täglichen Lebens giebt es eine gänzliche Uebereinstimmung aller, wie sollte sie Statt finden über das Höchste und Wichtigste, über die Religion, woraus Jesus selbst die freie Thätigkeit des Geistes nicht hat verbannen wollen, denn alles zu prüfen und das Beste zu behalten, empfiehlt uns sein Apostel. Brüderlich können und sollen wir neben und miteinander leben; Keiner taste an, was dem andern werth und heilig ist,

Keiner verdamme den anders Denkenden. In blutigen Zügen lehrt die eben dargelegte Geschichte von Frankreichs Religions- und Bürgerkriegen die Folgen des Gegentheils. Ein düsterer Geist der Verfolgung und des Religionshasses regt jetzt seine Schwingen wieder; aber gefährlich ist's, die Furien der Zwietracht aus ihrem Schlummer zu wecken, einmal losgelassen, hören sie nicht auf mit unseliger Geschäftigkeit wucherndes Unkraut zu streuen, fort und fort, bis auch der letzte Keim menschlicher Glückseligkeit dahin ist. Wäre es uns gelungen, zur Beherzigung dieser Wahrheiten durch das ehrwürdige Zeugniß der Geschichte nur etwas mitgewirkt zu haben, so würden wir uns übergenug belohnt halten für das oft mühsame Forschen, Untersuchen, Vergleichen und Sichten alter Urkunden, dem wir seit mehreren Jahren Fleiß und Aufmerksamkeit widmeten. 1598

